



<36608341960013

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang.

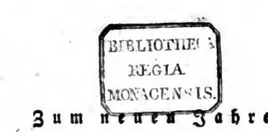
—o—

1840.

Redigirt
von
Johann Evangelist Fürst.

Preis: 2 fl. 24 kr.

Passau.
In der Pustet'schen Buchhandlung.



Zum neuen Jahre.

Pflanz' und säe mit Verstand!
Denn du sä'st in Gottes Hand;
Aus der Erde dunklem Schooß
Zieht er deine Saat dann groß,
Und verherrlicht sie im Licht,
Wie? das kümmere dich nicht.

An das Licht gelangt die Nacht,
Wenn verjüngt der Tag erwacht;
An das Licht die Wurzel schießt,
Wenn der Lenz die Erd' entschließt;
An das Licht der Wille dringt,
Wenn die Thatkraft ihn vollbringt.

Gleichviel dann, ob Saat und That
Brodkorn und Minister=Rath,
Oder Samen nur zu Heu,
Und der Schmiedehammer, sey;
Denn es adelt Menschenkraft
Was nicht, sondern wie sie schafft.

Und an sich die Arbeit schon
Ist dem Menschen Pflicht und Lohn;
Nur entfremdet ist das Gut,
Das auf Arbeit nicht beruht;
Arbeit nur ist Eigenthum,
Lebensstärk' und Werk und Ruhm.

Glüklich, wer so ehrenwerth
Denkt und wirkt und sich bewährt!
Glüklich nur um solchen Preis
Sey, geliebter Leserkreis,
Auch im neuen Jahr! und so
Lebenswegen lebensfroh!

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 1. 1. Jäner 1840.

Inhalt: Prophezeiung auf das Jahr 1840. — Landwirthschafts-Polizei. — Ueber Anlegung von Kleegärten im Verbande der Maulbeerbaum-Zucht. — Wie man das Durchbringen der Nässe und Luft an Fenstern und Thüren verhindert. — Gegen das Wundseyn der kleinen Kinder. — Ueber Judenkultur.

Prophezeiung auf das Jahr 1840.

In diesem Jahre wird gewiß der Himmel
Bei klarem Wetter blau und heiter seyn!
Wenn Sturm und Hagel nicht, die grobe Lümmel,
Und Schnee und Regen Wolken mischen drein;
Gedeihen werden Obst, Gemüs' und Saaten,
Wenn Alles ungestört verblüht und treibt,
Der Wein wird auch in diesem Jahr gerathen,
Wenn ihm die Witt'rung immer günstig bleibt.

Die Viehzucht wird in diesem Jahr gerathen,
Wenn's Futter gibt, und keine Seuche stört,
Die Mädchen werden Männer auch erringen,
Wenn Gott ihr täglich Seufzen gnädig hört;
So wird dieß Jahr uns vollen Segen bringen,
Wenn Alles sich nach unsern Wünschen fügt,
Und alles Gute wird, und muß gelingen,
Wenn der Prophet nicht, wie gewöhnlich! lügt.

Landwirthschafts-Polizei,

ein Ding, das da seyn sollte — und nicht ist.

Wer das Gute will, muß keinen Anstand nehmen, die Wahrheit unverholen zu sagen. Im Reiche der Wahrheit gilt nur freie ungezwungene Rede, freie unparteiische Untersuchung, freies unbestochenes Urtheil. Das höchste Prinzip der Entscheidung, wenn über Wahrheit gestritten wird, ist die Vernunft.

Jeder Vernünftler pflegt aber seine Vernunft gleichsam für das Orakel des ewigen Urquells aller Vernunft zu halten; daher es räthlich und besser ist: Dasjenige, was man, nach seiner individuellen Ansicht und Ueberzeugung, für Wahrheit hält, einem Vereine von Sachkundigen und unparteiischen Männern zur Prüfung und Entscheidung vorzulegen. Wie auch diese Entscheidung ausfallen möge, so wird man gewiß, billiger Weise, dem Verfasser keine andere, als eine auf seine innere Ueberzeugung sich gründende gutgemeinte Absicht unterlegen können.

Manche Reform, die dem Staate grossen Vortheil gebracht, würde unterblieben seyn, hätte nicht irgend Einer, wenn er auch bei dem Ziele vorbei traf, Anderen Gelegenheit gegeben, den Gegenstand schärfer ins Auge zu fassen.

Man hat von jeher in ganz Deutschland die Vermehrung der Staats-Einkünfte und die Anfüllung der Staatskassen als den höchsten Zwek aller Staats-Einrichtungen angesehen, und — von diesem Gesichtspunkte ausgegangen — die landwirthschaftliche Polizei blos als ein auf diesen Zwek hinwirkendes Wesen betrachtet.

Diese Theorie ist es, die der Polizei fast allenthalben den spöttischen Namen Beutel-Polizei zugezogen hat.

Es läßt sich, ohne alle Uebertreibung, behaupten, daß sich die Landwirthschafts-Polizei in ganz Deutschland, sowohl in theoretischer, als praktischer Hinsicht, in einem armseligen Zustande befindet. Und doch ist die Ausübung einer ächten landwirthschaftlichen Polizei eben so wichtig und nothwendig zur Begründung des Staats-Wohls, als alle übrigen Regirungs-Geschäfte!

Die Natur spendet mit freigebiger Hand ihre Schäze im Allgemeinen über den Erdball aus: aber weiter geht ihr Geschäft nicht; das Aufsuchen, Ordnen und Verwalten ihrer Gaben überläßt sie dem Menschen, als Theil seines Berufes.

Es liegt offenbar in dem Wesen einer ächt landwirthschaftlichen Polizei:

„Alles, was dem Zweke des Landbaues entgegen ist, die Akerkultur hindert, den Eifer, Fleiß und Industrie schwächt, aus dem Wege zu räumen, und solche Anordnungen und Verfügungen zu treffen, welche nicht nur die Landwirthe in den Stand sezen, den Feldbau zu ihrem Nuzen ungehindert zu betreiben, sondern auch solche Verbesserungen und Erweiterungen bei dem landwirthschaftlichen Gewerbe zu bewirken, die dem Staate zum wesentlichen Vortheile gereichen.“

Wäre die Ausübung einer ächten landwirthschaftlichen Polizei-Verwaltung bisher nicht in so

hohem Grade vernachlässiget worden, so hätten sich unsere landwirthschaftliche Kultur-Beschränkungen unmöglich immerwährend bei der Anzahl erhalten können, mit welcher wir gegenwärtig zu kämpfen haben. Einer ächt landwirthschaftlichen Polizei liegt es ja ob, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich der nüzlichen Thätigkeit des betriebsamen Landwirthes entgegen stellen.

Weiter erstrekt sich sogar der nüzliche Wirkungskreis einer ächt landwirthschaftlichen Polizei nicht!

Sie soll sich nicht dergestalt in die Angelegenheiten der Landwirthschaft mischen, als wolle sie gleichsam die Betreibung des Feldbaues, als Oberlandwirth, unmittelbar dirigiren. Eine solche Einmischung in die Landwirthschaft würde dem Flore derselben nicht nur nicht beförderlich, sondern selbst nachtheilig seyn.

Tröste der Himmel den Staat, sagt ein Kunsterfahrner, wo der Kameralist auch dem Landmanne seine Wirthschaft und dem Kaufmanne seine Handlung mit einzurichten, zu führen, oder gar zu dirigiren sich für berufen oder berechtigt hält! Wo der Aker und der Wirth frei ist, da erfolgt die Vollkommenheit der Landwirthschaft von selbst, so weit sie sich für Zeit und Ort schikt. Nur Befreiung von den Fesseln der Abhängigkeit, mehr bedarf der Oekonom nicht! Belehrungen sind ihm überflüssig. Er wird durch solche Belehrungen meist nur an lateinische Wirthe erinnert und läßt sich weit lieber durch seines Nachbars Beispiel belehren.

So wie in dem früheren Alter die Erziehung mehr negativ als positiv, mehr mittelbar als unmittelbar in ihren Wirkungen seyn muß: in eben dem Sinne und Verhältnisse muß auch eine ächte Landwirthschafts-Polizei auf die Landwirthschaft einwirken. Positive Versuche in einer unmittelbaren Bestimmung des Willens, wie solche, bei der Erziehung, späterhin, im Alter einer sich entwikelnden Vernunft, von sicherem Erfolge sind — finden bei einer ächten landwirthschaftlichen Polizei nur in Fällen der höchst möglichsten Ausnahme Statt, welche bekanntlich keine Regel umstößt. —

Das Haupt-Augenmerk einer ächt landwirthschaftlichen Polizei muß darauf hingerichtet seyn, den Bauernstand, diese grosse und überwiegende Mehrzahl der gesammten Landwirthe im Staate, unter Umstände zu sezen, die Landwirthschaft mehr intensiv treiben, d. h., der allgemeinen Produktion einen höhern Aufschwung geben zu können, um solche in das erforderliche Gleichgewicht mit unserer ungeheuren Bevölkerung zu bringen.

Der Bauernstand muß unter Umstände gesezt werden, der vermehrten Population auch vermehrte Produktion an die Seite zu sezen. Der Bauernstand ist es, unter dessen Händen der größte Theil des fruchtbringenden Landes bearbeitet wird, und dessen physischen und intellektuellen Kräften es überlassen bleibt, die ersten Lebensbedürfnisse für sich und seinen Mitbürger zu erzielen.

Nicht die grössern Wirthschaften, sondern die mittlern und kleinern Bauernwirthschaften müssen mit voller Aufmerksamkeit berüksichtigt werden, weil sie es sind, die den grössern Theil der baubaren Akerfläche unseres Vaterlandes einnehmen. Weil es namentlich dieser überwiegenden Mehrzahl der Landwirthe im Staate nicht gestattet ist, ihr Grund-Eigenthum vollständig benüzen, und den geeigneten Theil desselben dem Körnerbaue, den andern angemessenen Theil aber der Erzeugung von allerlei Viehnahrung, im immerwährenden zwekgemässen Wechsel, zu widmen, um ihren magern Akern, durch Gewinnung mehreren Dunges, aufzuhelfen und die unbebaute Brache nur als Ausnahme von der Regel Statt finden zu lassen. Weil ihnen nicht gestattet ist, die Ketten- und Folgenreihe einer zwekgemässen Abwechslung im Körner- und Futterbau, und den daraus entspringenden Düngergewinn (als wesentliches Erforderniß, dem Grund und Boden den höchst möglichsten nachhaltigen Ertrag abzugewinnen) in Ausübung bringen zu dürfen. Weil ihnen, mit Einem Worte, jede Abweichung vom Herkömmlichen wie zur Unmöglichkeit gemacht ist.

Es gibt der denkenden Landwirthe unzählige unter dieser Klasse, bei welchen die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit und dem unausbleiblich guten Erfolg einer der Oertlichkeit angemessenen

Wechselwirthschaft, unerschütterlich und der Entschluß zur vollen Reife gediehen ist, sobald es ihnen die Umstände gestatten, ungesäumt dazu zu schreiten.

In allen Ländern, ohne Unterschied, ist es nur jene Mittelgattung von Landwirthen, welche die eigentlichen und wahren Verbesserer der Landwirthschaft sind, indem sie Vermögen mit Verstand, und beides mit der immer regen Betriebsamkeit verbinden, ihre Umstände wahrhaft zu verbessern. Der Eigennuz fördert die Kultur-Fortschritte weit mehr, als alle gelehrten und kameralistischen Vorschriften!

Nur durch den Mittelstand der Landwirthe kann ein besseres ökonomisches System ins Leben gerufen werden. Nur dieser Stand vermag Musterwirthschaften aufzustellen, wie sie dem grossen Haufen (im verjüngten oder eigentlich proportionirten Maßstabe) zur geeigneten anschaulichen Belehrung, und zum lebendig überzeugenden Beispiele dienen, und wie sie wahrhaft, im ganzen Sinne und Umfange des Wortes genommen, lebendig aus der Wirklichkeit gegriffen seyn müssen, um den ganzen Haufen, der nur durch seines Nachbars Beispiel belehrt seyn will, im erleichterten Ueberblik, anschauliche Belehrung und volle Ueberzeugung zu gewähren.

Es gibt Männer unter diesem Mittelstande der Landwirthe, deren Geistesvermögen zureichend ist, die verwikeltsten Begriffe gehörig aus einander zu sezen. Wenn solche Männer unter Umstände gesezt werden, ihren Mitbürger mit ihrem Lichte vorzuleuchten, so ist unstreitig der erste, größte und wichtigste Schritt in der Sache gethan, der unausbleiblich zu eben den Resultaten führt, zu welchen es in Belgien, Holland und den Rhein-Gegenden in landwirthschaftlicher Hinsicht gekommen. Und wo gibt es eine vortheilhaftere Landwirthschaft, als dort?

Ist es einmal bei uns auch wie dort, ist einmal bei uns auch dem Landeigenthümer der privative unverkümmerte Genuß seines Grund und Bodens ausgewirkt; so wird man bald, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, der Musterwirthschaften unzählige bei uns entstehen sehen, die sich in ihrem Resultate so einleuchtend für den grossen Haufen aussprechen werden, daß auch der gemeinste Menschenverstand den hieraus hervorgehenden Nuzen unfehlbar wird einsehen müssen; denn wo der Stab des wilden Hirtenstandes gebrochen ist, wo Feudal-Lasten und Servituten beseitigt sind — auf völlig freiem Grund und Boden gedeiht die Kultur sichtbar und auffallend und reißt in ihrem glänzenden Erfolge unwiderstehlich zur Nachahmung hin!!

(Schluß folgt.)

Ueber Anlegung von Kleegärten im Verbande der Maulbeerbaum-Zucht.

Wir Bayern erkennen es alle mit hohem Danke, wie sehr unser allergnädigster König und Herr, Majestät, bemüht sind, der Landwirthschaft im Allgemeinen, und darunter auch ganz besonders durch Beförderung der Seiden-Zucht — aufzuhelfen. Ich glaube daher, und vorzüglich den nun versammelten hohen und hochverehrlichen Ständen des Reiches, keinen belästigenden Dienst zu erweisen, wenn ich dieser Zeitschrift, die des Guten und Gemeinnüzlichen schon so Vieles, und mit Dank anzuerkennen, verbreitete, eine Berechnung einverleibe, die mir ein alter sächsischer Landwirth schon anno 1806 zu Schleißheim, seiner Angabe nach aus einer ökonomischen Zeitschrift entnommen, mittheilte, und welche Berechnung einer vergleichenden Prüfung würdig seyn möchte.

„Ungefährer Vor- und Ueberschlag des Nuzens eines Klee-Gartens, worin alle zwei Quadrat-Ruthen ein Maulbeer-Baum, und also ihrer vier 32 Fuß im Quadrat weit von einander zu stehen kommen, und welcher Kleegarten 40 Morgen groß seyn soll.

1. Vierzig Morgen betragen 4800 Quadrat-Ruthen, den Morgen zu 120 berechnet. Wenn nun alle 2 Quadratruthen ein Maulbeerbaum zu stehen kommen würde, so könnten 2400 Stük Bäume auf einem Felde von 40 Morgen stehen.
2. Die Rabatten, worauf die Bäume stehen, müssen wenigstens 2 Fuß breit seyn. Es gehen also die $2\frac{1}{2}$ Morgen von den 40 Morgen

ab, folglich bleiben noch für den Kleebau $37\frac{1}{2}$ Morgen übrig.

3. Der Maulbeerbäume, die man zu 10jährig annimmt, rechne ich 120 auf 30 Pfd. Seide. Man würde daher von 2400 Stük Maulbeer-Bäumen beiläufig 630 Pfd. Seide, ausser der Floret, erobern können.

4. Wenn das Pfund Seide nur 4 Rthlr. ertragen sollte, so betrüge die Einnahme von 630 Pfd. 2520 Rthlr. für die Seide.
Und das wäre der Nuzen der Bäume.

5. Zwischen den Rabatten der Bäume bleiben nach Abzug obiger 2 Fuß für die Rabatten von 2 Quadrat-Ruthen, 30 Fuß Land übrig, welches $37\frac{1}{2}$ Morgen beträgt. Wenn man nun den Morgen nur à 5 Rthlr. berechnet, so kann die Einnahme des Klees jährlich $187\frac{1}{2}$ Rthlr. betragen.
Der Nuzen des ganzen Feldes wäre also
1) Für die Bäume, und davon zu gewinnender Seide 2520 Rthlr.
2) Für den Klee, am Futter für das Vieh . . . . $187\frac{1}{2}$ „
Summa $2707\frac{1}{2}$ Rthlr.

6. Und wenn man auch an Kosten lucro cessante, und Interesse von Kosten 707 Rthlr. ansezen und berechnen wollte, so würde doch der verbleibende Gewinn vom Felde noch 2000 Rthlr. abwerfen; die Kosten, so auf den Seidenbau und die Erhaltung gingen, möchten aber hernach, im Falle so viel Seide zu machen wäre, nebst Dem, was für die Floret fällt, und auch an diese Kosten verwendet würde, etwa jährlich noch 500 Rthlr. betragen. Folglich bliebe doch noch ein reiner Gewinn von 1500 Rthlr.

7. Dieser Vorschlag würde nun entweder bei einem adeligen Landgute, oder bei einem Dorfe von ungemein grossen Nuzen seyn, was nemlich an Wiesen, Auen und am Futterbaue zur Viehzucht fehlet, und wo man von all seinem Felde so viel, und nahe am Orte gelegenes Feld zu einem solch schönen und wahrhaft nüzlichen Kleegarten nehmen, und denselben aber nach jährlicher Austheilung, sowohl durch Klee oder Esparsette u. a. zur Zeit bekannten Futterkräuter, als auch durch die Blätter von den Bäumen, theils zur Seidenwürmer-Zucht mittelst Verpachtung der Bäume an Diejenigen, die sich mit ihren Frauen und Kindern, oder andern Personen, z. B. Predigern und Schul-Lehrern, darein schiken wollen *), theils aber auch durch eben diese Blätter zur Viehzucht als grünes und trokenes Futter nüzen, von dem Seidenbaue selbst aber auch noch allerhand mehr Nahrung haben, und die Viehzucht überhaupt verbessern könnte, daran es an so vielen Orten wegen Mangel des Futters gebricht; besonders wenn die gemeine Weide durch allerhand Formalitäten, wie die Viehhaltung der Trift wegen, eingeschränkt ist; denn dadurch hätte man auch Stallfutter, und warum sollte man nicht alsdann wenigstens bei einer Art Vieh, z. B. bei den Schafen, eine Futter- und Stall-Schäferei, folglich hiedurch viel mehr Schafe halten können?"

Wie man das Durchdringen der Nässe und Luft an Fenstern und Thüren verhindert.

Es ist eine grosse Unannehmlichkeit, wenn Regen und Wind durch die Falzen der Fenster dringen. Auch an den Thüren kommen diese Mängel vor. Allerdings schreiben sich diese Mängel von der Unachtsamkeit der Verfertiger her, weil sie entweder die Arbeit nachlässig verfertigen, oder Holz anwenden, welches noch nicht gehörig ausgetroknet ist. Das Schlechte sollte freilich nicht für gutes Geld gegeben werden. Gewöhnlich ist es zu spät, wenn der Fehler bemerkt wird, eine Abänderung zu treffen. Es mag wahr seyn, daß, wer eine Sache vorzüglich haben will, es verstehen müsse, was dabei zu berüksichtigen ist. Man traut den Verfertigern oft viel zu viel zu, und trägt nachher den Schaden.

*) Vielleicht auch für die Beschäftigung von zu schweren Arbeiten nicht mehr befähigten Orts-Armen?
Frage des Einsenders.

Wer nur einmal solche durchlässige Fenster und Thüren hat, wendet oft viel daran, den Schaden zu beseitigen, oder wenigstens zu mindern. Zu diesem Behufe theilen wir einen Vorschlag mit, den wir dem Architekten Quistorp in Greifswald verdanken.

Man nehme Talg, schmelze ihn bei gelindem Feuer, am Besten über Kohlen, streue dann unter stetem Umrühren nach und nach so viel pulverisirte oder geschabte Kreide hinein, bis es eine gut vereinigte Masse, wie eine etwas steife Salbe, wird. Diese Masse streicht man in die Eken und Falze, paßt dann die Fenster- und Thürflügel fest hinein, nimmt den nach Aussen hervorquellenden Kitt mit einem Messer ab. Damit beim Oeffnen der Flügel der Kitt nicht aus den Falzen herausfalle, ist es gerathen, vor dem Einstreichen desselben sie mit einem stumpfen Borstenpinsel von allem Staube zu reinigen, und sie, wenn das Holzwerk recht troken ist, mit Leinölfirniß anzustreichen.

Gegen das Wundseyn der kleinen Kinder.

Das beste Mittel gegen das Wundseyn der kleinen Kinder, und zugleich das unschädlichste und wohlfeilste, sind getroknete und dann fein zerriebene Rosenblätter von der Art, welche man Centifolien nennt. Nur ja nicht Bleiwasser!

Ueber Judenkultur.

Die vorlezte Numer d. Bl. vom vorigen Jahre enthielt weit ausgeholte Anträge zur Emanzipation und Kultur der Juden. Die Judenkultur ist überhaupt an der Tagesordnung, und wie es dem schwachen wortmachenden Zeitalter herabsinkender Völker gebührt, der Göze wird eben so bereichert, als weiland der Antigöze. Wie einst keinem rechtgläubigen Erlösten zu rathen war, sich der verzweifelten Sache eines gepeinigten und der Vertilgung gewidmeten Volkes nur entfernt anzunehmen, so darf heute Niemand, der auf den Namen der Aufgeklärten und Humanen Anspruch behalten will, auch nur einen Zweifel laut werden lassen, daß der Same Abrahams reif sey zu Dem, was man ihn jezt heissen will zu werden. Die Organisateurs sprechen das Machtwort: Steh auf und wandle! — und: Es werde Licht! Aber die Lahmen brauchen ihre Krüken nach, wie vor, und haben sie recht liebgewonnen, und alles Licht fällt den Beleuchteten noch lediglich auf das Metall. — Quantum est in rebus inane! Mit Formeln und Formen schafft man keine Menschen, und der „Staatsbürger mosaischen Bekenntnisses“ mit einem Civilnamen hinter dem Stammnamen ist der alte Schuz- und Schacher-Jude, der wie ein Vampyr aussaugt, so weit nur seine Krallen reichen, oder der aufgeblähte, ignorante, geldstolze Glükspilz, der wohl auch nicht selten gewußt hat, Fortunen zu korrigiren, oder ein eitler vorlauter Halbwisser, noch der unschädlichste. — Ausnahmen? O, Ehre zweimal ihnen! Aber in einem ganzen Lande von circa —? Menschen, wer nähme mehr als etwa zwei an, und zwar einen davon für den unbekannten, der noch gefunden werden muß. — Und wenn ihr auch die famose Transfusions-Operation der Doktoren Denis und Riva von Paris übtet, und das alte Blut zu einer Blutader hinaus, und zur andern das neue hinein pumptet, ihr würdet dennoch das Subjekt unverändert wieder erhalten. — Das Naturrecht will man wieder herstellen: warum folgt man nicht dabei der Naturlehre. Keinen Sprung! Der Staat öffne die Bahn, aber nur der Geprüfte gehe ein. Kein Schlagbaum wehre auf immer den Eingang; aber in Masse sollte sich kein Volk eindrängen dürfen, daß man seit Jahrhunderten durch eine strenge und ewige Quarantäne von sich schied, und dadurch von Grund aus sich machte. Nur wer dem Staate Alles ist, Alles leistet, ist ein Bürger gleichen Werthes; das ist etwas mehr, als Abgaben geben. Eine Pseudo-Humanität will urplözlich eine verwahrloste tief verdorbene Generation auf das Pari mit den übriger Staatsbürgern sezen, und vergißt, daß bei diesen gezwungenen Kours der neuen Patentmenschen, gegen den bis zur Unwahrscheinlichkeit problematischen Gewinn, das Wohl der Unterthanen, welche die wahre Kraft ausmachen und bewährt sind, sicher unzählige Mal auf das Spiel gesezt werde. Dixi.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Oekonomische Neuigkeiten.

Unter dem Titel:

Lehrbuch der praktischen Landwirthschaft, bestimmt für kleine Landwirthe und Anfänger in diesem Gewerbe, Nebst einem Anhange über den Obstbau, Von Ernst Avenarius,

ist bei Brockhaus in Leipzig ein sehr empfehlendes Werk erschienen und in allen Buchhandlungen um 1 Rthlr. 4 gr. zu haben. Zwek und Behandlung mögen am Besten aus des Verfassers Vorrede entnommen werden. Er sagt: „Während es eine Menge Schriften über die Landwirthschaft gibt, welche für den grossen in seinem Gewerbe unterrichteten Landwirth berechnet und bestimmt sind, vermißt man allgemein einen leicht faßlichen Leitfaden für den Betrieb dieses Gewerbes, welcher dem kleinen Landwirthe, der diesen Unterricht entbehret, unerläßlich nöthig ist, wenn er es mit Nuzen betreiben soll.

Da er den größten Theil des Bodens bearbeitet, folglich den größten Theil der zur Nahrung der Menschen und Hausthiere nöthigen Produkte erzeugen muß, liegt es im Interesse Aller, folglich des Staats, daß er die dazu nöthigen Kenntnisse besize.

Ein leicht verständliches, möglich kurzgefaßtes und daher wohlfeiles Buch der Art ihm in die Hand zu geben, und dadurch gemeinnüzig zu werden, war mein Plan und Wunsch, als ich das Folgende niederschrieb.

Was darin gelehret wird, gründet sich beinahe durchgängig auf eigene Erfahrung, und kann dreist befolgt werden; wo diese Erfahrung nicht spricht, wird es angedeutet werden.

Ich habe mich auf eine allgemeine Belehrung über die Eigenschaften des Bodens, dessen Bearbeitung, der dazu nöthigen Werkzeuge, des Gebrauchs derselben, des Anbaues der vorzüglichsten gebräuchlichsten Fruchtarten, Handelsgewächse und Futterkräuter, den Wiesenbau, auf die Zucht und Pflege der landwirthschaftlichen Hausthiere und die Stallfütterung beschränkt, und als Anhang, Anleitung zu einer leichten Art Buchführung gegeben, da diese, obgleich unerläßlich nöthig, um den Erfolg seiner Bemühungen zu erkennen, und gründliche Erfahrungen zu sammeln, dem kleinen Landwirthe fast durchgängig unbekannt ist."

Dem 228 Seiten enthaltenden, auf das feinste weisse Papier mit sehr schönen Lettern gedrukten Werke sind drei illuminirte Tabellen mit vielen verbesserten Akerwerkzeugen beigefügt, und wir sind überzeugt, daß Oekonomie-Freunde darin viel Neues finden und das Buch mit grossem Nuzen gebrauchen werden.

Die Frauendorfer Obstbaum-Schulen.

Die vor 20 Jahren begründeten Baumschulen zu Frauendorf von etwa 100 bayr. Tagwerken Flächenraum nehmen mit jedem Jahre noch zu sowohl an weiterer Ausdehnung des Terrains, das auf mehr als 200 Tagwerke disponibel gemacht werden kann, als an Vermehrung der Sorten, die für Liebhaber verkäuflich abgegeben werden.

Die Versendungen gehen in die entferntesten Länder, indem die Bäume durch eine ganz eigene Verpakungsart vor Verderbensgefahr auf dem Transporte gesichert werden.

Die auf vierjährige Wildlinge veredelten Obstbäume kosten im ersten Jahre nach der Veredlung 6 kr., im zweiten 9 kr., im dritten 12 kr. — und steigen so fort mit jedem Jahresalter um 3 kr. per Stük, sowohl in hochstämmiger, als pyramidenförmiger oder spalierartiger Qualität, und die Sammlung enthält über

1000 Sorten Aepfel,
700 „ Birnen,
250 „ Kirschen,
150 „ Pflaumen,
400 „ Weinreben u. s. w.

Vorzügliche Erwähnung verdient eine Sammlung auserwählter englischer Stachelbeeren von mehr als 300 Sorten, worunter mehrere von der Grösse eines Vogeleies.

Neben der Obstbaum-Schule besteht eine Gehölz-Schule mit den mannigfaltigsten Bedürfnissen zu englischen Anlagen oder Ausschmükungen von Gartenpartieen. Darunter sind auch zu Strassen-Bepflanzungen:

Wallnuß-,
italienische Pappel-,
Akazien-,
Eichen-
Kastanien-,
Eschen-,
Ahorn-Bäume rc. rc. —

Gleicher Vorrath ist auch vorhanden von

Landrosen,
Monatrosen,
Nelken,
Blumenzwiebeln,
Gemüse- und
Blumen-Sämereien.

Briefe mit Bestellungen oder Anfragen sind zu adressiren:

An Herrn Fürst
in
Frauendorf
bei Vilshofen in Bayern.
Franko.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 2. 8. Jäner 1840.

Inhalt: Landwirthschafts-Polizei. (Schluß.) — Wir müssen uns einschränken! — Neue Erfindung, Seidenwollen- und Baumwollen-Waaren zu putzen. — Seifen-Surrogat. — Winter-Hufeisen. — Dauerhafter Kitt für Stubenöfen. — Kunst, grosse Hühner zu bekommen. — Ueber Spiegelbelegung. — Gedanken-Zunder.

Landwirthschafts-Polizei,

ein Ding, das da seyn sollte — und nicht ist.

(Schluß.)

Es gibt durchaus nur Ein untrügliches und unfehlbares Mittel zur Verbesserung des Akerbaues! Es gibt hier nur Ein Mittel zum Zwek! Dieses Mittel ist so einleuchtend, als es plan- und einfach ist. Es besteht theils in der Befreiung des Akerbaues von jener Feudal-Aristokratie, die das furchtbare Unglük des Menschenalters war, und deren niederdrükendes Gewicht noch eben so fürchterlich auf dem bedrängten Landmanne fortlastet, als zur Zeit der Karolinger und Habsburger, unter welchen sich diese Bedrükungen fortsezten; theils, in der Ausführung einer Güter-Arrondirung, oder einer Anreihung des Zerstreuten in ein zusammenhängendes Ganzes.

Die Ergreifung jedes anderen Mittels führt nur auf Ab- und Neben-Wege, und bringt, je länger je mehr, von der eigentlichen Direktions-Linie ab,

> quam ultra citraque nequit
> consistere rectum in re oeconomica!

Ein Staat, belebt von fleissigen und industriösen Bewohnern, und in Besiz der ergiebigsten Agrikultur-Quellen, bedarf nur Losbindung des Grund-Eigenthums von jenen Fesseln, welche — gleich dem schädlichsten Unkraute — die edleren Pflanzen unterdrüken und — wie Moose und Flechten — im niedrigen Zustande erhalten, daß sie die goldenen Früchte nicht tragen können, die nur dem uneingeschränkten Eigenthümer erwachsen.

Eines greift in das Andere — und Eines folgt aus dem Andern! Erst müssen die Hindernisse hinweggeräumt werden, die sich der Abweichung vom Herkömmlichen entgegen thürmen — und dann erst kann die Rede von Kultur-Erhöhung seyn! Diese Hindernisse sind eben so viele Nebenräder, welche den Umtrieb der Wirthschafts-Maschine erschweren.

Dieß ist so klar als der Tag, und so wahr als irgend eine mathematische Wahrheit. Der erste Schritt zu irgend einer Kultur-Erhöhung sezt Abweichung vom Herkömmlichen voraus. Und so lange diese Abweichung vom Herkömmlichen den obwaltenden Hindernissen zu Folge unmöglich ist, so lange bleibt auch jede bedeutende Kultur-Erhöhung unmöglich.

Der Akerbau — in seinem gegenwärtigen Zustande — ist ein in Ketten und Banden liegender Körper, der sich kräftig und munter bewegen sollte! Der schädliche Einfluß dieser Ketten und Bande, auf die Privat- und National-Oekonomie, läßt sich durch die evidentesten und kraffesten Belege dokumentiren, und berechtigt alle Landwirthe in ganz Deutschland zur dringenden Bitte an ihre Regirungen:

> Erlöst uns von diesem Uebel! Erlöst uns namentlich vom Hut- und Zehentzwange, ohne deren Beseitigung keine wesentliche Kultur-Erhöhung möglich ist; und bietet Euer Ansehen und Eure Verwendung dazu auf, eine Arrondirung der Güter, oder eine Anreihung des Zerstreuten in ein Zusammenhängendes zu bewirken, indem es nur dem Besizer eines freien und arrondirten Gutes möglich wird, sich die reiche unversiegbare Quelle der Fruchtbarkeit aufzuschliessen, die im zwekgemässen Wechsel der Feldbestellung liegt.

Allenthalben tritt noch das weidende Schaf jeden emporstrebenden Keim der Kultur darnieder; allenthalben wirkt noch die Natural-Perzeption des

2

Zehent verderblich auf die Kultur ein und verschlingt gleichsam die Früchte jeder Verbesserung; allenthalben steht auch die Zerstükelung der Dorf-Markungen im geraden Verhältnisse mit der Häuserzahl der Dörfer, die Grösse der Aeker hingegen im verkehrten.

Der einsichtsvollste Landwirth kann aber auf Grundstüken, die zerstreut aus einander liegen und mit dem Fluche des Zehent- oder Trift-Zwanges beladen sind, seine Kenntnisse nicht anwenden; er bleibt gezwungen, dem schlechtesten Wirthschafts-Systeme, wenn es seine Gegend beherrscht, sich zu unterwerfen. In allen seinen Unternehmungen muß er seinen Gang nach dem eines langsamen und faulen Nachbars richten. Es hat für ihn keine Folgen, wenn alle übrigen Umstände auch noch so günstig sind.

Mag die Last der Auflagen nach dem richtigsten Maßstabe vertheilt, mag eine völlige und schrankenlose Freiheit des Handels eingeführt, und der Verkauf der Erzeugnisse durch eine hinreichende Menge zirkulirenden Geldes versichert seyn, mag mit Einem Worte die Regirung die allererſinnlichsten besten Geseze zur Beförderung des Handels und Wandels geben; so sind alle diese einzelnen Momente für die akerbautreibende Klasse zwar von der höchsten Wichtigkeit. Allein, welchen Nuzen bringen sie dem Landwirthe, so lange die Barbarismen im Landbaue und die Zerstreutheit seiner Besizungen es ihm unmöglich machen, die einträglichste Betriebsart einzuführen? Welchen Erfolg kann er für sich erwarten, so lange er an eine erbärmliche Wirthschaftsart gefesselt bleibt, welche nie, selbst nicht mit der untersten Stufe von Wechselwirthschaft in Vergleichung gebracht werden kann? Kurz, Eines ist Noth, und das Andere darf nicht unterlassen werden:

Aufhebung des leidigen Trift- und Zehentzwanges, und

Konsolidirung der zerstreut liegenden Grundstüke.

Ein Problem, dessen Lösung zwar schwer, aber keineswegs unmöglich ist! Es ist ja der Gang der menschlichen Schiksale, daß das Gute nicht ohne Kampf siegen darf. Aber in dem Kampfe zeigt sich immer eine höhere Hand, die die gute Sache nicht sinken läßt. Je schwerer die Aufgabe, desto rühmlicher ihre Auflösung.

Sie ist mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft diese Lösung, und eignet sich deßhalb auch nur für Diejenigen, deren landesväterliche Verpflichtung es mit sich bringt, die Ausübung barbarischer Befugnisse in ihren grundschädlichen Wirkungen zu hemmen, und die Bedrükungen unmöglich zu machen, die den Flor der Landwirthschaft unterdrüken.

Was würde es den Landwirth helfen, einen momentanen Waffenstillstand mit der Usurpation zu schliessen, wenn es nicht zum förmlichen Endfrieden kömmt? Und ohne Beihülfe und ohne Vermittlung der Regirungen vermögen alle Landwirthe in solidum eben so wenig einen Endfrieden mit der Usurpation abzuschliessen, als es früher die Christen mit den Türken vermochten.

Der deutsche Landman befindet sich in eben der Schuzlosigkeit gegen die Bedrükungen der Zehent- und Triftberechtigten, wie die deutschen Klagen gegen die Vergewaltigung der afrikanischen Raubstaaten. Diese beiden grossen Uebel, Schaf-Hut und Naturalzehenten, drüken die landwirthschaftliche Kultur in eben dem Verhältnisse darnieder, als die Räubereien der Barbaresken und die Feindseligkeiten der englischen Geseze den Handel und die Schiffahrt darnieder drüken.

Was dem Privatmanne und einzelnen Korporationen unmöglich ist, bleibt gleichwohl den Regirungen möglich. Das ganze Heer unserer Kultur-Beschränkungen ist schon als besiegt zu betrachten, sobald der feste Entschluß in unseren Regirungen zur Reife gelangt, es besiegen zu wollen. Das Fortiter velle führt unaufhaltsam zum Ziele!

Wenn eine ächte Landwirthschafts-Polizei, von ächt landesväterlichen und patriotischen Gesinnungen beseelt, darauf hinarbeitet, die Fesseln der Agrikultur zu brechen, und ein Rechtssystem, welches — aus den finstern Zeiten der Barbarei stammend — jede Schwungkraft der Kultur und Industrie lähmt, nach unseren Zeitbedürfnissen umzuformen: so unterliegt es keinem Zweifel, daß

alle Schwierigkeiten, die sich der Einführung einer zwekmässigen Wechselwirthschaft entgegensezen, glüklich und zuverlässig werden bekämpft werden.

Der gemeinste Verstand sieht es ja ein, daß uneingeschränkte Schafhut und Natural-Perzeption des Zehent die Früchte jeder Verbesserung aufzehren, und daß die Zerstükelung des Eigenthumes zu den größten Hindernissen landwirthschaftlicher Verbesserungen gehört.

Wer hat nicht mit Arthour Young die Bemerkung gemacht, daß da, wo Schafhut und Natural-Zehent-Bezug noch herkömmlich sind, nirgends eine bedeutende Verbesserung vorgenommen werden?! Die Erschaffung und die Fortschritte des englischen Akerbaues danken ihr Daseyn unbezweifelt größtentheils der Zehentfreiheit, welche ein grosser Theil des Reiches genießt. Die Tyrannei der Hut findet dort ohnehin nicht in dem Verhältnisse, wie bei uns, Statt. Beinahe überall, wo die Verbesserung ihren Siz dort genommen, sind die Zehentherren mit den Zehentleidenden über ein bleibendes Surrogat, das die Kultur weniger drükt, übereingekommen. Das Ziel der brittischen Agrikultur ist die allgemeine Aufhebung der Natural-Zehenten und die Herstellung einer ständigen Revenue für den Klerus.

Und so, wie man es in England, im Aufgebote der allgemeinen Mitwirkung, zu einem glänzenden Resultate in dieser Hinsicht bringt; so spricht sich um so mehr allenthalben in ganz Deutschland der sehnsuchtsvolle Wunsch nach einer gleichen Befreiung und Entfesselung des Akerbaues von diesen lästigen Banden aus. Das Prinzip einer zur Nothwendigkeit gewordenen Umformung des landwirthschaftlichen Gebildes, nach den Bedürfnissen der Zeit, hat die Oberhand gewonnen, und dieser Begriff von Nothwendigkeit ist unauslöschlich.

Die vermeinte Abneigung des gemeinen Mannes gegen alle und jede Neuerungen ist ein leeres Phantom, und kaum einer Erwähnung würdig. In landwirthschaftlichen Angelegenheiten war schon oft der Fall vorhanden, daß man neue Dinge bestritten, verschrieen, getadelt, und endlich — doch willig angenommen hat und sie jezt um keinen Preis mehr mit dem Alten vertauschen würde. So hat zum Beispiel die Urbarmachung der Hutweiden überall einige Opposition gefunden. Allenthalben aber, wo man sie urbar gemacht und zu dem künstlichen Gewächsbaue angewendet hat, ist nur Eine Stimme, daß eine solche Benüzung die sonstige Benüzungsweise zehnfach übertreffe; nirgends bereut man es, eine solche Veränderung damit vorgenommen zu haben, und man würde Denjenigen des Narrenhauses würdig halten, der in Vorschlag brächte, die urbar gemachten Weiden künftig wieder zu Hutweiden zu bestimmen. Wo irgendwo die Gemeinheiten vertheilt worden, da fühlt man die Wohlthat der Hutbeschränkung je länger je mehr! Es kömmt bei solchen Dingen immer nur auf eine geschikte Leitung und auf den Zeitpunkt an, den man zu solchen Reformen einschlägt.

Wir leben gegenwärtig in einem Zeitpunkte, in welchem die Landwirthschaft nicht mehr als die dürftigste aller Broarbeiten betrachtet werden kann; sondern vielmehr als die reichste Quelle ehrenvollen Erwerbes betrachtet werden muß. Wir leben in einer Periode, in welcher die Gebildetsten aller Stände mit besonnenem Eifer nach Vervollkommnung ihrer Einsichten in die Quellen des National-Reichthumes ringen; wo das Dichten und Trachten der gesammten Volksmenge darauf hinzielt, den gesunkenen Wohlstand, durch die gründlichste aller Verbesserungen, welche in der Agrikultur beruht, wieder aufzurichten. Wir leben in einem Zeitpunkte, in welchem der Enthusiasmus für die edelste und reinste Menschen-Arbeit, Segen und Wohlstand über das Landleben zu verbreiten, allenthalben volle Nahrung, und nur ausnahmsweise da kein Gehör findet, wo unter frostigem Himmel keine Blume froher Arbeit gedeiht, und wo der feurigste Patriot mit dem regesten Eifer für die gute Sache, gleich dem wandernden Pilger in den Wüsten Arabiens, am Ende ermüdet. Dank sey es den Göttern! daß es bei uns nicht also ist.

Wir leben in einem Staate, wo allem Guten mächtiger Vorschub geleistet, wo die Hand von oben herab zu jeder zwekgemässen Verbesser-

ung geboten, und wo namentlich in landwirthschaftlicher Hinsicht Alles aufgeboten und aufgefordert wird, den wesentlichsten und wichtigsten Theil des Staats-Vermögens zu höherem Ertrag zu bringen. Fast kein anderer Staat in Deutschland hat der Quellen zu besseren Einkünften so reichhaltige in seinem Grund und Boden, als der unsrige. In keinem andern Staate wird eine Landwirthschafts-Polizei einen so mächtigen Vorschub und eine so kräftige Unterstüzung zur unfehlbaren Erreichung des grossen Zwekes, als bei uns finden. Nirgends anderswo wird es einer Landwirthschafts-Polizei so leicht wie bei uns werden, jede nur mögliche Anforderung, die von Seiten der strengsten landwirthschaftlichen Kritik an sie gemacht werden könnte, zu befriedigen, ohne irgend eines jener Ultra-Mittel ergreifen zu müssen, die immer nur Verdacht gegen die gute Sache erweken, und folglich vom Ziele abführen. Alle Mittel zum Zweke stehen uns in unseren eigenen Hülfsquellen zu Gebote!

Bei uns kann der Staat selbst mit dem besseren Beispiele vorleuchten, und die unumgänglich nothwendige Reform des bestehenden Aker-Systemes bei den Staats-Domänen beginnen. Eine Reform, die — bei den zu besorgenden rükwirkenden Folgen einer, die Produktion endlich übersteigenden Population — nicht geschwind genug eintreten kann.

Nach Jean Pauls Behauptung gehören zwar in Deutschland immer drei volle Jahrhunderte dazu, um irgend ein fehlerhaftes System abzuschaffen. Nemlich: ein Jahrhundert, um die Nachtheile eines solchen Systemes zu fühlen; ein zweites, um die Fehler desselben einzusehen; und ein drittes, um das System umzuformen. Allein, hier bedingt die Nothwendigkeit eine Ausnahme. Das Gesez der Noth, dieses wirksamste aller Bewegungs-Mittel, ist durch das Drängen der Welt-Begebenheiten zum Regenten der Zeit geworden.

Wir müssen uns einschränken!

(Eine häusliche Szene.)

Herr v. Weiß (beim Frühstüke, allein). Welche verwünschte Nacht! Schlaflos und sorgenvoll, wie der Tag! Kein Wunder . . . Gehäufte Waaren-Lager, kein Absaz, kein Eingang, häufige Bankerotte, theure Zeiten und eine sehr kostspielige Haushaltung . . wo das hinaus will? Nein, so kann es nicht fortgehen! Wir müssen uns einschränken.

(Frau v. W. tritt ein. Gruß und Gegengruß.)

Du kommst wie gerufen, meine Liebe! Ich habe ein ernstes Wort mit dir zu reden.

Fr. v. W. (hat sich unterdeß niedergesezt und Schokolade genommen). Ich bin zu deinen Befehlen. (schalkhaft) Du bist ja Herr im Hause!

H. v. W. Gehorsamster! Doch ohne Scherz, was ich dir zu sagen habe, ist ernster Beherzigung werth.

Fr. v. W. Nun, so laß hören!

H. v. W. Wir müssen uns einschränken, denn wir zehren ein und nicht wenig. Du sprichst beständig beim Kassier zu, wie vormals, allein die Kasse füllt sich nicht wieder, wie ehedem.

Fr. v. W. Da kommst du mir gar nicht unerwartet und eben recht. Ich habe das längst gedacht und gewünscht.

H. v. W. Gottlob! daß wir einig sind — denn nur so kanns gelingen.

Fr. v. W. (lächelnd) Als ob wir nicht immer einig wären! Ich lebe dir ja gern zu Gefallen, selbst da, wo keine äussere Nothwendigkeit dringt. Wo meinst du denn aber, daß wir anfangen müßten?

H. v. W. Ich denke, bei Hauptsachen.

Fr. v. W. Richtig! Kleinigkeiten können nicht helfen.

H. v. W. Die Equipage müßten wir abschaffen, und das Landgut, das soviel mehr verzehrt, als einbringt.

Fr. v. W. Wohl ersonnen, wahrhaftig, ganz allerliebst! Der Herr pflegt in Stiefeln zu gehen, bedient sich der Equipage höchst selten, und liebt das Landleben nicht sonderlich . . daher sein Vorschlag; bei mir aber verhält sich das Alles umgekehrt . . daher mein Protest gegen diese Reform.

H. v. W. Da haben wir's! Das sind ja Hauptsachen. Sieh nur die Rechnung nach.

Fr. v. W. Wenn wir Equipage und Landgut abschaffen, so werden die Leute sagen, wir wären bankerott.

H. v. W. Wenn wir diese kostspieligen Artikel beibehalten, so werden wir es bald seyn.

Fr. v. W. Ich wüßte wohl noch Anderes!

H. v. W. Was denn?

Fr. v. W. Die Jagden mit ihrem ganzen Gefolge von Aufwand, von Jägern, Reitpferden, Hunden; da ist ferner der kostbare Weinkeller . .

H. v. W. Wie? diese meine besten, einzigen Vergnügen wolltest du mir nehmen?

Fr. v. W. Da haben wir's! Es sind kostbare Dinge; sieh nur die Rechnung nach.

H. v. W. Es ist auch der einzige Lohn für alle meine Mühe und Sorgen.

Fr. v. W. Wenn wir's nun aber auch ferner nicht bestreiten können?

H. v. W. Kurzum, ich habe nur diese Erholungsmittel — sie sind mir Bedürfniß für Leib und Seele — ich lasse sie mir durchaus nicht nehmen.

Fr. v. W. So schlage denn etwas Anderes vor!

H. v. W. Je nun — Komödien, Konzerte, Bälle — oder wenigstens die kostbaren Gastereien, Partieen, hohes Spiel, den immer wechselnden Modepuz — das laß uns denn abschaffen.

Fr. v. W. Das abschaffen? Wo denkst du hin? Die Leute würden ja mit Fingern auf uns zeigen, uns unter die Nasen lachen. Unsere Verhältnisse und Verbindungen sind nun einmal von der Art, daß wir sie völlig zerreissen und auf ein Dorf uns zurükziehen, oder jene herkömmlichen Dinge mitmachen müssen.

H. v. W. Nun, so werden wir bald nicht mehr mitmachen können.

Fr. v. W. Aber ich wüßte wohl noch etwas ganz Anderes! —

H. v. W. Ich weiß, was du meinst, aber daraus wird nichts.

Fr. v. W. Wie vorschnell! habe ich's denn schon gesagt?

H. v. W. Du wirst mir wieder etwas abzwaken wollen von meinen spärlichen Lebensgenüssen; an meine Bibliothek wird nun die Reihe kommen.

Fr. v. W. Siehe da! auf welchen Gedanken du mich bringst. Freilich liesse sich davon reden, denn wenn luxuriöser Aufwand in solchen Dingen besteht, die wir nur durch die Einbildung geniessen, so gehören für dich, liebes Männchen! Kunstsachen und Bibliothek recht eigentlich dahin. Doch war es Das nicht, was ich meinte.

Julie (eintretend). Guten Morgen, liebe Eltern! Ich finde Sie schon am Frühstüke... Fast muß ich mich schämen, allein bedenken Sie — die gestrige Partie war so animirt, und hat so spät gedauert!

H. v. W. Nun, so freut es mich, daß das Ende gut gewesen, denn solche Partieen werden wir hinfort nicht mehr haben. Liebe Julie! ich spreche eben mit deiner Mutter von der dringenden Nothwendigkeit, unsern Aufwand einzuschränken.

Julie. Wie? Keine Partieen mehr? Wir sollen keine Leute mehr sehen, dem Umgange entsagen? Und Sie, liebe Mutter, Sie sind auch dieser Meinung?

Fr. v. W. Dieser Meinung bin ich nicht, liebes Kind! Es ist fern von mir, dir die Gelegenheit zu Bekanntschaften entziehen zu wollen, aus welchen wahrscheinlich dein künftiges Lebens-Glük hervorgehen wird. Ach, es hält so schon schwer genug, bei diesen bösen Zeiten Töchter standesmässig anzubringen! Doch hat dein Vater darin Recht, daß wir uns einschränken müssen . . . Und nun, lieber Mann! willst du es wissen, was ich vorhin meinte? —

H. v. W. Mich verlangt ungemein darnach.

Fr. v. W. Nun denn! So berechne einmal, was wir jede Woche, ich möchte sagen, für nichts und wieder nichts, ausgeben, nemlich für Dinge, dabei wir selbst, wohlerwogen, nicht das mindeste Interesse haben; für Prediger, Schullehrer, Freischule, für das Waisenhaus, für die Armenanstalt, nicht selten auch noch extra für Hausarme — diesen Aufwand sollten wir doch wohl zuerst einziehen! —

Julie. Da hat, dünkt mich, die Mama ganz Recht.

H. v. W. Ganz Unrecht wohl nicht; allein, meine Beste! wir entfernen uns von unserer ersten

Idee. Mit Hauptsachen wollten wir ja anfangen. Wie viel werden wir aber an allen von dir eben genannten Ausgabe-Posten ersparen? Jährlich zwei- bis dreihundert Thaler auf Höchste, und das ist doch wahrlich in unserer jährlichen Verzehrung nicht weniger als eine Hauptsache! Und dann — was werden die Leute dazu sagen?

Fr. v. W. Es ist wahr, groß wird die Ersparung nicht seyn, allein, „wer das Kleine nicht ehrt, ist des Grossen nicht werth," pflegte meine selige Großmutter zu sagen, und — kommt Zeit, kommt Rath! Vielleicht werden uns unter der Hand noch mehr dergleichen entbehrliche Sachen einfallen. Was aber die Leute dazu sagen werden? Lieber Mann! darnach sollte man eigentlich gar nicht fragen, wenn man so vernünftig handelt, wie wir bei dieser Reform; indessen ahnet mir, unser Beispiel werde Beifall und Nachfolger finden, denn gewiß liegt es tief in der menschlichen Natur, was das alte, ehrenwerthe Sprichwort sagt: „Das Hemd sey näher, als der Rok."

Der Vorschlag der Fr. v. W. ward schließlich angenommen, und ihre Ahnung über Verhoffen erfüllt. —

Neue Erfindung,

Seidenwollen- und Baumwollen-Waaren zu puzen.

Man nimmt rohe Erdäpfel, so wie sie aus der Erde kommen, und reibt sie auf einem Reibeisen über einem Gefässe mit reinem Wasser, läßt die Mischung stehen, bis die feinen weissen Theilchen (das Stärkemehl) alle zu Boden gefallen sind, gießt die schleimige Erdäpfel-Flüssigkeit von dem Stärkemehle ab und bewahrt sie zum Gebrauche auf.

Das zu puzende Zeug wird auf einem Tische auf reine Leinwand gelegt, und mit einem reinen, in die Erdäpfelflüssigkeit getauchten Schwamme gehörig abgerieben und gepuzt, und das Reiben mit einem frisch eingetauchten, nassen Schwamme so lange wiederholt, bis aller Schmuz los geworden ist, worauf man das Zeug in reinem Wasser auswäscht, um den los gewordenen Schmuz vollends zu entfernen, und sodann troknet. Zwei Erdäpfel von mittlerer Grösse reichen auf ein halbes Quart Wasser hin.

Die weisse Stärke, die sich bei Bereitung dieses schleimigen Wassers zu Boden sezt, dient zur Stärke. Der grobe Brei, der auf dem Siebe liegen bleibt, dient trefflich zum Puzen der wollenen und halbwollenen gröberen Stoffe, der Ueberzüge an Möbeln ꝛc. und verdirbt eben so wenig die Farbe, als die oben erwähnte Erdäpfel-Flüssigkeit dieselbe an Seiden- und Baumwollenwaaren verdirbt. Leztere dient auch zum Puzen der Oelgemälde, eingelegter Waaren u. s. w. Auch angestrichene hölzerne Möbeln kann man, wenn sie schmuzig geworden sind und mit einem in diese Flüssigkeit und dann leicht in reinen feinen Sand getauchten Schwamm überfahren werden, auf diese Weise reinigen.

Seifen-Surrogat.

Seitdem man bei dem immer mehr bedenklicher werdenden Holzmangel auch häufiger daran denket, besonders Torf zu brennen, seitdem heißt es aber auch auf der andern Seite, daß durch den einreissenden Mangel an Holzasche der Seifen-Fabrikation ein bedeutender Abtrag drohe. Man bereite sich aber die Seife auf folgende Art selbst, und diese Klage wird verstummen. Man sammle nemlich das allenthalben bekannte und häufig auffindbare Farnkraut, bringe es in Haufen, wie das Heu, und trokne es bei gutem Wetter. Darauf mache man eine Grube, worin man dieses Kraut anzündet und zu Asche brennt, welche man sammelt, mit Laugen-Wasser anfeuchtet, und Kugeln, einer Faust groß, daraus bereitet und selbe auf Brettern an der Luft troknet. Man kann diese Kugeln lange — ja, über Jahr und Tag — aufheben, und damit die Wäsche einseifen. — Diese Seife reinigt die Wäsche, macht sie weiß, thut ihr keinen Schaden, und man braucht keine Stärke dazu. Die Wäsche riecht nicht darnach, und wird nicht mürbe davon. — Diese Seife sollen viele Leute in England auf dem Lande häufig und mit Nuzen gebrauchen.

Winter-Hufeisen.

Ein schnell eintretender Frost nöthigte wohl schon manchen Reisenden, entweder mit stumpfen Hufeisen und grosser Gefahr weiter zu reisen, oder seine Pferde, mit Gefahr des Vernagelns, von einem ungeschikten Dorfschmiede schärfen zu lassen und einige Stunden aufgehalten zu werden. Dieß Alles kann man mittelst der Winter-Hufeisen vermeiden.

Diese haben auf der innern Seite einen gewöhnlichen Stollen, auf der andern Seite aber einen in das Eisen eingeschraubten Stollen, dessen Schraube die Dike des Eisens zur Höhe und etwa $^4/_{10}$ Zoll im Durchmesser hat. Für einen eintretenden Frost wird dieser Stollen heraus- und ein scharfer eingeschraubt. Dieser hat, wie es sich von selbst versteht, eine eben solche Schraube, wie jener, und eine vierekige Grundfläche, deren Seite 5 Linien lang ist. Der Stollen ist aber ½ Zoll hoch und gleicht einer vierseitigen Pyramide, mit etwas auswärts gebogenen Seiten, die in ein Spize zulaufen. Vornen hat das Eisen eine eben solche Schraubenmutter, in welche für grosse Glätte und gefrorne Gebirgswege ein zweiter scharfer Stollen eingeschraubt werden kann. Zum Ganzen gehört ein Schrauben-Schlüssel, mit welchem die Schraubstollen aus- und eingeschraubt werden. Hat man nun für den Fall des Abtretens oder Verlierens einige Vorrathsstollen, ausser den zu den Eisen gehörigen, bei sich, so sichert diese einfache Vorrichtung vor jeder Gefahr, und Mancher wird gewiß, um solche zu vermeiden, gern den Mehrbetrag der Kosten für eine solche Garnitur Hufeisen bezahlen.

Dauerhafter Kitt für Stubenöfen.

Es ist höchst unangenehm, wenn im Winter die Stubenöfen Risse bekommen, durch welche der Rauch in die Zimmer dringt. Da der gewöhnliche Lehm oder Lehmerde, mit welchem man dergleichen Risse zu beschmieren pflegt, bald wieder aufspringt, zumal wenn der Ofen wieder geheizt werden muß, ehe die verschmierten Fugen gehörig ausgetroknet sind, so verdient folgende Mischung allgemein bekannt gemacht zu werden. Siebe gute Holzasche durch ein feines Sieb, thue eben so viel gestossenen und durchgesiebten Lehm hinzu, und vermische beides mit etwas Salz. Hierauf feuchte diese Mischung mit so viel Wasser an, daß ein Teig daraus entsteht, und streiche damit die Risse des Ofens zu. Dieser Kitt berstet nicht, und nimmt eine ausserordentliche Härte an, nur muß der Ofen nicht mehr sehr heiß seyn, wenn man ihn damit ausschmiert. — Wenn man sich dieses Kittes beim Sezen neuer Oefen bedient, so werden sie beinahe unverwüstlich.

Kunst, grosse Hühner zu bekommen.

Man bewahre jene Eier, welche in den zwölf Tagen zwischen Weihnachten und heil. Dreikönig gelegt werden, gut, und schüze sie vor Kälte. — Wenn nun eine Henne brütet, so lege man ihr diese Eier unter; sie werden grosse und schöne Hühner geben. Die mehr ovalen und spizigen Eier werden Hennen, die etwas runden, Hahnen!?

Ueber Spiegelbelegung.

Ich füllte neulich ein Barometer, dessen Röhre wahrscheinlich zu warm ward, und so legte sich ganz fein das Quecksilber an, daß ich den schönsten Hohlspiegel hatte. Könnte also nicht auch die Zinnfolie bei dem Spiegelbelegen erspart werden? Man kann Versuche anstellen; mir fehlen vor der Hand Herd und reines Quecksilber.

X.

Gedanken-Zunder.

Wir Alle haben unsere Narrheiten; närrisch aber ist nur Der, welcher sich darauf etwas einbildet.

Es hat seine Richtigkeit mit dem Sprichworte: Hans kömmt durch seine Dummheit fort. Aber der Vorwurf trifft nicht die Fortkömmlinge, sondern die Forthelfer.

Behorchtes Gespräch
zwischen dem bayerischen Eilboten und der Bürger- und Bauern-Zeitung.

Dem Druke übergeben von Johannes Zuhörer.

Wenn man sich in der Bauernzeitung aus Frauendorf, als ältestem unter den dermal bestehenden bayerischen Volksblättern, gleichsam die Mutter der vielen ihr nachgebildeten Geburten vorstellt, die nun unter mancherlei Namen und Titeln in der Welt eine Rolle spielen, so wird man einem uralten Leser das Geständniß verzeihen, daß er neugierig wäre, einmal hinhorchen zu können, wie etwa die alte Bäuerin in vertraut-mütterlicher Zärtlichkeit mit ihren Kindern koset.

Mit dem Eilboten gelang es mir unlängst, meinen neugierigen Wunsch erfüllt zu sehen; ich horchte hinter der Holzwand und war ganz Aug' und Ohr, als ich den kräftigen Jungen eintreten sah und die alte Bäuerin ihm entgegen rufen hörte:

„Ah, willkommen, mein Liebling! Was du aber wachsest und zunimmst! Nun, wo eben her, und wohin aus, du Sausewind?"

Eilbote. Grüß dich, Mutter! Weiß ich es denn selbst? Ueberall hin!

Bauernzeitung. Ja wohl, überall hin, du Glükspilz! das merke ich. Denn wo ich hinkomme, spricht man vom bayerischen Eilboten. — Eilbote? Was das für ein hoffärtiger Titel ist! Ja, heutzutage hat freilich nichts mehr Werth, was nicht aus Eile besteht, und die alte Bauernzeitung übereilt man freilich leicht. Aber —

Eilbote. Wie, Mutter? Du gönnst mir mein Glük, ich weiß es, gewiß!

Bauernzeitung. Nennst du es ein Glük, wenn du Andere verdrängst? Ich will nicht von mir reden; aber : :

Eilbote. Aha, ich merke was! Gewiß hat mich wieder die Landb— —

Bauernzeitung. Still! Mir ist Eines, wie das Andere, und das unparteiische Publikum richtet am Ende wohl immer gerecht.

Eilbote. Was sagt denn aber meine Mutter sonst zu meinem Benehmen? Bin ich als Volksschriftsteller auf dem rechten Wege?

Bauernzeitung. Du lieferst Neuigkeiten aus frischen Quellen des Geistes, kurz und deutlich. Das wird beliebt machen und nüzen. Du lassest patriotischen Eifer und edlere Richtung zu einem erhabenen Ziele zwischen Scherz und Kurzweil abwechseln, das wird mit Beifall belohnt werden.

Eilbote. Mutter! Deine Verheissungen geben mir Heilung und Stärke gegen manches Bittere auf meinen Reisen. Ich nahm mir an dir ein glänzendes Vorbild, welches dich schon seit bald 30 Jahren überall so beliebt gemacht hat.

Bauernzeitung. Du hast mir noch nicht gesagt, wo du herkommst. Also von der Residenzstadt; nun merke ich das von selbst! Doch, wie gesagt, deine Winke für Kultur des Bodens und Geistes treffen meistens den rechten Punkt. Grosses Vergnügen hat mir gemacht, was du lezthin Nro. 147 über das Thereslenfest aus meiner Seele gesprochen hast. Sicher hat dieses jeden wakern Bürgers- und Bauersmann, der es gelesen oder gehört, bewogen, das eben so wohlfeile als gute landwirthschaftliche Centralblatt zu lesen und als ehrenhaftes Mitglied einzutreten, um auch seine Brust mit einem hoffnungsvollen grünen Bande zieren zu können, da es nun eine Schande für Manchen wird, kein Mitglied der wichtigsten Angelegenheit des Staates zu seyn, und jährlich für zwölf Bücher, so Anderes, 2 fl. 42 kr. als Beitrag zu leisten.

Eilbote. Darauf werde ich meine Landsleute noch öfter aufmerksam machen.

Bauernzeitung. Was mir noch gefallen hat, ist, daß du dich auch ereiferst für die Erleichterung des Verkehrs zur süsseren Verkettung der Freundschafts- und Familien-Bande, zur Vermehrung der staatswirthschaftlichen Kräfte und zur Erhöhung der himmlischen Wissenschaften und Künste: also für besseres Postwesen, Eisenbahnen, z. B. Nro. 141 u. s. w. Was du Nro. 133 und 135 über gute Fahrwege und ihre bessere und leichtere Bauart sagtest, habe ich unter den süssesten Erinnerungen an einen guten — dafür sich enthusiastisch aufgeopferten Freund und an all meine deßhalb gemachten schriftlichen Erlasse vernommen.

Eilbote. Wie erquikend sind deine Lobsprüche, Mutter!

Bauernzeitung. Vergiß auch nie dein Wort für Religion, als den Hauptzwek unsers Seyns. Was du darüber Nro. 131, 138, 145, 147 u. s. w. vorgebracht hast, hat mein mütterliches Herz unendlich gefreut. Man kann den hohen religiösen Sinn der barmherzigen Schwestern nur lieben und bewundern, oder man müßte für höhere Tugenden schon ganz abgestumpft seyn. Selbst mit deiner Rache Nro. 137 hast du die Liebe nicht aus deinem Herzen verloren, was deinem Christensinne zur Ehre gereicht. Daß du auch auf Schönes und Lehrreiches in der neuesten Literatur aufmerksam machest, z. B. auf unsern edlen Hallberg, Reubig, Lechner u. s. w., ist rühmlich von dir und brav.

Eilbote. Mutter! Ihr Beifall ist der beste Sporn zur Verdoppelung meines Eifers! Deß soll das Publikum sich von Neuem überzeugen.

Bauernzeitung. Suche, wie die fleissige Honigsammlerin, überall für das Gute, Schöne und Wahre die Gemüther empfänglich zu machen. Das war auch immer mein Streben. Ob ich mein Ziel erreicht, kann nur Jener dort oben ermessen. Und merke: Nicht der Haufen Geld, die wucherische Spekulation sey unser Trachten, sondern nur, wie wir durch edle Arbeit ein Lebens-Verdienst haben, und zum allgemeinen Besten unsern Beitrag leisten. Und nun Glük auf die Reise!

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 3. 15. Jäner 1840.

Inhalt: Der Obstbau in Verbindung mit der Landwirthschaft. — Wohlfeiler Anstrich. — Das Fremde und Eigene.

Der Obstbau in Verbindung mit der Landwirthschaft.

Aus dem in Nro. 1 empfohlenen Lehrbuche von Avenarius.

Wenn auch der Obstbau eigentlich zur Gärtnerei, von welcher in diesem kleinen Werke nicht gehandelt werden soll, gehört, so ist er doch mit der Landwirthschaft zu genau verwandt, als daß ich dessen Lehre nicht einige Seiten desselben widmen sollte.

Ich habe nemlich im Eingange gesagt, daß unter der Benennung Landwirthschaft dasjenige Gewerbe verstanden werde, welches bezwekt, den größten Nuzen aus dem Boden zu ziehen; ich habe ferner behauptet, daß der Landwirth Baarausgaben in der Wirthschaft möglichst beschränken, und deßhalb seine Bedürfnisse ebenfalls möglichst selbst erzeugen müsse.

Da nun aber auch in der kleinsten Land-Haushaltung, wenn sie nicht selbst etwas Obstbau hat, Geld für Obst ausgegeben wird, während sie dessen als eigentliche Speise in seinen sehr verschiedenen Zubereitungsarten entbehret, und an deren Stellen andere, welche, wenn Obst vorhanden wäre, hätten versilbert werden können, konsumiren muß, wird, in Ermangelung des Obstes, nicht allein die Geldeinnahme vermindert, sondern dessen Ausgabe noch vermehrt.

Welcher Plaz im Felde dem Obstbaue anzuweisen ist.

Nur diejenigen Stellen des Grundbesizes, welche zur Körner- oder sonstigen Fruchterzeugung benüzt, so geringen Ertrag liefern, daß sie die darauf verwendeten Kulturkosten und Arbeiten nicht genügend lohnend, sollen zum Obstbaue benüzt werden, weil gute Felder, mit Obst bepflanzt und gleichzeitig zum Körnerbaue benüzt (die in einigen Gegenden beliebten Obstfelder), geringen Kern-Ertrag geben.

Es gibt aber wohl keinen Landwirth, welcher solche Stellen nicht hat; z. B. Viehweiden, welche durch darauf stehende Obstbäume nicht allein nicht verschlechtert, vielmehr durch den geringen Schatten und den Blätterabfall derselben eher verbessert werden; in den Feldern liegende Sand- und Steinhorste, Parzellen, welche zu klein oder ihrer Lage wegen, etwa an steilen Abhängen, durch den Pflug nicht wohl bearbeitet werden können, die Entfernung zwischen dem Akerlande und den Landstrassen, welche nicht gepflügt werden darf, nur diese und ähnliche Stellen sollen dem landwirthschaftlichen Obstbaue gewidmet werden.

Ertrag.

Der Ertrag eines einzelnen Obstbaumes läßt sich nicht genau berechnen; man kann aber dreist annehmen, daß ein tragbarer Baum, jung und alt, durchschnittlich bei guter Ernte 2 Scheffel Obst liefert und dieses den Werth von 10 Sgr. per Scheffel hat, so daß der Ertrag eines solchen Baumes 20 Sgr. ist. Wenn ich auf den Morgen 90 Bäume, nemlich auf 2 Ruthen einen, annehme, so gibt dieß 60 Rthlr. Gewinn; wenn ich ferner nur für 3 Jahre eine volle Ernte rechne, so ist der Ertrag eines Morgens jährlich 20 Rthlr., während die Kulturkosten, wie sich dieß weiterhin zeigen wird, ganz unbedeutend sind, und der Boden unter den Bäumen, mit wenig Ausnahme, noch einen nicht unbedeutenden anderweitigen Ertrag liefert, wenn er aber auch nur allein den des Obstes gibt, doch den übigen Feldern keinen Dünger entziehet.

Es darf aber dieser wirklich hohe Ertrag Niemanden verleiten, gute und grosse Felder mit

Obst zu bepflanzen, weil es nicht eigentliches Lebensbedürfniß des Menschen ist, daher, wenn es im Ueberflusse erzeugt, dessen Werth auf Nichts herabsinken würde.

Benüzung.

Nicht allein im rohen Zustande ist das Obst eine wohlschmekende und gesunde Speise, es gibt auch getroknet und hernach gekocht eine sehr gute Nahrung, während etwaiger Ueberfluß zu wohlschmekenden und gesunden Obstwein, Ender genannt, und zu Essig, wozu auch der Abfall des verspeiseten zu benüzen, verwendet werden kann.

Das Erziehen junger Bäume.

Das Erziehen junger Bäume geschieht in sogenannten Baumschulen auf folgende Art. Zur Baumschule wähle man einen frei gelegenen Plaz, damit die jungen Stämme der Luft und Sonne ausgesezt sind, was durchaus nothwendig ist, weil sie, wenn sie aus einem eingeschlossenen dagegen geschüzten Raume in das Freie versezt werden, gewöhnlich kränkeln und nicht zu gesunden und kräftigen Bäumen heranwachsen.

Der Boden der Baumschule muß troken und darf weder zu fett, noch zu mager seyn; es ist gut, ihn auf zwei Fuß tief zu rigolen; ist er von Natur gut und fett, so bedarf er keiner Düngung, wohl aber, wenn er mager und nicht fruchtbar ist. Man bringe dann vor dem Rigolen kurzen verweseten Mist auf; auch ist das bei der Lehre vom Dünger empfohlene Mergeln, und zwar ein starkes Mergeln, ebenfalls vor dem Rigolen, sehr zu empfehlen.

Die Baumschule muß gehörig eingefriedet und vor dem Eindringen der Thiere gesichert seyn, wobei ich bemerke, daß die Ziegen, Schafe und Hasen die gefährlichsten Feinde der jungen Bäume sind.

Die Grösse derselben richtet sich nach dem Baumbedarfe und läßt sich leicht berechnen, wenn man für jeden Stamm 6 Quadratfuß Entfernung annimmt.

Das Kernbeet.

Hat die Baumschule trokenen losen Boden, so lege man das Kernbeet, d. i., der Plaz, auf welchem die Obstkerne ausgesäet werden, in selbiger an; ist der Boden aber schwer und fest, so gebe man ihm eine besser geeignete Stelle, etwa im Garten, den im schweren festen Boden gehen die Kerne gar nicht auf, und wenn deren doch einige aufgehen sollten, so bekommen sie wenig Wurzeln und geben schwache Stämme.

Es ist selbstredend, daß man jeder Obstsorte, den Aepfeln, Birnen, Pflaumen und Kirschen, den Wall- oder Baumnüssen und den Haselnüssen, ein besonderes Kernbeet geben muß.

Man mache die Beete nicht breiter, als 3 Fuß, damit man, ohne darauf zu treten, bequem in die Mitte desselben reichen kann.

Alle Kerne, welche man säen will, müssen von ganz reifem Obste genommen seyn; auch ist es gut, sie von edlen Sorten zu nehmen, denn je edler der Kern ist, desto edler wird der Stamm und die Frucht, welche er trägt.

Die beste Saatzeit ist der Herbst, doch darf der Boden bei der Aussaat auch nicht sehr naß seyn, denn von dem im Frühjahre gesäeten Kern-Obste geht gewöhnlich sehr wenig, vom Steinobste nichts auf.

Die Kerne legt man am Besten in Reihen, auf jedes Beet dann nur drei, damit man den Boden zwischen denselben durch gehöriges Auflokern mit dem Hikelkarste immer loker und vom Unkraute rein erhalten kann. In den Reihen legt man sie 1 Zoll weit von einander, eben so tief, und bedekt sie mit sehr lokerer, am Besten mit Holzerde.

Weitere Behandlung.

Gehen alle Kerne, oder doch so viel auf, daß die jungen Bäume näher als 3—4 Zoll von einander stehen, so muß man die überflüssigen entfernen. Im ersten Jahre hat man nichts weiter zu thun, als den Boden um die jungen Pflanzen loker und vom Unkraute rein zu halten, was auch im zweiten Jahre nöthig ist.

Beim Auflokern der Erde sey man aber vorsichtig, damit man die Wurzeln der Stämmchen nicht beschädige.

Im zweiten Frühjahre schneidet man den Kernobststämmchen alle Seitenzweige, und die Spizen bis auf 3 oder 4 Augen, denen vom Stein-Obste und den Reisern aber nur die Seitenzweige und nicht die Spizen ab, wodurch sie stärker werden.

Im folgenden dritten Frühjahre hebt man die größten und stärksten, damit die Wurzeln nicht verlezt werden, vorsichtig mit dem Spaten aus, versezt sie in die eigentliche Baumschule, in Reihen von 3 Fuß Weite, $1\frac{1}{2}$—2 Fuß von einander.

Bevor diß geschieht, schneidet man die Pfahl-Wurzeln bis zur Hälfte, von den Seitenwurzeln aber nur die längsten und die, so beim Ausheben etwa beschädigt sind, etwas ab, bei diesen aber nur das Beschädigte glatt, damit so viel Wurzeln als möglich bleiben.

Auch den Stämmchen nimmt man alle Seitenzweige und stuzt sie, bis auf einige Augen ab, wodurch sie sich selbst verstärken und mehr Wurzeln treiben; je mehr Wurzeln vorhanden sind, je weniger braucht man die Stämmchen zu verkürzen. Das Steinobst verkürzt man am Besten auf 2 Augen, da es weniger Wurzeln als das Kernobst treibet.

Man hebe nie zu viel auf Einmal aus, damit sie nicht durch Luft und Sonne ausgetroknet werden; sollte man dieß aber nicht vermeiden können, so schlage man sie, bis sie eingepflanzt werden, im frischen Boden ein.

Man macht nach der Gartenschnur Graben von ungefähr 1 Fuß weit und $\frac{1}{2}$ Fuß tief, in welche man die jungen Stämme vorsichtig so einsezt, daß sie etwa 1 Zoll tiefer in die Erde zu stehen kommen, als sie im Kernbeete standen, wobei man genau darauf sehen muß, daß die Wurzeln gehörig aus einander gebreitet und mit ganz feiner Erde bedekt werden. Am Besten ist es, sie einzuschlämmen, wodurch sich die feinen Wurzeln am Sichersten genau mit der Erde verbinden.

Alle Nußarten und die Kastanien, welche leztere aber nur in den warmen südlichen Gegenden gedeihen, müssen auf der Stelle, wohin der Kern gelegt ist, so lange stehen bleiben, bis sie auf die für den Baum bestimmte versezt werden, weil sie durchaus kein Beschneiden der Wurzeln vertragen.

Im ersten Sommer ihres jezigen Standes läßt man die kleinen Stämme frei wachsen, ohne sie zu beschneiden, aber im Herbste schneidet man alle Seitenzweige weg, und sucht sie gerade in die Höhe zu ziehen, was auch in den folgenden Jahren und so lange fortgesezt wird, bis sie zum Veredeln hoch genug sind.

Loker und vom Unkraute rein muß die Baum-Schule stets gehalten werden.

Bemerken muß ich hierbei noch, daß ich mich auf die Zucht und Behandlung der hochstämmigen Bäume beschränke, da die übrigen, welche man in gewissen Formen zwingt, Pyramiden, Kugel, Spalier-Bäume, nicht für das Feld, sondern nur für den Garten passen, auch nicht so viele Früchte als jene liefern.

Das Veredeln der Bäume.

Das Veredeln der Bäume ist nothwendig, um gute Früchte zu ziehen.

Man kann zwar schon dadurch für den Wirthschafts-Gebrauch gute Sorten hervorbringen, wenn man Kerne von sehr edlem Obste legt.

Die Frucht dieser Bäume wird allerdings nicht so gut, als die der veredelten, sie sind aber härter und für den oft nachtheiligen Einfluß der Witterung nicht so empfänglich, als die veredelten, weßhalb deren Anbau für hohen Standpunkt im Gebirge zu empfehlen ist; an geschüzte Orte aber pflanze man veredelte Stämme.

Nicht alle aus Kernen von edlem Obste gezogene unveredelten Bäume geben gutes Obst, viele derselben schlagen sehr zurük; man erkennt, ob die Frucht gut werden wird, daran, daß das Blatt dieses Wildlings groß, stark und dunkel von Farbe ist, und nur Stämme mit solchem Laube benüze man für vorgedachte Stellen; die es nicht so haben, veredle man.

Das Pfropfen, Pesten oder Polzen.

Das Pfropfen ist die älteste, aber auch die grausamste Art des Veredelns. Man pfropft in den Spalt und in die Rinde, wovon das erstere am Wenigsten zu empfehlen ist, weil dadurch das Mark gespalten wird, und dadurch eine Wunde entstehet, welche oft erst spät heilet und Ungestaltenheit und Krankheit des Stammes herbeiführet, weßhalb ich nur die leztere Art beschreiben werde.

Man nimmt dazu Zweige vom lezten Sommer mit Holzaugen, welche gehörig reif seyn müssen, und welche man schon im März schneidet. Wassersprossen taugen nicht, denn sie geben wenig fruchttragende und kränkelnde Bäume.

Man kann nach Grösse der Pfropfstelle des Stammes mehrere Reiser einsezen, doch halte ich es nicht für gut, mehr als zwei einzusezen, weil sich, wenn mehrere eingesezt sind, die Rinde nicht gut schließt.

Da, wo man das Reis einsezen will, macht man in die Rinde einen Einschnitt, welcher die Länge des Keils des Reises hat, hebt die eingeschnittene Stelle etwas auf, schiebt den Keil hinein, verbindet es, und bestreicht den Verband, so wie den Abschnitt des Kammes, mit Baumwachs. Man braucht auch keinen Einschnitt in die Rinde zu machen, sondern kann selbige etwas lüften und das Reis einschieben, was aber vorsichtig geschehen muß, damit sie nicht aufreisse, weßhalb auch das Reis nach der Form dieser Oeffnung spizkeilförmig in Zollänge geschnitten werden muß; es schadet übrigens nicht viel, wenn die Rinde aufreißt, fordert aber vorsichtigen Verband, jedoch ist es besser, daß man, wenn man bemerkt, daß sie reissen wird, einen Einschnitt mit dem Messer macht.

Da, wo das Reis am Holze des Wildlings liegt, macht man einen Absaz in dasselbe und zwar in der Art, daß man das Reis bis auf das Mark der Quere nach einschneidet und von unten nach oben spaltet, wo denn das Abgeschnittene von selbst abfällt; das Reis ruhet dann besser auf dem Wildlinge.

Beim Lösen der Rinde vom Stamme, da, wo der Einschnitt gemacht ist, muß die grüne Schale, wo möglich am Stamme, jedenfalls aber am Reise, bleiben, was das Anwachsen des Reises begünstigt.

Wenn das Reis oder die Reiser gehörig eingesezt sind, müssen sie mit Band oder Bast, welches mit Baumwachs bestrichen, vorsichtig verbunden, auch die abgeschnittene Stelle des Wildlinges und der ganze Verband mit Baummörtel gehörig verklebt werden, um Sonne und Regen davon abzuhalten.

Die beste Zeit zu diesem Veredeln ist die, wenn der Baum in vollem Safte steht, und die Rinde sich leicht löst; ehe man einen Stamm zu pfropfen anfängt, bereite man sich mehrere Reiser vor, damit man schnell ein anderes ergreifen kann, wenn das erste mißrathen ist.

Man pfropft gern so nahe wie möglich an der Erde, um beim nachherigen Verpflanzen des Stammes die Pfropfstelle mit in die Erde zu bringen; auch ist dieß deßhalb gut, weil, wenn bei hochgepfropften Stämmen sich ein Vogel auf das Reis sezt, dieß leicht aus seiner Lage gebracht wird, was niedrig an der Erde nicht zu fürchten ist.

Oft wachsen die Reiser erst nach dem zweiten Safttriebe um Johännis, weßhalb man die Hoffnung dazu nicht eher aufgeben soll.

Schlägt es nicht an, so pfropfe man den Wildling im nächsten Jahre noch einmal, wenn er nemlich nicht vertroknet ist, sondern getrieben hat; man muß ihn dann aber von Neuem abschneiden, und darf ihm im Jahre der mißrathenen Veredlung die Austriebe nicht nehmen.

Um grosse wilde Stämme zu veredeln oder schon gepfropfte umzupfropfen, welche aber nicht zu alt und recht gesund seyn müssen, verrichtet man die Operation an den Zweigen, übrigens ganz in vorbeschriebener Art, man muß aber beim Verbinden noch vorsichtiger seyn, weil das Reis mehreren äusseren Einwirkungen ausgesezt ist.

Gut ist es, die Aeste schon etwa 4 Wochen vor dem Safttriebe abzuschneiden; man muß sie aber beim Pfropfen noch einmal nachschneiden, um frisches Holz zu bekommen; auch muß man mehrere wilde Zweige, sogenannte Zugäste, stehen las-

sen, damit die Reiser nicht im Safte ersticken. Im künftigen Jahre nimmt man sie weg, verklebt aber die dadurch entstandene Verwundung mit Baummörtel.

Bei den Aepfeln darf man nicht sehr starke Zweige wählen, bei den Birnen können sie schon stärker seyn.

Die Spize des Pfropfreises muß schon vor dem Einsezen mit Baumwachs verstrichen seyn, weil man es, will man es nachher thun, leicht aus seiner Lage bringt.

Das Steinobst, und vorzüglich die Kirschen, müssen früh und bevor die Augen des Reises anschwellen, gepfropft werden, weil sie früher als das Kernobst treiben, weßhalb man die Reiser schon im März schneiden und bis zum Gebrauche mit der Schnittstelle in die Erde steken muß; diese Schnittstelle muß beim Gebrauche durch das Messer entfernt werden, den Verband muß man öfter untersuchen, ihn auch ungefähr nach 4 Wochen etwas lüften.

Alle übrigen Arten des Pfropfens übergehe ich, weil sie Spielerei sind.

Das Kopuliren.

Das Kopuliren ist dem Pfropfen weit vorzuziehen, theils weil es schon an ganz jungen Stämmen — wenn sie nur die Stärke eines Federkiels haben — vorgenommen werden kann, wodurch bis zur Fruchtgewinnung mehrere Jahre gewonnen werden, theils weil der zu veredelnde Stamm dabei nicht so stark leidet, es nicht blos im Frühjahre, sondern auch im Herbste, wenn der Saft zurükgetreten, auch im Winter, wo man mehr Zeit als im Frühjahre dazu hat, verrichten kann; endlich weil es weit leichter ist, weßhalb es auch das Pfropfen sehr verdrängt hat.

Die im Herbste und Winter aufgesezten Reiser haben das Gute vor den im Frühjahre aufgesezten, daß sie schneller zum Triebe kommen, das junge Holz daher mehr Zeit zum Reifen hat.

Das Verfahren dabei ist folgendes:

Man schneide den Stamm da, wo er veredelt werden soll, von unten nach oben schräg so ab, daß der Schnitt etwa 1 Zoll lang ist, eben so das Edelreis, nachdem es auf 3—4 Augen verkürzt ist, aber von oben nach unten, und beide so, daß sie genau auf einander passen, nemlich Holz auf Holz und Rinde auf Rinde, weßhalb Stamm und Reis gleich stark seyn müssen.

Am Besten, jedoch nicht durchaus nothwendig ist es, junges auf junges Holz zu sezen. Nachdem beide Schnitte gehörig beendet, das Reis oben, wo es abgeschnitten, auch gehörig mit Baum-Wachs verklebt und auf den Stamm aufgesezt ist, hält man es mit der linken Hand in der ihm gegebenen Richtung, umwindet beides mit einem Bast- oder Leinen-Bande, welches mit Baumwachs bestrichen ist, und umlegt die bewikelte Stelle mit Lehm oder Baummörtel, damit sie vor Regen und Sonne geschüzt sey.

Gut ist es, den Schnitt des Reises so zu machen, daß das unterste Auge in die Mitte des Verbandes zu stehen komme, weil solches der Verlezung nicht so ausgesezt ist, als die obersten, man muß es aber beim Verbande frei lassen, und darf nicht zu nahe über und unter demselben binden.

Die Endreiser schneidet man am Besten, wenn der Saft zurükgetreten ist, folglich von der Mitte Oktober bis zur Mitte Februar, und stekt sie, wenn man sie nicht sämmtlich sofort verbrauchen kann, an einem schattigen Orte des Gartens mit dem abgeschnittenen Ende in die Erde oder in einem nicht warmen Keller in den Sand, bis man sie braucht, wo denn aber, wie bei den Pfropfreisern, die in der Erde gestekte Stelle vor dem Gebrauche unten etwas abgeschnitten werden muß. —

Alle unter der Kopulationsstelle am Stamme vortreibende Zweige bricht man weg, weil sie dieser die Nahrung entziehen, und löst den Verband etwas, sobald die Augen des Kopulations-Reises einige Zoll lang getrieben haben, entfernt ihn aber nach einigen Monaten, wenn es fest gewachsen und die Zweige desselben sich ausgebildet haben, ganz, weil, wenn man es unterläßt, ein Knoten entsteht, welcher erst spät, oft nie ganz auswächst.

Gleichzeitig binde man ein Stökchen an den Stamm und an diesen, jedoch lose, das Reis mit

etwas Bast, wodurch es vor Beschädigung gesichert wird. Will man veredelte Bäume ziehen, bevor man im Besize von Wildlingen ist, und kann sich abgeschnittene Wurzelstüke, welche aber noch genügende Haarwurzeln haben, verschaffen, so kopulire man diese ebenso. Wenn die Vereinigung mit dem Reise jedoch so hergestellt ist, daß an der Verbandstelle und 2 Zoll von derselben kein Auge geblieben ist, dann pflanze man das Wurzelstük wohl vorsichtig und zwar so, daß die Kopulirstelle 2 Zoll tief in die Erde komme, wieder um. Die Wurzelstüke müssen aber frisch, wie sie aus der Erde kommen, kopulirt und sobald dieß geschehen, wieder eingesezt werden. — Man kann ferner auch in der Art kopuliren, daß man Stamm und Reis in gleicher Stärke rund abschneidet, so daß beide genau auf einander passen, sie auf einander sezt, diese Stelle mit Baumwachs bestreicht; mittelst einiger daran gelegter dünnen Späne schienet, dann, wie vorgesagt, verbindet.

Man kopulire nun, wie man wolle, jedoch mit Ausnahme der Wurzelstüke, so thue man es möglichst hoch, am Besten 5—6 Zoll von der Erde, weil man dadurch die schönsten Bäume erzeugt; doch ist und bleibt die zuerst beschriebene Art die beste und sicherste.

Das Okuliren oder Aeugeln.

Das Okuliren auf das treibende Auge geschieht im Frühjahre, sobald der Saft eintritt, oder kurz vor Johannis beim zweiten Triebe; man nennt es so, weil das eingesezte Auge bald darauf zu treiben anfängt, und es hat das im Frühjahre denselben Vorzug, welchen das Kopuliren im Herbste oder Winter vor dem im Frühjahre hat. —

Nöthig ist es, daß der Saft völlig eingetreten sey, damit sich die Rinde gut vom Holze löse, aber das Auge darf noch nicht getrieben haben. Die Reiser, von welchen man die Augen nimmt, müssen von jungen Bäumen geschnitten werden und Sommertriebe seyn, welche aber gehörig reif geworden sind; man darf von diesen aber nur die mittelsten Augen wählen, auch nimmt man nicht gern solche, welche Fruchtaugen haben. Die Operation wird auf folgende Art gemacht:

Am Wildlinge macht man da, wo die Rinde noch glatt ist, einen etwa $\frac{3}{4}$ Zoll langen Einschnitt in der Quere, und aus diesem einen gleich langen in der Länge nach unten, so daß sie diese Gestalt haben T; löset dann, wo beide zusammenkommen, die Rinde vom Holze.

Das einzusezende Auge nimmt man auf folgende Art vom Reise: Man macht mit dem eigens dazu eingerichteten Okulirmesser mit wenig gekrümmter Spize, welches bei jedem Messerschmiede billigen Preises zu haben ist, über dem Auge einen Querschnitt bis auf das Holz, von diesem auf jeder Seite des Auges einen gleichen der Länge nach, nach unten, etwa in der Länge eines halben Zolles zusammen laufend, trennt nun mit der Spize des Okulirmessers, oder einem am Stiele desselben befindlichen eigens dazu aus Elfenbein gefertigten Abschieber das Auge vom Holze und hebt es heraus. Das daran sizende Blatt schneidet man auf die Hälfte des Stengels ab, und nennt das Herausgenommene nun Schild, welches ungefähr diese Gestalt hat ⊳.

Man muß aber genau darauf sehen, daß der Keim des Auges am Schilde bleibe, weil es sonst nicht anwächst, und erkennt dieß daran, daß sich inwendig desselben keine kleine Vertiefung findet.

Um dieß zu vermeiden, lassen viele Baumzüchter etwas, jedoch nur wenig und nicht mehr Holz des Reises am Auge, daß der Keim nur etwas damit bedekt ist. Dieses Holz darf nicht faserig bleiben, es muß vielmehr recht glatt, auch etwas hohl, geschnitten werden, damit Schild und Stamm genau auf einander passen. Die Rinde des Schildes schärfe man nach allen Seiten etwas ab, damit die des Stammes sich gut an sie anschliesse. Jezt löset man am Stamme, wo der Einschnitt gemacht ist, und da, wo beide zusammen kommen, die Rinde mit dem Abschieber etwas vom Holze, lüftet sie mit demselben etwas, und schiebt das Schild hinein, wobei man sich aber möglichst in Acht nehmen muß, daß man den Saft vom Holze des Wildlings nicht abwische,

weil dieser zum schnellen Anwachsen des Auges durchaus nöthig ist.

Das Auge muß frei herausstehen und darf durch das Verbinden der Wunde nicht leiden, weßhalb man das Band mit dessen Mitte unterhalb des Auges anlegt, dann zuerst einige Mal unter demselben, dann darüber und zulezt über das Kreuz nach unten zu umschlägt und dort zuknüpft; man darf nicht, am Wenigsten unter dem Auge, zu festbinden, weil sonst der Safttrieb gehemmt wird, doch binde man aber nicht zu lose, und bedeke nicht, wie beim Pfropfen und Kopuliren, die okulirte Stelle mit Mörtel, weil sonst das Auge auch bedekt würde, und nicht wachsen könnte.

Weder beim Regen und grosser Hize, noch bei starkem Winde soll man okuliren, aber bald nach einem warmen Regen gelingt die Arbeit gut. Bald nach, aber nicht vor dem Okuliren nimmt man dem Wildlinge, den man nicht verstuzen darf, unter dem eingesezten Auge alle Zweige und Triebe, mit Ausnahme des obersten, damit aller Saft nach oben gezogen werde, doch nehme man, wenn derselbe oberhalb des Auges sehr viele Zweige hat, einige weg.

Man okulire nicht zu hoch von der Erde, und seze nicht weit von einander zwei Augen ein, damit man doch auf Eines rechnen kann; wachsen beide, dann schneide man das schwächste weg.

Wenn das Auge zu schwellen anfängt, dann löse man den Verband etwas; ist es mit der Rinde des Stammes vollständig verwachsen, was sich durch guten Trieb desselben zeigt, dann entferne man ihn ganz, ist es aber völlig ausgeschlagen, dann schneide man den Wildling etwa 1 Zoll über demselben schräg von unten nach oben ab, schneide späterhin auch das jezt stehen gebliebene Stük eben so weg und verklebe es mit Baumwachs.

Für die Sicherung des Edelreises sorgt man durch Beisteken eines starken Stokes, an welchem es lose angebunden wird.

Das Okuliren des Steinobstes ist vorzüglich, weil es sehr früh treibt, nicht so rathsam, als das des Kernobstes, und man thut besser, es zu kopuliren.

(Schluß folgt.)

Wohlfeiler Anstrich.

Die allgemein hochstehenden Holzpreise machen es nothwendig, auf die Erhaltung der Aker-Werkzeuge mehr bedacht zu seyn, als es bisher geschah. Nichts erhält das Holz mehr, als ein guter dauerhafter Anstrich, aber die Kosten der Oelfarbe schreken davon ab. Aus eigener Erfahrung kann ich folgende wohlfeile Farbe, welche die Oelfarbe ganz ersezt, empfehlen. 5 Maß Wasser werden in einem Kessel zum Kochen gebracht, dann ein Loth ganz klar gestossener weisser Vitriol hinzugesezt. Hierauf werden drei Schoppen feines Roggenmehl in 21 Schoppen kaltem Wasser klar und breiartig, ohne daß es Klumpen gibt, eingerührt und unter beständigem Umrühren in den Kessel zum siedenden Wasser geschüttet. Ferner werden 25 Loth Kolophonium in einem glasirten irdenen Tiegel über mässigem Kohlenfeuer zum Schmelzen gebracht; die Masse wird fortwährend fleissig umgerührt und dazu allmählig, damit keine Explosion entsteht, 6 Pfund Thran gegossen; hierauf wird auch diese Masse unter gleich fleissigem Umrühren zu dem Uebrigen in den Kessel geschüttet. Zu 2 Maß dieser Farbenmasse nimmt man 4 Loth Oker und 3 Pfund Bleiweiß. Will man eine andere Färbung haben, so seze man die beliebige hinzu; Kohle von Birkenholz oder Wein-Rebe gibt ein freundliches Perlgrau. Ist die Farbe zu dik, so verdünne man sie mit Salzwasser. Sie muß warm aufgetragen und der Anstrich drei Mal wiederholt, auch wie die Oelfarbe mit dem Pinsel tüchtig verarbeitet werden und kommt dieser an Glanz und Dauer ganz gleich. Es kommen 10 Maß von dieser sehr guten Farbe auf ungefähr 1 fl. 45 kr., während Oelfarbe wohl zehnmal so viel kostet.

Das Fremde und Eigene.

Der Deutsche ist so gern in fremder Eigenthümlichkeit zu Hause, nur nicht in seiner eigenen.

Wohl Mancher will vertreiben
Dem Andern seine Kazen,
Und hat für eigne Mäuse
Doch selber keine Kazen.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ländliche Haus-Bibliothek.

Es ist ein gar schönes Zeichen eines ernsten Bestrebens für sittliche Verbesserung seiner Angehörigen, wenn ein Hausvater seine Wohnstube mit einem Schränkchen ziert, worin er eine kleine Bücher-Sammlung aufstellt, die für Jung und Alt eine nützliche Geistes-Nahrung enthält. Man trifft in einem solchen Hause in der Regel immer gar herzensgute, und dabei verständige und tugendhafte Bewohner.

Aber auch ist es wahr, daß viele wakere Hausväter, die sich hier und da gerne ein nützliches Buch anschaffen möchten, nicht recht wissen, welches unter den so zahlreich angekündigten den besten innern Werth nach ihrer Absichten habe. Wir haben uns deßhalb die Aufgabe gemacht, die erscheinende Menge einer strengen Musterung zu unterwerfen, und machen hiemit den Anfang mit einigen der besten Schriften für die kleinere Jugend, in Hoffnung, daß auch die Herren Schullehrer, in Städten sowohl als auf dem Lande, unsere Absicht durch Ermunterung zum Ankaufe derselben zu unterstüzen, und so zur Heranziehung einer durch Verstandes- und Herzens-Bildung vervollkommneteren Generation ihr Scherflein beitragen werden.

Zu diesem Zweke empfehlen wir für diesesmal

1) **Die Gesundheitslehre, oder Anweisung zur Förderung und Erhaltung der Gesundheit für Kinder in Stadt- und Land-Schulen**, von C. M. Münch, vormaligem Seminar-Rektor, Pfarrer zu Unlingen. Vierte Auflage. Kostet 24 kr.

2) **Das Ganze der Orthographie, oder Rechtschreibung in anziehenden und lehrreichen Aufgaben für Kinder in Stadt- und Landschulen** vom nemlichen Verfasser. Dritte Auflage. 24 kr.

3) **Die Kalenderkunde, oder Anleitung zur richtigen Kenntniß des Kalenders und zum nützlichen Gebrauche desselben**, von Ebendemselben. Fünfte Auflage. 24 kr.

Campe's Robinson war lange Zeit und ist noch der Central-Begriff einer guten Jugendschrift, und wurde in fast alle europäischen Sprachen übersezt. Hält er aber z. B. der Gesundheitslehre von Münch an reelem Werthe die Wage, und etwa weil er die Fibern der Abenteuerlichkeit so durchgreifend angeregt hat, daß man bei der ganzen jezt lebenden Generation allgemeine Spuren davon erkennen kann? Wir wissen wohl, was wir sagen. Den Robinson wird sich kein Leser wollen tadeln lassen. Wir hangen selbst noch mit unseren Jugend-Erinnerungen daran. Aber unseren Kindern geben wir lieber den Münch in die Hand.

(Fortsezung folgt.)

Ein geiziger Herr, der einen Bedienten hielt, pflegte, so oft er einen neuen Diener aufnahm, ihn zu prüfen, ob er pfeifen könne. Wenn er nicht pfeifen konnte, wurde er nicht aufgenommen. Ein guter Bekannter dieses Geizhalses fragte ihn, als er dieß merkte: warum er nur solche Bediente in Dienst nehme, die gut pfeifen können? Der Geizige antwortete: dieß thue ich darum, damit ich nicht alle Tage in den Keller selbst steigen, sondern oberhalb der Thüre ruhig stehen bleiben kann, wenn Bier zum Tisch-Trunk geholt wird. Ich lasse meinen Diener allein in den Keller hinabsteigen, damit ich aber überzeugt bin, daß er, während er im Keller ist, nicht Bier trinke, muß er, so lang er im Keller ist, pfeifen. Hört er auf, zu pfeifen, so glaube ich, daß er Bier sauft, ich rufe gleich nach ihm, oder hole ihn wohl selbst, und jage den genäschigen Schlingel aus dem Dienste.

Es ersuchte Jemand, der nicht schreiben konnte, seinen Bekannten, der aber nur schlecht schreiben konnte, ihm einen Brief in die Stadt zu schreiben. Dieser antwortete: „Lieber Freund! das geht nicht an; die Stadt ist zwei Meilen entfernt und ich bin schlecht zu Fuß, kann den Weg dahin nicht machen."

„Das ist auch nicht nöthig," antwortete der Andere; „ich verlange nicht, daß Ihr den Brief in die Stadt trägt, sondern nur, daß Ihr ihn schreiben sollt."

„Wenn Ihr," versezte der schlechte, aber aufrichtige Schreiber, „wenn Ihr den Brief, den ich schreibe, in die Stadt schikt, so verlangen diese sicher, daß ich zu ihnen kommen, und den Brief vorlesen soll, und das kann ich mit meinem krummen Beine nicht leisten."

Ein Mann hatte mit seinem Nachbar ein Schwein gekauft. „Hört, Nachbar!" sagte er nach einigen Tagen, „wenn Ihr Eure Hälfte noch wollt laufen lassen, könnt Ihr's thun, ich aber schlachte mein halbes Schwein morgen."

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 4. 22. Jäner 1840.

Inhalt: Der Obstbau in Verbindung mit der Landwirthschaft. (Schluß.) — Ueber den Viehstand Bayerns rc. — Ueber das Wollwaschmittel von Preys. — Vermehrung des Honigs durch Beihülfe der Bienen. — Verhältniß der Heizkraft des Torfes zum Holze. — Wallnüsse ein Jahr frisch zu erhalten. — Approbirter Versuch, aus der Milch wenigst ein Drittel mehr wie bisher zu gewinnen.

Der Obstbau in Verbindung mit der Landwirthschaft.
(Schluß.)

Weitere Behandlung des jungen Baumes.

Bis der junge Baum die gehörige Höhe von 6 bis 7 Fuß erreicht hat, was gewöhnlich im dritten Jahre, oft auch schon im zweiten der Fall ist, schneide man nicht daran, dann aber schneide man ihn auf diese Höhe ab und suche eine schöne Krone zu bilden; doch rathe ich nicht, alle Seitenzweige wegzunehmen, weil sie zur Verstärkung des Stammes beitragen.

Man gebe jedem einen guten dauerhaften Pfahl, an welchen man ihn vorsichtig einigemal anbindet, und erhalte dieses Anbinden durch fleissiges Nachsehen, was sich durch schöne gerade Bäume reichlich lohnet.

Das Verpflanzen aus der Baumschule.

Die jungen Stämme, welche auf dem Stamm-Ende eine Stärke von 1 Zoll Durchmesser erreicht haben, können auf die für sie bestimmte Stelle versezt werden. Ich ziehe das Verpflanzen im Frühjahre dem im Herbste vor, weil die verpflanzten Bäume schneller anwachsen.

Die Löcher aber mache man im Herbste, damit der Erdauswurf dem wohlthätigen Einflusse der Luft und des Frostes ausgesezt werde, oben 4 Fuß weit und 2½ Fuß tief, damit die Wurzel im losen Boden frei wachsen kann.

Ist der Boden schlecht, so führe man an das Baumloch etwas gute Erde, damit die jungen Wurzeln aus derselben Nahrung nehmen können, späterhin nehmen sie schon mit schlechterem Boden vorlieb.

Vor dem Einsezen des Baumes steke man den für ihn bestimmten langen Pfahl und wenigstens 1 Fuß tiefer, als das Loch, fest in dasselbe ein. Die Wurzeln des Baumes müssen gehörig beschnitten, d. h., die Pfahlwurzel stark, die Seitenwurzeln aber nur so viel verkürzt werden, als es durchaus nothwendig ist; aber alles Beschädigte muß weggeschnitten werden. Ebenso müssen die Zweige, deren man 3 oder 4 zur Bildung einer guten Krone stehen läßt, kurz, in der Regel auf 2 Augen, verschnitten werden, was um so nothwendiger ist, da in dem ersten Jahre des neuen Standpunktes die Natur vorzüglich auf die Wurzeln wirkt, und durch starkes Beschneiden der Zweige der zu starke Safttrieb nach oben abgehalten wird.

Ist dieß Alles geschehen, so seze man den Baum so in das Loch an den Pfahl, daß der Stamm nach der Sonnenseite komme und der Baum 1 Zoll tiefer stehe, als er in der Baumschule in der Erde stand. Eine Person hält ihn in der ihm gegebenen Richtung, während eine zweite die Wurzeln gehörig ausbreitet und sie mit guter lokerer Erde vorsichtig bedekt, damit keine Höhlungen entstehen, vielmehr alle Wurzeln gut mit derselben verbunden werden, was dadurch befördert wird, daß Der, so ihn anhält, ihn etwas rüttelt.

Nun tritt man die Wurzeln behutsam an und sezt das Einwerfen der Erde fort, bis sie etwa 4 Zoll hoch damit bedekt sind, dann schlämmt man sie täglich ein, wozu bei der Frühjahrspflanzung 2—3 Eimer Wasser erforderlich sind.

Jezt wirft man alle noch vorräthige Erde in das Loch, bis es auf einen halben Fuß angefüllt

ist, gießt dann noch einen Eimer voll Wasser nach, und füllt das Loch vollends aus.

Zulezt bindet man den Baum ganz lose an den Pfahl, denn würde man ihn fest anbinden, so könnte er sich nicht gleichzeitig mit der frischen Erde sezen; es würde eine Höhlung zwischen Erde und Wurzel entstehen und der Baum müßte ausgehen.

Späterhin bindet man ihn 3—4 Mal am Pfahle gehörig fest.

Ein so gepflanzter Stamm wächst gewiß freudig fort und gibt einen fruchttragenden Baum, den man aber auch in der Folge nicht vernachlässigen darf, vielmehr fortwährend die nöthige Pflege angedeihen lassen muß.

Wenn der Boden unter ihm nicht ohnehin kultivirt und zum Frucht- oder Gemüsebaue benüzt wird, muß er jährlich, und wo möglich im Herbste, nach jeder Seite mindestens 2 Fuß um den Stamm aufgegraben werden; gut ist es, dieß Aufgegrabene mit Mist zu belegen, und diesen während des Winters obenauf liegen zu lassen, im Frühjahre aber unterzubringen, aber man hüte sich, frischen Mist durch Unterspaten an die Wurzeln zu bringen, weil dieß der Gesundheit des Baumes höchst nachtheilig ist.

Im zweiten Jahre verschneidet man die Schossen, welche sich an den Zweigen, die beim Verpflanzen stehen geblieben sind, gebildet haben, auf 4—6 Augen, und zwar in der Art, daß sie eine schöne Krone geben; es muß z. B. an den nach der Seite liegenden Zweigen ein nach innen stehendes Auge gelassen werden, aber alle, unter dem im vorigen Jahre gelassenen obersten Auge sich bildende Zweige müssen weggeschnitten werden, wenn nicht einer derselben zur bessern Gestalt der Krone nothwendig ist, welcher dann ebenfalls auf 4—6 Augen verstuzt wird.

Beim Schnitte im dritten Jahre behalte man denselben Zwek, nemlich das Bilden einer schönen Krone, im Auge, und schneide, nachdem die Triebe stark sind, die Hauptzweige auf 6—12 Augen. Bei Gabelzweigen müssen die innern entfernt werden, ebenso alle nach dem Innern der Krone zu stehenden, hingegen lasse man alle übrigen der Krone nicht nachtheilige Zweige, verschneide sie aber auf 4—6 Augen. Weiterhin schneidet man wieder auf dieselbe Art, muß aber die zu gerade in die Höhe gehenden Kronäste auf die unter ihnen stehenden Aeste zurükschneiden, und an den Seitenzweigen nicht mehr als 6—8 Augen lassen.

Je älter der Baum wird, desto weniger Triebe macht er, und verlangt daher weniger Schnitt; man muß aber fortfahren, alle in die Krone wachsenden Seitenzweige und alles trokene Holz zu entfernen.

Da das Steinobst schneller als das Kern-Obst treibt, muß man in den ersten Jahren an dem aus dem obersten Auge treibenden Zweige 8—12 Augen lassen, später aber die Mutter-Zweige auf 6—8, noch später auf 3—6 Augen schneiden.

Ueberhaupt muß alles Steinobst auf junges Holz geschnitten werden, weil es nur am einjährigen Holze treibt; jeder Schnitt aber dicht über dem Auge geschehen, es auch später stärker im Schnitte gehalten werden, als das Kernobst, weil alle Stellen, woran eine Frucht gesessen hat, nie wieder tragen, weßhalb man möglichst bemüht seyn muß, junges Holz zu erzeugen, welche Mühe durch viele Früchte reichlich belohnt wird.

Obgleich das Baumveredeln und Schneiden keine grosse Kunst ist, so läßt es sich doch besser durch Ansicht als Beschreibung erlernen, weßhalb es dem Anfänger darin sehr zu empfehlen ist, wenn auch nur einige Tage, bei einem guten Baum-Züchter praktischen Unterricht darin zu nehmen.

Krankheiten der Bäume.

Zur Vorbeugung und Heilung vieler Krankheiten der Bäume dient das seit einiger Zeit sehr allgemein gewordene Anstreichen derselben mit Kalk-Milch oder am Besten mit saurer Milch, gelöschtem und verdünntem Kalke, welches mit einem Pinsel von der Erde an, bis dahin, wo die kleinen Seitenzweige aus den Hauptzweigen kommen, bei trokenem Wetter geschieht.

Die meisten Krankheiten der Bäume entstehen nemlich durch sich häufig einfindende Insekten, vorzüglich die Raupen, Ameisen und Blatt-

Läuse, welche alle durch ihren Biß dem Baume schädlich werden, und von denen die Raupe und mehrere hier nicht genannte, wenn auch weniger schädliche, ihre Eier in die Rizen der Rinde legen, was sie aber nicht thun, wenn sie mit Kalk, welcher ihnen zuwider ist, angestrichen ist; es werden auch von den schon vorhandenen die meisten dadurch getödtet.

Dieser Anstrich hat gewiß noch mehrseitigen Nuzen, weil der Wuchs und die Tragbarkeit der angestrichenen Bäume auffallend besser und größer als der der nicht angestrichenen ist; er muß aber, wenn er durch Regen, Luft und Sonne sich mit der Zeit verliert, was indessen Jahre dauert, erneuert werden.

Dieser Kalkanstrich verhindert ferner den sehr nachtheiligen Moosansaz, und vertreibt es, wenn sich dessen schon angesezt hat, was durch Abreiben und Bürsten sehr schwierig ist.

Besonders vorsichtig und stark muß man die Winkel der Aeste anstreichen, da die Schmetterlinge ihre Eier dorthin am Liebsten legen, wodurch sich Raupennester bilden. Mit einer kleinen Sprize, welche man bei dieser Arbeit zur Hand haben muß, alle sich in der Rinde alter Bäume findende Löcher mit der Kalkmilch auszuspritzen, ist sehr vortheilhaft, weil dadurch die sich darin befindenden Insekten, welche sie hervorbrachten, getödtet werden.

Da aber dieses Mittel nicht allein vor den Raupenfraß schüzt, müssen die Nester desselben, welche sich häufig in den Blättern, die sich da auch zusammenziehen, finden, genau aufgesucht und zerstört werden.

Gegen die in manchen Gegenden, vorzüglich am Niederrhein oft, gewöhnlich das dritte Jahr, häufigen Maikäfer ist noch kein Mittel bekannt, weßhalb man sie jeden Morgen in aller Frühe, nachdem man Tücher unter die Bäume gelegt hat, abschütteln muß. Schweine, Hühner und Enten fressen sie gern; auch bereitet man, da sie viel fettige Substanz enthalten, durch Kochen mittelst Zusaz von etwas Salz, eine sehr gute Wagen-Schmier daraus. Ebenfalls sehr nüzlich, jedoch weit kostspieliger, ist der Anstrich der Baumstämme mit Thran und anderem Oele, aber eben der Kostspieligkeit wegen nur bei jungen Bäumen anwendbar.

Andere gefährliche Krankheiten der Bäume sind der Brand, der Krebs und beim Steinobste, vorzüglich den Kirschen, der Gummifluß, welchem lezteren die beiden ersteren folgen, und gegen welche der Anstrich mit Kalkmilch ebenfalls vortheilhaft wirkt. Im Entstehen heilet man das Uebel oft dadurch, daß man an der Stelle, an welcher es sich zeigt, und welche sich durch eine dunkle Farbe der Rinde kenntlich macht, diese bis auf die grüne Unterlage, ohne dieselben indessen zu verlezen, wegnimmt, etwa ¼ Zoll hoch mit Baummörtel belegt und mit einem Lappen umwikelt.

Hat sich das Uebel aber schon ausgebildet, dann muß man das Holz der kranken Stelle bis auf das gesunde wegschneiden, und die Wunde in vorgedachter Art verbinden; daß es dem Baume an Nahrung fehlt, erkennt man an nicht freudigem Wuchse desselben, und daran, daß die Blätter vor der Zeit gelb werden und abfallen. Man verbessert dieß, wenn man ihn im Herbste oder im Frühjahre vor dem Safttriebe bis auf die Wurzeln aufgräbt, die unfruchtbare Erde entfernt und durch fruchtbare ersezt.

Verbesserung der Unfruchtbarkeit.

Die Unfruchtbarkeit der Obstbäume beseitigt man durch den vor einigen zwanzig Jahren von Pastor Hempel zu Zedliz erfundenen, jezt häufig angewendet werdenden sogenannten Zauberring, dessen Anwendung ich hier kurz beschreiben will.

Genauer belehrt wird man aber darüber durch dessen Schrift,

der pomologische Zauberring,

auf welche ich deßhalb verweise.

Diesen Ring am Stamme zu machen, ist nicht anzurathen, weil der Baum dadurch leicht zum Absterben gebracht wird, was aber der Fall nicht ist, wenn man ihn an den einzelnen unfruchtbaren Aesten macht, was in folgender Art geschieht:

Im Frühjahre, wenn die Blüten bald aufbrechen werden, mache man in die Schale des

Astes mit dem Baummesser etwa 1 Zoll vom Stamme oder dem Hauptaste, auf welchem der zu ringelnde steht, einen Einschnitt rings um den Ast bis auf das feste Holz. Einen gewöhnlichen Schnitt, jedoch nach unten ein wenig schräge, damit kein Wasser im Ringe stehen bleiben kann, mache man $\frac{1}{4}$ Zoll unter dem ersten, so daß durch beide Einschnitte ein $\frac{1}{4}$ Zoll breiter, rings um den Ast laufender Ring bezeichnet ist.

Jezt entfernt man die Rinde dieses Ringes bis auf das feste Holz gänzlich, so daß gar kein Zusammenhang derselben bleibt, und das ganz von derselben befreite Holz weiß und glatt erscheint.

Man läßt diesen Ring ohne Verband und ohne weitere Behandlung, weil die Wunde ohne Schaden für den geringelten Ast in demselben Jahre wieder zusammen wächst, und sieht zu seiner Freude im nächsten Jahre den Ast reichlich blühen und Frucht tragen.

Da das Ausgehen eines unfruchtbaren Baumes kein Schaden ist, soll man sich durch die Frucht dafür vom Versuche nicht abhalten lassen.

Das Bereiten eines guten Baumwachses und Baummörtels.

Zum nothwendigen Verbinden aller Baum-Verwundungen, seyen sie durch das Veredeln und Beschneiden oder durch andere Ursachen entstanden, ist für die kleinen Wunden Baumwachs, für die grössern Baummörtel erforderlich. Das erstere bereitet man aus

4 Loth weissem Peche,
4 — — Wachse,
6 — venetianischem Terpentin,
2 — gepulverter Aloe.

Die drei ersten Theile werden unter einander geschmolzen, und wenn sie wieder etwas erkaltet sind, die Aloe dazu gerührt. Die leztere dient ihres starken Geruches und bittern Geschmackes wegen zum Abhalten der Insekten.

Den Baummörtel bereite man aus

4 Theile frischer Kuhfladen,
4 — an der Luft zerfallener gesiebter Kalk,
2 — gesiebte Holzasche,
$\frac{1}{4}$ — — Sand,

und vereinigt Alles auf das Genaueste mit einander.

Beim Gebrauche als Heilmittel entferne man alles schadhafte Holz der verlezten Stelle bis auf das unbeschädigte, mache die obere Fläche desselben möglichst glatt und den Rand der Rinde ebenfalls recht gleich, streiche das Baumwachs, wo man es anwendet, nur dünn auf, reibe es aber etwas ein, den Mörtel aber trage man $\frac{1}{8}$ Zoll auf die verwundete Stelle auf, und bestreue ihn mit $\frac{5}{6}$ fein gesiebter Holzasche und $\frac{1}{6}$ ebenfalls gesiebter Knochenasche unter einander gemischt. Etwa nach einer halben Stunde wird dieses Pulver die Feuchtigkeit des Mörtels meist an sich gezogen haben; man streue dann das Pulver nochmals auf, reibe es mit der Hand vorsichtig ein, und wiederhole dieß Einreiben so oft, bis das Ganze glatt und fest ist.

Benüzung des Bodens unter den Bäumen.

Die beständige Kultur des Bodens unter den Obstbäumen ist ihnen sehr zuträglich, aber man benüze denselben ja nicht mit langdauernden Klee-Arten, z. B. Luzerne und Esparsette, welche mit ihren Wurzeln tief in die Erde gehen, und ihre Nahrung aus der Tiefe des Bodens nehmen.

Die Obstbäume werden dadurch kränkelnd, mit Moos überzogen und sterben bald ab.

Auch bringe man beim Unterspaten des Mistes diesen ja nicht an oder in die Nähe der Wurzeln, weil dieß, wie schon früher gesagt, dem Baume nachtheilig ist.

Benüzung der Gemeinde-Oedländereien zur Obstzucht.

Als ich 1817 die Verwaltung des mir anvertrauten, im Eifelgebirge liegenden, landräthlichen Kreises Daun übernahm, gehörten veredelte Obstbäume in demselben zu den Seltenheiten; man fand nur einzelne Stämme, von den wahrscheinlich industriösern Vorfahrern gepflanzt, im mittlern Alter stehende und junge Bäume nur in den verschlossenen Gärten einzelner wohlhabender Guts-Besizer, keine einzige Baumschule.

Ich faßte den Vorsaz, diesen wichtigen, aber vernachlässigten Zweig ländlicher Industrie zu heben, weßhalb ich 1818, unterstüzt von dem würdigen, am 3. August 1838 verstorbenen Pastor

und Schulinspektor, Ritter des rothen Adlerordens 4. Klasse, Herrn Schmitz zu Dockweiler, Gemeinde-Baumschulen anzulegen anfing, deren Bearbeitung und Nuzniessung den Elementar-Schul-Lehrern mit der Verpflichtung, ihren Zöglingen Unterricht in der Zucht, Veredlung und Pflege der Obstbäume zu geben, übertragen wurde.

Der Glaube, der Obstbaum gedeihe in unserm Gebirge nicht, und der bisheran allerdings häufige Obstdiebstahl war die Ursache, daß mein Unternehmen Anfangs wenig Theilnahme fand. Ich ließ mich durch den gesunden Zustand und die Tragbarkeit der vorhandenen alten Bäume, von der Unrichtigkeit des Glaubens des Nichtgedeihens, sowie von der Ueberzeugung, daß der Diebstahl aufhören werde, sobald das Obst häufig sey, darin bestärkt, in meinem Vorsaze nicht stören, sondern sezte meine Bemühungen thätig fort und war schon 1823, folglich nach 5 Jahren, in den Stand gesezt, den Anfang mit der Bepflanzung einer, den Kreis auf die Länge von 5½ Meile durchziehenden Landstrasse zu machen, und 1825 zu beenden, welche jezt 4085 Stük edle Obstbäume zählt, von denen bei Weitem die Mehrzahl bereits seit mehreren Jahren tragbar ist, obgleich sie nicht so ausgeführt ist, wie sie hätte ausgeführt werden sollen, und ausgeführt seyn würde, wenn sie jezt gemacht würde; denn es fehlte zu der Zeit noch an darin gehörig kundigen Männern, deren jezt zur Genüge vorhanden sind.

Vom Irrthume abkommend und durch den geringen Preis verpflanzbarer Stämme, den ich, weil der Bestand jener Baumschulen, welcher Ende 1837

38,223	unveredelte und
67,778	veredelte
106,001	Stük

betrug, schnell zur Bedeutenheit heranwuchs, auf 1 Sgr. per Stük sezen konnte; ferner dadurch, daß eine Menge junger Leute, welche wie Kinder in der Obstbaumzucht Unterricht erhalten hatten, auf ihrem Privat-Eigenthume selbst solche Bäume zogen, fand die Sache bald Anklang im Volke, und viele tausend junge veredelte Obstbäume wurden theils in die Gärten, theils auf sonst ödem Eigenthume der Landleute gepflanzt.

Ich suchte die Einsassen mehrerer Gemeinden dadurch dazu willig zu machen, bisher ganz ertragloses Gemeinde-Oedland ebenso zu bepflanzen, daß es mit höherer Genehmigung erblich unter sie vertheilt wurde.

Die Gemeinden Pelm und Gees machten 1829 den Anfang und besizen jezt 2660 solcher Bäume, welche theilweise schon stark tragbar sind. Kerpen, Dockweiler, Kirchweiler, Gillenfeld, Uedersdorf, Niederstadtfeld folgten und haben jezt zusammen 6250 Stük, so daß im Ganzen 8910 veredelte Obstbäume auf früher ganz unbenüztem Gemeindelande stehen, während von demselben, in so weit es sich dazu eignete, durch die Bepflanzung veranlaßt, ungefähr 170 Morgen desselben urbar gemacht, und größtentheils zu guten Gemüsefeldern umgeschaffen sind.

Ich führe dieß hier nur an, um zur Nachfolge zu ermuntern, und bemerke schließlich, daß zu mehreren grossen ähnlichen Pflanzungen, welche 1839 ausgeführt werden sollen, bereits die nöthigen Vorbereitungen gemacht sind, so daß mit der Zeit gewiß alle Gemeinden des Kreises, welche ähnliches Oedland besizen, folgen werden.

Ueber den Viehstand Bayerns

im Verhältnisse zu andern Ländern.

Nachstehendes zeigt den Viehstand Bayerns im Verhältnisse zu andern Ländern, wie solcher in den Jahren 1829—32 sich dargestellt hat:

Vom Rindviehe lebten auf der Quadratmeile			auf 1000 Menschen trafen
in Würtiemberg	2000	Stük	459
in Nassau	1970	„	560
in Großbritannien	1890	„	500
in Baden	1830	„	416
in den Niederlanden	1570	„	342
in Bayern	1380	„	520
in Sachsen	1240	„	243
in Oesterreich	920	„	354
in Preussen	850	„	342

Vom Rindviehe lebten auf der Quadratmeile		auf 1000 Menschen trafen
in Frankreich	668 Stük	224
in Spanien	296 „	218
in Schweden u. Norwegen	190 „	735

Es lebten auf der Quadratmeile

Pferde	
in den Niederlanden	370
in Großbritannien	340
in Preussen	280
in Württemberg	254
in Frankreich	242
in Bayern	235
in Oesterreich	152
in Nassau	112

Schafe	
in Großbritannien	7000
in Sachsen	3600
in Frankreich	3518
in Preussen	2400
in Nassau	2030
in Spanien	1530
in Württemberg	1400
in Hessen-Darmstadt	1080
in Bayern	1000
in Baden	640

Es wäre gewiß sehr wichtig, zu erfahren, wie sich der Viehstand Bayerns im Verhältnisse zu andern Ländern seit dieser Zeit geändert hat.

Z.

Ueber das Wollwaschmittel von Preys.

(Vergl. S. 268 d. Bl. v. 36.)

In der neuesten Zeit ist viel von einem vegetabilischen Wollwaschmittel die Rede, welches ein Herr J. A. Preys in Pesth erfunden hat. Es soll die empfehlende Eigenthümlichkeit besizen, die Wolle klar und hell weiß zu waschen, ohne die Elastizität und Sanftheit derselben im Mindesten zu schwächen. Irre ich nicht, so besteht dieses Wollwaschmittel in der zerkleinerten Wurzel von Gypsophila Struthium. Im Orient bedient man sich vorzugsweise dieser Drogue zum Reinigen der Wolle vom thierischen Fette. Die berühmten Shawls von Cashmir sollen ihre Vorzüglichkeit theilweise der Behandlung mit dieser Wurzel verdanken. Da nemlich dieses vegetabilische Waschmittel ohne jedes Alkali wirkt, so leiden selbst die zartesten Farben nicht durch seine Anwendung. Zum Waschen von Spizen u. s. w. möchte sich dasselbe ebenfalls eignen. Es findet sich in unseren Droguerichandlungen als levantische Seifenwurzel.

Erlangen. Th. Martius.

Vermehrung des Honigs durch Beihülfe der Bienen,

besonders wie selbe zu überwintern sind.

Bei der so lauwarmen Witterung des heurigen Winters werden die Bienen vermuthlich viel zehren, und schwachen Stöken kann es zulezt an Honigvorrath fehlen. Es dürfte daher Manchem erwünscht seyn, in diesem Falle guten Rath zu wissen. Hier ist er.

Man nehme einen Theil Honig und zwei Theile Wasser in ein irdenes Gefäß, und hize es in dem Ofenrohre. Wenn es so heiß ist, daß fast die Hand nicht darin zu halten ist, so nehme man einen Schiffer (Kochlöffel), rühre das Honig und Wasser durch einander, wodurch es so süß und schmakhaft wird, daß es angenehm zu trinken ist.

Diese Mischung sezt man den Bienen unter das Gewerbe (Körbe) vor. Die Bienen ziehen es an sich, und verarbeiten es durch ihre Säur, welche sie von Natur an sich haben, zu den schönsten, geschmakvollsten, besten Honig, welches leicht zu verstehen ist; denn von dem Birkensafe, der kein Vergleich mit obiger Mischurg ist, geschieht das Nemliche, die Bienen ziehen solchen ebenfalls an sich, und verarbeiten denselben durch ihre Magensäure zu dem schönsten Honig, welcher aber dem Honig aus obiger Mischung weit nachsteht. —

Dieses einfache Mittel der Bienen-Fütterei betrieb ich schon 5—6 Jahre. Die Bienen befinden sich dabei recht thätig und munter.

Man thut es im Frühlinge und Herbste, ohne die Bienen an ihrer Arbeit zu hindern.

Man kann seine Bienen im Spät- aber noch warmen Herbste durch den ganzen Winter mit diesem Honigwasser versehen. Wenn man vorräthiges Honig hat, kann man es gleichfalls an guten Stöken versuchen. Der Gewinn zeigt sich von selbst. Es muß aber diese Fütterung an regnerischen Tagen, oder bei der Nacht geschehen, damit die Bienen vor den Räubern gesichert sind, und an ihrer Arbeit nicht gehindert werden.

Viele Bienen-Freunde haben diese Methode mit gutem Erfolge gemacht, und die vermehrten Versuche werden den Nuzen vergrössern.

Verhältniß der Heizkraft des Torfes zum Holze.

(Vergl. S. 866 d. Bl. v. Js.)

Ueber die relative Heizkraft der verschiedenen Holzarten wurden im Kunst- und Gewerbeblatte Seite 250 bis 258 des Jahrganges 1837 und Seite 293 bis 302 des Jahrganges 1839 Versuche mitgetheilt, nach welchen die Heizkraft sich verhält, wie nachstehende Zahlen:

Roth- und Weißbuchen	100
Zerreiche	123
Traubeneiche	109
Birke	77
Lärche	74
Schwarzföhre	68
Fichte	63
Tanne	61
Weißföhre	47
Aspe	42

Ueber das Verhältniß der Heizkraft des Torfes zum Buchenholze, welches als Einheit angenommen wird, hat man zwar sehr verschiedene Ansichten, doch stimmen alle darin überein, daß vollkommen und künstlich ausgetroknetes Holz die Heizkraft des Torfes (bei gleichen Gewichten) übertreffe; daß aber gewöhnlich lufttrokenes Holz, das noch 20 pCt. Feuchtigkeit enthält, keine stärkere Heizkraft, als gut getrokneter Torf habe.

Nach dieser Annahme sind

36	Zentner Torf gleich einer Klafter	Buchenholz,
34	„ „ „ „ „	Eichenholz,
30	„ „ „ „ „	Birkenholz,
28	„ „ „ „ „	Schwarzföhrenh.
$25\frac{1}{2}$	„ „ „ „ „	Tannen- und Fichtenholz,
22	„ „ „ „ „	Weißföhrenholz,
21	„ „ „ „ „	Aspenholz.

Wallnüsse ein Jahr frisch zu erhalten.

Wallnüsse sind eine angenehme Speise, so lange sie frisch sind und man die Haut leicht abziehen kann. Ich habe daher ein, von einem Fremden vorgeschlagenes Mittel mit bestem Erfolge versucht. Es besteht darin, daß man die Wallnüsse, eben aus der äussern grünen Schale losgemacht, in Körbe pakt, und zwar schichtenweise in Sand, und dekt auch oberhalb Sand darüber. Die Körbe sezt man so der freien Luft aus, und im Frühlinge findet man die Wallnüsse so frisch, als wie man sie vom Baume genommen hat.

Man wünscht Versuche und Bemerkungen über diesen nicht ganz unbedeutenden Gegenstand.

Approbirter Versuch, aus der Milch wenigst ein Drittel mehr wie bisher zu gewinnen.

Die Milch wird kühwarm in die gewöhnlichen Geschirre (Scherben oder Körlen) ausgegossen; in jedes bringt man unmittelbar nach dem Aufgusse ohngefähr 20 Tropfen eiskaltes Brunnenwasser (einen Kaffeelöffel voll) und läßt es in warmer Stube.

Binnen 12 Stunden wirft sich die Milch, und geht in viel dikern Rahm wie gewöhnlich über. —

In 24 Stunden aber sauert selbe, und wird zum Buttern fähig, wobei man sonach von zwei Kühen wenigst so viel erzielet, als bisher von drei.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ländliche Haus-Bibliothek.
(Fortsezung.)

Sollten wir dem armen Robinson in dem Herzen einiger unserer lieben Leser wehe gethan haben, so hatten wir wenigstens dazu die Absicht nicht, sondern nur die Meinung, daß er den Hang zur Romanen-Lektüre in den Kinderseelen zu frühzeitig weke. Ausser diesem Bedenken wollen wir dem so berühmt gewordenen Buche seinen Werth so gut, wie Jedermann, lassen. Religiöse Gefühle aber und regen Sinn für frommen Lebenswandel gibt in weit edlerer Art:

4) **Der Einsiedler am Carmel. Eine Begebenheit aus der ersten Zeit des Christenthums, vom Verfasser der Beatushöhle. Kostet 36 kr.**

Das Buch hat in zwei Beilspielen des Guten und des Bösen Licht und Schatten in schroffem Kontraste der Charaktere aufzustellen gesucht; und es fehlt ihm dabei gar nicht an mannigfaltig abwechselndem Interesse für die Kinderwelt. — Legt den Samen der Religion ins Herz des Kindes am frühesten Morgen seines Daseyns, so wird Tugend seine Brust sich zum Tempel machen, und reines Menschenglük wird in ihr wohnen, bis es Abend wird. Die Hand des Schullehrers biegt nicht immer mit Glük ein krummgewachsenes Stämmchen gerade, daher dieses Buch wie ein leitender Engel dem Kinde auch nach der Schule den Werth der Frömmigkeit darzustellen recht passend eingerichtet ist; und wir brauchen wirklich wieder eine fromme Kinderwelt.

Ihm zur Seite stehe

5) **Der verlorne Sohn. Eine Erzählung für die reifere Jugend von W. M. R***. Zweite, reich vermehrte und verbesserte Auflage. Kostet 36 kr.**

Ein wunderschönes und gemüthliches Buch ist auch:

6) **Die beiden Gottfried, oder das Sparkästchen, von A. Dörle, mit einem Stahlstiche. Kostet 24 kr.**
Lehrt Gottvertrauen und noch gar viel!

Noch zeigen wir an und empfehlen

7) **Das Thal von Almeria, dritte Auflage, kostet 30 kr.**
Es ergeht sich darin gar lieblich. —

Zum Ausruhen noch

8) **Die irländische Hütte, mit einem herrlichen Stahlstiche. Kostet 36 kr.**

Leztere beiden Werkchen vom Verfasser der Beatushöhle. Bedürfen unserer Empfehlung nicht, empfehlen sich von selbst.

(Fortsezung folgt.)

Getreidepreise zu verschiedenen Zeiten.

Nach Say war der Werth eines Hektoliters Weizen (0.449 Scheffel)

zu Athen zu den Zeiten des Demosthenes 350 Jahre vor Christi Geburt	303	Gran Silber
zu Rom zu den Zeiten Cäsars	270	» »
in Frankreich zur Zeit Karl des Grossen	245	» »
» » zur Zeit Karl des VII.	219	» »
» » im Jahre 1514	333	» »
» » 1536	731	» »
» » 1610	1130	» »
» » 1640	1280	» »
» » 1789	1342	» »
» » 1820	1610	» »

An den bayerischen Eilboten.

Bayrischer Bote! Liebling der Eile!
Sey mir gegrüßt zu tausendmal!
Die Du bewanderst, Berg und Thal,
Lieblicher Bote! Sprosse der Eile!
Schauen Dich gern, und rufen Dir: weile,
Weile mit Seele, Herz und Verstand
Immer im theueren Vaterland.

Und Du ziehst mit geschäftiger Eile
Städt' und Märkte und Dörfer entlang;
Denn so will es des Herzens Drang,
Lieblicher Bote! Sprosse der Eile!
Nimmer ist rauh die Bahn Dem, und steile,
Welchen nie sinkender Muth belebt,
Welcher das Herz nach Oben hebt.

So Dich, rastloser Liebling der Eile!
Leitet, wer fühlt's nicht? der höhere Sinn.
Auf dem Wege, den Du wanderst dahin,
Lieblicher Bote, Sprosse der Eile!
Sprossen, Allen zu Nuz und Heile,
Rosen beim Schlag vom geflügelten Pferd
Glühend vom Kusse Apollons genährt.

Drum, wo Du immer nur wandelst, weile
Auf Dir jeglicher Biederblik,
Spiegle Dir Dank und Freud' zurük,
Lieblicher Bote, Sprosse der Eile!
Nicht des Gewaltigen Donnerkeile
Heben Herz und stärken Gemüth;
Sternlein, so klein, doch leuchtend erglüht.

Bayrischer Bote, Liebling der Eile!
Lenke die Strahlenrosse fortan
Nur wie jezo die hehre Bahn.
Wachsen, ich schwör es, von Meile zu Meile
Wird Dein Ruhm in rollender Eile:
Denn was Tugend und Treue beginnt,
Wird hienieden immer gewinnt.

Jg.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 5. 29. Jäner 1840.

Wärme, Liebe und Feuer.

Ein Seitenstük zum vorjährigen Artikel: „die Erlösung", S. 217.

Analogieen.

1.

In der physischen Welt wird Alles durch die Wärme bewirkt.

1.

In der moralischen Welt wird Alles durch die Liebe bewirkt.

2.

Die Wärme produzirt Alles in der physischen Welt.

2.

Die Liebe erzeugt Alles in der moralischen Welt.

3.

Ohne Wärme existirt in der physischen Welt kein physisches Leben.

3.

Ohne Liebe existirt in der moralischen Welt kein moralisches Leben.

4.

Je mehr Wärme in der physischen Welt, je mehr Ausdehnung, Erzeugung, Zeitigung und Gedeihen in der physischen Welt.

4.

Je mehr Liebe in der moralischen Welt, desto mehr Ausdehnung, Zeitigung und Gedeihen in der moralischen Welt.

5.

Die Wärme verherrlichet Alles in der physischen Welt; — sie bekleidet die blätterlosen Bäume, die des Grases beraubten Wiesen, sie entsiegelt die Bäche, tränket die Fluren, speiset mit Früchten alle physische Wesen — sie, diese Wärme, ist die Wohlthäterin der ganzen Natur.

5.

Die Liebe verherrlichet Alles in der moralischen Welt; — sie kleidet den Nakten, entfesselt die Gefangenen, tränket den Durstigen, nähret den Hungrigen; ja, sie ist die grosse Wohlthäterin und allgemein beglükende Vereinigerin der gesammten Menschheit, der Lichtstern, vielmehr die Sonne des einigen himmlischen Vaters, der alle Menschenkinder mit gleich wohlthuender göttlicher und umfassender Liebe erwärmt.

6.

Alles erstirbt ohne Wärme in der physischen Welt.

6.

Ohne Liebe erstirbt Alles in der moralischen Welt.

7.

Die Wärme ist die Kraft der physischen Natur.

7.

Liebe ist die Kraft der moralischen Natur.

8.

Dort, wo Wärme entzogen wird, dort beginnt das physische Verderben.

8.

Und dort, wo Liebe in der moralischen Welt entzogen wird, da fängt das moralische Verderben an.

9.

Physisch-kranke Körper leiden Mangel an Wärme.

10.

Hitze und Kälte sind die Extreme in der physischen Welt, die sich gegenseitig anfeinden; die Wärme ist das Vereinigungsmittel.

11.

Die Wärme erzeugt in der physischen Welt alle Kräfte, — ja, ist die Quelle der Kräfte.

12.

Die Wärme besitzt vollständige Gleichheit ihres Wesens;
sie steigt nicht in die Höhe wie das Feuer, und
zieht sich nicht zusammen wie die Kälte;
schweift nicht aus wie die Winde;
entzieht dem Körper nichts wie der Frost;
fühlt sich nicht an wie die Erde;
wüthet nicht wie der Orkan, und
ist nicht träg und unthätig wie die leblose Nässe.

13.

Die Wärme in der physischen Welt ist das Band, das alle physische Wesen vereinigt.

14.

Das Phänomen der physischen Wärme ist aber nicht mit der objektiven Wärme, die der Erscheinung zu Grunde liegt, zu verwechseln.

15.

Die physisch-objektive Wärme-Ursache ist innigst vereintes Feuer- und Lichtwesen.

16.

Die objektive Wärme in der physischen Welt geht aus objektiver Feuer- und Lichtmaterie aus.

17.

Im Feuer liegt die Kraft; im Lichte die Schönheit; in der Wärme das Leben der physischen Welt.

9.

Moralisch-kranke Seelen leiden Mangel an Liebe.

10.

Ein hitziger Kopf und ein kaltes Herz sind die in der moralischen Welt sich gegenseitig anfeindende, und alle Unordnung erzeugende Extreme; die Liebe allein kann das kalte Herz erwärmen, den hitzigen Kopf kühlen; denn sie, diese Liebe, steht als Mittel in der ausgleichenden und bindenden Mitte.

11.

Die Liebe erzeugt in der moralischen Welt alle Tugenden, sie ist die Quelle und die Mutter der Tugenden.

12.

Die Liebe besitzt vollständige Gleichheit ihres Wesens: denn
sie ist nicht hochmüthig;
geizet nach nichts;
schweifet nicht aus;
ist nicht neidisch;
kennt kein Uebermaß;
zürnet nicht, und
ist immer thätig, wie der himmlische Vater.

13.

In der moralischen Welt ist die Liebe das Band, das alle moralischen Wesen, sohin die gesammte Menschheit — vereinigt.

14.

Das Phänomen der moralischen Liebe ist aber auch nicht mit der objektiven Liebe, die der Erscheinung zu Grunde liegt, zu vermengen.

15.

Die moralisch-objektive Ursache der Liebe ist innigst vereinte Wahrheit und Weisheit.

16.

Die objektive Liebe in der moralischen Welt entspringt aus objektiver Wahrheit und Weisheit.

17.

In der Wahrheit liegt die Kraft; in der Weisheit die Schönheit; in der Liebe aber das Leben der moralischen Welt.

18.

Welch ein herrlicher Typus des dreieinigen Gottes — geschrieben in dem Buche der Natur und im Herzen des Menschen!

Vater — die Kraft; Sohn — die Weisheit; Geist — die Liebe. O Liebe komm, und erfülle die Herzen deiner Gläubigen und aller Menschen!

19.

Aus dem Feuer kömmt das Licht, aus dem Lichte durch Wiedervereinigung mit dem Feuer die Wärme.

20.

Die Feuerkraft schaffet; die Lichtkraft ordnet; die Wärmekraft belebt.

21.

Feuer ohne Licht verzehrt; Licht ohne Feuer erkältet. Zwei Extreme entstehen aus Mangel der Verbindung, und sind in der wahren Ordnung der Dinge ohne Verbindung nicht möglich.

19.

Aus dem Vater kömmt der Sohn, aus dem Sohne der Geist, der Sohn und Vater wieder vereinigt.

Aus der Wahrheit kömmt die Weisheit; aus der Wahrheit und Weisheit die Liebe, und alle drei sind Eines, wie Ursache, Wirkung, Folge, wie Kraft, Organ, Form.

20.

Der Vater schöpft; der Sohn erlöset; der Geist heiligt.

Die Denkkraft schöpft; die Weisheit ordnet; die Liebe vollendet.

So ist Ursache, Mittel und Zwek immer in Einem.

21.

Die Weisheit des Sohnes mildert die Strenge des Vaters; Weisheit und Gerechtigkeit vereint der Geist durch Liebe.

Gerechtigkeit ohne Gesez, Gesez ohne Liebe; was wären sie?

Durch die Weisheit tritt die Wahrheit ins Licht; durch die Liebe werden Wahrheit und Weisheit fühlbar; so ist die Ordnung der Dinge.

Wahrheit gibt Kraft, Weisheit gibt Verstand; Liebe aber wendet Kraft und Weisheit nach Zweken an.

Macht ohne Verstand — Verstand ohne Macht, Macht und Verstand ohne Liebe — was sind sie Anderes, als die Ursache aller Unordnungen?

Die todte Schiffsmannschaft.

Ein Seeabenteuer.

(Erzählt von A. Paterfi de Fossombroni)

Es war im Juni 1813, als die Kriegs-Brigg le Cuirassier den französischen Konsul in der Levante mit seiner ganzen Familie nach Smyrna führte. Ich selbst war mit einer Privat-Mission beauftragt worden, und hatte den Befehl erhalten, mich an denselben Bord zu begeben.

Der Cuirassier war ein schönes zierliches Fahrzeug von gutem Ansehen, wenn es unter Segel war, und ein Schnellsegler dabei; dieß war nöthig, denn das Meer war mit englischen Schiffen bedekt. Da der Kommandant im Voraus wußte, daß Damen am Bord seyn würden,

so hatte er sein Schiff mit andern Gegenständen des Luxus und der Bequemlichkeit versehen. In dem Zimmer, welches mit auserwähltem Geschmake möblirt war, sah man einen herrlichen Flügel von Pezold und andere musikalische Instrumente, die einen angenehmen Kontrast mit den Trophäen aus Säbeln und Pistolen bildeten, welche die gewöhnliche Dekoration dieses Gemaches sind. Unsere Mahlzeit, wozu der Kapitän jedes Mal einen seiner Offiziere einlud, war eben so ausgesucht, als man in Paris nur wünschen konnte. War schönes Wetter, so brachten wir den Abend plaudernd oder spazirend auf dem Deke zu, den Himmel betrachtend oder die Wellen, und die wohlduftende Luft des mittelländischen Meeres einathmend. War es finster und kalt, so blieb man in dem Zimmer; dann musizirten die Damen; man sezte sich um den Kommandanten, der uns aus seinen Abenteuern und von seinen Kämpfen gegen die Engländer erzählte. Diese Abende hatten für mich einen unnennbaren Reiz, der diese Reise, die erste und angenehmste, die ich zur See gemacht, mir für immer ins Gedächtniß geprägt hat. Ein merkwürdiger Vorfall, der sich ereignete, nachdem wir vierzehn Tage von Toulon abgesegelt waren, wird überdieß verhindern, daß ich diese Tage je vergessen werde.

Das französische Haus kriegte damals gegen ganz Europa, und obgleich der Cuirassier gut ausgerüstet war und eine treffliche Mannschaft hatte, so durfte doch der Kommandant, zu Folge der Instruktionen des Marine-Ministers, Herzogs von Decrès, mit keinem Feinde anbinden, und sich nur im äussersten Falle vertheidigen, bis daß er den Konsul in Smyrna abgesezt haben würde.

Wir begegneten einigen englischen und russischen Kriegsschiffen, denen wir jedoch auf grossen Umwegen glüklich entkamen. Endlich schien das Meer mehrere Tage hindurch freier zu seyn, und wir hofften, durch unsere Geschwindigkeit Das zu gewinnen, was wir an Zeit verloren hatten.

Den 20. Juni Abends 9 Uhr waren wir unter dem zweiten Grade der Länge und dem siebenunddreissigsten der nördlichen Breite, ungefähr auf der Höhe von Algier; das Wetter war hell und ziemlich schön, aber ein starker Wind, der aus Westen blies, hatte die Damen genöthigt, Nachmittag in dem Zimmer zu bleiben. Das Schiff ging mit allen Segeln, und Alles war in der besten Ordnung; der Kommandant erzählte uns von seiner ersten Schlacht, der von Trafalgar. Er war eben bei dem Tode Lord Nelsons, als wir oben ein verwirrtes Geräusch von Tritten und Stimmen vernahmen; in demselben Augenblike trat ein Lieutenant ein und meldete dem Kapitän, daß die Wache ein grosses Schiff signalisirt habe. Der Kapitän unterbrach seine Geschichte, um auf das Verdek zu steigen und durch das Glas nach dem Schiffe zu sehen. Es war in der That ein grosses Fahrzeug, welches gegen den Wind gerade auf uns zukam.

Der Kommandant sezte das Sprachrohr an:

„Alle Mannschaft oben!"

Das war schon geschehen.

„Alle Hangmatten herunter!"

Das war in einem Augenblike geschehen.

Nun wurden die Reffen eingenommen; sogleich schwankte das Schiff gewaltig der Länge nach, als wollte es die Wellen spalten und in den Abgrund sinken, dann aber richtete es sich wieder ganz anmuthig zurecht und fing den Wind mit einer bewundernswerthen Schnelligkeit; wir rissen förmlich aus.

Nachdem Alles so angeordnet war und das fremde Schiff jeden Vortheil über uns verloren zu haben schien, stieg der Kommandant wieder hinab und schikte sich an, seine Erzählung zu vollenden; aber er konnte daran nicht denken.

Die Damen erzählten sich schrekliche Geschichten von algierischen Korsaren.

Der Kommandant, der daran keinen Geschmak fand, ging ruhig fort, um sich, angekleidet, wie er war, auf seine Matraze zu legen, nachdem er vorher Befehl gegeben hatte, ihn sogleich zu erweken, wenn sich etwas Ausserordentliches zeigen sollte.

Was mich betraf, so blieb ich bei den Damen, um ihnen Gesellschaft zu leisten, da sie nicht schlafen gehen wollten. Ich muß gestehen, daß ich nicht sehr ruhig war; nicht etwa, daß ich

die Barbaresken fürchtete, denn diese pflegten zu sagen: „Allah beschüze uns, Etwas anzugreifen, das seinem Sohne, dem grossen Napoleon, gehört"; aber nicht so ganz ruhig befand ich mich in Hinsicht der spanischen und englischen Kriegs-Fahrzeuge.

Beim Anbrechen des Tages stieg der Kommandant auf das Verdek; der Cuirassier segelte noch immer mit gleicher Schnelligkeit, und das andere Fahrzeug schwamm am Horizonte, dieselbe Strasse, als wir, verfolgend.

Gegen 8 Uhr wurde der Wind so frisch, daß die Masten sich bogen; ihr Krachen erregte die Besorgniß, daß sie brechen könnten. Man war genöthigt, einige Segeln einzuziehen. Nun gewann das andere Fahrzeug einen nicht geringen Vortheil über uns, und zwar so, daß es um 11 in unserem Fahrwasser war. Es war ein grosses Schiff, schwarz angestrichen, von gutem Bau, und hatte ganz das Ansehen eines Piraten; doch bemerkte man an seinem Tauwerke, von dem Einiges zerrissen war, eine solche Unordnung, die bei dieser Art von Schiffen nicht gewöhnlich ist. Auch erschien Niemand; die Stükpforten waren zu. Die Fahrzeuge segelten einige Zeit hinter einander. Als nun der Kommandant einsah, daß es zu spät sey, den Kampf zu vermeiden, ließ er so manövriren, daß wir auf einen Flintenschuß, Bord an Bord mit dem Fremden kamen. Nun schloß er selbst die Damen in das Zimmer ein, und stieg hinauf in grosser Uniform, den Säbel in der einen Hand und das Sprachrohr in der andern; der Trommelschläger wirbelte, und Jeder begab sich auf seinen Posten. — Dann trat tiefe Stille ein, und man erwartete das Weitere.

Der Kommandant stieg auf den Halbord, und rief den Fremden an:

„Ho! Schiff, ho!"

Keine Antwort.

„Ho! Schiff, ho!"

Keine Antwort, und Niemand erschien.

„Zum Henker," sagte der Kommandant, „spotten sie unser; zieht die französische Flagge auf, und gebt eine Salve."

Alsbald entfaltete sich ein prächtiger dreifarbiger Pavillon, und der Donner verhallte in der Unendlichkeit.

Aber keine Flagge erschien am Borde des stillen Fahrzeuges.

„Das ist doch seltsam," sagte der Kommandant; „jezt schiesset einmal scharf."

Ein zweiter Kanonenschuß verhallte, und eine Kugel fiel auf die Lehne des Verdekes an dem fremden Schiffe, zertrümmerte eine Luke, und riß ein Stük des grossen Segels weg; der Feind verlor hierdurch an Schnelligkeit, und wir legten etwas bei, um mit ihm gleich zu segeln."

Der Schuß blieb ohne Erwiderung. Der Kommandant richtete sein Glas auf die Oeffnung in der Verdeklehne . . . . . . Mit einem Male zeigte sich ein Erstaunen auf seinen Zügen.

„Seht doch!" rief er, „sollten sie todt seyn? Dort am Fusse des Hauptmastes."

Und er reichte sein Glas seinem Lieutenante.

„Kommandant," sagte dieser, „ich sehe zwei oder drei Menschen auf der Erde liegen, und einen andern stehend an dem Maste lehnen, aber Keiner rührt sich."

Es wurde noch einmal das Fahrzeug angerufen, ohne Antwort zu erhalten. Jezt ergriff der Kommandant sein Gewehr, zielte nach dem stehenden Manne und schoß. Der Mensch schien eine leichte Bewegung nach vorne zu machen, blieb jedoch stehen.

„Jezt, meine Herren," sagte der Kommandant, indem er sein Gewehr niederlegte, „müssen wir das Ding doch in der Nähe betrachten; holla, zwölf Mann und ein Unterlieutenant ins Boot."

Die Matrosen zauderten; abergläubische Erinnerungen hatten sich ihres Geistes bemächtigt. Ein alter Schiffmann brummte fast unverständlich Etwas in den Bart, das wie „fliehender Holländer" klang.

„Haltet ihr mich zum Besten, dummes Volk," schrie der Kommandant; „wißt ihr nicht etwa so gut, wie ich, daß der fliehende Holländer nur beim Kap der guten Hoffnung angetroffen wird?"

„Das ist wahr," riefen jezt Alle aus Einem Tone.

„Also vorwärts! Halloh ins Boot, und zwar noch schneller, als ich diese Worte hier gesprochen habe."

Ich verlangte, mit von der Expedition zu seyn, und sprang mit Allen in das Boot. Unsere Ruderer schwammen kräftig gegen das unbekannte Fahrzeug hin, und in fünf Minuten waren wir unter der Puppe, um seinen Namen zu lesen.

Er war in grossen weissen Buchstaben geschrieben: La Annunziation.

Wir stiegen hinauf ganz bewaffnet durch die Stükpforten des Zimmers; Alles war zerbrochen und in Unordnung. Die Kasten waren geöffnet und einige Goldstüke, die in den Winkeln lagen, liessen uns vermuthen, daß das Schiff geplündert worden sey; die grosse Flagge, blau, gelb und roth, und schwere Ketten daneben, brachten uns auf den Gedanken, daß wir uns auf einem columbischen Sklavenschiffe befinden.

In dem ganzen Schiffe herrschte dieselbe Zerstörung; wir untersuchten den Raum und die Zwischendeke, ehe wir hinaufstiegen. — Schießpulver, Lebensmittel, Waffen lagen durchnäßt im Raume, und nicht ein einziges lebendiges Wesen zeigte sich unsern Bliken. Jedoch hörten wir über unsern Häuptern ein verworrenes und seltsames Geräusch. Die Luken waren offen, und wir stiegen hinauf, die Pistole in der einen, den Säbel in der andern Hand; aber sobald wir den Fuß auf das Verdek gesezt hatten, benahm uns ein Pestgestank den Athem, und das gräßlichste Schauspiel stellte sich unsern Bliken dar. Ungefähr 80 Unglükliche lagen ausgestrekt auf dem Boden, an den Füssen und Händen angenagelt; ihre Leichname, auffallend abgemagert, und in einem Zustande vollkommener Fäulniß und zum Theile aufgefressen von einer unzähligen Menge von Würmern und grossen Ratten, die eben jenes seltsame Geräusche machten, welches wir unten gehört hatten. Eine dieser Leichen, die uns der Kapitän des Schiffes gewesen zu seyn schien, war längs dem Hauptmaste angenagelt, und unweit von ihm hatte man gleichsam aus wildem Spotte eine Tonne mit Zwiebak und eine andere mit süssem Wasser hingestellt; der Körper, dessen Brust von der Kugel unseres Kapitäns durchbohrt war, war nach vorne gebeugt, als hätte er die Hände losreissen wollen, um nach dem Inhalte der Tonnen zu greifen. Nach der Magerkeit aller Leichname zu schliessen, war es wahrscheinlich, daß die Mannschaft lebendig angenagelt worden war, und dann vor Hunger gestorben ist; die Beine des Kapitäns waren von den Ratten bis an die Kniee abgefressen, und die Knochen entblößt.

Von Schreken ergriffen, wußten wir nicht, wen wir dieser abscheulichen Grausamkeit anklagen sollten, als ein Matrose, der unten geblieben war, uns eine Flasche brachte, die er in einer Schublade gefunden hatte. Wir zogen ein Papier heraus, worauf in englischer Sprache Folgendes stand:

„Den 27. Dezember 1812 in den Gewässern von Puerta mayor de las Esmangas begegnete der Kapitän W....z, Kommandant der Fregatte Sr. großbritannischen Majestät Hamlet, dem columbischen Sklavenschiffe La Annunziation. Zu Folge der englischen Geseze über den Sklavenhandel befahl der Kommandant des Hamlet, die ganze Mannschaft gefangen zu nehmen, welche sich in einem Zustand völliger Trunkenheit befand. Als er jedoch in dem Raume des Sklavenschiffes die Leichname zweier Engländer fand, die man nicht Zeit gehabt hatte, ins Meer zu werfen, und daneben viele Waaren, welche dieser Nation geraubt waren, so hat der Kommandant des Hamlet Vergeltungsrecht geübt. Er ließ die Mannschaft auf ihr Dek nageln, und übergab sie den Winden mit offenen Segeln.

In See, den 27. Dezember 1812.

Der Kapitän,
Kommandant der Fregatte Sr. großbritannischen Majestät Hamlet,
W....z."

So hatten die Unglüklichen, ein Spielzeug der Winde und des Sturmes, auf offener See herumgeirrt, und ein seltsamer Zufall sie durch die Meerenge von Gibraltar treiben lassen.

Auf Befehl unseres Kommandanten wurden die Leichname losgenagelt und in altes Segeltuch gewikelt. Den Kapitän nähte man in seine columbische Flagge ein, und bei Sonnenuntergang senkte man Alle unter Kanonendonner ins Meer. Die Annunziation wurde angezündet und brannte die ganze Nacht; beim Anbruch des Tages begruben sie die Wellen.

Einige Tage hierauf lief die Brigg le Cuirassier in den Hafen von Smyrna ein.

Ungarischer Brodteig,

oder wie die Gährung dieses Teiges auch ohne den gewöhnlichen Sauerteige zu erhalten ist.

In den, aus den Breslauer Natur- und Kunstgeschichten gezogenen ökonomischen Sammlungen, im 2. Theile S. 563, ist vor ungefähr 80 Jahren einmal auch folgender ungarischer Sauerteig zum Brodbaken beschrieben worden:

„Man kocht Hopfen und Bier etwas diklicht, besprengt damit Weizenkleien, knetet Kuchen daraus und troknet sie in der Luft, welches man in ungarischer Sprache Parr heißt. Wenn nun die Ungarn Mehl einsäuern und Brod baken wollen, so solviren sie einen dieser Parrkuchen im Wasser, kneten damit das Mehl zum Teige, lassen diesen etliche Stunden stehen, so ist es sauer und zum Brodbaken fertig. Dieses Brod ist ganz angenehm zu essen, und wird Niemand schmeken, daß es von einem andern, als von Mehl und Wasser bereiteten, sollte gebaken seyn.“

Verwandlung des Habers in Roggen.

In mehreren öffentlichen Blättern wurde seit einiger Zeit theils dafür, theils dagegen gesprochen, den Haber in Roggen verwandeln zu können. — Da ich diesen Gegenstand im Jahre 1838 Nro. 29 S. 226 dieser Zeitschrift in einfache Anregung brachte, und dabei der unmaßgeblichen Meinung bin, daß auch dießfalls nur die Erfahrung, also die Praktik, eine genügende Entscheidung geben kann, so nehme ich mir nun, und auf den Grund meiner Zitation 1838 die Freiheit, Folgendes nachzutragen:

„Der Haber, sonderlich der schwarze, wird in ein, das Jahr vorher zur Roggensaat zurecht gemachtes Brachfeld am Ende des Mai oder Juni des folgenden Frühjahres, und zwar in nicht allzuschweres Land, und nicht zu dik gewöhnlich ausgesäet. Wenn er zu schossen beginnt, so wird der Haber zum Futter, welches man troken oder grün verfüttern kann, abgemäht, und wenn er wieder wächst und ausschossen wollte, muß solches noch einmal, ja, allenfalls auch das Drittemal — geschehen; wiewohl Wirgin glaubt, daß dieses nicht so gut sey, als wenn es nur zweimal geschehen dürfe. Solchergestalt bleibt die Haferwurzel im Winter über stehen, und im folgenden Jahre erfolgt zur Zeit der Roggenernte der schönste Roggen aus dem gesäeten Haber. Weiter hat der Akermann dabei nichts zu thun, sondern dieses erfolgt ganz natürlich, und unter der sonst gewöhnlichen Beobachtung des Unterschiedes des Landes.“

Eine Bestätigung dieser schwedischen Erfindung Wirgins findet man S. 605 in den 1838 zitirt wordenen Leipziger Sammlungen de anno 1758 XIII. Bd.

Anm. des Einsenders.

Noch ein Paar Fragen zum Wohle des Vaterlandes.

1. Möchte es nicht vom wohlthätigsten Einflusse seyn, bei Stände-Versammlungen bevollmächtige königl. Regierungs-Spezial-Kommissäre, die dort nicht nur allein die Rechte Derjenigen vertreten, welche das Steuer-Simplum von 10 fl. nicht bezahlen, sondern auch Staats-Prokuratoren des allgemeinen Armenwesens rc. wären, aufzustellen?

2. Einige Spekulanten treiben auch damit einen Geldhandel, indem sie die gerichtlichen Abzüge der Staatsdiener u. s. A. den Kreditoren derselben ab-, auch Ewiggelder und Hypothek-Kapitalien rc. einlösen. Sollte hierüber nicht ein allgemein geltendes Regulativ eingeführt werden?

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ländliche Haus-Bibliothek.
(Fortsezung.)

Wir haben wohl viele Bilderbücher, Erzählungen und Fabeln für die Kinderwelt, aber keines kann sich folgendem, so eben bei Oehme und Müller zu Braunschweig erschienenen und in allen Buchhandlungen vorräthigen, an die Seite stellen, unter dem Titel:

Neue Fabeln, Erzählungen und Gedichte, in allen bei uns gebräuchlichen Schriften, zur Uebung im Lesen und Schreiben für grosse und kleine Kinder, verfaßt von F. A. B. de la Belle; mit Bildern von Carl Schröder.

Bescheiden und liebenswürdig, wie die Vorrede, ist das ganze Büchlein. Der Verfasser sagt: „Wenn gleich das vorliegende Büchlein — als Fabelbuch und als Bilderbuch — sich gern bescheidet, von Vorgängern und Mitgängern übertroffen zu werden, so denkt es doch als Lesebuch Etwas zu leisten, das keinem Andern bisher zu leisten eingefallen ist, wie nöthig es auch war. Denn keines der bekannten Lesebücher bemüht sich, den Kindern Gelegenheit zu geben, sich im Lesen aller verschiedenen Schriftarten, deren man sich bei uns zu bedienen pflegt, zu üben.

Das aber hat das vorliegende Büchlein zu leisten übernommen — und hofft, daß ihm dabei die Fabeln und Bilder und selbst der Anhang zu Hülfe kommen sollen.

Willst Du, mein Kind, die Fabel oder die Abtheilung des Anhanges kennen und kennest die Buchstaben nicht, in welchen sie gedrukt ist, so bleibt Dir nichts Anderes übrig, als Dich mit diesen so vertraut zu machen, daß es Dir geläufig wird, damit Geschriebenes oder Gedruktes zu lesen.

Und verstehst Du die Fabeln nicht ganz, so hast Du Eltern, oder Geschwister, oder Lehrer, welche Du fragen kannst und welche Dir helfen werden, die darin liegende Lehre selbst aufzufinden, oder welche Dir nöthigenfalls Alles ausdeuten, zurecht legen und auf das Leben anwenden können. — Du aber behalte, was Du liesest, in Deinem Gedächtnisse und thue darnach.

Wenn es nun bisher noch kein Büchlein gab, das zum Einüben aller Schriftarten Gelegenheit bot, so wäre das vorliegende doch wohl nicht ganz überflüssig. — Denn, nicht wahr? mancher sonst geübter Leser und Leserinnen Lesefertigkeit scheitert an lateinischer, gothischer und Unzialschrift?

Damit das künftig nicht mehr der Fall seyn möge, bietet dieß kleine Buch seine Dienste dar.

Der Anhang ist darum angehängt, weil nicht Allen jede Kost mundet, weil das Büchlein Vielen schmakhaft zu werden und auch den Stärkeren kräftigere Nahrung darzubieten wünscht. — Und wenn es nun seinen Zwek nicht ganz verfehlt und so einigen Nuzen stiftet, nicht wahr, dann verzeiht man ihm, daß es da ist?"

So — die Vorrede; und wir wünschten nur, daß recht viele solche Bücher da wären oder doch dieses in Jedermanns Hände käme! (Fortsezung folgt.)

Das Wiedersehen.

Wie wird uns seyn, wenn einst des Todes Stille
Um uns zerrinnt,
Und dämmernd sich in der verklärten Hülle
Der Geist besinnt?
Wenn rein're Lüfte wehen und neuen Sonnenhöhen
Das süsse Licht entquillet: wie wird uns seyn?

Wie wird uns seyn, wenn in der Seele Tiefen
Aus Traumesnacht
Der Theuern Bild, die uns hinüber riefen,
Dereinst erwacht?
Wenn heiß die Sehnsucht lodert, das Herz die Seinen fodert,
Das Auge glüht und forschet: wie wird uns seyn?

Wie wird uns seyn, wenn sie dann eilend nahen,
Von Lieb' entbrannt,
Viel anders wohl, als wir am Staub sie sahen,
Und doch bekannt?
Wenn sie ans Herz uns fallen, und sel'ge Worte lallen,
Und sel'ge Thränen weinen: wie wird uns seyn?

Wie wird uns seyn, wenn Ewigkeit dem Bunde
Der Herr gewährt,
Und auch der Geist im tiefsten Herzensgrunde
Sein Ewig! schwört?
Wenn alles Leid und Bangen und Zagen ist vergangen,
Kein Tod und Grab mehr dräuet: wie wird uns seyn?

Wie wird uns seyn, wenn still wie Wandelsterne
Vor dem Gemüth
Das Pilgerleben in der Fremd und Ferne
Vorüber zieht,
Sein Lieben und sein Sehnen, sein Hoffen, Träumen, Wähnen,
Sein Jubeln und sein Leiden: wie wird uns seyn?

Wie wird uns seyn, wenn sich, gleich Blüten, leise
Vor uns enthüllt,
Was Göttliches in dem geliebten Kreise
Die Seelen füllt;
Des Sinnes Tief' und Klarheit, des Geistes Kraft u. Wahrheit,
Des Herzens Güt' und Friede: wie wird uns seyn?

Wie wird uns seyn, wenn sie mit uns durchs Leben
Als Engel gehn,
Und, sel'ger stets, uns größre Freuden geben
Auf lichtern Höhn,
Bis einst von unserm Wesen sich alle Fesseln lösen,
Wir ganz in Gott nur athmen: wie wird uns seyn?

Wie wird uns seyn? — O, dahin reicht der blöde
Gedanke nicht!
Kaum daß in uns mit flammend dunkler Rede
Die Ahnung spricht:
Wer kann hinauf sich schwingen, in klarem Bilderringen,
In treuem Worte kund thun: wie wird uns seyn?

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 6. 5. Februar 1840.

Inhalt: Unsere moralische Gefahr. — Hauptaugenmerke auf ökonomische Verbesserungen. — Ueber die Anfertigung hölzerner Akergeräthschaften u. a. Holzwaaren. — Das göttliche Bild Jesu. — Ueber Kanäle und Strassen. — Die Mode in der Trauerkleidung. — Eine nächtliche Erscheinung. — Der Wittwer.

Unsere moralische Gefahr.

Minister fliken am Staat;
Die Richter fliken am Rath:
Die Pfarrer an dem Gewissen:
Die Aerzte an Händen und Füssen:
O Jobsen! was flikest denn du?
Du flikest an den Ministern,
An Richtern, Aerzten, Magistern —
Zerrißne Schuh!

Sie fliken, und fliken oft schlecht!
Sie fliken, und fliken nicht recht,
Und reissen, wo sie noch fliken,
Das Gute wieder in Stüken.
O Jobsen! was flikest denn du?
Du flikest mit fliegenden Händen
Die Schuh von jeglichen Ständen —
Recht dichte zu.

Aus dem lustigen Schuster.

Ja wohl! Wo man nur hinschaut — eine beständige Flikerei an den abgeschabten Ueberhängen des deutschen Staaten-Körpers! Aber wo man hinschaut — will kein Stich mehr halten an den morschen Fezen!! —

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Ursachen eines allgemeinen Verfalles deutscher Kräftigkeit und Stetigkeit und Festigkeit weit herzusuchen und ihnen nach Oben nachzuspüren: wir fangen, wo wir stehen, von unten an. Denn da reißt's am Ausgiebigsten in die nicht mehr haltende Naht.

Man hat die Besorgniß ausgesprochen, es könnte eine Zeit kommen, wo uns der nordische Koloß erdrükt. Ei, das wird keine grosse Kunst seyn, wenn wir uns dazu recht weich machen. Verweichlichung war ja noch jeden verschwundenen Staates und Volkes empfindsamste Blösse gegen die Angriffe des unverweichlichten Stärkern; die erste Grundlage zu Roms und Griechenlands Sturz und Verfall, und ist jezt das Vorzeichen zu dem unsern!

Aber wir haben eine Binde vor den Augen. Wie sie bei der Sündflut noch auf den Dächern tanzten, erbliken auch wir vor uns den Pfad mit Rosen bestreut, voll Lustbarkeit und Jubel!

Heissa, Juheissa, dudeldumdei!
Da geht's hoch her —

Mit Einemmale kommen die üblen Folgen freilich nicht, aber schleichend, in leisen Schritten nach und nach und — gewiß! — Wie allemal, geht dem Sturze eines Volkes der flatternde Luxus voran. Nachdem er sich der höhern Stände versichert, tritt er geschmeidig und einschmeichelnd unter das Volk auf der untern Stufe. Und das war so, so lange die Welt steht. Und kein Volk nahm sich daran noch ein Exempel, so lange die Welt steht. Denn jedes Volk meint, das gehe es nichts an, weil, wie gesagt, Jedermann eine Binde vor den Augen hat.

Nehmt die Binde weg, was seht ihr Anders, als alle die Zeichen, wie sie früher jedesmal die blühendsten Reiche in Verfall brachten, und an ihrer Spize — am Wirksamsten leider überall? — den zum lezten Falle ins Verderben leitenden Luxus! — Ich weiß wohl, in welcher Art man dem Luxus das Wort redet. Er gibt erwerbsamem Lebensunterhalte tausendfachen Umschwung, sagen sie, — Und so weiter.

Aber worauf ruht denn das Gebäude? Gewiß nicht auf dem Luxus! Laßt diesen nur erst bei den untern Ständen einreissen, und ihr werdet bald ausluxussirt haben. Wollt ihr wissen, wie ich's meine? So kommt mit mir unter die Strohdächer des Landvolkes, und da schauet, was

der Luxus für Handwerk treibt. Beschaut euch aber die Wirthschaft wohl und schließt daraus auf die nächsten Folgen!

Habt ihr — gesehen? Ja, da müßt ihr aber ein wenig länger noch hinschauen! Da wir uns vorgenommen, ganz unten anzufangen, wollen wir den ersten Blik nur gleich dort in jene nächste Seitenkammer der Dienstboten werfen, und so, von der Wurzel auf, uns überzeugen, wie der Luxus nicht etwa nur die Familie des Hauses ruinirt, sondern sich bereits auch an jene macht. Also für jezt nur das Auge auf die Dienstboten gerichtet und nur fest hingeschaut! Seht ihr, wohin auf der Uhr der Gegenwart der Zeiger steht? Der unter den Dienstboten herrschende Luxus, in Kleidung, Vergnügungen 2c., ist nach Verhältniß der Einnahme so sehr gestiegen, als man vor zwanzig Jahren wohl nicht erwartet hätte. Die religiösen Gebräuche im Hause, als Gebet vor und nach dem Essen, wie in den alten guten Zeiten, sind beinahe ganz verschwunden; der grössere Theil unserer Knechte und Mägde geht blos in die Kirche, um gegenseitig den Staat zu bewundern oder bewundern zu lassen, auch wohl, um auf dem Kirchwege ungesittete Vergnügungen zu verabreden, welche am Abende, während und nach dem Tanze, vorgenommen werden sollen. Es ist daher kein Wunder, wenn die Gesindelöhne, troz dem schlechten Preise des Getreides und aller landwirthschaftlichen Produkte, immer mehr steigen, als fallen. Die Moral verschwindet ganz, der bedeutende Lohn langt nicht zum Staate und den Vergnügungen; die Erzeugung unehelicher Kinder steigt mit jedem Jahre und belastet die Gemeinden mit kranken, elenden, verkrüppelten Menschen, die von dem häuslich-ordentlichen Landmanne ernährt werden müssen u. s. w.

Sonst sammelten sich gute Dienstboten von ihrem wenigen Lohne ein kleines Vermögen, um ein Haus kaufen oder Etwas pachten zu können und ein sorgenfreies Alter sich zu verschaffen; wie ist dieses jezt bei so vielen ganz unnöthigen Ausgaben noch möglich? Was ist das Ende? Ach — mir entsinkt die Feder.

Hauptaugenmerke auf ökonomische Verbesserungen.

Die möglichen, allgemein anwendbaren Verbesserungen bei der Landwirthschaft kann man auf folgende Hauptpunkte zurükführen, welche nicht oft genug wiederholt werden können, damit sie doch aller Orten zur Anwendung kommen.

1. Steter Fruchtwechsel, so daß immer eine andere Gattung von Früchten oder Futterkräutern auf einem und dem nemlichen Grundstüke angebaut werde, weil jedes andere Gewächs wieder andere Nahrungstheile erfordert und also dadurch die Kräfte des Bodens am Meisten geschont und erhalten werden.
2. Viel pflügen, damit das Unkraut erstikt und der Aker rein und mürb gemacht werde.
3. Vor Winter pflügen, damit die atmosphärischen Dünste, die Feuchtigkeiten und der Dung einen Zugang zu dem Aker haben, und auf der Oberfläche die Wurzeln des Unkrautes erfrieren.
4. Tief pflügen, wo es einen gleichen oder bessern Untergrund hat, wodurch die Fruchtbarkeit sehr vergrössert wird. Kann auch dieß mit besondern Aker-Instrumenten nicht geschehen, so darf man nur die nemliche Furche mit dem gemeinen Pfluge nochmal befahren, welches jeder Landwirth nur mit einem grössern Zeitaufwand thun kann, der sich aber durch den Ertrag reichlich ersezt.
5. Künstliche Wiesen anlegen, die das Doppelte der natürlichen ertragen.
6. Natürliche Wiesen bewässern.
7. Güter arrondiren und frei benüzen, ohne an eine bestimmte Felder-Wirthschaft durch altes Herkommen oder durch Wald-Servitut gebunden zu seyn.
8. Gute schöne Rieh-Racen erziehen; das allzufrühe Begatten des noch unvollkommenen Jungviehes verhindern, welches bei der nun-allgemeinen Stallfütterung leicht möglich ist; das Vieh gut und mit gesundem Futter

führen und neben dem Nuzen des Viehes davon

9. guten und vielen Dung erzielen, ihn nur gehörig reif ausführen und gleich zerstreuen und unterzuakern.

10. Guten vollkommenen Samen ausstreuen, denselben von fremden Boden und wo möglich, aus einem kältern und schlechtern Klima nehmen.

Werden nicht die gemeinsten Wirthschaften nach diesen Grundsäzen beeifert, so kann kein gedeihlicher Erfolg kommen.

K. Mayer.

Ueber die Anfertigung hölzerner Aker-Geräthschaften u. a. Holzwaaren.

Die Anpflanzung nuzbarer Holzarten auf jedem Stükchen Landes, welches zum Akerbaue nicht besser gebraucht werden kann, an dem es fast keinem Landwirthe, der eine Wirthschaft von einigem Umfange führt, fehlt, wenn er sich die Mühe gibt, sie aufzusuchen, macht einen wesentlichen Theil der Sorgfalt eines Oekonomen aus. Nicht genug kann dieses empfohlen werden.

Hatten aber seine Vorfahren für Anpflanzungen gehörig gesorgt, so ist es seine Pflicht, solche zwekmässig zu benüzen, und für deren Ergänzung Sorge zu tragen. Um jedoch, sowohl bei der gehörigen Benüzung, als neuen Anpflanzung, diejenige Wahl zu treffen, welche dem Oekonomen am Vortheilhaftesten ist, werden Kenntnisse derjenigen Holzarten, welche zum ökonomischen Betriebe am Passendsten und Vortheilhaftesten sind, vorausgesezt.

Andererseits ist es bei den Lasten, welche den Landmann drüken, nothwendig, dahin zu wirken, daß nicht allein alle Akergeräthschaften, sondern auch andere nüzliche und gangbare Holzwaaren auf dem Lande gemacht werden, ohne daß man nöthig hat, sie theuer, zum Theil vom Auslande, zu kaufen.

Durch Anfertigung solcher Werkzeuge können namentlich die, seit der Aufhebung der Gemeinheiten sich mehrenden Taglöhner in den langen Winterabenden eine nüzliche Beschäftigung und einen Nebenerwerb haben, demnach auch um so billiger arbeiten, dem Gutsherrn Vieles in der Nähe fertigen, und doch weniger Noth leiden. Fast in jedem Dorfe werden sich unter den Taglöhnern und sogenannten kleinen Leuten Subjekte finden, welche durch Schenkung von Werkzeugen und einiger Modelle, nebst der Aussicht zum Absaze ermuntert, Holzwaaren verfertigen, die jezt theils der Städter, ja oft das Ausland liefert.

Wir rechnen besonders dahin, ausser den Akergeräthschaften, Uhren, Schachteln, Büchsen, Vogelbauer, Spielzeug, kurz, manches Schnizwerk, wofür noch viele Thaler in das Ausland wandern. Die Bewohner des Schwarzwaldes haben bis jezt fast ein Monopol in dergleichen Sachen, und doch wird keiner in Abrede seyn, daß auch sie vielleicht nur durch irgend einen glüklichen Einfluß oder auch durch die Noth, welche die Menschen Manches lehrt, zu diesen Arbeiten gelangt sind, womit sich dort im Winter Greise, Hausväter und Kinder beschäftigen, und das Ausland in Tribut sezen.

Wir wünschen, daß diese Anregung, besonders in Gegenden nicht verhallen möge, wo Armuth und das vorhandene Material die Versuche möglich und nothwendig machen.

Zu diesem Behufe wollen wir nun diejenigen Holzarten hier anführen, welche zur Erreichung der vorerwähnten Absicht vorhanden seyn müssen, und dabei zugleich die Geräthschaften namhaft machen, welche aus denselben gefertigt werden können.

Unter den zu Werkzeugen brauchbaren Holz-Arten verdient

1. die Buche (Fagus sylvatica) vorzüglicher Erwähnung.

Wenn sie gleich kein besonderes Bauholz abgibt, ist es doch nicht zu übersehen, daß sie sich ziemlich gut im Wasser konservirt, und daher in England schon zum Schiffbaue, und insbesondere zum Beschlagen der Schiffe gebraucht wird, weßhalb sie auch, wo es an besonderen festeren Holz-Arten mangelt, beim Wasserbaue wohl angewendet werden kann.

Daß sie das vorzüglichste Brennholz liefert, ist allgemein bekannt.

Man verfertigt aus derselben: Eggenbalken, Wagenleitern, Pflugzüge, Pflug- und Wageneinhanghölzer, Ortscheiden, Pfluggalgenarme, Eggen-Scheemen, Pflugbüchsen, Felgen zu Rädern, Pflug-Streichbretter, Tische, Stühle, Bettstellen rc., Hau- und Hakklöze zu Fleisch und Würsten, Hakbretter in der Küche rc., Scheffel- und Gemäßränder, Trommelzargen, Siebe, Eimer, Schachteln mit ihren Boden, Futteral-, Buchbinder-, Schuhmacher- und Schwertfeger-Spähne, Strohstuhlhölzer, Roll- und Mangehölzer, Radenaben, Kegel, Kugeln, Spinnräder, Teller und Schüsseln. Ferner: Holz-Schuhe, Hechel- und Mausefallenbretter, Bürsten-Hölzer, Kartätschen, Blasröhre, Schiebkarren, Sattelbäume, Hebel, Gabeln, Rechen, Joche, Pflug-Sterze, Kochlöffel, Tabakspfeifenköpfe aus dem Maser, Backtröge, Freßtröge, Tröge zum Kleinstossen von Wurzeln und Kräutern, und zum Trinken für das Vieh an den Brunnen; zu Poch-, Oel- und Papiermühlen, Schrauben, Pressen, Flachs-Schwingen, Brechen, Schlitten, Lavetten, Trag- und Schwungbäume zu Kutschen, Kornschaufeln, Schlittschuhhölzer rc.

Aus den Buchekern wird überdieß ein gutes Speiseöl gewonnen. 100 Pfund geben 12 Pfd. ganz reines und 5 Pfd. trübes Oel.

Die Rinde wird zum Gerben, und das Laub, getroknet, zum Ausstopfen der Matrazen gebraucht; man hält es für besser, als Stroh.

2. Die Eiche (Quercus) wird vorzüglich angewendet, wo etwas in der Erde gebaut werden soll, und da sie weder im Freien schwindet noch schwillt, wenn sie gut ausgetroknet ist, so ist sie besonders zum Bauen brauchbar, und zu Schwellen nothwendig, wo einige Feuchtigkeit an dieselben kommen kann. Ausserdem wird sie zu Schiffs-Holz, Mühlenwerken, Maschinerieen, Wellbäumen, Blumenbrettern, Mehlkasten, Klee- und Stroh-Schneidebänken, Stall-, Futter- oder Tränkeimern, zu Raufen und Krippen, Dachrinnenhaltern, Jauchelochdekeln, Viehabsonderungsständen, Stallbohlen, Faßspundlochstöpseln, Staketen, Zäunen, Heu-Bäumen, Spizbrettern, Wagenbrettern, Trögen zum Oelschlagen, Unterlagen zu Fässern im Kellern gebraucht; Wagenbauer, Drechsler und andere Holzarbeiter können das Eichenholz nicht entbehren.

Die Eichenrinde, besonders von jungen Stämmen, ist reich an zusammenziehenden, der Fäulniß widerstehenden Kräften, wird daher besonders zur Gerberei benüzt, und sogar als Surrogat für Chinarinde angewendet.

Die Eichel ist ein gutes Futter für die Schweine, geschrotet und mit Häksel vermischt auch für Rindvieh und selbst für Pferde brauchbar; nur Schafe bekommen Erbrechen, wenn sie zu stark mit derselben gefüttert werden.

Durch den Stich der Gallwespe (Cynips) in die Blätter rc. entstehen die unter dem Namen Galläpfel (Knoppern) bekannten Auswüchse, welche zum Färben gebraucht werden.

Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, welcher am Passendsten im Oktober und November gesäet wird.

3. Der Ahornbaum (Acer). Das Ahorn-Holz (jeder Gattung) steht im Troknen wie im Wasser sehr gut, und ist zu Haushaltungsgeräthschaften aller Art zu gebrauchen; besonders passend zu Stühlen, Tischen, Schränken, Kommoden, Lauten, Violinen, Kannen, Schüsseln, Löffeln und Tellern, zum Fourniren, zu Spinnrädern und Gewehrschäften, Dosen, Pfeifenköpfen; die leztern aus dem Maser des Ahorns, welcher sich so vorzüglich dazu eignet, daß die Ulmer Pfeifenköpfe, daraus gefertigt, eine besondere Berühmtheit erlangt haben. Ferner werden Pfeifenröhre, Ladestöke, Peitschenstiele und alle Geräthschaften daraus gefertigt, welche ein geschmeidiges Holz erfordern.

Im Frühjahre wird aus vielen Arten dieses Baumes ein Zukersaft gezogen, der zu einem angenehmen Getränke und selbst zu Zuker verwendet werden kann.

4. Die Ulme (Rüster, Iper, Urbe, Ulmus nuda). Das Ulmenholz hat eine ausgezeichnete Festigkeit und Federkraft, und wird zum Bauen, sowohl im Nassen als Troknen, verwendet. Nach

der Eiche und Buche liefert die Ulme vorzüglich gutes Holz zu Wehren, Wasserrädern, Wellen und anderem Müllerholze, zu Pumpenröhren rc.; ferner werden Leiterbäume, Sterzen an Pflüge, Deichseln, Naben, Felgen, Pressen, Keltern, Möbel, Gewehrschäfte u. dgl. daraus gemacht. Die innere Rinde liefert einen Bast zum Binden.

5. Die Esche (Fraxinus excelsior) gehört ebenfalls zu den Holzarten, die grossen ökonomischen Nuzen gewähren. Das Holz kann zum Aufführen von Gebäuden benüzt werden, und hält sich selbst im Wasser sehr gut, nur abwechselnd Nässe und Trokenheit sind ihm nachtheilig.

Man verfertigt daraus die besten Kutschen- und Wagenbäume, Achsen, Räder, Schlitten, Schäfte zu Spiessen, Sattelbogen, Kolben, Beilhalme, Tröge, Mulden, musikalische Instrumente, Tische, Stühle und andere Meubles. Ferner ist das Holz der Esche, da es sich, wenn es frisch ist, sehr gut spalten läßt, und sehr elastisch ist, gut zu Schachteln, Sieben, und die jungen Ausschläge geben Reifen zu Bötticher-Arbeiten rc.

Es wird den Eschen, welche auf trokenem Boden gewachsen sind, der Vorzug gegeben.

Die Asche liefert viel Pottasche, und das Laub dient zu Viehfutter.

Die von dem Oberhäutchen und anhangendem Moose gereinigte Rinde der Esche, bitter, schleimig und zusammenziehend, ist gegen Wechsel-Fieber, Wassersucht, Gelbsucht rc., überhaupt als Surrogat der Chinarinde (ob mit Nuzen?) empfohlen.

6. Die Hagebuche, Hainbuche, Weißbuche, Hahn-, Hek- und Steinbuche (Carpinus betulus). Das Holz ist weiß, zähe und sehr hart, und wird, wo viel Kraft und Widerstand nöthig ist, als z. B. zu Mühlenschlaghämmern, Flaschenzügen, Rollen, Schlägeln, Dreschflegeln, Stielen von Zimmermanns- und Maurer- rc. Handwerkzeugen verwendet.

Die Hagebuche, gut unter der Scheere gehalten, kann man hauptsächlich zu Heken benüzen. Die Rinde braucht man zum Gelbfärben.

(Schluß folgt.)

Das göttliche Bild Jesu.

Als ich dieser Tage das in München ersichtliche Bild Jesu an einer Kunsthandlung ausgehangen, und nach Lentulus Beschreibung bearbeitet, mit gerührter Bewunderung näher betrachtet hatte; da fiel es mir ein, daß unter den Gelehrten eine getheilte Meinung darüber obschwebe, ob Jesus auch etwas von ihm eigenhändig Geschriebenes hinterlassen habe?

Was ich in der Beziehung nachweisen kann, folgt mit Vergnügen und zur Prüfung für Einsichtsvollere.

Die Erzähler der Vorzeit sagen, daß, nachdem die Wunder Christi auch dem Fürsten in Siria, welcher lange an Aussaz litt, den Niemand heilen konnte, hinterbracht wurden, selber an Christus folgenden Brief geschrieben haben soll:

„Abagarus Fürst in Edessa wünschet dem gnädigen Heyland, der um das Land Jerusalem erschienen ist, Heyl.

Ich hab verstanden die fürtrefflichen kräfften und Haylmachung, welche von dir ohn medizin und kräuter geschehen. Dan, wie man sagt, so machest du die Blinde sehend, die lahme gehend, und die Aussäzige rein: du treibest die zornige Geister aus, diejenige, welche lang mit krankheiten seynd geplagt gewesen, haylest du, und endlich machest du auch die Todten wider lebendig.

Als ich nun dieses von dir hörte, gedachte ich, eines von beyden müste wahr seyn: nemlich, daß du entweder müssest Gott seyn, und vom Himmel herab kommen: oder zum wenigsten Gottes Sohn seyn, der du so wunderbarliche miracklen würkest. Darum hab ich diß zu dir geschriben, dich gar höchlich bittend, daß du die mühe auf dich nehmen wollest, zu mir zu kommen, und mich von der krankheit, welche mich beschwerer, gesund zu machen. Dan ich hör, daß die Juden dir boßhafftiglich widerreden und ein grosses übel anthun wolten. Ich hab zwar eine kleine stadt, sie ist aber doch hübsch gezieret und fürtrefflich, welche uns beyden genugsame nothwendigkeit wird darreichen."

Auf diesen, durch einen Gesandten an unsern Erlöser gekommenen Brief soll Christus Folgendes eigenhändig niedergeschrieben und geantwortet haben:

„Jesus von Nazareth wünschet dem Fürsten Abagaro Heyl.

Selig bist du, O Abagare, der du in mich geglaubt, da du mich doch nicht gesehen hast. — Dan von mir ist geschrieben, daß diejenige, so mich sehen, in mich nicht werden glauben: Die mich aber nicht gesehen haben, werden in mich glauben, und das leben haben. Daß du mir aber schreibest, du woltest, daß ich zu dir komme, kann nicht seyn: dan ich muß diejenige ding, darum ich gesandt bin, vollbringen: und wan ich dieselbe völlig verrichtet hab, werde ich wider aufgenommen zu dem, der mich gesandt hat. Wan ich dahin werde aufgenommen worden seyn, so will ich einen aus meinen Jüngern zu dir schicken, welcher dich von deiner schweren krankheit heylen, und dir und den Deinigen das Leben mittheilen wird." *)

Ueber Kanäle und Strassen,

als Hauptvehikel zur Emporbringung der Landwirthschaft und zum Blühen des Landes.

China, immer das Muster des Blühens der Landwirthschaft, erschwang sich zu dieser grossen Höhe vorzüglich unter Koublai-Kan. Unter ihm entstand der ungeheure Kanal, der alle Provinzen in Verbindung brachte, und eine Wasserfahrt von 600 Meilen in alle Theile des Reiches schuf. Neben diesem Hauptkanale ließ er auch noch eine Menge anderer Kanäle herstellen, die theils zur Schiffahrt, theils zur Wässerung der Felder dienten. Die Geschichte sagt weiter von ihm, daß unter seiner Regirung die Heerstrassen in besten Stand gesezt und dadurch Handel und Feldbau im ganzen Reiche auf die höchste Stufe gebracht wurden.

Egypten ist das zweite gepriesene Land der alten Welt, wo der Akerbau am Meisten sich beachtet fand, und das Füllhorn der Ceres sich über das ganze Land verbreitete; und woher stammt dieses Alles? Antwort: wieder von den Kanälen, dann dem grossen Kanale, der vom Nilflusse bis zum Moeris gegraben ist, und den Leitungen des Nils zur jährlichen Ueberschwemmung. Während das herrliche Egypten unter der barbarischen Türken-Gewalt wegen Vernachlässigung der Kanäle und Strassen bis zu einer stinkenden Wüste größtentheils herabsank, benüzten dieses grosse Beispiel zur Emporschwingung des Akerbaues England und Frankreich, auch Italien, die Niederlande und Holland, besonders aber ersteres. Auf allen Seiten traten dort Kanäle, die schönsten Strassen ins Leben, und verbreiteten so, wie das Geblüt im Körper, im ganzen Reiche schnelle Verbindung, und damit die wohlthätige Kraft für Landwirthschaft, Industrie und Handel. Sie verschafften diesem Reiche ein mächtiges Uebergewicht gegen alle andere Nationen. Möge durch König Ludwigs weise Fürsorge dieses auch einst von Bayern gesagt werden können!

Die Mode in der Trauerkleidung.

Ein verständiger Schriftsteller äusserte sich gegen die thörichte Mode, die so lange in Hinsicht der Trauerkleidung vorherrschend gewesen ist, in folgender Einrede.

1. Als ein allgemeiner Gebrauch ist sie kein wahrer Ausdruk des Schmerzes über den Verlurst unserer Freunde, wird auch nicht als ein solcher betrachtet. Er ist bei allen Klassen eingeführt, sowohl bei dem habsüchtigen Erben, dessen Herz bei einer Begebenheit, die ihn in den Besiz seines Abgottes sezt, vor Freuden hüpft, als bei Dem, der von dem aufrichtigsten Schmerze durchdrungen ist. Ein englischer Schriftsteller hat gesagt, daß die wirkliche Zeit, daß ein Mann trauert, daß er halb trauert und aufhört, zu trauern, von der Welt bestimmt wird, ohne Rüksicht auf die Dauer seines eigenen Schmerzes.

2. Die Trauerkleidung ist ein Merkmal der Achtung für abgeschiedene Verwandte. Die schwarze Kleidung wird angelegt, ohne Rüksicht, ob der Verstorbene tugendhaft oder lasterhaft, ehrlich oder ein Schurke, mässig oder unmässig, ob er klug

*) Dieser Jünger war der Heilige und Apostel Thaddäus.

oder dumm, christlich oder Gotteslängner, ein Segen oder Fluch der menschlichen Gesellschaft war.

3. Sie bietet dem schmerzbeladnen Busen keinen Trost, sie beschwichtigt nicht das Weh des zerissenen Herzens, und bietet keinen Balsam für dessen Wunden; eben so wenig beschwichtigt sie den übermässigen Schmerz, noch reizt sie den wirklichen auf.

4. Als Erinnerung an abgeschiedene Lieben ist sie überflüssig. Treue Freundschaft bedarf ihrer nicht; der Gegenstand derselben ist dem Herzen zu tief eingegraben, um daraus verdrängt zu werden. — Der verstokte Trauernde bleibt von der düstern Farbe ungerührt.

5. Sie hinterläßt dem Gemüthe keinen moralischen oder religiösen Eindruk; sie regt nicht das Gemüth zur Trauer an, nicht zur Demüthigung vor Gott, nicht zur Abgeschiedenheit vor der Welt, nicht zum Verlangen nach dem Himmel; weder die feierliche Wirklichkeit der Todesszene, noch die ergreifenden und ermahnenden Wahrheiten des göttlichen Wortes können dadurch beföedert werden.

Unsere Widersprüche gegen diesen Gebrauch gründen sich hauptsächlich auf dessen positive Uebel:

1. Derselbe verschlingt bedeutende Ausgaben, die zu nüzlicheen Zweken verwendet werden könnten.
2. Derselbe gibt vorzüglich Anlaß zu Aufwand und Betrug, und hat schon oft die Wittwen und Waisen ihres Vermögens, so wie die Gläubiger ihrer Ausstände beraubt.
3. Derselbe ist eine Verlezung des Gebotes: „hänget euch nicht an die Welt.“
4. Derselbe zieht die Aufmerksamkeit von der Stimme des Allmächtigen und dessen Voersehung ab. Derselbe beschäftigt Hände und Gemüth in der feierlichen Periode, die so ganz für die Seele geeignet ist, sich in sich selbst zurükzuziehen und Betrachtungen über ihre Bestimmung anzustellen. Derselbe erscheint als ein verschlagener und erfolgreicher Kunstgriff des Erbfeindes der Menschen, sie von der Befolgung des göttlichen Gebotes abzulenken, welches so lautet: „Prüfet euch in den Tagen des Unglükes!“

Möchten diese, wie aus der Seele jedes wahrhaft Gebildeten entnommenen Bemerkungen allgemeine Beherzigung finden!

Eine nächtliche Erscheinung.

Es war in der Nacht vom 7. zum 8. Jäner d. Js., als ich — nach Weglegung der vortrefflichen Kanzel-Rede „der Tempelbau Gottes in der Menschheit“ vom Melchior Diepenbrock 2c., bei Wiedereröffnung des Domes zu Regensburg anno 1839 gehalten, und zum Besten der Armen (!) herausgegeben — folgendes Traumgesicht hatte:

Mir war nemlich, als befände ich mich vor dem Anschlage-Brette eines katholischen Universitäts-Lokales, worauf folgende Preisaufgabe ersichtlich wurde: Welches sind, — aber ferne, ferne von jeder Leidenschaftlichkeit, aber denn doch auf die, mit der besondern Staaten-, Orts- oder allgemeinen Welt-Geschichte einzuleitenden Vergleichung der Kirchen-Geschichte, besonders mit der Kirchen-Geschichte aus den Zeiten des Mittelalters, und aus den Epochen der Trennung der griechischen Kirche, und aus, vor und nach den Tagen Huß und Luthers, — die zwekmässigsten Mittel, die gegenwärtigen grossen Bedrängnisse der katholischen Kirche in baldige Freude und Wonne nach Joh. Offb. 19, 7. umzugestalten? —

Als ich erwachte, so schlug der Hammer 1 Uhr! — Eph. 4, V. 5 et 6.

Ich theile mit, was ich im Schlafe empfangen hatte; die wachende Vernunft wird davon behalten, was wahrhaft gut ist; um nachzugeben, und um eine Sache leicht zu machen, ohne Leichtsinnige zu bilden; und so kann und wird am Ende nur die Wahrheit siegen!

Der Wittwer.

Wäre meine Frau nicht noch zu rechter Zeit gestorben, so hätte sie mich ins Grab gebracht. Der Tod ist es also, dem ich mein Leben verdanke. —

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ländliche Haus-Bibliothek.
(Fortsezung.)

Wir wollen mit Kinderschriften eine Pause machen und für diesesmal ein gutes Bienenbuch empfehlen, welches bei Pustet in Passau erschienen, und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen ist, unter dem Titel:

Bienenpflege der Natur gemäß. Nach ganz neuen, bewährten und aus der Natur der Bienen erwiesenen Grundsäzen. Nach vieljähriger Erfahrung herausgegeben von B. Then, k. b. Zollbeamten und Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern. Mit Abbildungen. 8. geh. Preis 54 kr. oder 12 gr.

In dieser kleinen Schrift wird der Bienenfreund viele ganz neue Grundsäze, viele bisher streitige Meinungen in der Natur und Behandlung die Bienen entschieden und gründlich nachgewiesen finden.

Aus dem Inhalte theilen wir hier Einiges mit: Von naturgemässen Bienenwohnungen. — Von der Lebensdauer und Befruchtung der Konigin — Von den Drohnen und deren Bestimmung. — Von den Arbeitsbienen, deren Bestimmung und Lebensdauer. — Vom Eierlegen der Arbeitsbienen. — Von Mängeln und Krankheiten der Bienen. — Was Raubbienen sind; Ursache des Raubens; Kennzeichen eines Raub- und eines beraubten Stokes; Bewahrung vor Räubereien und Rettungsmittel bei überhand genommenem Raube. — Veranlassung des Schwärmens nach ganz neuen Grundsäzen — Eintheilung der Schwärme, als: ordentliche Vorschwärme, Singerschwärme, Jungfernvorschwarm, Nachschwarm, Rothschwarm und Hungerschwarm; Behandlung und Rettung eines Hungerschwarmes. — Von Bezeichnung der Bienenstöke nach ihrem Verhalten. — Vom Bienenfüttern im Frühjahre, desgleichen im Herbste. — Vom Beschneiden der Bienen; das Schwärmen zu befördern; Verhalten beim Schwärmen; Behandlung der Nachschwärme. — Vereinigen der Bienen auf leichte Art, ohne daß eine Biene getödtet wird — Königinnen den ganzen Sommer vorräthig aufzubewahren. — Die Bienen aus jedem Stoke zu treiben, die Königin zu fangen, ohne Gefahr, gestochen zu werden, und zwar ohne Bienenhaube, ohne Betäubung, ohne Rauch und ohne Wasser. — Vom Verjüngen des Wachsbaues und Abnehmen des Honigs im jungen Wachse. — Nachweise aus der Natur der Bienen, daß diese bedingungsweise zum Vortheile der Bienenzucht getödtet werden dürfen. — Ursache des Nichtgedeihens der sogenannten Magazin-Bienenzucht, was bisher nicht erklärt werden konnte. — Beschreibung einer zwekmässigen und bequemen Wachspresse. — Von Ueberwinterung der Bienen u. s. w.

Alles Dieses ist aus der Natur der Bienen und aus den Ergebnissen angestellter Versuche gründlich nachgewiesen, was in keinem der bisher erschienenen Bienenwerke genügend geschehen ist.

(Fortsezung folgt.)

Chinesisches Gastmahl.

Ein Reisender, der im vorigen Jahre China besuchte, wurde in Canton zu einem chinesischen Diner eingeladen. Es bestand dasselbe aus wenigstens fünfzig Gerichten. Jeder Gast hatte vor sich einen sehr kleinen silbernen Teller, eine Tasse von demselben Metalle, die als Glas diente, zwei kleine Elfenbeinstäbchen und einen Löffel von Porzellan. Diese beiden Stäbchen vertreten das Messer und die Gabel; es wurde dem Reisenden aber Anfangs schwer, sich ihrer zu bedienen. Man nimmt sie beide in die rechte Hand, das eine zwischen den Daumen und Zeigefinger, das andere zwischen den Mittel- und Ringfinger, und die Chinesen wissen so geschikt damit umzugehen, daß sie auch das kleinste Reiskorn damit aufheben können. Die indianischen Vogelnester erschienen unter sechs verschiedenen Formen bei diesem Diner; dann ganze Taubeneier, in Lammbrühe gekocht, Hundekoteletten, Haifischflossen — eine grosse theuere Delikatesse in China, — Holothurien oder Meerwürmer, die schwarz, dik, sechs Zoll lang sind, und vielerlei ähnliche Dinge, bei denen es dem Europäer schwer würde, seinen Ekel zu unterdrüken.

Loos der Aerzte in England.

Wie schlecht es in England mit den Aerzten bestellt ist, dürfte sich auch daraus ergeben, daß einer in Manchester sich auf seinem Schilde „Apotheker, Verkäufer von Roß- und Viehpulvern und Cigarren, ärztlicher Rathgeber, Zähne-Auszieher, Chemiker und Droguist" nennt, und mit „wohlfeilen, unverfälschten Droguen, patentirten Heilmitteln, Parfümerien, Weinessig, Londoner Pökelfleische, Fleisch- und anderer Saucen, Sodawasser, Limonade, Bärenfett, congrev'schen Zündhölzern, Wachs- und andern Lichtern" handelt.

Was vermag der Dampf nicht!

Aus einem Pfunde Baumwolle konnte man sonst höchstens einen Faden von 180 Yards (englische Ellen) Länge spinnen; vermöge des Dampfes gewinnt man daraus jezt einen Faden, der 167 englische Meilen lang ist. Solche auffallende Erscheinungen bewirken Maschinen!

Tabaksaft als Nahrungsmittel.

Jedesmal, wann die Indianer eine lange Reise unternehmen, auf der es ihnen an Lebensmitteln fehlen kann, mischen sie Tabaksaft unter zu Pulver gestossene Muscheln, machen daraus kleine Kugeln, nehmen von Zeit zu Zeit eine davon in den Mund, und die allmählige Auflösung derselben dient als Gegengewicht gegen das Gefühl des Hungers. Walter Scott erzählt, der General Monk, der in Cellstream nichts zu essen gefunden, habe Tabak kauen müssen, um seinen Hunger zu stillen.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 7. 12. Februar 1840.

Inhalt: Aphorismen zum Nachdenken ꝛc. — Ueber die Anfertigung hölzerner Akergeräthschaften u. a. Holzwaaren. (Schluß.) — Ein Bedürfniß für unsere Zeit, besonders aber zum Heile der studirenden Jugend ꝛc. — Tages-Neuigkeiten.

Aphorismen zum Nachdenken

in einer und für eine Zeit, wo man der Vernunft-Religion Tempeln und Altäre bauen will.

(Eine ehrwürdige Reliquie der Vorzeit, angepaßt der Gegenwart und Zukunft.)

1. Gott, der Mensch und die Natur sind innigst mit einander verbunden, und diese innigste Verbindung ist die Ursache und der Grund aller Harmonie, aller Ordnung und Vollkommenheit, und aller Glükseligkeit.

2. Diese Verbindung ist aufgelöst worden, und durch diese Auflösung kam Disharmonie, Unordnung, Unvollkommenheit und Unglükseligkeit, oder die Folge der Erbsünde — in die Welt.

3. Die Menschheit ist unglüklich, und daher sehr bedauerungswürdig, weil sie nicht mehr mit Gott und mit der Natur in Verbindung steht. — Elend, Kummer, Noth, Schmerz, Krankheit, Tod und Verwesung sind blos Folgen, weil diese Verbindung aufgehört hat; die Menge dieser Uebel würde, so zu sagen, im Augenblike verschwinden, wenn das Band wieder angeknüpft, und der Mensch wieder mit Gott und mit der Natur verbunden werden könnte.

4. Der Mensch hat aber nicht nur allein das so himmlisch fesselnde Band, welches ihn mit Gott und mit der Natur vereinigte, wirklich verloren, sondern er, dieser Mensch — dieser unglükliche Adams-Sohn, verlor auch noch überdieß die Kenntniß dieses Bandes, oder die Wissenschaft, sich wieder glüklich zu machen.

5. Aus Ursache und aus Folge des Verlurstes dieser Kenntniß weiß der Mensch nicht, was er war, er weiß nicht, was er ist, und er weiß auch nicht, was er einst seyn oder werden wird.

6. Diese tiefe Ignoranz, die eine Folge des Verlurstes seines Verbandes war, in welchem er einst mit Gott und mit der Natur stand, machte für dieses gefallene, von Gott und von der Natur getrennt wordene Wesen eine Offenbarung, aber eine göttliche Offenbarung — durchaus nothwendig und unentbehrlich, damit der gefallene Mensch auf Das aufmerksam gemacht würde, was er ist, was er einst war, und was er wieder werden könne und werden soll — eigentlich werden müsse.

7. Diese Offenbarung selbst konnte aber von keinem Menschen kommen, weil der Mensch die Wissenschaft seines Verbandes, in welchem er stand, verloren, und keine Objektivität übersinnlicher, also göttlicher Wahrheiten mehr hatte; da er versunken — im Reiche der Erscheinungen sein Auge nicht mehr zur transzentalen Wahrheit erheben konnte, so war seinem in die Materie eingeschlossenen Geiste das Sinnbildliche nothwendig, damit der Mensch durch die Analogie physischer Wahrheit mit dem Geistigen, sukzessive die göttlichen Erkenntnisse wieder erklimmen und endlich erreichen konnte. Und dieser sinnbildlichen Offenbarung hat der Kultus aller Religionen seinen Ursprung zu verdanken.

8. Religion will so viel sagen, als: die Wiederverbindung des Menschen mit Gott und mit der Natur, oder in Beziehung auf den sozialen Verband, die innigste und aufrichtigste Vereinigung des Staates mit der Kirche, und der Kirche mit dem Staate. — — Religionslehre ist daher die Lehre der Wiederverbindung mit Gott und der Natur, und sie gründet sich unwidersprechlich auf eine ursprünglich göttliche Offenbarung, und auf eine symbolische Vorstellung über-

sinnlicher (himmlischer) Wahrheiten, in sinnlichen, und für Jedermann begreiflichen Bildern, aus welchen die Zeremonieen und Ritus aller gottesdienstlichen Einrichtungen und Verfassungen entstanden sind.

9. Da aber die Religion die Wiederverbindung des von Gott und von der Natur getrennten, oder gleichsam zu schreiben, des vor der Kirche und vom Staate abgefallenen Menschen ist, so liegt die Einheit derselben schon von sich in ihr selbst; denn nur diejenige Religion kann die einzige und die wahre seyn, welcher das Ur-Depositum der Wiederverbindung des gefallenen Menschen mit Gott allein anvertraut ist, und welche sich im wirklichen und unstreitbaren Besiz des Ur-Depositums befindet. Dieses Ur-Depositum ist das Unterpfand und die historische Bürgschaft ihrer Aechtheit, und der legitime Beweis ihrer Heiligkeit.

Kann aber je eine Religion, oder vielmehr eine Religions-Partei, dieses Ur-Depositum gründlicher und erweislicher darthun, als die Religion der Katholiken, und mit aller Zuversicht dabei, wie der Bayern König Ludwig am 8. Jäner h. Js. und vor aller Welt ausgerufen: „Der geschichtliche Boden ist ein fester!“

10. Die Grund- und Ur-Wahrheiten aller Religionen gründen sich aber auf eine einzige ursprüngliche Wahrheit der, und zwar der, und Einer göttlichen Offenbarung. Diese besteht und begründet sich in und auf dem Falle und der Degradation des Menschen, und in seiner Regeneration. Die Ritus und heiligen Zeremonieen wurden überall nach dem Klima der Nationen und dem Grade ihrer Kultur verschieden modifizirt, sie verkündigen aber überall, und wenn auch unter heterogenen Formen, denn doch immer die nemliche, ein und dieselbe Sache, manchmal selbst unter der abenteuerlichsten Hülle, mit der sie die Leidenschaft oder die Ignoranz überzog.

11. Die Ritus und Zeremonieen aller Religionen insgesammt sind daher, und gleichsam als eben so viel verschiedene Schriften anzusehen, zu beachten und zu betrachten, wodurch eine einzige (aber göttliche) Ur-Wahrheit allen Völkern nach ihrer Empfänglichkeit notifizirt, mitgetheilt, resp. geoffenbaret wurde, damit sich der Geist der Wahrheit nirgends verlieren konnte, sondern gleichsam im rohen Buchstaben aufbehalten blieb, bis der einzige wahre und originelle Ritus durch Geist und Wahrheit belebt wird, und alle Völker zur Anschaulichkeit, zum Genusse einer einzigen Wahrheit und zur Ur-Religion zurückführt: nemlich zur Anbetung und Huldigung Gottes im Geiste und in der Wahrheit.

12. Es ist wirklich und wahrhaftig eine ganz falsche Meinung, Ver-, und Zumuthung, daß der eigentliche Ursprung der Religionen (oder respekt. Sekten) sich auf Wahn — oder gar auf Betrug gründe; das Bedürfniß, ja, das Bedürfniß der Wiederverbindung des gefallenen Menschen mit Gott, mit seinem Urwesen, liegt im Innersten des Menschen eben so bedingt als nothwendig zur Erhaltung seines geistigen Wesens, als der Instinkt im Thiere liegt zur Erhaltung seines natürlichen oder physischen Wesens.

(Adam, unser Stammvater, hat es erfahren, was es heißt — und wohin es führt, von Gott und seinen heiligen Gesezen unabhängig leben zu wollen.)

13. Wenn auch gleich das Aeusserliche der Religion durch die Schwäche der Menschen herabgewürdiget, oder durch Leidenschaft und Privat-Interesse selbst entheiliget wurde; so betraf die Herabwürdigung, die Entheiligung aber immer und stets nur das Aeussere, das Innerste blieb dabei unbetastet; und jede Religion trägt sinnbildlich mehr oder minder den Typus der Wahrheit, aber nur eine Einzige kann den Charakter und das Siegel der Wahrheit selbst besizen, weil er, dieser Charakter — und dieses Siegel, untheilbar ist.

14. Religion ist daher das Wichtigste, das in der Menschheit liegt; denn da sie, wissenschaftlich betrachtet, die Lehre der Wiederverbindung des von Gott getrennten Menschen mit Gott ist, so kann sie blos als das einzig uns übrig gebliebene Mittel angesehen werden, wodurch der Mensch die verloren gegangene Wissenschaft seines ursprünglichen Zustandes wieder erringen und das Mittel ausfindig machen kann, welches Mittel einst den

ersten Menschen in den Tagen seines Glükes mit Gott und der Natur verband.

15. Diese wichtige Beobachtung machte den Weisen jederzeit die heiligen Gebräuche und Zeremonieen ehrwürdig, indem sie dieselben als heilige Charaktere und Buchstaben ansahen, die uns auf dem Wege der symbolischen Intuition zum Geiste und zur Erkenntniß unsers Ursprunges, unserer eigentlichen Bestimmung und wahren Glükes führen konnten.

16. Die ersten der Menschen, die die übersinnliche, die geistige Wahrheit der Menschenbestimmung und ihres Ursprunges in sinnbildliche Formen brachten, wurden Sacerdotes, Priester ꝛc. genannt, und Inhaber und Begabte der heiligen Geheimnisse; und von diesen Urpriestern und Besizern und Inhabern der heiligen Geheimnisse leitet sich die heilige Zeichenkunde oder Hieroglyphik her und ab.

17. Die Hieroglyphen waren gemeinsame, den Priestern bekannte Merkmale und Zeichen, (höhere, geistig nur verständliche und bedeutungsvolle Meilenzeiger und Wegweiser), vermöge welchen der menschliche Verstand transzentale Wahrheit anschauen und zur Objektivität bringen konnte, um selbe dann dem Volke in Sinnbildern faßlich zu machen, durch welche Beschäftigung der Name Hierophant, oder Ausleger der heiligen Schrift, entstanden ist.

18. Ursprünglich stammt die Priesterwissenschaft von den ersten Patriarchen her, und zur selben Zeit war der äussere und sinnbildliche Kultus mit der Kenntniß der innern Wahrheiten vereint, Buchstabe und Geist noch beisammen.

19. Diese heilige, ja vielmehr diese göttliche Wissenschaft theilte sich in die innere und in die äussere, oder in die blos ritualische, zeremonielle und sinnbildliche, und in die verständige.

Die ritualische, zeremonielle und sinnbildliche erschien unter verschiedenen Formen, und modifizirte sich nach dem Geiste der Völker. Die verständige aber blieb sich dagegen fortwährend, stets und immer gleich, und so bildete diese Wissenschaft gleichsam einen Stamm, von dem die äussere sinnliche Wissenschaft sich in verschiedene Zweige vertheilte, die aber alle ursprünglich aus einer einzigen Stammwissenschaft hergeleitet wurden, und die Wurzel dieses Stammes mit so vielen Zweigen heißt Offenbarung, herzlichst himmlisch liebvoll allen Menschenkindern jenen Abba verkündigend, der uns nach Römer 8, V. 15 verheissen ist.

20. Das Innere, das den Stamm dieses wissenschaftlichen Baumes, des Baumes des Lebens, ausmachte, war gleichsam, und so zu sagen, das innerste unveränderliche Heiligthum, in welchem die Grundwahrheiten der Erkenntniß Gottes und der Natur immer rein blieben.

Sie — diese Kenntniß Gottes — pflanzte sich von den Patriarchen auf die Propheten, von den Propheten auf Jesum Christum und seine Apostel und Jünger, und von diesen auf die erwählten Berufene und Lichtfähige fort, um zulezt — wie im Anfange der Zeiten — alle Völker zur Erkenntniß einer einzigen Wahrheit hinzuführen, die zugleich der Weg und das Leben, oder die Lehre, der Glaube, der Trost und die Hoffnung der christkatholischen Kirche ist; denn „der geschichtliche Boden ist ein fester," und „der Tempelbau Gottes in der Menschheit," geschildert anno 1839 von dem so verdienten Diepenbrock in Regensburg, „ein unerschütterlicher!"*

Viele suchen, finden selten
Jenen Grund, woraus die Welten
Sind durch Gottes Hand gebaut
Und dem Heiligthum vertraut.
Wer nicht jene Wässer kennet,
Ueber die der Geist noch schwebt
Und nach Gottes Geist sich sehnet,
Der ist's, der vergebens strebt.
Feu'r und Wasser zu vereinen,
Ist die Arbeit, Gott! der Deinen,
Denn darin liegt Macht und Kraft.
Licht aus diesen Finsternissen
Weise zu entwikeln wissen,
Ist die wahre Meisterschaft.
Gleite auf dem Tugendpfade,
Folge treu des Glaubens Spur
Aus dem Heiligthum der Gnade
In den Tempel der Natur.

---

*Eingesendet von dem Verfasser des vorjährigen unmaßgeblichsten Schriftleins über „Emanzipation der Juden," und der Aufsäze in der Bauernzeitung 1827: „der heilige Basilius, Trost der Kirche, Hoffnung der Kirche, Vertrauen auf Gott, Liebe zu Gott."

Ueber die Anfertigung hölzerner Aker-Gerathschaften u. a. Holzwaaren.

(Schluß.)

7. Die Birke (Betula alba). Ein sehr brauchbarer Baum, der zwar nicht zu Bau-, aber zu Brennholz, besonders von Bäkern, zu Faßreifen, zu Tellern und Löffeln, und zu Möbeln von allen Gattungen, Büchsen, Besen (die Reiser), Trinkbechern, Schuhen, Hemmschuhen, Kisten und Fässern zu trokenen Waaren benüzt wird. Die Wurzel gibt einen schönen Maser zum Auslegen der Möbel; die Asche wird zum Garnbleichen, die Kohle zum Schießpulver und Zeichnen, der Ruß zu Buchdrukerschwärze und Farbe gebraucht. Die Blätter geben ein gesundes Schaffutter und eine gelbe Farbe. Der Saft der Birke hat einen angenehmen, süßlich-sauren Geschmak und moussirt, mit Wein und Zuker gekocht, wie Champagner.

Die Blumenkäzchen, mit Wasser abgekocht, liefern ein gelbliches Wachs. Man pflanzt die Birke mit Samen fort, der im Oktober und November gesäet, aber gleich mit Erde leicht bedekt werden muß, damit der Wind ihn nicht wegführt.

8. Die Linde (Tilia europaea), einer unserer schönsten Bäume, deren Blüte einen angenehmen Geruch hat. Das Holz ist leicht und weiß, aber auch zähe, glatt und zartfaserig, schwindet und wirft sich nicht, wird nicht leicht wurmstichig, und nimmt eine schöne Politur an. Es wird daher zu Schnizwerk mancherlei Art, zu leichten Möbeln, Bilderrahmen, Reißbrettern, Mulden, Tellern, Holzschuhen, zum Ausfutte n anderer kostbarer Holzarten, Hopfen- und Bohnenstangen, Drechslerarbeiten rc. gebraucht. Zum Bauen und Brennen ist es nicht besonders tauglich. Aus der innern Rinde fertigt man schöne Matten, Deken und Körbe. Die Kohle wird zu Schießpulver, Räucherkerzchen rc. gebraucht, und benimmt dem Branntwein den Fuselgeruch am Besten.

Die Linde kann durch Samen und Schößlinge fortgepflanzt werden, doch ist das erstere vorzuziehen, indem es schönere Stämme gibt.

9. Die Erle, Eller, Else, Aller, (Alnus glutinosa), ist für den Oekonomen zu Bauten im Wasser und Sümpfen sehr wichtig, indem sie darin fast unverwüstlich ist. Man braucht das Holz derselben daher zu Pfählen, Brunnenröhren u. dgl. Aber auch zu Spinnrädern und anderen Drechslerarbeiten wird das Holz der Erle sehr benüzt. Die Wurzeln liefern einen schönen Maser zu Pfeifenköpfen, Dosen rc. Die Kohlen werden gleichfalls zu Schießpulver angewendet.

Bettstellen aus diesem Holze angefertigt, sollen Wanzenfrei seyn, und die Erlenspähne, unter erstere gelegt, die Flöhe vertreiben.

Das Holz wird zum Brennen häufig benüzt, ist aber von keinem besondern Werthe zu diesem Gebrauche.

Die Asche darf nicht zum Waschen genommen werden, weil sie das Zeug gelb färbt.

Die Rinde wird zum Gerben, Gelb-, Braun- und Schwarzfärben, das Laub zum Futter für Schafe und Kühe benüzt. Die Blätter (grün) werden gerühmt, um, äusserlich aufgelegt, Milch-Knoten bei Wöchnerinnen vorzubeugen.

Die Vermehrung und Fortpflanzung der Erle geschieht durch Samen und Steklinge, wobei zu bemerken, daß sie sumpfigen und nassen Boden lieben, und da am Geradesten wachsen, wo sie am Dichtesten stehen.

10. Eberesche, Vogelbeer-, Quitschbeer-, Eibischbeerbaum (Sorbus aucuparia) wird hauptsächlich wegen seiner Beeren, welche zum Fangen der Krammetsvögel benüzt werden, angepflanzt, verdient aber auch wegen seines Holzes geschäzt zu werden. Es ist weißlich, und dient zu Drechslerarbeiten und Büchsenschäften rc. Aber auch Akergeräthe können daraus angefertigt werden. Uebrigens liefert die Beere einen guten Branntwein, welcher, wenn er zwei Jahre liegen bleibt, vortrefflich ist. Muß dieser Branntwein gleich verbraucht werden, so sucht man durch Kohlen ihm den herben Geschmak zu benehmen.

Ein Scheffel Ebereschenbeeren geben etwa 8—10 Quart Branntwein.

11. **Silberweide**, (Salix alba, gemeine Weide) gehört zu denjenigen Bäumen, welche in mancher Hinsicht mehr Aufmerksamkeit verdienen, als man ihnen geschenkt hat. Wegen ihres schnellen Wachsthumes (sie darf dann aber nicht geköpft werden) ist sie am Greignetsten bei dem Landmanne, das selten werdende Bauholz zu ersezen. Sie kommt in jedem Boden fort, ist mit der grössten Leichtigkeit fortzupflanzen, indem man 6—8 Fuß lange Zweige nur in den Boden zu steken braucht, und wenn der Boden ein wenig Feuchtigkeit hat, keine weitere Sorgfalt braucht, als daß man, um einen guten Baum zu ziehen, die ausrankenden Zweige entfernt, welche von den Korbmachern geschäzt werden; den Hauptschoß jedoch und zahlreiche Nebenschößlinge in gutem Zustande erhält.

Man hat die Erfahrung gemacht, daß das Holz der Silberweide, zum Sparwerke eines Hauses angewendet, hundert Jahre gestanden, und nach Abnahme eines halben Zolles von der Aussenseite, dann noch zum Baue von Booten brauchbar war. —

In England zieht man die Silberweide dem Eichenholze zu Schiffskielen vor, weil lezteres bei einem heftigen Stosse springt. Uebrigens ist das Holz zu Karren, Tragbarren, Leitern rc., Zäunen und mancherlei ökonomischen Werkzeugen sehr gut zu benüzen, z. B. Körben, Faßreifen, Horden, geflochtenen Stühlen u. dgl.

Das Holz gibt, gehörig behandelt, schöne Bretter zu Fußböden, läßt sich beizen und poliren, und kann daher auch zu Möbeln verarbeitet werden.

Endlich ist das Holz zum Brennen zu gebrauchen, und wenn es auch vielen Hölzern hierin nachsteht, so hat es doch dadurch einen besonderen Vorzug, daß es sich durch seinen schnellen Wachsthum so leicht ergänzt.

12. **Tanne**, Edeltanne, Weißtanne, Silbertanne (Pinus Abies) und der **Lärchenbaum**, Rothbaum, Brechtanne (Pinus Larix) sind in Hinsicht ihrer Brauchbarkeit ziemlich gleich, geben ein vorzügliches Bauholz, und übertreffen alle anderen Holzarten beim Wasserbau. Aus dem Holze derselben werden Thüren, Treppen, Särge, Koffer, Schnizwerk, Kinderspielwaaren, Brunnenröhren, Dachrinnen, Pfähle, Bohnen-, Wein- u. dgl. Stangen, Masten, Melkeimer, Wasserbutten, Stallfutterkasten, Butterfässer, Dachlatten, Zäune, Stubendielen und vielerlei Hausgeräthe gemacht. Die Kohlen von diesem Holze sind ganz vorzüglich für alle im Feuer arbeitenden Handwerker. Die Rinde wird zum Gerben gebraucht.

Alle Theile des Lärchenbaumes sind harzig und wohlriechend, und aus der äusseren Rinde desselben schwizt ein durchsichtiges weißliches Harz, welches unter dem Namen des venetianischen Terpentins bekannt ist und in der Medizin gebraucht wird.

Auch die Tanne gibt ein ähnliches Harz, woraus das Terpentinöl und das Geigenharz gemacht wird.

Den Verheerungen durch die Raupen sind beide ungleich weniger ausgesezt, als die Fichte.

13. **Die Fichte** (Pinus). Alle Arten der Fichte haben in ökonomischer Hinsicht fast denselben Nuzen, wie die unter Nro. 12 aufgeführten Baumarten; nur werden aus der Fichte hauptsächlich Pech, Theer, Terpentin, Kienruß, Kohlen rc. gezogen, und damit ein bedeutender Handel getrieben.

Wir wollen diese Darstellung mit einer, von dem Herrn Oberförster **Sauer** in Sulan gemachten Bemerkung: über

den Einfluß des Mondes auf die Holzpflanzen

schliessen, da solche, in so fern sie sich bestätigt, vom größten Einflusse auf die Dauer der Hölzer seyn muß, und uns daher hierher zu gehören scheint.

Herr Oberförster **Sauer** sagt nemlich: von der Zeit an, wo der Neumond eintritt, bis zum Vollmonde steigt der Saft in den Holzpflanzen bis zu der Spize. Alles Holz, welches während dieser Zeit gehauen wird, troknet schwer, spaltet

und reißt leicht, und der Wurm kommt bald hinein; es ist daher zu Bau- und allen Holzarbeiten von kurzer Dauer. Zur Zeit des abnehmenden Mondes geht der Saft im Holze zurük und es enthält, besonders im lezten Viertel, wenig Saft, das Holz ist daher auch dichter, weil es nicht so viel wässerige Theile enthält, und darum dauerhafter und nicht dem Wurmfraß so ausgesezt. Ich rathe daher, alles Holz, welches zum Baue und andern Arbeiten gebraucht wird, im lezten Viertel des Mondes zu fällen.

Hingegen das Ausschlagholz (hierunter verstehe ich alles Laubholz, welches vom Stoke (Stubben) ausschlägt) muß, wo möglich, vom neuen Monde bis zum vollen Monde gehauen oder gefällt werden, weil dann die Stöke viel besser ausschlagen, denn zu dieser Zeit steigt der Saft, wie schon erwähnt, in die Höhe und fließt aus den Poren der Stöke, dadurch wird die Rinde erweicht, und die Ausschlageknospen können sich daher entwikeln, und nun durch die erweichte Rinde dringen. Was sind die gewöhnlichen Folgen, wenn die Ausschlagestöke eingehen? nichts, als eine Stokung des Saftes. Denn jede Holzpflanze steht mit Aesten und Wurzeln in einem gemessenen Verhältnisse; dieses wird aber durch das Abhauen des Stammes aufgehoben, die Wurzeln bleiben unversehrt, und ziehen den für die Pflanze bestimmten Nahrungssaft an, findet dieser nun keinen Ausgang durch die offenen Poren, so entsteht eine Stokung, wodurch der Stok in Fäulniß übergeht; hiervon ist keine Holzart auszunehmen, bei Erlen, welche im Sumpfe stehen und nur beim Froste gehauen werden können, läßt sich freilich dieses nicht anwenden. Ueberhaupt sollte, wo möglich, kein Schlagholz zu einer andern Zeit gehauen werden, als im Zirkuliren des Saftes, wenn im Frühjahre die Knospen anfangen, zu schwellen, und gerade zu dieser Zeit haben wir gewöhnlich Neu- und Vollmond.

Nicht minder hat man sein Augenmerk auf den Mondwechsel beim Holzpflanzen zu richten. Wer Holz pflanzen läßt, eile damit so viel als möglich, vom ersten Viertel bis zum Vollmonde die Pflanzung zu bewirken, und kann man ja die Pflanzung nicht beendigen, so grabe man wenigstens die zu verpflanzenden aus, und schlage selbige während des Pflanzens in die Erde ein. — Die beste Zeit zum Pflanzen ist das Frühjahr, bis die Knospe aufplazt, und zeitig im Herbste gleich nach den Hundstagen, wenn es nicht allzu troken ist. Zu dieser Zeit hat, wie schon erwähnt, die Pflanze den mehrsten Saft, und je saftreicher eine Pflanze ist, desto eher gedeiht sie. Da sie nun bei dieser widernatürlichen Behandlung gleichsam eine Krankheit auszustehen hat (nemlich bevor sich die Wurzeln auf ihrem neuen Standorte ansaugen, und eine neue Vegetation beginnt), so kommen derselben ihre bei sich habenden Säfte, zumal bei trokener Witterung, vortrefflich zu statten.

Ein Bedürfniß für unsere Zeit,

besonders aber zum Heile der studirenden Jugend, und zum Troste der Eltern und Vormünder.

Um sittliche Ordnung, um das leibliche, und vorzüglich aber um das geistige Wohl unserer studirenden Jugend von den Gymnasien an bis zum Finale der Hochschulen zu befördern, und stets aufrecht zu erhalten, ist die Errichtung gemeinschaftlicher Wohn-, Kost- und Pflege-Häuser ein wahrhaft schreiendes Bedürfniß. Diese Häuser sollten an den Sizen der Studien-Anstalten, der Kunst-Institute, der polytechnischen Schulen u. s. w., wenn nicht auf Kommunal-Kosten, doch auf dem Weg der heut zu Tage so beliebten Aktien — erbauet und errichtet, und von einem geistlichen und von einem weltlichen Professor geeignet dirigirt werden. Für die Herschaffung der Kost und der Leitung der Instituts-Angelegenheiten ꝛc. hätte ein Oekonom mit Beigebung des geeigneten Dienst-Personales, aber männlichen Geschlechtes, Sorge zu tragen. Daß Aktionäre der Art nicht nur allein in pekuniärer Beziehung in Folge der Zeit keinen Schaden erleiden, sondern auch in Hinsicht der allgemeinen künftigen Volksveredlung grossen und edel lohnenden Gewinn ernten würden; dafür wird die Weisheit und die gewissenhafte Sorgfalt des Staates Bedacht zu nehmen wissen. — Ich erlaube mir in tiefer Unterthänigkeit folgende,

eben so unmaßgeblichste, als ehrfurchtvollste Winke:

1. Jeder Vater, oder Mutter, oder Vormünder studirender Jünglinge zahlt nach Kräften monatlich 8—10, höchstens 16 fl Kostgeld, sammt Waschgebühr für die Leib- und Bettwäsche.

2. Die Kleidung und der Bedarf von Leib-Wäsche wird auf Kosten der Eltern ꝛc. bei- und nachgeschafft, eben so die Bücher.

3. Arme, studirende Jünglinge überlassen zur Erleichterung der Eltern den ihnen monatlich oder wochentlich von Wohlthätern zu Theil werdenden Unterstüzungs-Beitrag der Instituts-Administration; eben so die beziehenden Staats- oder Privat-Stipendien.

4. Keiner dieser Instituts-Zöglinge kann diese Anstalt, und für sich allein, ausser des Falles einer hinlänglich motivirten Ursache — und dann nur höchstens für eine Stunde lang — verlassen, den Schulbesuch hievon, sehr natürlich, ausgenommen.

5. Studirende Jünglinge — welch immer einer Herkunft — können und dürfen in Zukunft in keinen Privat-Wohnungen, ausser bei Geistlichen, oder bei öffentlichen Lehrern, weltlichen oder geistlichen Professoren, mehr untergebracht werden.

6. In den gemeinschaftlichen Kosthäusern, die mit einem geräumigen Garten zur Erholung und zu Spazirgängen für die Jünglinge versehen werden, wird auf die strengste sittliche Ordnung, wirkend für Gegenwart und für die Zukunft, gesehen.

7. Die Anordnung periodischer öffentlicher Ausflüge und Spazirgänge wird dem Ermessen des dirigirenden geistlichen und weltlichen Herrn Professors überlassen.

8. Wenigstens eine, wo möglich, zwei Freistunden, bleiben des Tages den studirenden Jünglingen zu ihrer Erholung; das Uebrige dem Schul-Besuche und den Instituts-Repetitionen.

9. Zur Vakanzzeit können die Jünglinge, je nach Entfernung von der Heimat, auf 1 bis höchstens 4 Wochen Urlaub — Anspruch machen. Reise-Lizenzen während der Studienzeit werden nur auf unabweisliche Gründe ertheilet, und deren Dauer hiernach, benehmlich mit den Vorstehern der öffentlichen Lehranstalten, anpassend berechnet.

10. Erkrankende Zöglinge werden, wie bisher, den Lokal-Krankenhäusern übergeben.

Es würde zu weit führen und den Charakter einer unbescheidenen Anmassung vermuthen lassen, wenn ich es wagen wollte, in einer für das National-Wohl wirklich tief eingreifenden Angelegenheit — nur ein Wörtchen mehr vortragen zu wollen.

Gott segne daher mein Scherflein, und erweke zu dessen Beförderung eine vielseitige und eine würdig segnende Theilnahme!

Tages-Neuigkeiten.

Vor einiger Zeit senkte sich in Berlin eine Stelle auf dem Gensd'armesmarkte, an der Süd-Seite der neuen Kirche, und bei der in Folge dessen Statt gehabten Nachgrabung fand man Skelette von Menschen und Pferden. Man erinnerte sich hierauf, daß zur Zeit der Okkupation Berlins von den Franzosen, die aus Holz gezimmerten Pferde-Ställe an jenem Orte gestanden haben, zugleich aber auch, daß zu jener Zeit mehrere junge Mädchen, unter andern die durchaus unbescholtene Tochter eines Kriegsrathes, auf unerklärliche Weise verschwunden sind. Man bringt jezt diese Thatsachen mit dem neuerlichen Funde in Beziehung; ob mit Recht, das muß einer genaueren Ermittelung vorbehalten werden.

Dieser Tage sezte eine Bauersfrau zu Leutkirch ihren zweijährigen Knaben neben sich in der Küche auf den Herd, als sie Abends mit Kochen beschäftigt war, verließ aber, das Kind zurüklassend, die Küche und begab sich in den Stall. Das unglükliche Geschöpf stürzte ein Paar Minuten nachher auf den Kopf in einen neben dem Herde befindlichen Aschen-Behälter, welche mit glühender Torfasche gefüllt war. Als der Vater auf das Hülferufen eines andern Kindes herbeieilte, hatte der Knabe schon so schrekliche Brandwunden, daß er noch in derselben Nacht unter fürchterlichen Schmerzen verschied. Wir führen diesen Unglüksfall in diesem Blatte hauptsächlich nur darum an, damit er andern Eltern, welche ihre kleinen Kinder oft so unachtsamerweise bei Feuer und Licht allein lassen, zur Warnung dienen möchte.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ländliche Haus-Bibliothek.
(Fortsezung.)

Will ein Hausvater ein gutes Buch über Obstbaumzucht, so gibt es deren mehrere, die wir empfehlen könnten. Doch glauben wir Jedermanns Beifall zu haben, wer auf unser Anrathen sich folgendes, bei C. F. Winter in Heidelberg erschienenes und durch jede Buchhandlung zu beziehendes, ankauft:

Gründlicher Unterricht
in der
Obstbaumzucht.
Ein
Hand- und Hausbuch
für
Landwirthe und Schullehrer.
Von
Joseph Bauer rc.
Mit Abbildungen.

Es behandelt dieses Buch nicht etwa blos die Erziehung von Obstbäumen; lehrt nicht etwa blos die besten Obst-Früchte kennen; gibt nicht etwa blos Unterricht zur Benüzung des Obstes in allerlei Formen; sondern was immer nur ein praktischer Obstbaumfreund zu wissen verlangen kann, wird er darin in Kürze beantwortet finden —, bis am Ende auch noch eine passende Gartenumzäunung hergestellt, ein Darrofen nach einer Zeichnung gebaut, und eine Geschäfts-Uebersicht: was man das ganze Jahr hindurch als Obstzüchter zu thun habe, als Zugabe mitgegeben ist.

Wer sich von der Gründlichkeit und Vortrefflichkeit dieses Buches überzeugt hat, wird dann nicht unterlassen, sich ein zweites, bei Braun in Carlsruhe von dem nemlichen Verfasser erschienenes Werkchen anzuschaffen, betitelt:

Der
Küchengartenfreund,
oder
Anleitung zur vortheilhaften Benüzung der Gemüse-Gärten durch zwekmässigen Anbau aller Küchengewächse
nebst einer
Uebersicht der in jedem Monate vorzunehmenden Arbeiten und einer genauen Anweisung, alle Früchte und Gemüse sowohl einzumachen, als auch in frischem Zustande aufzubewahren.

Auch in diesem Büchlein findet man mehr, als man erwartet. Der Verfasser lehrt nicht blos Handgriffe, er lehrt auch denken über Ursache und Wirkung!

(Fortsezung folgt.)

Seidenzucht.
Zweimalige Ernte.

Ein Lyoner hat, nach Pariser Blättern, nachdem er deßwegen eine Reise nach Java gemacht hatte, die Mittel gefunden, auch in Frankreich zwei Ernten in Einem Jahre zu erzielen. Die dazu gebrauchten Eier, die er „verbessert und unfehlbar“ nennt, geben gesunde und lebhafte Raupen, wovon er in 45—46 Tagen vollständige Kokons erhält. — Die erste Ernte findet Ende Juni und Anfangs Juli, und die zweite im August und Anfangs September Statt. Die Raupen der zweiten Ernte sind täglich in ihrem Lokale zu sehen.

Wilde Seidenwürmer.

In Brasilien findet man eine Art wilde Seidenwürmer, deren Gespinnst braun ist, wie der gebrannte Kaffee. Auch findet man daselbst eine Spinne, die grosse weisse Ballen Seide spinnt. Solche Spinnen hat man nach Lissabon gebracht. Die Seidenfabriken beschäftigen in Portugal 27,000 Arbeiter.

Luxus der englischen Wirthshäuser.

Die Kosten und der Luxus, welche gegenwärtig an die Wirthshäuser, ja, an die gemeinsten Branntweinläden gewendet werden, grenzen ans Unglaubliche. Jeder, der eine solche Anstalt besizt, wetteifert mit seinen Nachbarn an Schönheit der Einrichtung, an Verschwendung des Mahagoniholzes, Schnizwerkes, Messingverzierungen rc. In dem Grapes Public House kostete die Schnizarbeit 100 Pfund Sterling. In einer Strasse wurden drei Schnappsladen errichtet, und die Einrichtung eines jeden kam auf beinahe 2000 Pfund (13,000 Thaler). Da muß viel Branntwein getrunken werden, ehe nur die Zinsen von dem darauf verwendeten Kapitale gedekt werden.

Eisenbahnschnelle auf dem Wasser.

Die Zeit rükt immer näher, wo die Wasser-Kommunikationen mit den Eisenbahnen konkurriren. — Ein geschikter Praktiker hat eben einen neuen Apparat vollendet, um mit Dampf ohne Ruderräder oder andere äussere Vorrichtungen Schiffe zu bewegen, und wird damit die Schiffe auf dem Wasser mit eben der Schnelligkeit treiben, mit welcher die Wägen über die Eisenbahnen gleiten. — Möchte sich die Sache bewähren!!

Anekdote.

Ein Händler schrie durch die Strassen von Paris: „Frische Kastanien von Lyon!“ und sezte in Kurzem Alles ab. Eine Eier-Verkäuferin schrieb sein rasches Debit blos dem Ausdruke „Frisch“ zu, und rief (zur allgemeinen Verwunderung): Frische Eier von Lyon!

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. K. M. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 8. 19. Februar 1840.

Inhalt: Flachsspinn-Maschinen. — Behandlung des Stallmistes. — Welches ist der beste Rauchtabak? — Diätetik für Biertrinker. — Wie weit müssen Obstbäume von einander gesezt werden?

Flachsspinn-Maschinen.

Es ist bekannt, daß die Engländer mit ihren neuen Flachsspinn-Maschinen eine ganze Umwälzung in der Leinwand-Erzeugung durchzusezen im Begriffe stehen, und durch ihre angebotenen Preise alle Spinnereien von Menschenhänden, vorzüglich für die feinern Sorten, allmählig zu verdrängen drohen. Es ist bekannt, daß in dem französischen Nord-Departement (an Belgien grenzend), welches eines der vorzüglichsten Gegenden für die Erzeugung feiner Leinwand, und besonders des Fadenbattistes, der Valencienner Spizen u. s. w. ist, den ausgezeichnet schönen langfädigen durch das Hecheln bis zur größten Feinheit vervollkommnungsfähigen Flachs um solche theure Preise angekauft haben, daß bei der Handspinnerei und Weberei das Erzeugniß keinen Lohn dieser Arbeit mehr abwerfen würde. Die Preise der Brabanter und Holländer Leinwande fangen deßhalb bereits an, zu weichen, und sie werden im Verhältnisse wie die mechanische Leinwand-Erzeugung sich vermehrt, — und vermehren wird sie sich, so lange sie wohlfeiler fabriziren kann — immer mehr sinken, und die Handarbeit für diesen so wichtigen Artikel des menschlichen Bedürfnisses: „Leinwand“ am Ende größtentheils aufhören müssen. Dieser Gegenstand ist für die Staatenwohlfahrt von grösserem Belang, als Mancher denken mag, und viele Leute vom Fache, die sich auf den Handel und die Staatswirthschaft verstehen sollten, in der That denken. Allein, wenn ein ungeschickter Handels- oder Finanz-Minister damit zu helfen glaubt, daß er einen hohen Zoll auf die Ausfuhr des rohen Flachses legt, oder die Einfuhr der englischen Leinwand und des Maschinengarns mit hohen Prozenten beim Eingange verpönt, so kann er wohl durch erste Maßregel dem Akerbaue einen gewissen Gewinn entziehen, und durch die andere momentan und theilweise die zu reissenden schnellen Fortschritte die Einfuhr vom Auslande erschweren, aber auf die Dauer und für immer helfen, besonders bei unsern verwikelten Handlungs-Verhältnissen, blosse Zölle, ja absichtlich Einfuhrverbote nicht, so lange man keine chinesische Mauer um die Staaten anlegen kann, sondern das kürzeste und sicherste Mittel ist, den neuen Feind in der Fabrikation mit seinen eigenen Waffen abzuwehren. Man hat sogar in Böhmen schon mit der Fabrikation des Maschinen-Linnen-Garns den Anfang gemacht, und warum sollte man nicht in Bayern das Nemliche versuchen? Wir leben unter der Regirung eines weisen Königs, welche der hohe Schüzer und Beförderer der Gewerbe und Künste ist. Auch haben die Stände des Königreiches in den vorhergehenden Sizungen oft ihre Theilnahme durch geeignete Anträge von Preisen und Unterstüzungen an den Tag gelegt.

Die Allgem. Ztg. vom 7. Febr. Nro. 38 in der Beilage enthält die Anzeige einer Maschinenbau-Anstalt zu Schloß Urbigau bei Dresden, welche Flachsspinn-Maschinen nach englischer Art anbietet. Sollte es nicht zwekmässig seyn, die Einführung dieser Maschinen durch eine Prämie zu begünstigen; sollten nicht in grössern Städten, wo es ohnehin viele Kinder von wenigbemittelten Familien gibt, solche Spinnmaschinen von den Gemeindebehörden angeschafft werden können, um ihre jüngern unbemittelt und arbeitslosen Glieder statt der gewöhnlichen Armenverpflegung auf eine dem allgemeinen Staatswohle zusagende Art zu

beschäftigen? — Auf diese Art hat uns die oben bemerkte Bekanntmachung angeregt. Wir fragen bei dieser Gelegenheit, wie weit es denn mit den Spinnmaschinen von Droßbach und Mannhart in der Nähe von Gmund bei Tegernsee gediehen sey, und ob wir nicht bald eine solche in Thätigkeit gebracht zu sehen hoffen dürfen? Wir werfen diese flüchtigen Gedanken wie einen Funken in die dafür empfängliche Masse unsrer Staatsmänner und der versammelten Abgeordneten zur Ständeversammlung, und wir wünschen, daß sie dort eine Glut der Vaterlandsliebe erweke, welche die Idee praktisch zu prüfen und ins Leben einzuführen sich die Mühe nehmen möge.

„Wer mag wetten, daß hiemit für Bayern Alles nur so da auf dem Papiere bleibt?" fragt der Michl.

Behandlung des Stallmistes.

(Aus dem Lehrbuche der prakt. Landwirthschaft v. Avenarius.)

Ich übergehe die wenig bekannte, im nördlichen Deutschlande und Polen von mir beobachtete Art, den Rindviehmist jährlich nur zweimal aus dem Stalle zu bringen, weil sie nicht empfehlenswerth ist, und ihren Ursprung wahrscheinlich in Arbeitsscheu fand, auch die von einigen neuen Landwirthen vorgeschlagene Art, ihn eine Zeit lang in besonders dazu in den Ställen hinter dem Viehe angebrachten Gruben liegen zu lassen, und durch Zufluß des Urins desselben, so wie durch Zumischung von Stroh und anderm Streumaterial zu verbessern und zu vermehren, als für den kleinen in der Regel auf enge Stallung beschränkten Landwirth unpassend, und wende mich zu einer nicht kostspieligen und doch zwekmässigen Behandlungsart desselben.

Obgleich der Landwirth in der Dungstätte seinen Reichthum suchen sollte und gewiß findet, sieht man dieselbe doch größtentheils unzwekmässig eingerichtet und vernachlässigt. Wenn man sie nur nahe beim Stalle hat, damit das Ausbringen des Mistes nicht viel Arbeit kostet, ist man zufrieden, um das Uebrige kümmert man sich nicht. Ob sie zu naß, zu troken, ob die natürliche Feuchtigkeit des Düngers ungenüzt abfliesse, ist Vielen gleichgiltig. Am Häufigsten findet man den Fehler, daß der Mist zu naß liegt. Eine gute Dungstätte soll so eingerichtet seyn, daß sie etwas tiefer, als der um sie liegende Boden ist, daß man auf der einen Seite hinein-, auf der andern herausfahren kann, und daß ihr kein anderes Wasser zufliesse, als das durch Regen und Schnee von oben darauf fallende.

Hat sie diese Einrichtung, dann bedarf sie keines Jauchenabflusses, man erspart vielmehr die kostspielige Anlage der Jauchengruben, und das noch viel kostspieligere Abfahren der Jauche, weil der Mist dann nie zu naß wird, um in der ihm durchaus nöthigen Gährung unterbrochen zu werden.

Doch kann man die aus den Stallungen abfliessende Jauche zwekmässig auf die Düngerstätte leiten, da sie dem Miste nicht zu viel Feuchtigkeit gibt. Gestattet dieß die Lage der Stallungen nicht, dann muß man freilich, damit sie nicht ungenüzt abfliesse, Jauchengruben und so anlegen, daß man die Jauche durch Rinnen auf Miste leiten kann, geht auch dieses nicht, so muß sie mit Eimern dorthin getragen werden.

Wenn die Jauchengruben, was ebenfalls nicht seyn soll, keinen fremden Wasserzufluß haben, dann werden sie sich nur im Sommer, wo das Vieh beim Grünfutter viel Urin läßt, füllen, und zu dieser Jahreszeit bedarf der Mist die Anfeuchtung durch selbige.

Den Mist der verschiedenen Thiere abgesondert zu sammeln, um ihn mit Berüksichtigung seiner verschiedenen Wirkung auf die für ihn geeignete Felder zu fahren, erfordert grossen Hofraum und geht in grossen Wirthschaften zu sehr in das Kleine. Am Besten ist es, wenn die Lokalität nicht besonders dazu geeignet ist, ihn nach den Thierarten zu sammeln, ihn gehörig zu vermischen, so daß einer durch den andern verbessert wird.

Fehlerhaft ist es jedenfalls, die verschiedenen Mistarten getrennt von einander liegen zu lassen, und beim Ausfahren, doch ohne Berüksichtigung des Bodens, auf das erste beste Feld zu bringen.

Ein anderer grosser Fehler ist der, den Mist, wie er mit dem Haken aus dem Stalle gezogen, mit der Schubkarre daraus gefahren, oder mit der

Misttrage heraus getragen wird, in den sich dadurch bildenden Haufen unvertheilt liegen zu lassen, was seine gleichförmige Gährung und Verwesung verhindert, weßhalb diese gleich nach Beendigung des Mistens, jedesmal gehörig aus einander gestreuet werden müssen.

Zeit des Ausfahrens des Mistes

Zu welcher Zeit und in welchem Zustande der Mist auf das Feld gefahren werden soll, darüber ist man noch nicht einig. Viele wollen ihn in noch strohigem Zustande und vor der ersten Pflug-Art, Andere und zwar die Meisten in verwesetem Zustande vor der Saatfuhre ausgefahren wissen.

Wie schon früher gesagt, wirkt der lange Strohmist gut auf schwerem kalten, der kurze auf leichtem warmen Boden.

Sobald er ausgefahren ist, muß er vorsichtig gestreut, d. h., ganz egal auf dem Felde vertheilt werden. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß es unrichtig ist, wenn man glaubt, Luft und Sonne verzehre ihn, denn sie entziehet ihm nur das Wasser, aber keine düngende Theile, vielmehr erscheint langes zerstreut auf dem Akerliegen desselben vortheilhaft. Fehlerhaft ist es aber, ihn lange in kleinen Haufen auf dem Felde liegen zu lassen, weil er dadurch größtentheils zusammentroknet, sich nicht gut vertheilen läßt, und die harten Stüke sich nicht leicht mit dem Boden vermischen, weßhalb sich oft nach Jahren noch solche in demselben befinden; auch werden dadurch sogenannte Geilstellen gebildet, da sich auf den Stellen, wo die Haufen lagen, zu viel Dungtheile absezten, welche dem übrigen Boden entzogen wurden.

Richtige Vertheilung des Mistes.

Es hängt ebenfalls viel von richtiger Vertheilung des Mistes, welcher das Jahr hindurch gemacht ist, auf die ihn bedürfenden Felder ab, denn das Eine zu begünstigen, das Andere aber zu vernachläßigen, hat die üble Folge, daß, wenn auch die erstern dadurch reichliche Ernten geben, doch der Ausfall der leztern diesen Gewinn übersteigt.

Es ist daher allen Landwirthen, welche nicht genügenden Dünger haben, ihre Felder gehörig damit zu versehen, anzurathen, einige und zwar die schlechtesten und entfernt liegendsten eine Zeit lang und zwar so lange unbenüzt liegen zu lassen, bis durch selbst erzeugte Grasnarbe, für sie sich eigener Dünger gebildet hat, indem diese durch die darin enthaltenen Wurzeln Düngtheile hat.

Arbeit und Kosten werden dadurch gespart, und doch mehr geerntet, als auf viel, aber zu schwach gedüngtem Lande.

Wie stark gedüngt werden muß.

Die Güte des Bodens und seine sonstige Beschaffenheit bestimmt, ob stark oder schwach gedüngt werden muß, denn schwerer kalter Thon- und Lehmboden muß, wenn auch seltener, doch viel stärker, als warmer und leichter Boden gedüngt werden, weil eine schwache Düngung den erstern nicht lokert und wärmt und deßhalb wenig wirkt.

Auf gutem nicht sehr schwerem Boden rechnet man in der Ebene 9 zweispännige Fuder à 12 Zentner. Bei schlechterm Boden braucht man in gleicher Schwere 12 Fuder, eben so im Gebirge, wo man weniger aufladen kann, so viel mehr. —

Oertlichkeit bestimmt hier Alles; jeder aufmerksame Landwirth wird wissen, wie viel er auf den Morgen braucht, wieviel ihm sein Viehstand jährlich liefert, wie viel Fuder, so schwer er sie mit seinem Gespanne fährt, seine Miststelle enthält, und hiernach die Vertheilung auf die verschiedenen Felder ihrer Grösse nach machen.

Denjenigen Landwirthen, denen es, wie dieß allgemein in strohergiebigen Gegenden der Fall ist, an Dünger fehlt, kann dessen Vermehrung durch anderes Streumaterial, wozu mit Moos durchwachsene Heide, Farrenkraut, schwacher Ginster und Plaggen gehören, nicht genug empfohlen werden.

Welches ist der beste Rauchtabak?

Der Tabak ist 1496 nach Europa gebracht worden, wo er nach und nach überall bekannt und auch in manchen Gegenden fortgepflanzt wurde. Er ist jezt fast überall als ein allgemeines und unentbehrliches Genußmittel eingeführt.

Aus Amerika kommt jedoch der mehrste Tabak nach Europa, und andere Länder liefern nur unbedeutende Partien; doch wird nun in Europa mehr Tabak gebaut, als von auswärts bezogen, auch wird in Deutschland weit mehr Landtabak verkauft, als amerikanischer.

In Amerika ist der Gebrauch des Rauchens und Kauens noch allgemeiner, als in Europa, indem selbst die gebildeten Frauenzimmer und Kinder von 10 Jahren ihre Cigarre rauchen. In den Theatern in Lima und andern grossen Städten Südamerikas ist das Rauchen so allgemein, daß beim Aufziehen des Vorhanges einige Zeit nöthig ist, bis die Luft sich wieder hell macht, und selbst während des Spielens rauchen Einige. Bis jezt sind 20—30 Sorten Tabakpflanzen bekannt, welche in Deutschland 2c. wenigstens im Kleinen gepflanzt werden; jedoch taugen nicht alle für jede Gegend. Jeder Anbauer muß selbst diejenige Gattung auswählen, welche für seinen Boden und Klima taugt.

Zum Rauchen ist jedoch der ausländische Tabak besser, als der inländische. Einige Fabrikanten machen nur Rauchtabak, andere Schnupftabak, andere wieder beides. Die schweren dunkeln Blätter werden zu Schnupftabak, und die hellen leichten zu Rauchtabak verbraucht; mit Vortheil können dieselben nur benüzt werden, wenn der Fabrikant Rauch- und Schnupftabak fabrizirt, weil es beim Einkaufe nicht immer möglich ist, eine genaue Auswahl zu treffen, und daher trifft es sich oft, daß ein Schnupftabak-Fabrikant leichte, zu Rauchtabak dienliche Blätter verarbeitet, und ein Rauchtabak-Fabrikant schwere, zu Schnupftabak dienliche Blätter. Es ist daher räthlich, sich beim Einkaufe von fabrizirtem Tabake an grosse Fabriken zu halten, welche Rauch- und Schnupftabak zugleich fabriziren, weil diese Alles gehörig benüzen können, und jedes Blatt zu Dem verarbeiten, wozu es am Besten taugt.

Je gründlichere chemische und botanische Kenntnisse ein Fabrikant hat, und diese Kenntnisse richtig auf die Fabrikation anwendet, desto besser wird sein Fabrikat seyn.

Je grösser das Lager des Fabrikanten ist, desto eher wird er im Stande seyn, gute und angenehme milde Sorten zu liefern. Alte, gelegene Blätter geben immer besseres Fabrikat, als junge. Die deutschen Fabriken kaufen gewöhnlich nur leichte Blätter, welche sich gleich angenehm rauchen, ohne nöthig zu haben, sehr lange zu lagern, und deßwegen sind längst in Deutschland weit bedeutendere Fabriken, als in Holland. Die grossen Fabriken haben die Gewohnheit, jede Gattung Rauchtabak nach dem Blatte zu benennen, und so wird z. B. der aus denjenigen Blättern, welche aus Portorico kommen, fabrizirte Tabak auf der Etiquette Portorico genannt, und der Unterschied in der Qualität und im Preise durch Nro. angedeutet. Einige Fabriken haben auch den Gebrauch, ihre Sorten zu numeriren, und machen diese immer gleich in der Qualität. Dieß ist die beste Manier, und Fabrikanten, welche dieses System befolgen, verdienen Vertrauen, weil sich das Publikum immer auf gleiche Waare verlassen kann. —

Der Tabak gehört unter diejenigen Gewächse, welche die Eigenschaft besizen, nicht nur zu betäuben, sondern auch Uebelkeit, Erbrechen, Ohnmacht, Angst 2c. zu bewirken. Um die üblen Eigenschaften desselben möglichst zu beseitigen, ist bei der Auswahl des Tabakes darauf zu sehen, daß er einen reinen Tabakgeruch und daß er keine künstliche Farbe hat; wenn er gelb gefärbt ist, kann dieß leicht dadurch erkannt werden, wenn er mit einem weissen Tuche gerieben wird, die Farbe wird sich dann an lezterm anhängen.

Portorico und die Kanaster-Sorten haben eine braune Farbe. Maryland ist von Natur gelb oder hellbraun, daher ist es falsch, wenn aller gelbe Tabak für geschwefelt oder gefärbt gehalten wird. Ueberhaupt kann der Tabak nicht nach der Farbe beurtheilt werden, weil es grünen, gelben,

braunen und schwarzen Tabak gibt, welcher sich gut raucht.

Der Tabak darf beim Anzünden und Brennen nicht knistern, weil, wenn dieß der Fall, auf das Daseyn von Salpeter zu schliessen ist. Ein theilweises Knistern beweist jedoch nichts gegen die Güte des Tabakes, weil zufällig eine Rippe ganz allein brennen kann, und alle Rippen salpeterhaltig sind.

Weder beim Kauen, noch beim Rauchen darf der Tabak auf die Zunge fallen, oder Bitterkeit hinterlassen und die Kehle zusammenschnüren, aber auch keine unangenehme Schärfe haben, welche Zunge, Brust und Augen angreift und keinen Ekel und keine Bitterkeit erregen. Auch muß er beim Rauchen angenehm und etwas pikant riechen, und darf nicht stinken. Bei ganz wohlfeilem Tabake darf dieß jedoch nicht so genau genommen werden. Er soll eine feine weisse Asche geben, weil dieß hauptsächlich beweist, daß die Blätter reif gewesen sind. Ausgerippter Tabak ist leichter im Rauchen, als derjenige mit Rippen, und fällt weniger auf die Zunge. Rippen allein sind sehr stark und betäubend.

Die verschiedenen Hauptsorten des Rauchtabakes sind folgende, wovon sich jeder Raucher diejenige Sorte selbst auswählen kann, die für seine Konstitution paßt.

Der ächte Varinas-Kanaster kommt in Rollen nach Europa und wird gewöhnlich für die beste Gattung von Tabak gehalten, wenigstens ist es die theuerste. Dieser Tabak hat einen angenehmen Geschmak und feinen Geruch, ist aber hizig und greift die Nerven an, daher ihn solche Personen, welche stark rauchen, nicht ungemengt lieben.

Hayti-Kanaster, welcher von den Gebrüdern Wechsler in Ulm erfunden wurde, verbindet mit einem feinen Geschmake einen feinen Geruch, und viele Raucher ziehen die feinste Sorte davon dem Varinas vor. Dieser Tabak fällt nicht auf die Zunge, und erregt weder Ueberdruß, noch greift er den Magen an.

Portorico kommt in Blättern von der Insel Puertorico und ist ein sehr beliebter Tabak, welcher sich jedoch für Diejenigen, welche Bier trinken, besser eignet, als für Weintrinker.

Maryland rauchen die Weintrinker vorzüglich gern. Er kommt in gelben Blättern zu uns, ist leicht zu rauchen und kommt dem Varinas an Güte gleich. Er wird unter allen Gattungen amerikanischen Tabakes am Stärksten in Deutschland geraucht, dieß wohl daher rühren kann, weil er weniger Narkotisches hat, als Portorico und Virgini, nur sein Geruch ist nicht Jedem angenehm. Es gibt gelben, braunen und hellbraunen, und der Preis desselben ist sehr verschieden.

Virgini ist gut zum Rauchen, aber sehr stark und betäubend, und nur recht kräftige Personen mögen sich desselben ohne Nachtheil bedienen.

Oronoco und Logayra-Kanaster kommen in Rollen und Blättern nach Deutschland, sind aber sehr schwer zu rauchende, etwas wild riechende Sorten, welche wenig beliebt sind.

Türkischer Tabak hat keinen ganz unangenehmen Geruch, fällt auch nicht sehr auf die Zunge, berauscht aber sehr.

Ungarischer, Siebenbürger, Polnischer, Ukrainer sind alle wilde, herbe Sorten.

Nürnberger Tabak ist unter den deutschen Sorten Das, was der Maryland unter den amerikanischen ist.

Der Hanauer und Hessische, Duderstädter, Wasunger sind ähnliche Sorten.

Der Tabak, welcher in der Pfalz und im Elsaß gebaut wird, eignet sich mehr zu Schnupftabak, als zu Rauchtabak, weil er rauh ist.

Diätetik für Biertrinker.

Das Bier ist eine egyptische Erfindung, die sich nach und nach über einen grossen Theil des Erdbodens verbreitete. Es besteht aus Gerste, oder Weizen, Wasser und Hopfen, und ist von verschiedener Güte, Farbe, Geschmak, Kraft und Wirkung. Alle Biere verdünnen, löschen den Durst, ernähren, erhizen und widerstehen der Fäul-

niß. Die besonderen Wirkungen einiger sind: die Verhaltung oder Beförderung des Urins, die Beraubung oder die Erwekung der Eßlust, die Beförderung der Verdauung, des Stuhlgangs, oder anderer Ausleerungen, die Berauschung, die Schleim-Auflösung rc.

In China verfertigt man das Bier aus Reis, in Amerika aus Mais. Vermöge der Bestandtheile nährt das Bier mehr und macht gleichsam voller, befriedigt folglich das Bedürfniß des Hungers zugleich, welches beim Weingenusse der umgekehrte Fall ist. Es ist im Allgemeinen der menschlichen Gesundheit zuträglich. Bei Weitem der größte Theil der Menschen kann eher ohne Nachtheil eine gewisse Menge Bieres trinken, als Wein. Das weibliche Geschlecht, wie das zartere und jugendlichere Alter, ertragen das Bier gewiß zu grösserem Vortheile ihrer Gesundheit, als den Wein, welcher durch seine reizenden und erhizenden Eigenschaften die zarte Organisation jener von Natur mehr reizbaren und empfindlichen Geschöpfe zu sehr angreift.

Wenn das Bier den Durst löschen und dabei nahrhaft und der Gesundheit zuträglich seyn soll, darf es nicht erhizen und muß völlig gut gebraut, hell und durchsichtig, gehörig abgelegen, wenigstens vier Wochen alt, und mit keinen schädlichen betäubenden Substanzen vermengt seyn. Es darf nicht sauer und verdorben, nicht allzujung und unausgegohren ausgezapft werden. Zum gewöhnlichen Getränke, damit es wegen seiner nährenden Eigenschaft keine zu grosse Menge und zu dike Säfte erzeuge, weßwegen Personen, die wenige Bewegung machen, und zum Fettwerden Anlagen haben, eher eine mässige Portion Weins, oder nur von dem schwächern dünnen Biere zu sich nehmen mögen, dient daher nur ein schwaches einfaches Bier. Auch muß es nicht zu jung seyn, weil es leicht bläht, dadurch aber die Verdauungskräfte und den Appetit schwächt, auch beschwerliches Uriniren (Harnstrenge) erzeugt; ist es zu alt, so geht es in sauere Gährung über, wodurch es gleichfalls der Gesundheit schädlich wird. Uebrigens muß Jeder an sich selbst beobachten, wie dieß auch bei andern Getränken geschehen sollte, in welcher Menge er sein Lieblingsgetränk ohne Schaden geniessen könne, ob ihm weisses oder braunes, schwach gehopftes oder ganz ungehopftes, ganz ausgegohrenes oder schäumendes (Krug- oder Boutrillen-) Bier besser bekommt, weil Gewohnheit und Konstitution des Körpers darin oft einen Unterschied machen, der sich im Allgemeinen nicht gut bestimmen läßt.

Das Bier ist auch schon deßwegen der Gesundheit zuträglich, weil es immer den Zukerstoff, und auch den durch die Gährung ausgeschlossenen Keim der Getreidearten enthält, folglich nährend ist. Mehr nährend, je mehr vom Getreide dazu angewendet wird, und im Gegentheile minder nährend. Daher dient es wiedergenesenden, entkräfteten, auch säugenden Personen und in den meisten Abzehrungen.

Auch ist es durch den Zusaz des Hopfens ein eigentliches Magenmittel und die Verdauungs-Wege stärkendes Getränk. Die Bitterkeit des Hopfens ist aromatisch, und nicht widrig, sie erregt eine angenehme Empfindung in den Magen-Nerven, und sezt diese in eine, dem ganzen Organismus wohlthätige behagliche Stimmung. Personen, die mit Sodbrennen, Blähungen, saurem Aufstossen, Magenkrämpfen, Mangel an Appetit, langwierigem Husten, Abmagerung des Körpers behaftet sind, wird ein mässig gehopftes Bier ein nüzliches Trank seyn. Es darf auch, wenn es leicht, rein und nicht hefig ist, Kranken, die daran gewohnt sind, als gewöhnliches Getränk erlaubt werden. Das Bier aus der Gerste ist das beste, weil diese am Leichtesten zum Keimen gebracht werden kann, und sie auch bei der Gährung am Leichtesten und in größter Menge ihren Zukerstoff entwikelt. Süsse Biere sind blos nährend, und bittere noch dabei stärkend. Ein gar zu bitteres Bier enthält zu viel Hopfen oder andere bittere Zusäze, und verliert dadurch die durstlöschende Eigenschaft; im Gegentheile erregt es den Durst noch mehr, verleitet zum Ubermaße, und macht leicht Hize und Betäubung. Weisses Bier von Luft-Malz ist durstlöschender, kühlender und lieblicher, als braunes Bier von Dörrmalz. Ueberhaupt muß hier noch bemerkt werden, daß das Ueber-

maß des Biertrinkens, ausser dem nachtheiligen Einflusse, welchen es auf die Werkzeuge der Verdauung hat, auch noch dadurch um so schädlicher wird, daß es den Körper, wenn er nicht zugleich auch in gehöriger Bewegung, wie z. B. beim Kegelschieben, Ball- oder Billardspiel der nüzliche Fall eintritt, erhalten wird, zu sehr ernährt, und wenn das Bier kräftig ist, auch berauscht.

Das gekochte Bier, warmes Bier, als Frühstük auf Reisen, die Biersuppen geben ein heilsames, kräftiges und wohlschmekendes Nahrungsmittel, dem man auch wohl, um seine Nahrhaftigkeit zu vermehren, etwas Eierdotter zusezt, und, wenn man das Bier vorher mit geriebenem groben Brode abkocht, so wird dadurch seine Restaurations-Kraft noch sehr verstärkt, und so kann es in gesunden und kranken Tagen statt Kaffee, Wein und Chokolade mit Vortheil für die häusliche Oekonomie benüzt werden.

Wie weit müssen Obstbäume von einander gesezt werden?

Diese Frage stellten ein Paar Bauern an einen Gärtner, und er gab ihnen darauf folgende, ganz richtige Antwort:

Die Frage ist zu unbestimmt. Die Gattungen der Bäume sind verschieden in ihrem Wuchse. Und dann fragt sich's, wie ihr die Bäume in eurem Obstgarten ordnen und was ihr einem jeden Baume für einen Nachbar geben wollet.

Wenn ihr nur überhaupt wissen wollet, wie weit Bäume einerlei Gattung, z. B. lauter Aepfelbäume, von einander abstehen müssen, so wisset, daß Aepfelbäume 30 Fuß Abstand von einander erfordern; Birnbäume, die zwar nicht so ausgebreitet wachsen, als jene, aber doch mehr in die Höhe und also gleichviel Schatten werfen, erfordern ebenfalls 30 Fuß. Pflaumenarten haben theils an 15, theils an 20 Fuß Raum genug. Kirschbäume müssen ebenfalls 30 Fuß Abstand haben; saure Kirschen aber werden nicht groß, und haben an 20 Fuß Abstand genug. Nußbäume, die eigentlich nur an Wege, an die Enden der Zäune ꝛc., da sie mit ihrem Schatten keinen grossen Schaden thun können, gehören, und Kastanien, denen man eigentlich am Abhange der Berge, statt der Eichen- und Buchbäume, ihren Stand anweisen sollte, erfordern 40 Fuß von einander gesezt zu werden.

Wollet ihr aber einen Obstgarten neu besezen mit jungen Bäumen, dabei ihr gewiß nicht lauter Bäume einerlei Gattung, z. B. lauter Aepfelbäume, oder nichts als Birnbäume ꝛc. haben wollet, so müßt ihr nicht nur die Gattungen klüglich ordnen, in welcher Nachbarschaft sie unter einander stehen sollen, sondern ihr müßt sie auch recht hübsch nach der Schnur und in Reihen sezen, und nicht, wie euer schlampiger Nachbar, Michl Gutgenug, bald da, bald dort hin einen Baum plaken, daß endlich ein Wald und Gehek daraus wird. Denn wenn ihr eure Bäume in Reihen und nach der Schnur sezet, so ist es nicht nur dem Auge angenehm, und Jedermann wird sagen: „das war ein ordentlicher gescheider Mann, der diesen Obstgarten angelegt hat:“ sondern es kommt auch den Bäumen die Ordnung in Reihen überaus gut, und ihr und eure Nachkommen erhaltet davon schöneres und besseres Obst. Vor dem Allzuengesezen der Bäume, wie in eurem Dorfe fast allermeist der Fehler ist, müßt ihr euch hüten. Denn wenn ein Baum dem andern den nöthigen Zugang der Luft und Sonne hemmt, so werden nicht nur die Bäume selbst vor der Zeit alt, kränklich, moosig und dürrholzig, sondern auch das Obst wird klein, schlecht von Farbe und zu allem Gebrauche unkräftiger und unschmakhafter. Und aller dieser Nachtheil kommt nicht nur von dem Mangel der freien Luft und Sonne her, sondern auch von den häufigen Ausdünstungen der Bäume unter einander, durch welche sie ihre überflüssigen Feuchtigkeiten aus den kleinen Oeffnungen der Blätter von sich geben. Diese sind die Ursache, warum die Bäume in jenen Gärten so voller Moos sind, wo sie gleichsam auf einander hoken.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ländliche Haus-Bibliothek.

(Fortsezung.)

Da in neuester Zeit auch das kalte Wasser als Heilungsmittel in verschiedenen Krankheiten so sehr zu Ansehen gekommen, empfehlen wir hierüber das neueste, wohlfeilste und beste Büchlein, betitelt:

Die
neuesten Erfahrungen
in der
Anwendung und Heilkraft
des
kalten Wassers
bei
mehr als hundert verschiedenen Krankheiten, besonders auch bei acuten Hautkrankheiten, als:
Blattern, Masern und Scharlachfieber.
Mit einer getreuen Darstellung
der
Gräfenberger und der in Sachsen befindlichen Wasserheilanstalten.
Von einem k. preuß. Oberarzte a. D.
Leipzig, 1840.
Bei Ludwig Schreck.

Und will Jemand vom nemlichen Verleger gleich auch ein wenig Humor gelegentlich zur Kurzweil mitnehmen, so seze er zur Bestellung auch:

Knau's
lustige Streiche
und
tolle Schwänke.
Herausgegeben
von
E. von D.......n.

Der Verfasser will hiemit eigentlich nur das Gedächtniß an einen wakern alten Degen auffrischen und darthun, daß der Held dieser Geschichte nicht Das war, wofür man ihn lange nahm, nemlich einen Possenreisser, dessen Absicht blos dahin ging, die Lacher auf seiner Seite zu haben.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß man erwünschte Bücher von jeder beliebigen Buchhandlung beziehen kann und niemals nöthig hat, dorthin sich zu wenden, wo sie aufgelegt worden.

Warum tragen die Männer Mäntel?

(Aus dem Münchner Tagblatt)

Es war ein schöner, warmer Wintertag, wie wir in diesem Jahre gar viele hatten. Die Leute ergingen sich in der warmen Winterluft; ja, in mehreren öffentlichen Gärten saßen die Leute im Freien und tranken Bier. Aber die meisten Herren waren in Mäntel gehüllt, obwohl er fast Jedem lästig fiel: Sie waren in Mänteln! So, wie sich unsere Hausfrauen und besonders unsere Hausmägde und Hausknechte beim Einheizen weniger um die Witterung, als um den Kalender kümmern, und dabei mehr der Gewohnheit, als der Vernunft folgen, so pflegen auch wir Männer die Mäntel nach der Jahreszeit, aber nicht nach dem Bedürfnisse zu gebrauchen. Wir haben in München häufig Sommertage, wo es weit nüzlicher und nothwendiger wäre, einen Mantel zu tragen, als z. B. an sehr vielen Tagen unsers heurigen Winters, aber im Sommer trägt Niemand einen Mantel man würde sich lächerlich machen. Darum kam ich zur Selbstfrage: Warum tragen wir Männer denn Mäntel? Blümlein blühen, Gräslein grünen, Mükchen tanzen, Vögelein zwitschern — und wir tragen Mäntel! Im „Schneider von Lissabon" — da tragen sie auch Mäntel, aber diese Männer tragen Mäntel, weil das Lustspiel „die Mäntel" heißt, und hiesse das Lustspiel anders, z. B. „die Unterröke", so müßten sie Unterröke tragen; das ist so klar, wie Dinte. Also die Männer von Lissabon wissen doch, warum sie Mäntel tragen, aber die Männer von München wissen es bestimmt nicht, und darum habe ich es übernommen, diese verwikelte Frage zu behandeln. Der größte Theil der Männer trägt den Mantel, weil es so Brauch ist. Einer nimmt seinen Mantel zur Abwechslung, weil er seit 6 Monaten selchen nicht mehr trug; ein Anderer hängt seinen Mantel um, er hat ihn so eben vom maitre tailleur erhalten, er kostet ihm viel Geld, er macht eine Mantel-Parade bei der Wacht-Parade. Einer sieht schon sehr viele Herren mit Mänteln einhersteigen, er will kein Sonderling seyn, sondern er will aussehen, wie Gewisse, die Alles nachmachen, was sie von Andern sehen. Ein Vierter hat keinen guten Rok am Leibe, er sucht die Fehler seines Rokes zu bemanteln. Viele tragen nur deßhalb Mäntel, damit andere Mantelträger sehen, daß sie auch einen Mantel vertragen können! Wieder Viele tragen diese Umhüllung aus Bequemlichkeit, um sich nicht hübsch kleiden zu dürfen; wieder Viele tragen den Mantel aus Sanitäts-Rüksichten: es könnte kalt werden, sie wollen einer möglichen Erkältung vorbauen, sie verfahren also prophilaktisch. Und jezt seit einigen Tagen tragen die Männer Mäntel, weil es kalt ist. — — Ich glaube nun diese Mäntel-Angelegenheit genugsam verarbeitet zu haben, aber —

Am Allerbesten, wie ich's finde —
Hängt man den Mantel nach dem Winde.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. C. W. mit Couvert. — portofrei.
Redakteur: J. E. Kurz.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 9. 26. Februar 1840.

Das Düngen der Wiesen.

In vielen Gegenden ist das Düngen der Wiesen so gebräuchlich, daß man Den, der es unterläßt, tadelt; in andern denkt man kaum daran. Die Ersteren behaupten, daß, wenn sie ihre Wiesen durch das Düngen verbessern, diese dem Akerlande doppelt so viel zurükgeben, als ihnen gereicht wurde; die Andern, man dürfe dem Aker den Dünger nicht entziehen, und ihn den Wiesen, für welche die Natur sorge, geben.

Die Ersteren haben dann Unrecht, wenn sie dem Aker zu viel Dünger entziehen, und ihn auch solchen Wiesen zuwenden, welche denselben nicht bedürfen; die Andern haben ganz Unrecht, denn es gibt Wiesen, die, weil die Natur wenig für sie sorgt, ohne Dünger nur geringen Ertrag geben.

Die Wiesen, welche gehörig bewässert werden können, bedürfen des Düngens nicht; hingegen ist er denen, die nicht bewässert werden können, unerläßlich nöthig, weil ihnen jährlich genommen und nie wieder gegeben wird, wodurch sie erschöpft und uneinträglicher werden.

Aller Dünger, welcher für den Akerbau gut ist, ist es auch für die Wiesen, aber dessen Anwendung ist verschieden, weil er hier nur als Ueberdüngung benüzt, beim Akerbaue aber meistens untergepflügt wird. Die Wiesen bedürfen dessen auch nicht so viel, theils weil das nicht zur Reife kommende Gras nicht so viel Nahrungs-Theile, als die Früchte bedarf; theils weil von dem Grase, selbst bei der vorsichtigsten Ernte, mehr auf der Wiese zurük bleibt, als bei der Fruchternte auf dem Felde, auch auf den Wiesen, durch das sie im Herbste beweidende Vieh, einiger Dünger gegeben wird.

Viele fahren im Herbste oder Anfangs Winter langen unverweseten Mist auf, und harken vor Anfang des Graswuchses das Stroh ab, Viele ganz kurzen verweseten.

Der erstere mag wohl dem Ungeziefer, vorzüglich den Mäusen, zum Schuze dienen, ja es herbeiziehen, auch wohl verursachen, daß einige Pflanzen unter seinem Schuze zu frühe treiben, und nachdem das Stroh abgenommen, durch die Frühjahrsfröste leiden, wie ich dieß schon beim Kleebaue behauptete.

Die Düngung mit Kalk, Asche und Gyps wirkt erfahrungsmässig nur auf nassen Wiesen, man unterlasse hier aber eben so wenig, als bei dieser Düngung des Akerlandes, bald mit einer Mistdüngung zu Hülfe zu kommen.

Sehr wirksam zeigt sich der Kompostdünger und der Teichschlamm, aber am Wirksamsten der möglichst zerpulverte Hühner- und Taubenmist als Ueberdüngung.

Bei aller Düngung sind im Frühjahre sich noch auf den Wiesen findende unverwesete und unzerfallene Klumpen Mist entweder zu verkleinern und aus einander zu streuen, oder wegzuschaffen.

(Aus dem Lehrbuche der praktischen Landwirthschaft von Ernst Aoenarius.)

Was müssen wir beobachten, um einen Baum recht zu sezen?

Diese Frage beantwortete der Gärtner den zwei Bauern, wovon im vorigen Blatte die Rede war, also:

Zuerst macht ihr das Loch oder die Grube, wo der Baum stehen soll. Sie muß nicht etwa blos so groß seyn, als der Umfang der Wurzeln, sondern man macht sie grösser, damit die Wurzeln beim Fortwachsen lokere Erde antreffen.

Zum Ausschöpfen der Erde, wie auch zur Rundmachung der Grube, ist das Grabscheid bequem. —

Diejenige Erde, welche oben liegt, werfet ihr auf die eine Seite, und die untere Erde, so herausgegraben wird, auf die andere, damit die obere Erde, die fruchtbarer ist, auf die Wurzeln zu liegen komme, die unten gewesene aber obenhin. — Wollet ihr dem Baume etwas kurzen verwesten Dung beilegen, so darf er nicht unmittelbar auf die Wurzeln kommen, denn diese müssen blos mit Erde bedekt werden. Alsdann legt ihn rings herum, wenn alle Wurzeln mit Erde bedekt sind.

Wenn der Baum in die ausgehobene Grube gestellt wird, so müssen die Wurzeln ordentlich zurecht gelegt und ausgebreitet werden, daß keine einwärts zu liegen komme, und einen verkehrten Lauf nehmen müsse: und wo in der Krone von Wurzeln etwa eine Lüke ist, so zieht man die nächststehenden Wurzeln dahin, und drükt sie mit etwas Erde fest, damit die Wurzeln sich gleich ausbreiten, und eine schöne gleiche Krone machen.

Die Erde, welche sonderheitlich zunächst auf die Wurzeln geschüttet wird, muß rein seyn, damit sie sich wohl an die Wurzeln anlege, und keine hohl liegen. Zu dem Ende muß man auch den Baum, ehe die Erde angetreten wird, einmal lüften oder etwas rütteln, und sodann, wann die Wurzeln sämmtlich bedekt sind, mit den Füssen sachte antreten. Darauf wird die Grube vollends mit der Erde, die auf der andern Seite liegt und unten herausgehoben worden, angefüllt und auch zugetreten. Je feuchter aber die Erde ist, desto sanfter muß das Antreten geschehen, damit nicht der Baum gleichsam eingepflastert werde.

Soll aber der Baum einen Pfahl bekommen, so muß solcher sogleich an seinen rechten Ort zwischen die Wurzeln gestellt werden, ehe etwas Erde auf die Wurzeln kommt. Wollte man ihn erst nachher eintreiben und einstossen, so würde man Wurzeln zerstossen, quetschen oder beschädigen. — Die Pfähle müssen bis in die Krone reichen. — Die von Eichenholz sind die dauerhaftesten, noch mehr aber von Kastanienholz, wo solches zu haben. Buchene verstoken bald und dauern nicht länger, als höchstens drei Jahre; aber die von Weißbuchen und Hainbuchen sind besser. Tannene, auch Weiden, sind noch etwas besser, wenn sie unten gebrannt sind. Kieferholz ist wegen seiner Fettigkeit noch besser. Kirschenholz besser, als Buchen ꝛc.

Die zwei Bauern fragten weiter:

Wie tief muß der Baum in die Erde gesezt werden?

Nicht tiefer, als er zuvor gestanden, oder wenigstens nicht über einen Zoll tiefer, zumal in einem etwas schweren Boden; leichtes Erdreich sezt sich mehr. Man sieht aber leicht am Baume, wie tief er gestanden. Ueberhaupt aber müssen die obersten Wurzeln einen guten halben Schuh in der Erde stehen, und mit Erde bedekt seyn, die untersten Wurzeln mögen sodann so tief gehen, als sie wollen.

Muß der Baum nicht auch gegen die Sonne wieder mit derjenigen Seite zu stehen kommen, wo er zuvor gestanden?

Darauf kommt bei einem jungen Baume aus der Baumschule nichts an, aber bei einem etwas schon erwachsenen und starken Baume muß darauf geachtet und deßhalb bei dem Ausheben die Mitternachtsseite bezeichnet werden. Bei einem jungen Baume ist vielmehr diejenige Seite der Krone nach der Mittagssonne zu stellen, die am schwächsten ist, und die wenigsten Aeste hat, damit der milde Einfluß der Sonnenwärme mehrere Ausschläge bewirke und den Baum in Gleichheit seze.

Wenn man aber einen Baum in Grasboden sezen muß, was hat man deßfalls zu beobachten?

Das ist freilich für den Baum kein angenehmes Schiksal; muß es aber seyn, so macht eine Grube etliche Fuß tief und gegen 6 Fuß weit, damit die Erde weit umher loker werde, und der Einfluß der Luft mehreren Zugang zu den Wurzeln habe. — Haltet aber diesen umgegrabenen Kreis rein von Unkraut, und haket die Erde von Zeit zu Zeit etwas auf.

Den zuerst abgestochenen Rasen legt Anfangs auf die Seite, und zulezt werft ihn umgekehrt, das Gras zu unterst, unten in die Grube, weil er zu seiner Zeit die Stelle des Düngers vertreten kann. Werft darauf gute und feine Erde bis zur Höhe, daß die Wurzeln darauf gesezt werden können, und verfahrt dann weiter, wie vorhin gezeigt worden.

Wenn wir nun einen neuen Obstgarten mit Bäumen besezen wollen, wie sollen wir die Reihen richten, und die Bäume ordnen; denn wir möchten gern allerhand Gattungen Obst darin haben, da der Boden dazu tauglich ist?

Was die Reihen der Bäume betrifft, so müßt ihr sie einmal so gegen die Mittagssonne richten, daß die Strahlen derselben einen freien Zugang zu allen Baumreihen haben: und hernach müssen die Bäume in den Reihen so stehen, daß ihre Kronen den meisten Raum haben, sich im Abstande gegen einander am Ungehindertsten ausbreiten, so wie ungefähr eure Weiber und Kinder ihre Krautpflanzen, oder ihre Runkelrüben ins Fünfek oder ins Gebann (wie sie es nennen) sezen. Solche Reihen nennen die Gärtner: ins Quincunx pflanzen. Es sind gleichsam verschobene Reihen, da das Auge allenthalben, wo es hinaus sieht, und wo man eintritt, eine Allee oder geraden Weg vor sich sieht, welches bei geraden Reihen, die sich im Kreuze durchschneiden, nicht ist.

Diese Reihen zu euren Bäumen laßt euch, Martin, von eures Gevatters Sohn, dem Gärtner, abtheilen, oder laßt sie euch auf dem Papiere abzeichnen und zeigen.

Wie sollen wir nun die Gattungen Bäume in einander ordnen?

Ihr wißt, daß der Birnbaum höher treibt, als der Apfelbaum, und daß dieser sich weiter ausbreitet, als der Pflaumenbaum, und daß der süsse Kirschbaum sie endlich alle überwächst. — Da müßt ihr nun die Eintheilung so machen, daß keine Baumgattung die andere überschatte und ihr den Zugang der Sonnenstrahlen raube, sondern das beständige Steigen und Fallen in der Höhe der Kronen sowohl der Luft, als den Strahlen der Sonne einen freien Zugang zu allen Baumreihen gewähre. Das wird geschehen, wenn ihr etwa die erste Reihe linker Hand (ihr steht mit dem Gesichte gegen Mittag und habt also die Morgenseite linker Hand, und die Abendseite rechter Hand) mit Birnbäumen besezt; die andere Reihe (gegen die rechte Hand hin) mit Aepfel-Bäumen; die dritte Reihe (weiter fort rechter Hand) mit Pflaumenbäumen, darunter auch Sauerkirschen stehen können; die vierte Reihe wieder mit Aepfelbäumen; die fünfte mit Birnbäumen; die sechste mit Aepfelbäumen; die siebente mit Pflaumenbäumen; die achte wieder mit Aepfel-Bäumen; die neunte mit Birnbäumen; die zehnte mit Aepfelbäumen u. s. f. Wollt ihr dann nun auch Nußbäume, Speierlinge u. dgl. groß und hochwachsende Baumgattungen im Garten haben, so sezt solche in die lezte Reihe, rechts, gegen Abend, gegen den Zaun hin, da sie denn die andern Bäume nicht überschatten, noch so sehr verdumpfen können.

Wenn wir aber aus unseren Aekern bei der Lehmgrube ein Baumstük machen wollen, (da ohnedem unser Nachbar auf dem seinigen Bäume stehen hat, die unsern Aekern wenig nüzen) wie weit sollen wir sie da aus einander sezen?

Das kommt darauf an, ob ihr mehr oder weniger Früchte und Gewächse auf solchem Baumstüke ziehen wollt. Je mehr Bäume ihr darauf stehen habt, und je grösser sie werden, desto mehr an Getreidefrüchten oder Futterkräutern und Gewächsen müßt ihr entbehren. Von ganz besezten Aekern, wenn Aepfel- und Birnbäume 30 Fuß weit von einander stehen und erwachsen sind,

dürft ihr nur die halbe Getreide=Ernte verlangen. Geräth indessen das Obst, so könnt ihr dasselbe so hoch nüzen und rechnen, als hättet ihr 4—5 volle Fruchternten darauf gemacht.

Was müssen wir an der Krone eines frischgesezten Baumes beschneiden?

Da müßt ihr unbarmherzig seyn, wenn ihr ihm Gutes erweisen und einen schönen Baum erziehen wollt. Die schönsten Aeste müssen weg, und bis auf einige Augen verstuzt werden, deren Anzahl sich nach der Menge der Wurzeln richten muß, auf 2—5 Augen. Er muß nun neue Aeste ziehen. Auch wenn der junge Baum viele Zweige hat, so müßt ihr die kleinern genau am Holze wegschneiden, und von den schönsten, wohlstehenden Aesten nur 3—5 stehen lassen, die ihr auf einige Augen verstuzt. Dabei müßt ihr überlegen, daß er aus jedem gelassenen Auge einen Ast ziehe, und es gleich Anfangs darnach einrichten, daß er keine Dornheke vorstelle; und zugleich bedenken, daß der Saft am Meisten in die äussersten Augen treibe, und wenn der Ast deren viele behält, die hintersten vorbeigehe, sich in mehrere vertheile und statt etliche starke Hauptäste zu bilden, viele schwächliche treibe, die vor der Zeit Frucht ansezen, und dann den Baum in seinem vollen Wuchse zurükhalten. Zumal Aepfelbäume müssen in der Mitte luftig und etwas hohl seyn.

Daß man aber frischgesezte Bäume an ihrer Krone unumgänglich nöthig zu beschneiden habe, hat ferner diesen Grund, weil er im ersten Jahre hauptsächlich mit seiner neuen Bewurzlung zu thun hat. Kleine Wurzeln, die sich zuerst mit ihren Mündungen an die Erde auf ihrem neuen Standorte anschmiegen, und sodann mehrere Seitenwurzeln ziehen müssen, können nicht zugleich auch so viel Saft in die Aeste schiken, sie wie bei ihrer vorherigen Menge zu ernähren. Läßt man ihm nun seine erste Menge und Grösse der Aeste, so theilet wohl die Wurzel zur kümmerlichen Erhaltung derselben etwas Saft mit, sie selbst aber leidet dabei, kann sich nicht verstärken, und das geht ihr wohl viele Jahre nach, oder verdirbt wohl der Baum ganz. Wenigstens ist ein schon etwas erwachsener Baum, der schon Früchte getragen hat, und versezt, aber nicht beschnitten worden, gewiß verloren, und eben das bestätigt auch die Nothwendigkeit des starken Zurükschneidens der jungen Bäume bei ihrer Versezung.

Starke Bäume, die schon Früchte getragen und versezt werden, müssen noch mehr abgeworfen werden und nur einige Zugäste behalten. Je stärker der Baum ist, desto mehr muß er abgenommen werden, zumal, wenn seine Wurzelkrone nicht die stärkste und wohlbeschaffenste ist.

Werden junge Bäume vor Winter ausgesezt, so ist es nicht rathsam, ihre Aeste sogleich sämmtlich zu verstuzen, zumal diejenigen, welche stehen bleiben sollen, sondern man wartet zu bis in März, weil bei verschnittenen Aesten die Kälte leichter eindringen und die erstern Augen verderben kann.

Dürfen wir denn dem Obstgarten Mistdünger geben?

Freilich ja; wenn er nur zur rechten Zeit und gehörig angewendet wird. Es ist nun eine andere Sache, als bei der Baumschule, da die jungen Bäume etwas hart und dauerhaft müssen erzogen werden. Sie werden nun nicht mehr verzärtelt, sondern erfordern zu ihrer Fruchtbarkeit, Stärke und Grösse reichliche Nahrungstheile.

Ein literarischer Fund,

oder Worte aus der Vergangenheit über Geburt und Wiedergeburt

Vergleichend ausgesprochen von F.

„Das Sinnenleben ist das Grab des Geistes. Der Tod ist seine Geburt.“

1. Nichts gleicht den Todeswehen einer Hartgebärenden, als die Geburtswehen eines Hartsterbenden.

2. Dort muß die Kindesherberge (die Gruft im Mutterleibe) einen Menschen=Embrio aus der Zeit in die Zeit, aus einem geschlossenen in einen offenen Kerker fortstossen.

3. Hier die Geistesherberge (der Körper, auch eine Gruft des Geistes) den Geist=Embrio aus der Zeit in die Ewigkeit, aus dem Kerker der Skla-

kerer des Geistes ins Land der Freiheit aus-stossen.

4. Dort muß die Mutter die Schlacht gewinnen; ihrer Bürde los werden; hier muß auch der Geist seinen Kampf gewinnen, los werden der Hülle, die ihn einschloß.

5. Die Gebärende hat weissagende, vorbereitende Wehen bis zur Freiwerdung des Kindes; der Geist im Menschen hat weissagende, vorbereitende Wehen auch bis zu seiner Freiwerdung, bis zu seiner Vollendung.

6. Dort kömmt ein Menschenkind aus der Finsterniß in das Land der Dämmerung; hier ein Menschengeist aus dem Lande der Dämmerung in das Land des vollen, ewigen Tages.

7. Dort wird eine Menschenpflanze in die Welt gesezt; hier eine Geistespflanze in die Ewigkeit.

8. Dort warten die Freunde auf den ersten Laut des Neugebornen: die Stimme ruft, das Kind ist da; auch hier warten Freunde auf den lezten Hauch des Sterbenden: die Stimme ruft, er hat's überstanden.

9. Dort wird die Lebensschnur, welche das Kind an die Mutter band, hier die Lebensschnur, die den Menschen an die Erde band, abgeschnitten.

10. Dort zeigt sich die Unbehilflichkeit der Menschenkunst; sie kann den Ankömmling nicht früher haben, als bis ihn das Muttergrab auswirft; — auch hier zeigt sich die Unbehilflichkeit der Menschenkunst, den Geist länger zu behalten, wenn er zur Ewigkeit reif ist; wenn das Grab der Mutter Erde ihn empfangen muß, um ihn zur Ewigkeit zu gebären.

11. Dort kann die Mutter nichts als leiden, arbeiten, hoffen; hier kann der Mensch auch nichts als leiden, arbeiten, warten, sehnen und hoffen.

12. Dort vollendet der höchste Schmerz die Scheidung des Kindes von der Mutter; hier der höchste Schmerz die Scheidung der Seele von dem Körper. — Ueberall Schmerz, und überall grosse Dinge, die durch den Schmerz bewirkt werden.

13. Dort ist des höchsten Dranges Zwek die Befreiung eines im Dunkeln verschlossenen Kindes; hier ist des höchsten Dranges Zwek die Befreiung eines in der Dämmerung lebenden Geistes.

14. Dort muß der höchste Schmerz ausgebären, was die höchste Lust empfing; die Lust empfing ein Menschenkind, der Schmerz gebährt es, und gibt es einer höhern Welt; eben so gibt auch der Schmerz des Todes den entfesselten Geist einer höhern Sphäre.

> Der Schmerz gebärt den Tod, den einst die Sünde in der Lust empfing. (Jakobus 1, 15.)

15. Dort wird Hülfe, wo der Schmerz die höchste Stufe erreicht; auch hier wird Hülfe, wo die höchste Stufe der Noth ist.

16. Dort vergißt die Mutter, wenn das Kind geboren ist, allen Schmerz; hier der Geist, wenn er seine Ausgeburt vollendet hat, alles menschliche Leiden. —

Ich wünsche, durch diese Mittheilung eine kleine Unterhaltung verschafft zu haben, und verweise denjenigen Leser, welcher in der Sache zugleich auch eine geistige Erquikung wünscht, auf folgende Pieçe, die nach dem Ritus, und vielmehr nach dem Glaubens-Dogma der katholischen Kirche, einer gründlichen Bearbeitung würdig — und dann sehr nüzlich seyn dürfte: „Ideen über Leben, Tod und Unsterblichkeit, von Valentin Karl Veillodter, Pfarrer zu Walkersbrunn ohnweit Nürnberg. Nürnberg, in Kommission bei Joh. Lorenz Schmidmer. 1809."

Das Knochenmehl.

Laut Nachrichten in öffentlichen Blättern gewinnt das Knochenmehl unter den Landwirthen Englands immer mehr und mehr Zutrauen; denn, so sagen die dortigen Pächter: „Eine Tonne Knochenmehl erspare die Einfuhr von zehn Tonnen Getreides." Wenn es so ist, und die übrigen laut gepriesen wordenen Vortheile dieses Knochen-Mehles, deren wiederholende Aufzählung überflüssig erscheint, wirklich so begründet sind, als sie öffentlich angerühmt wurden, dann fragt es sich: warum Deutschland diesem Gegenstande nicht vorerst selbst weit mehr Aufmerksamkeit und Würdigung schenket; und ob es nicht nüzlich seyn

möchte, bei dieser Gelegenheit auf den vorjährigen Aufsaz in dieser Zeitschrift über „Aschenhäuser-Anrichtung auf dem Lande," und auf einen kleinen landwirthschaftlichen Neujahrs-Wunsch v. J. 1833 S. 634, ebenfalls in dieser Zeitschrift ausgedrükt, gefälligst zurük zu bliken, um mit vereinter Kraft, und besonders unter dem Beistande landständischer Versammlungen und Berathungen das wahre Wohl der Landwirthschaft Deutschlands, und erleichternd das dortige Armen-Fach — auch immer mehr und mehr und vorerst zu befördern?

In eben dieser Bürger- und Bauernzeitung wurde übrigens der Vorschlag über Anrichtung von Aschenhäusern rc. von einer andern Seite und unter dem Titel: „Nuzen der Asche" — anno 1839 S. 55 empfohlen, und S. 374 et 385, wie auch S. 406 war von fast analogen, auf die Beförderung der Landwirth Einfluß zeigenden Sachen, schon anno 1832 dort die Sprache; nur scheint bei dem Artikel über „Güter-Arrondirungen ein Drukfehler eingeschlichen zu seyn, und es wird wohl heissen müssen: „Zentral-Armen-Anstalt" anstatt: „Zentralärar-Anstalt."

Ueber den im Bacser Comitate in Ungarn gebräuchlichen Pflug, welcher keines Führers bedarf.

Das zweite Heft des sechten Bandes der Verhandlungen der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien enthält S. 118 die Versuche, welche mit diesem Pfluge gemacht worden sind, woraus hervorgeht, daß er in Wahrheit ein selbstgehender Pflug, d. h., ein solcher ist, der keines Führers bedarf. Die erwähnte Zeitschrift sagt hierüber Folgendes:

Es ist daher gewiß, daß der Bacser-Pflug in die Reihe gut gebauter Akerpflüge nicht aufgenommen werden könne, und somit auch keiner besondern Empfehlung würdig sey. Allein demungeachtet ist ihm das Verdienst, keines Führers zu bedürfen, nach den unternommenen Versuchen zu urtheilen, ohne weiters zuzuerkennen.

Um nun das Verhalten dieses Pfluges, nemlich sein Gehen ohne Führer, näher würdigen zu können, muß in Betrachtung gezogen werden, ob dieses in seinem Gesammtbaue, oder nicht vielmehr blos in der Gestaltung einzelner Theile gelegen ist?

Diese besonderen Gestaltungen dürften sich füglich in zweierlei unterscheiden lassen, nemlich in diejenigen, welche das Alleingehen blos unterstüzen, und in jene, welche diese Eigenschaften wesentlich begründen.

Erstere ergeben sich an der Sohle des Pfluges, welche ausser dem, daß sie voll ist, noch eine grössere Breite hat, als man an vielen anderen Pflügen antrifft, und mithin eine festere Stand- und Vorrükungsfläche abgibt; an der großflügelichen Scharr, welche in gleicher Art wirkt, und an dem beinahe senkrechten Streichbrette, welches, da es einer grösseren Reibung unterliegt, den Pflug auch fester und gedrängter im Boden erhält. —

Wesentlich wirksam ist jedoch der von unten, statt wie gewöhnlich runde, hier ganz flache, brettartige, und sogar 4 starke Wiener Zoll breite Grindel, so daß ein Kippen desselben, somit auch des Pfluges nach den Seiten, während er durch das Fortschreiten der Zugthiere immer fest und flach auf das breite Polsterholz niedergehalten wird, nicht möglich ist. Hieraus ergibt sich die Alternative, daß bei Pflügen mit schmalen Scharren und Sohlen der festere Stand und Gang durch eine grössere Breite der unteren Grindelfläche erreicht werden könne, und daß dagegen bei solchen mit breiten Scharren und Sohlen, ein verhältnißmässig schmälerer Flachgrindel hinreicht, sie in alleingehende umzugestalten.

Wesentlich wirksam ist ferner die sehr kurze eiserne Kettenwied, welche einen bogenförmigen Ober- und Unterbügel hat, auf dem oberen gewölbten Theile des Grindels fest aufsizt, und dadurch ein um so sicheres und festeres Niederdrüken desselben auf sein Lager veranlaßt. Der geringe Spielraum, welcher dabei dem Grindel gelassen ist, erlaubt es zwar nicht, diesen Pflug, wie es bei gewöhnlichen Pflügen mit runden Grindeln und längerer Wied geschieht, beim Ankehren zu einer neuen Furche, auf die Mollseite (nach

links) umzulegen und herumzuschweifen, und er muß daher nachgetragen werden; allein auch dieses scheint durch eine ganz einfache Vorrichtung erreichbar zu seyn.

Die auffallende Einfachheit, mit welcher der Bacser-Pflug die Entbehrlichkeit eines Führers im Allgemeinen erwiesen hatte, und die sehr grosse Wahrscheinlichkeit, daß auch andere besser gebaute Pflüge, ohne an ihrem Baue etwas Wesentliches zu verändern, blos mit einem Flachgrindel, mit einer kurzen Wied, und mit einem, bei uns gleichfalls gebräuchlichen seitenzüngigen Vordergestelle versehen, dasselbe leisten dürften, veranlaßte die Fortsezung dieses Versuches.

Unser Gesellschafts-Modellist, Herr Abbé Harder, besorgte diese kleine Umstaltung an zwei Pflügen unserer Sammlung, wozu der Zugmayersche und ein gußeisener gewählt wurde.

Dieser erneuerte Versuch fand am 22. Oktober auf demselben Felde Statt, und gab mit beiden Pflügen eben so befriedigende Resultate, wodurch somit die geschöpfte Wahrscheinlichkeit sich in den Beweis umstaltete, daß auch jeder andere Akerpflug auf diese Art zum Alleingehen hergerichtet werden könne.

Mittel, die Ratten zu fangen.

Die gewöhnlichen Rattenfallen erfüllen selten ihren Zwek. Eine der besten Vorrichtungen ist folgende: Man nimmt ein nicht zu niedriges und nicht gar zu weites Faß (etwa ½ Ohm), gießt eine Hand hoch Wasser hinein, bringt einen Stein in die Mitte, so daß dieser etwas aus dem Wasser hervorragt. Man bindet nun ein starkes Pergamentleder über das Faß, legt ein Brett mit dem einen Ende auf dasselbe und läßt das andere Ende auf dem Boden liegen, so daß dieses als Brüke für die Ratten dient. Auf das Faß legt man eine Lokspeise und fährt einige Tage damit fort. Wenn die Ratten gewohnt sind, hier Nahrung zu finden, so wird der Pergamentbogen kreuzweise, jedoch nicht so tief eingeschnitten, daß die Lappen sich umbiegen. Die Ratten werden wie gewöhnlich auf das Faß laufen, jedoch wird die erste, wenn sie das Pergament berührt, sogleich in das Faß stürzen und sich auf den Stein zu retten suchen. Die zweite, welche hineinfällt, wird suchen, diese zu verdrängen, und es wird deßhalb Streit entstehen, wo sie sich mit Geschrei beissen werden. Durch das Geschrei werden die übrigen Ratten herbeigelokt, in das Faß stürzen und sämmtlich darin ihren Tod finden.

Anbau der Lärche in Württemberg.

Nach einer Mittheilung des Oberförsters Gwinner in Hohenheim in Riecke's Wochenblatt kommt der Anbau der Lärche in Württemberg neuerdings sehr in Aufnahme. Ein gewisser Martin Diez von Oberlenningen hat in seinem Besizthume auf der Hochebene der Alp allein einen Zentner Lärchensamen, den er für 50 fl. von Tyroler Händlern erkaufte, angebaut.

Herr Oberförster Gwinner gibt bei dieser Gelegenheit den sehr guten praktischen Rath: die Lärche nicht für sich allein rein anzubauen, sondern mit Kiefern- und Fichtensamen zu vermischen. In Oberösterreich, Obersteyermark, Salzburg finden sich die schönsten Lärchenbestände stets mit Fichten, Tannen und Buchen gemischt vor; die Kiefer fehlt aber im Hochgebirge, dem eigentlichen Standorte der Lärche, da sie nicht so hoch hinaufsteigt.

Armen-Liebe.

(Eine scherzhafte Satyre.)

Beaten fiel heut' ein Vermögen
Von Tonnengolds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab' ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu.
Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Glüke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seiner Krüke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.
Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein grosses Stük verschimmelt Brod.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Gesellschaft in Mailand zur Leinwand-Spinnerei.

Mehrere Kapitalisten in Mailand, welche den hohen Vortheil eingesehen haben, den die Leinenspinnerei einem Lande bringen würde, das jährlich circa 160,000 Zentner liefert, haben eine Gesellschaft gebildet, um die Leinen-Industrie zu betreiben. Sie haben für eine Summe von 900,000 österr. Lire (150,000 Conv. Thlr.) in sechs Aktien zu 150,000 Lire (25,000 Conv. Thlr.) unterschrieben.

Griechenlands Handels-Marine.

Diese nimmt einen so raschen Aufschwung, daß, nach einer annähernden Berechnung, im laufenden Jahre das Schiffswerft von Syra allein gegen 200 neue Handels-Schiffe liefern wird.

Eine Schusterstadt.

Das nordamerikanische Städtchen Lyon besteht hauptsächlich aus Schuhmachern; man zählt deren 5000, welche im Jahre 1,200,000 Paar Schuhe für den Werth von einer Million Dollars verfertigen, die meist nach südamerikanischen Staaten verkauft werden. Die Weiber, welche das Einfassen und Verzieren der Schuhe besorgen, sollen allein an 60,000 Dollars damit verdienen.

Seebäder in London.

Nach London leitet man das Seewasser von Brighton aus durch Röhren nach fünf verschiedenen Punkten. Die Röhren haben 250,000 Pfd. Sterl. gekostet, und eben so viel erfordert die Anlage der Bäder (also über 3 Millionen Thaler). Aber troz diesem Aufwande wird der jährliche Gewinn der Unternehmer demnach auf 50,000 Pfd. Sterl. (über 300,000 Thlr.) geschäzt.

Neue Rauchmethode.

In London, Paris und anderen Städten raucht man bereits keine Cigarren mehr, wenn man als Modemann und Mann des Fortschrittes gelten will, sondern Tabak aus kleinen porzellanenen Röhren, in denen Luftlöcher so angebracht sind, daß sie das schnelle Verbrennen der edeln Herba Nicotiana verhindern.

Mässigkeits-Gelobniß.

Kapitän Maryat erzählt, daß ein Mässigkeits-Verein in einer Stadt der Union einen Gentleman, den er lange Zeit vergebens zum Proselyten zu gewinnen suchte, endlich dadurch überwand, daß er ihn betrunken machte. Im Rausche unterzeichnete der Mann die Mässigkeits-Statuten, und hat sie seitdem treulich gehalten.

Warum tragen die Mädchen Mäntel?

Die Mode ist doch lächerlich!
Die Bürgers-Mädchen hüllen sich
In Mäntel, wie Husaren,
Aus Merino, so leicht wie Wind,
Wie Mode-Mädchen selber sind,
Vor Kälte sich zu wahren.
Was mag der Mode Ursach seyn?
Die Mädchen wollen Fräuleins seyn.

(Bayer. Eilbote.)

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fuchs.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 10. 5. März 1840.

Inhalt: Adam Geanders Hauswesen. — Wie muß ein Baum gehörig ausgehoben werden? — Was muß man an den Wurzeln der zu versezenden Bäume beschneiden, und wie alt sollen die jungen Bäume seyn, wenn sie ind en Obstgärten sollen versezt werden? — Kartoffelrolle ꝛc. — Kanzlei-Siegelwachs.

Adam Geanders Hauswesen.

Ein häusliches Gemälde für Kenner.

1. Haus-Prospekt.

Von Weitem schon man es erschaut,
Dieß Haus ist kleinlich nicht gebaut;
Es ist recht stattlich, hoch und breit,
Der Styl ist im Geschmak der Zeit;
Der Anwurf glatt und blank verschmiert,
Auch mit Basreliefs verziert.
Hat man nicht vor d.m Haus Respekt,
Schier mehr, als vor dem Archit.kt.

Nun ja, ja, sagt Schüttelkopf, es mag allerdings ein schöner Prospektus seyn, aber damit allein ist nicht geholfen, weil es auf das Inwendige auch ankommt. Es heißt freilich, daß Erd-Geschoß sey sehr gut eingerichtet, mit Kellern, Magazinen und anderen Behältnissen, ja selbst mit einer chemischen Fabrik, die, so lange es an Zufuhr des rohen Materials nicht fehlt, ihren Mann vortrefflich nährt; auch das mittlere Stokwerk sey recht geräumig und luftig; hingegen sey aber das oberste, obschon der Hausherr, Herr Geander, grosse Stüke darauf hält, blos mit gemalten oder Vexirfenstern versehen, bis auf ein einziges wahres mit verrammelten Läden; es sey also stokfinster inwendig. Was wollen aber Nachbarn von fremden Häusern wissen?

O, wann ich endlich doch zu meiner Last erführe:
Nun kommt zu Stande, was noch nie gewesen!
Nun macht man richtigen Gebrauch von Besen:
Nun kehrt ein Jeder blos vor seiner eignen Thüre!

2. Hauseigenthümer.

Aber er ist doch wohl zu Hause, der Herr Erdmann, genannt Geander? denn ich habe mit ihm zu reden. Die Nachbarn versichern mich, er sey eigentlich niemals recht zu Hause, und size actu auf der Bank vor seiner Hausthüre. Also dieser dort ist's? Ihr ganz ergebener Diener, mein Herr! gehen wir doch hinein; ich bin Schüttelkopf, und muß mit Ihnen reden.

Um Vergebung, erwiedert Herr Adam, ich liebe das Freie, und bleibe gerne drauſſen; es ist wegen der Aussicht, und wegen der angenehmen Zerstreuung, die man da genießt. Sehen Sie Sich doch einmal um, wie schön! die Natur! das Grüne! der sanfte Luftstrich! die Winzer auf den Rebenhügeln! Ist Ihnen etwa ein Glas Bier gefällig?

Nein, Herr Geander; denn es steigt mir zu Kopfe, und ich kann ihn alsdann nicht so schütteln, wie ich eigentlich soll. Ich habe den Auftrag, Ihr Hauswesen zu untersuchen, und hierbei werden Sie selber mir am Besten mit Auskünften behülflich seyn können, denn nach dem Architekten sind Sie ja der Herr im Hause?

Bitte um Verzeihung, Herr Schüttelkopf, was geht den Architekt mein Haus an? Hat er's gebaut, nun gut, nunmehr aber ist's mein Haus, und damit holla.

Ei, ei, bester Geander, kennen Sie auch wohl den Architekten?

Nein, ich kenne ihn nicht; wer soll er denn seyn?

3. Haus-Architekt.

O Adam, o Geander!
Wie wärs, wenn wir selbander
Die Hände möchten falten,
Das Aug' gen Himmel halten, —
Was heucheln zwar und gleiſſen
Jezt Vielen pflegt zu heiſſen —
Und wollten uns befleiſſen,
Den Herrn und Meister oben
Einfältiglich zu loben:

„Werkmeister aller Dinge,
Erschaffer und Erbauer!
Gib, daß mein Haus durchdringe
Der Ehrfurcht heil'ger Schauer
Vor dir, o Herr und Meister
Der Körper und der Geister!“ —
Der dieses Haus gebauet,
Und dir es anvertrauet,
Der schuf, merk' dir's, Geander!
Hausherrn und Haus selbander.

4. Haus-Frieden.

Und Schüttelkopf sezte seine Rede fort, und sprach: Seinen lieben Aposteln, unseren glorreichen Vätern, hat der Werkmeister und Wiederhersteller empfohlen: „Wann ihr zu einem Hause hinein geht, so grüßt dasselbe, und sprechet: der Friede sey mit diesem Hause.“ Mir stehet dieser Gruß nicht zu, weil ich blos ein Schüttelkpf, und kein Apostel bin; dafür aber frage ich: Ist Friede in diesem Hause?

Darauf erwiedert Herr Geander: mein Freund, das geht Sie nichts an.

Darauf antwortet jener: „Mit nichten, mich geht Alles an, denn ich bin der Schüttelkopf. Es ist also kein Friede mit diesem Hause. Und, zur Güte, die Ursache davon wird Ihnen wahrscheinlich bekannt, noch wahrscheinlicher aber unbekannt seyn? —

Herr Geander sprach: Sie sind ein zudringlicher Mensch, schier ärger noch, als mein Haus-Gesind, und meine Miethleute, und als mein Haushahn, dem ich den Schreihals so gern umdrehen möchte. Friede, Friede! was soll damit gesagt seyn? Ich size hier ganz ruhig, und rauche meine Pfeife Sonn und Mond. Drinnen wird mirs freilich nicht so gut, das Hausgesind rumort, die Hausfrau befiehlt, der Hahn kräht in Einem fort, der Hausdieb ist nicht ausfindig zu machen, das Hauskreuz begegnet mir in allen Winkeln und Eken, und jedes Gemach ist voll Ungemach. — Ich wollte, es wäre hier draussen immer schön und warm, so bliebe ich allzeit da sizen; aber wenns stürmt und wettert, jagt es mich freilich hinein, obwohl nur aus dem Regen in die Trause.

Ja wohl, mein guter Mann, sagte Schüttelkopf; so pflegt es allerdings zuzugehen in den Häusern. Meine Frau Muhme hat ein Lied davon gemacht, das singt sie beim Spinnroken, denn sie ist noch eine von Denen, welche sinnen und spinnen. Das Lied fängt so an:

„Die Stiefeln ganz im Glanze, der Rok gar fein gebügelt,
Die Wäsche zart und artig, wie Aepfelblüh' im Schnee,
Das Antliz nett geglättet, das Haar künstlich gezügelt,
Die Lippen lächeln süsse, das Herz voll Noth und Weh.“

Dann führt sie noch ein anderes Lied im Munde, dieses, sagt sie, ist etwas schwerer zu verstehen, denn es handle vom innerlichen Leben, wovon viele Menschen nicht Vieles wissen.

Wie doch magst du draussen stehen,
Draussen hin und wieder schweben?
Was willst du im Dunklen sehen?
Warum doch hinein nicht gehen,
Wo du findest Licht und Leben?

Aussenher ist nichts zu finden,
Willst du suchen, um zu darben?
Schatten kommen, Schatten schwinden;
Säen mußt du, Aehren binden,
Willst du freuen dich der Garben.

5. Haus-Flur.

Da ich aber schlechterdings nicht lange verweilen kann, weil Sie und Ihr Hauswesen, wie Sie Sich leicht vorstellen können, die einzigen Gegenstände nicht sind, über welche ich den Kopf zu schütteln habe, so erlauben Sie, daß ich allein ins Haus gehe, und zu diesem Behufe meine Handlaterne an Ihrer Pfeife anzünde. Es ist keine Diogeneslaterne, womit dieser Fürwizige altgriechische Eulenspiegel Menschen suchen ging, sondern vielmehr eine Spizbubenlaterne, denn ich suche Schelme. Es ist zwar Einer, welcher gekommen ist, um beide zu suchen, Menschen und Schelme, in rechter Bedeutung nemlich die verlorenen Söhne und verirrten Schafe; der hatte aber dazu in diesem finstern Erdenthale, in diesem grossen Vorhause der Ewigkeit, keine Laterne nöthig, denn Er Selber war das Licht der Welt. — Gott empfohlen, Herr Geander, ich will mich nunmehr vorläufig in Ihrer Hausflur umschauen. — Hilf, Himmel, wie siehts hier aus! Ist dieß der Eingang in das Innere? Ist dieß der schöne Ein-

klang von Aus- und Inwendigem? Oder findet sich hier der übertünchten Gräber eines?

Da haben, fern vom Strahl der Sonnen,
Kreuzspinnen ihr Gespinnst gesponnen,
Und alle Winkel überzogen;
Da wirbelt Staub in ganzen Wogen,
Da dumpft der Moder von den Mauern,
Da sieht man Ratt' und Blindschleich lauern;
Hier höret man den Holzbok pochen,
Dort kommt die Assel hergekrochen;
Der Schimmel wächst in ganzen Hainen,
Und Kröten hoken unter Steinen — —

Wohl kein Wunder, daß der arme Hausherr nicht gern herein geht! Und was für ein Müken-Volk da um meine Laterne herumschwirrt! macht euch das Licht so toll? Spinnen genug überall, aber träge Taugenichtse, die ihr Handwerk liegen lassen, und eurem Herumflattern zusehen. Ihr aber seyd noch nichtswürdiger, ihr Adam Geanders unnüze Sorgen! Was wollt ihr von mir? Euer Herr und Knecht sizt draussen auf der Bank, dort könnt ihr ihn heimsuchen, den faulen Mann, und ihn quälen. Aber nicht wahr, er divertirt sich mit seiner Tabakspfeife, und dieser Qualm hält euch zurük? — Noch nicht des Elends genug — hier schwärmt gar eine Rotte von Fledermäusen auf, sie sehen schier aus, wie Herrn Geanders Vorurtheile. Sie schwingen die Mausfittige über mich, sie fallen mir in die Haare, — haltet ein, ihr werft mir ja die Laterne nieder! Da liegt sie schon am Boden, da raucht der Docht nur noch; glükliche Mahlzeit! Euch Obskuranten ist es nicht genug, ein ehrlich Licht auszulöschen, ihr müßt auch die Kerze fressen! wohin soll ich nun in der Dunkelheit? Dort im Hintergrunde gewahre ich einen bläulichen Lichtschimmer, vielleicht daß dort ein Ausgang zu finden ist.

6. Haus-Göz.

Sollt' ich mich wohl irren?
Hier ist eine Küche —
Doch riech' ich Gerüche
Wie Weihrauch und Myrrhen.
Und hier auf dem Herde
Läßt sich was gewahren,
Gleich einem der Laren,
Mit stolzer Geberde.
O Kloz der Klöze,
Dem Lampen hier brennen!
Dich sollt' ich wohl kennen —
Wie, Du bist der Göze?

Fürwahr, da steht er, der Herr Adam Erdmann-Geander, in effigie, in verjüngtem Maßstabe, wie in einem Tempel, gerade so, wie er leibt und lebt, wie er denkt und träumt, obgleich in verkehrter Stellung, den Kopf unten, die Füsse oben, und stellt seinen eigenen Abgott vor, den Gözen Ego. O, ist es so viel an der Zeit? Nur Geduld! hier wollen wir mehr, als blos kopfschütteln. — Und er pakte den Hausgözen, und schleppte ihn durch das wüste Labyrinth, durch Staub und Spinnengewebe, und warf ihn mit solcher Macht aus der Hausflur hinaus, daß man glauben sollte, der Göze hätte Arme und Beine brechen müssen; er blieb jedoch ganz.

Herr Adam aber sprang jähzornig auf von seiner Bank, und rief: Meine Ehre! meine Ehre! Wer untersteht sich, mich einen Kloz zu heissen? Wer Geier hat die Kekheit, mich aus meinem eigenen Hause herauswerfen zu wollen? Gift, Galle und Donnerwetter!

Schüttelkopf weinte und sprach: Nicht fluchen, guter Mann, nicht aufbrausen! es gilt ja nur den andern Geander! —

7. Haus-Schlüssel.

Herr Geander hat die Hausthüre wohl versperrt, damit Schüttelkopf seine Abendunterhaltung nicht störe; der sizt aber auf der Bank vor der Thüre, und wartet seine Zeit ab. Sollte ich diese Thüre aufsperren, tröstet er sich, so müßte ich drinnen im Hause seyn, von Aussen sperrt kein Schlüssel; denn es ist innen der eiserne Riegel der Hartnäkigkeit vorgeschoben. Sollte wohl ein Bliz vom Himmel fallen, und Schloß und Riegel zerschmettern? Selbst Der, der den Schlüssel Davids hat, der da sperrt, und Niemand kann öffnen, der da öffnet, und Niemand kann sperren, selbst dieser Herr dränget nirgends sich ein, man lasse ihn denn gutwillig einkehren. Soll ich einen Dietrich zu Hülfe nehmen? Dietrich und Theodor sind ein und derselbe Name, Theodor bedeutet Gottesgabe, d. i., die Gnade. Aber der Riegel widersteht auch dem Dietrich, und der trozige Eigensinn zieht vor der Gnade den Schlagbaum zu. Freilich, sollte das Haus selber eine

mal zusammenstürzen, dann nüzt weder Schloß noch Riegel mehr, dann ist es aber auch zu spät, dieweil der Hausherr bereits hat auswandern müssen.

8. Haus-Unterhaltung.

Ach, welch ein bitterer Lärm in dem ungastlichen Hause! Schüttelkopf, der gute Freund, wird ausgeschlossen, damit die leidigen Freuden, die betrübte Lustbarkeit, und die allzukurze Kurzweil um so unbeschränkter dem Herrn Geander das Leben verwirren. Er scheint viel unnüze Gesellschaft zu haben, eine ganze Rotte von Zeittödtern; aber steht aus dem Grabe der ermordeten Zeit nicht eine schauerliche Ewigkeit auf?

Die Fenster hell leuchten
Hinaus in den Abend,
Geander will labend
Sein Erdreich befeuchten,
O, wenn nur, drin grabend,
Die Sorgen nicht leuchten!

Es wechseln die Launen,
Und sind nicht verschieblich;
Erst flötet's gar lieblich,
Dann höret man raunen,
Wie derlei wohl üblich
Bei Satyr'n und Faunen.

Die Bässe stark brummen,
Es drehn sich die Reigen,
Laut schreien die Geigen,
Die Ohren drein summen,
Die Köpfe sich neigen,
Die Köpfe verdummen.

9. Hausmeister und Hausdieb.

Der wüste Lärm verstummt, es wird ganz stille. Mittlerweile geht die Hausthüre auf, der Hausmeister, ein kleiner magerer Mann, mit sehr grossen blöd-rothen Augen, schleicht sich heraus, und läßt die Thüre offen stehen. Du wirst doch das Haus nicht offen stehen lassen, ruft ihn Schüttelkopf an, gibt es denn keine Diebe hier?

Der Magere drehte seine wunderliche Papierlaterne, und sprach: Belieben Eure Wohlgeborn nur Sich hinein zu begeben, sollen Hochdieselben auch ein Dieb seyn, was ganz möglich ist. Denn der Hausdieb ist ohnehin schon drinnen, und macht seine Geschäfte, er wird kaum etwas übrig lassen.

Aber, aber, wo bleibt denn deine Pflicht?

Verehrungswerther, ich habe die Pflicht nicht, meinem Herrn zu dienen, sondern er hat die Pflicht, mich zu brauchen. Sie sehen, daß ich ein kranker hektischer Mann bin, und an einer chronischen Augenentzündung leide; das kömmt Alles von den Mißhandlungen, die der Hausherr mir anthut, besonders was die bösen Augen betrifft, weil ich ihm aus weiß schwarz, und aus schwarz weiß machen soll, und weil ich das Haus sowohl bei Tage als Nacht mit schlechtem Ripsöle und gräulichen Reverberir-Astrallampen beleuchten muß; denn, wie Sie bereits wissen, mag er helles tüchtiges Sonnenlicht nicht in seine innerliche Wirthschaft hinein scheinen lassen. Ich diene ihm von seinen Kindsbeinen auf, ich bin sein Hausmeister, sein Sekretär, sein Faktotum, aber Alles nur titular, denn er gibt mir, so oft ihms einfällt, den Abschied, wie eben jezt. Da kann ich denn in dunkler Nacht spaziren gehen, denn der Schlaf ist mir schädlich.

Guter Freund, es hat das Ansehen, daß Er dennoch Seine Schuldigkeit nicht thut! Wer besorgt dann das Hauswesen? wie stehts denn um die Hauswirthschaft?

Dafür ist leider gesorgt, bester Herr; das liebe Hausgesind wirthschaftet, wie es will. Haben Sie niemals gehört, wer anstatt des armen Menschenverstandes, wenn selbiger brodlos wird, Arbeit vollauf hat? Die Phantasie, wenn welche zugegen ist, und in deren Ermanglung die Laune, wird Hausfrau; die Leidenschaften räumen auf, heizen ein, wenden und kehren das Unterste zu oberst; die Hausgrillen nisten in alle Winkel ein; die Hausschwalben fliegen überall ein und aus; die Hausfliegen haben kein Gift zu fürchten; mit der Hauszucht siehts ganz elend aus, statt der guten alten Hausmannskost wird lauter abgeschmakte oder versalzene Speise aufgetragen, und wo immer etwas Gutes oder Honettes übrig bleibt, das stiehlt alsbald der Hausdieb, den der Herr noch dazu für seinen besten Hausfreund ansieht. Es ist deßhalb auch kein Treu' und Glauben in dem Hause, und wo kein Glauben ist, da muß Unsereins schwach und mager werden. In unsrer kalten Hauspostille, die jezt unter der Stiege im

Staube liegt, findet sich eine ganze Predigt über den alten wahrhaftigen Spruch, daß der Gerechte aus dem Glauben lebt. Wer ist aber der Gerechte, als der seinen gesunden Menschenverstand gehörig pflegt und nährt, damit er gesund bleibe? Ich stehe mich hier beim Herrn Geander sehr schlecht, eben weil kein Glauben im Hause ist. O, bemühen Sie Sich doch hinauf zu ihm, und stehlen Sie ihm mit gutem Gewissen Alles, was um ihn herumliegt, was ihn so einfältig erfreut und so vielfältig zerstreut; ich wollte Ihnen gern helfen, aber, wie gesagt, meine Augen sind so blöd geworden, und ich habe zu wenig Kenntniß von der Hauswirthschaft, bevor nicht tüchtig aufgeräumt wird. Ich will indessen frische Luft schöpfen, ehe mich das grelle Tageslicht wieder in meine finstere Hausmeisterkammer zurük jagt.

10. Haus-Bequemlichkeit.

Wie die Thüre um die Angel,
Dreht der Träge
Sich in seinem Ruhebette;
An dem Bettlein ist kein Mangel,
Gut er läge,
Wenn er nur auch Ruhe hätte!

Wie gut hats doch dieser Mann! er hat an dem Tempel seiner Faulheit nichts sparen lassen, was zwekmässig ist. Wenn der Schlaf ein Stiefbruder des Todes ist, so ist dieß Schlafkabinet ein höchst elegantes Grab. Die Alabasterlampe, die grünseidenen Vorhänge, die Teppiche, die zarten Polster, die Potpourris, Alles sehr artig; nur scheint's, daß Herr Geander vor lauter Bequemlichkeit zu keiner Ruhe kommen kann. Er wendet sich hin und her, er seufzt, er murrt, er geht auf den reinen Teppichen auf und nieder. Was will das Alles mir helfen? klagt er. Ich habe mir dieß Alles mit grossen Kosten angeschafft und eingerichtet, an der Einrichtung liegt gewiß die Schuld nicht.

Wohl, wohl, predigte Schüttelkopf vor sich selber; die Füchse haben ihre Gruben, und die Vögel ihre Nester, aber des Menschen Sohn hatte nicht, wo er sein Haupt hinlege.

Der verwünschte Schüttelkopf! schalt Geander, am Ende hat er mich um meinen Schlaf gebracht. Aber ich will mir aus meinen Favorit-Gedanken eine Art von Schlafstübchen oder Wiege bauen, und in selber getrost den Schlummer abwarten.

11. Haus-Theater.

Das Augenlied ist kaum geschlossen,
Gleich rollt ein andrer Vorhang auf;
Dahinter treten unverdrossen
Gestalten aus der Nacht herauf;
Sie steigen auf und nieder,
Und weben, schweben, wirren,
Und wenden sich und schwirren
Irrlichternd hin und wieder.

Momente, längst dahin geschwunden,
Sammt alten sündterfüllten Tagen,
Die haben nun sich eingefunden,
Um auch ihr Scherflein beizutragen;
Viel häßliche Gesichter
Ziehn da und dort vorüber,
Stets wird's am Himmel trüber,
Tief unten immer lichter.

Und endlich geht es an ein Jagen,
An dunklen Mauern Feinde lauern,
Geander möchte ganz verzagen,
Es will ihm Mark und Bein durchschauern;
Nun ists geschehn — sie geben
Den Todesstoß — da eben,
O Glük! aus Angst und Schreken
Thät' ihn der Haushahn weken.

(Schluß folgt.)

Wie muß ein Baum gehörig ausgehoben werden?

Das ist von Wichtigkeit. Denn es betrifft seine Wurzeln, den Hauptheil seines Lebens und Gesundheit. Ohne grosse Baumhake aber kann man unmöglich in starkem Boden, wenn es kein Sandland ist, zurecht kommen. Mit den gewöhnlichen Haken, Kärsten oder dem Grabscheide ist es unvermeidlich, daß nicht nur die Wurzeln eines Baumes sehr verstimmelt werden, sondern auch der Arbeiter sechsfach längere Zeit und Mühe anwenden muß. Diese Baumhake hat ein grosses starken Eisen, das gegen 1 Fuß 5 Zoll lang, 3 Finger breit, etwas gebogen und von 6 bis 8 Pfund schwer ist. Der Stiel muß von jungem zähen Eichenholze, $3\frac{1}{2}$ Fuß lang und stark seyn, daß er so, wie das Eisen, die Gewalt von zwei Mann aushalten kann und keines breche, wenn

zwei Mann sich dawider stemmen und legen, einen stark bewurzelten Baum heraus zu wägen und zu heben, welches sich öfters zuträgt.

Wenn man nun einen jungen Baum ausheben will, so muß man zuvor seine Krone betrachten, mit welcher die Wurzeln ein genaues Verhältniß haben. Ist die Krone stark, so sind auch die Wurzeln ausgebreitet, stark und häufig. Dann räumt man zuvörderst die obere Erde über den Wurzeln weg. Sobald aber die Wurzeln zum Vorscheine kommen, so wird nichts mehr daran gehakt, um die Wurzeln nicht zu versehren, sondern es wird alsdann in dem Umkreise, als man die Wurzeln des Baumes vermuthet, oder sich solche bei dem Haken befinden, die Erde auf- und ausgeräumt, und zwar in derjenigen Tiefe, bis man mit der Baumhake unter die Wurzeln des Baumes kommen kann. Ist nun die Hake bis an die Wurzeln eingehauen, so legen sich ein, oder, wenn es nöthig ist, zwei Mann auf den Stiel und heben den Baum mit dem Eisen empor. Bei dieser Gewalt aber, die man anwendet, muß man gleichwohl Behutsamkeit darauf richten, daß man keine Hauptwurzel, die noch stark anhält, abreißt, sondern man spürt derselben mit der Hake nach, und hilft auch wohl mit der Hand heraus, damit man sodann durch abermaliges Einhaken und Wägen gleich als mit einem Hebel den Baum ausheben kann. Laufen aber die Wurzeln zu weit aus und über den Zirkel der Wurzelkrone, so werden solche mit der Baum-Hake, die deßwegen auch etwas scharf und gestählt seyn muß, gerade und ohne Zersplitterung mit Beibehaltung ihrer gehörigen Länge, ohne Bedenken abgehauen, und hernach mit dem Messer glatt geschnitten. Bei schwerem Boden und trokener Witterung ist es sehr oft unvermeidlich.

Was muß man an den Wurzeln der zu versezenden Bäume beschneiden?

Was das Beschneiden der Wurzeln betrifft, so folge man nicht der Mode vieler Kunstgärtner, welche behaupten, der Baum müsse lauter neue Wurzeln ziehen, und die sie daher bis aufs Leben beschneiden. Die Wurzeln sind seine Lebenskräfte, die man ihm nicht unnöthiger Weise vermindern muß. Alles, was man an den Wurzeln zu verstuzen hat, sind einmal die gequetschten und beschädigten Wurzeln, davon man so viel wegschneidet, als faserig ist, und man einen glatten Schnitt machen kann, welcher etwas schräg von unten herauf gehen muß, damit der frische auf der Erde aufzustehen komme. Hernach schneidet man solche Wurzeln, die viel länger sind, als die Krone der Wurzeln, so weit weg, daß sie den übrigen an der Länge gleich sind. Aber auch diese lasse man ihm, wenn der kleinern zarten Wurzeln, die vorzüglich die Nahrungssäfte einziehen, wenig sind. Von den kleinen Wurzeln nehme man nichts hinweg; es sey denn, daß die Spizen und Wurzeln dürr und eingetroknet sind, dann kann man etliche Messerrüken breit davon wegschneiden und sie erfrischen.

Wenn man aber Bäume aus der Ferne erhält, deren Wurzeln so ausgetroknet sind, daß die äussern Reiser und Zweige runzlich zu werden anfangen, was ist da zu thun?

Solche Bäume müssen unmittelbar vor dem Versezen 24 Stunden lang bis über die Wurzeln in frisches Wasser gestellt, oder wenn Regen vorhanden, in den Regen gelegt werden, dadurch werden sie wieder frisch und gut.

Wenn aber beim Versenden der Bäume solche gehörig gepakt werden, daß nemlich die Wurzeln mit feuchtem Moose ausgestopft, sodann mit einer Strohkappe umgeben, und zu weiter Reise in ein Stük Matten eingenäht, auch zur Sicherheit wider Beschädigung an dem Schafte bis an die Kronen dünn mit Stroh umbunden werden, so können sie eine Reise von 4—6 Wochen, ja in Kisten von 9 Wochen, aushalten.

Wie alt sollen denn die jungen Bäume seyn, wenn sie in den Obstgärten sollen versezt werden?

Da fragt man nicht nach ihrem Alter, sondern man sieht ihren Wuchs und Gesundheit an. Ist die Baumschule gut, und war ihre Erziehung ordentlich, so werden sie längstens nach 3 Jahren, von ihrer Veredlung an, Bäume mit einer schönen Krone seyn. Uebrigens aber sieht man nicht

sowohl auf ihre Dike, als auf ihren freudigen frischen Wuchs, und läßt sich ein flötiges Bäumchen mit gesunden Wurzeln aus einer andern Baumschule, da es vom Kerne an regelmässig behandelt worden, lieber seyn, als zwei starke alte Knörze, die nicht frühen Trieb gezeigt haben, die moosig sind, und vor der Zeit Frühholz angesezt haben, oder bereits Früchte getragen. Denn bei Kernobst zeiget das allzufrühe Fruchttragen von Schwächlichkeit und Kränkeln des Baumes und von schlechten Wurzeln. Denn ein gesunder junger Baum, der gute Wurzeln hat, treibt in der Jugend auf Holz zu seinem Wachsthume, und Früchte können nicht eher entstehen, als bis der Saft gemässigt eintritt; und das kann erst geschehen, wenn der Baum seine Grösse und männliches Alter hat. Socht und kränkelt er aber, so tritt sein Saft schwach ein, sezt vor der Zeit Früchte an, und sein Wachsthum kommt ins Stoken. Eine Ausnahme von der Regel machen nur sehr fruchtbare Arten Bäume, die von Natur nicht groß werden, wie z. B. der Goldpepping, der öfters in der Baumschule Frucht trägt, ehe er noch die Krone gebildet hat.

Was Zwergbäume anbelangt, die aber der Wenigsten Sache sind, so werden solche, was besonders das Steinobst betrifft, am Füglichsten im ersten oder zweiten Jahre nach ihrer Veredlung versezt, da man sie sodann am Besten nach seinem Belieben bilden und ziehen kann.

Kartoffel-Rolle,

oder Vorrichtung, das Sortiren der Kartoffeln zu erleichtern.

Das Absondern der grösseren Kartoffeln von den kleinen ist in manchem Betrachte eine, wenn gleich nicht unerläßliche, doch nüzliche Arbeit. Will man Kartoffelmehl bereiten, oder sie zu andern Fabrikaten verwenden, so verdienen wohl die grösseren den Vorzug; eben so ist es beim Kochen derselben nüzlich, wenn die Knollen von gleicher Grösse sind, weil sie nur so gleichzeitig weich werden u. s. f. Allein, bei grossen Quantitäten würde das Auslesen mit der Hand ein langwieriges, viele Zeit raubendes Geschäft seyn, und dasselbe auch bei einem geübten Augenmaße, nur sehr unvollkommen verrichtet werden; man hat deßhalb eine einfache Vorrichtung, unter der Benennung Kartoffelsieb oder Kartoffelrolle, in Anwendung gebracht, wodurch die Arbeit nicht nur befördert wird, sondern sich auch mit Genauigkeit vollbringen läßt. Eine Person kann in einem Tage an 50 Säke sortiren.

Das Kartoffelsieb besteht aus einem, auf 4 Füssen ruhenden Rahmen, auf welchen hölzerne, parallel neben einander gelegte Stäbchen in solchen Entfernungen genagelt werden, daß die kleineren Kartoffeln beim Herabrollen zwischen ihnen durchfallen können. Die grössere und kleinere Entfernung, in welcher man die Lattenstüke anbringet, gibt den Maßstab an, in wie weit man die Kartoffeln absondern will. Bei Bestimmung des Winkels, den der Rahmen erhalten soll, kommt es auf den Zustand der Kartoffeln an; sind sie beim Ausnehmen sehr troken, und hängt ihnen wenig Erde an, so kann der Rahmen eine geringere, im entgegengesezten Falle eine grössere Neigung erhalten. Man könnte diese Vorrichtung hinten an den Wagen, auf welchen die Kartoffel nach Hause gebracht werden, anstellen, und so die Kartoffeln sogleich in den Keller oder einen andern Aufbewahrungsort laufen lassen.

Kanzlei-Siegelwachs.

Man schmelzt 20 Pfund feines weisses Wachs mit 5 Pfund venetianischem Terpentin zusammen, und rührt dann eine hinlängliche Quantität Zinnober, oder fein gepulverten Grünspan ein, um der Masse die gewünschte Farbe zu geben.

Das Wachs wird alsdann auf eine Marmorplatte, oder auf eine Tafel von hartem Holze ausgegossen, befeuchtet, und in grosse Rollen verwandelt.

Soll dergleichen Wachs zum Aufdrüken eines Siegels gebraucht werden, so erweicht man es nur zwischen den Händen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Knopf-Fabrikation in England.

Hr. Carpmeal sagt: Die Gewandtheit, welche der Arbeiter dadurch erlangt, daß er immer nur ein und dasselbe Geschäft zu vollbringen hat, ist so groß, daß ein Mensch täglich das Material für 70—150 Groß Knöpfe auszuschlagen im Stande ist. Dadurch ward es dem Fabrikanten, ungeachtet der zahlreicheren Apparate, mit denen er arbeitet, und ungeachtet die neuen Knöpfe viel komplizirter sind, möglich, beinahe alle älteren Sorten von Knöpfen zu verdrängen, und den Gebrauch an solchen auf eine ungeheure Höhe zu steigern. Nach einer approximativen Schäzung werden zu dieser Art von Knöpfen allein monatlich 20 Tonnen Eisenblech, 4 Tonnen Papier und 4—5000 Yards Wollen- und eben so viel Seidenzeug verarbeitet. Nimmt man hievon ein Viertel für den Abfall an, und rechnet man das Gewicht der eisernen Scheiden im Durchschnitte zu 8 Gran, so gibt dieß eine jährliche Fabrikation von 352 Millionen Knöpfen, welche für 11 Millionen Ueberröke und eben so viele Westen ausreichen!

Gummi-Elastikum.

Nächst den Dampfmaschinen und Eisenbahnen spielt das Gummi-Elastikum die erste Rolle unter den Erfindungen der neueren Zeit. Das Gummi-Elastikum ist das lebendige Ebenbild des jezigen Zeitgeistes. Es dehnt sich aus, löst sich auf, wird flüssig, zieht sich zusammen, rollt sich zusammen, rollt sich auf, wie man will. Gummi-Elastikum wird zu Allem gebraucht, taugt zu Allem; es ist das Universalement des Gewerbsfleisses. Das Gummi-Elastikum schüzt vor Wind und Wasser; unterstüzt die Schönheit des weiblichen Wuchses und die Gewandtheit der Männer; das Gummi-Elastikum bedekt Füsse und Kopf des vorsichtigen Menschen; der Knabe spielt mit Gummi-Elastikum, der Erwachsene verwischt mit demselben Striche, die nicht würdig sind, auf die Nachwelt zu kommen. Das Gummi-Elastikum gebraucht man zu Zelten, Mänteln, Korsets, Galoschen, Tragbändern, Hüten, Hörröhren, Spielbällen, Bettpföhlen, Kissen, Schwimmkissen, Binden u. s. w. — Die Kriegskunst, die Medizin, die Mode, das Vergnügen und der Zwang, Alles entrichtet dem Gummi-Elastikum seinen Tribut! Jüngst hat ein Resina-Fabrikant ein Boot aus Gummi-Elastikum verfertigt. Jezt schifft man mit Resina auf dem Wasser herum; bald wird man sich damit in die Lüfte schwingen. — In England wendet man gegenwärtig auch bei Strümpfen Gummi-Elastikum-Fäden an. Man wirkt sie nemlich in die Gegend der Knöcheln und unter den Knieen, wodurch die Strumpfbänder entbehrlich sind.

Strassen in England.

Die gepflasterten Strassen in England sollen 20,000, und die nicht gepflasterten 100,000 Meilen lang seyn.

Wie viel gibt es in Bayern Bienenstöke?

Nach Herrn Fürsten von Oettingen-Wallerstein.

	Bienenstöke			Tagwerk
1. in dem Isarkreise	26,703	ob. 1	Bienenst. auf	148,4
2. in dem Unterdonaukreise	13,700	1	"	174,3
3. in dem Regenkreise	16,859	1	"	161,2
4. in dem Oberdonaukreise	25,694	1	"	108,6
5. in dem Rezatkreise	26,192	1	"	88,8
6. in dem Obermainkreise	13,972	1	"	159,9
7. in dem Untermainkreise	30,130	1	"	84,1
8. in dem Rheinkreise	18,760	1	"	81,1
Zusammen	171,460	1	"	118,9

Endlich haben wir auch eine Bienenzeitung, eigentlich ein „Monatsblatt für die gesammte Bienenzucht, herausgegeben in Verbindung mit mehreren Bienenfreunden von Anton Vitzthum“ und verlegt von Johann Palm in Landshut (und München). Wir finden darin so manchen praktischen Wink und viele Erfahrungen, welche der Bienenzucht in Bayern höhern Aufschwung geben werden. Wer Bienen hat, muß aber auch dieses Monatblatt haben, sonst bleiben er und seine Bienenzucht beim Alten, was nicht immer das Beste ist. Denn auch Wer es in der Bienenzucht schon weiter, als ein Anderer gebracht hat, wird aus diesem Monatblatte unbezweifelt lernen, die Sache noch weiter zu bringen, Derjenige aber, dem's noch nicht recht gehen wollte, wird durch selbes endlich auf den rechten Grund kommen. Es sind davon bereits zwei Jahrgänge, 1838 und 1839, oder circa 24 Bogen mit vielen Abbildungen erschienen und durch alle deutsche Buchhandlungen zu haben.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 11. 12. März 1840.

Inhalt: Adam Geanders Hauswesen. (Schluß.) — Ueber den Anbau rc. des Sumachs. — Der gemeine Feld-Kümmel, als Weidepflanze. — Vorrichtung, das Scheeren der Schafe zu erleichtern. — Verfahren, die Güte und Schönheit des Obstes in den Grasgärten zu vermehren. — Der Kalkanstrich an den Obstbäumen und dessen Nuzen. — Eine neue Art, Früchte vor den Vögeln zu schüzen. — Sinnsprüche.

Adam Geanders Hauswesen.

Ein häusliches Gemälde für Kenner.

(Schluß.)

12. Der Haushahn

steht auf, schüttelt sein Gefieder, schwingt sich raschen Fluges auf das Hofgemäuer, und ruft nach seiner Weise, wie ers seit frühester Kindheit gelernt hat, ein ernsthaftes Wort in den grauenden Morgen hinaus. Verstehen wir dieß Wort? — Schüttelkopf versteht es allerdings, in seiner bizarren Manier verlegt er sich auf eine eigene Art von Etymologie und Akrostik, die ihm kein Leser übel nehmen wird, so gewagt und vielleicht abgeschmakt sie auch scheinen mag. Professor Schüttelkopf macht nemlich darauf aufmerksam, daß in dem onomatopöischen Hahnenworte Kikriki lauter i vorkommen, und findet sich dadurch bewogen, dieser vielen I-laute wegen auf die Worte: ibis in judicium, imminet tibi judicium, time ne tibi sit inferni initium, ganz unmaßgeblich hinzudeuten. Wie gesagt, diese Auslegung ist sehr abgeschmakt, und ganz weit hergeholt. Aber Schüttelkopf läßt sich nicht irre machen, er fährt fort und sagt: Was ist des Hahnenrufes Sinn und Bedeutung? Erstlich weiß alle Welt, daß er mehrmals in der Nacht ertönt, bis zum Morgengrauen, und auch bei Tage, wenn ein anderes Wetter bevorsteht; verkündigt also laut und eindringlich, daß die Momente des Lebens vorübetziehen, daß Alles sich ändern wird, daß es eine Zeit gebe, und daß man diese Zeit nicht verschlafen, nicht verträumen, nicht vertreiben, nicht verderben, nicht verlieren, sondern vielmehr aufs Höchste schäzen, und gleichsam um theures Geld kaufen soll: „Erkaufet euch die Zeit, denn die Tage sind böse," spricht Sankt Paulus; am Ende der Zeit aber steht der Tod, und nach dem Tode unverweilt kommt das Gericht, wie gleichfalls Sankt Paulus zeiget. Zweitens wissen wir aus sehr glaubwürdiger Ueberlieferung, wie Sankt Petrus, unser glorreicher Vater, all seine Lebenstage hindurch bitterlich geweint hat, so oft er einen Haushahn krähen gehört; also daß, gleichwie von ihm geschrieben steht: „der Herr wendete sich, und sah ihn an; Petrus aber ging hinaus, und weinte bitterlich," bei jedem Hahnen-Rufe der Herr der Erbarmung von Neuem ihn innerlich liebreich angesehen hat, und zu reichlichen Thränen beweget. O, grosser Apostelfürst, wie oft hat dieser Geander, dein ungetreues, struppig raudiges Schäflein, deinen Herrn verläugnet? Soll er nicht endlich in sich gehen, und soll er nicht auch hinausgehen aus seinen Zerstreuungen und Sinnlichkeiten, und bitterlich weinen? Milder Frühlingsregen thut dürrem Erdreiche noth, doch muß es auch tüchtig umgegraben und ausgejätet seyn. Das blosse Weinen hilft freilich nichts; — es weinen ihrer gar Viele, und sind gerührt, bewegt und voll Gefühls, werden darum doch um kein Haar besser, wenn sie nicht ernstlich daran gehen, sich einige Gewalt anzuthun.

13. Haus-Bibliothek.

Der faule Mann steigt seufzend aus dem Bette, zieht gelbe Pantoffeln an, und einen grünen Schlafrok, und fängt an, unter Büchern zu kramen. Jezt hat er eine Partie auserlesen, und sezt mit selber zwischen zwei Wachskerzen sich hin. Schüttelkopf steht hinter seinem Rüken, und wundert sich über die schönen Einbände mit Saffian und Goldschnitt. Bester Herr Geander, sagt

er, guten Morgen. Ich habe Ihnen die kleine Ueberraschung gemacht, und bin da herauf gekommen. Haben Sie wohl den unflätigen Bassin voll Kröten, Froschlaich und Egeln gesehen, über den ein glänzender Tempel erbaut ist, mit goldener Kuppel, und dessen Einfassung aus Marmor und Porphyr besteht, als wäre da die köstlichste Heilquelle und das Bad Hygea's?

Nein, sagte Herr Geander.

Doch, erwiederte Schüttelkopf.. Was für prächtig eingebundene Bücher Sie da haben! wirklich, sehr unterhaltende, lehrreiche, geschmakvolle Bände! Wäre es nicht zwekmässig, Sie sezten Sich hin, und betrachteten blos den Einband?

In der That, sagte Geander, diese Einbände haben sehr viel gekostet.

Wohl, wohl, Herr Geander, der Einband kostet Sie viel Geld, die Lektüre aber kostet noch mehr, sie hat Manchem schon das ewige Leben gekostet, und das ist gewiß ein hoher Preis. — Bester, hat dann Morgenstunde Gift im Munde? Wie wollen Sie dann zur Ruhe und zu einer soliden Lebenslust gelangen, wenn sie Alles verkehrt anfangen? Wie soll Ihr Haus stehen und bestehen, wenn Alles, was zur Erbauung nuzt, abgeschafft, und Alles, was Zerstörung und Ruin herbeiführt, sorgfältig gehegt und gepflegt wird? Ein sehr dummer Hausherr sind Sie, besonders jezt, da Ihr Hausmeister im kläglichen Exil im Hofe hin- und herschleicht. O, betrübter Mann! reissen Sie doch die Bücher aus den Bänden heraus, und die Wölfe aus den Schafpelzen, werfen Sie selbe ins Feuer oder ins Wasser, damit kein fernerer Schaden geschieht, und schaffen Sie Sich für hundert sogenannte philosophische Romane ein einziges Erbauungsbuch an, sammt einer guten Hauspostille, oder irgend einem andern christkatholischen Hausbuche, und darin lesen Sie früh und spät, oder doch einmal spät Abends und einmal früh Morgens.

Aber, Herr Schüttelkopf, Er wird ja nachgerade grob?

Das muß ich ja! Denn, ist mit Güte und Gelindigkeit einem so harten Kopfe nicht beizukommen, so gilt es dann, die schlichte Wahrheit schlicht herauszusagen. Darum sezen Sie Sich nur ruhig nieder, wir wollen die Hausrechnung nachsehen.

15. Hausrumor.

Weil denn schon der Morgen dämmert,
Kommt, und lärmet,
Brauset, zischet, pocht und hämmert,
Tobt und schwärmet,
Nöthigt, presset, zwinget, zerrt,
Ziehet hin und her,
Wie er sich auch sträubt und sperrt,
Hilft ihm doch nichts mehr.
Durch das Haus
Ein und aus
Poltert auf viel tausend Wegen,
Viel Geschäfte, wenig Segen,
Eines nur, so einzig noth,
Bleibe fern, bis nah' dem Tod.

15. Haushalt.

Sie glauben nicht, Meister Schüttelkopf, was für ein geplagter Mann ich bin. Nun wirds kaum hell, so rükt mir schon die Arbeit von allen Seiten an den Leib; was habe ich nicht Alles zu thun heute Morgen? So gehts, wenn man ein Geschäftsmann ist, und daneben noch eine verwikelte Haushaltung zu führen hat. Ueberall soll man seyn, aller Orten seine Gelegenheit suchen und nüzen, das macht graue Haare, frühzeitige graue Haare. Dafür hat man freilich den kleinen Trost, daß Haus, Hof und Keller im guten Stande ist, und ein ordentliches Ansehen hat, und daß nichts Schadhaftes, noch Verdächtiges darin zu finden, sondern vielmehr Alles solid und reputirlich dasteht, und obendrein schuldenfrei, feuer- und wasserfest.

So meinen Sie es allerdings, Herr Geander, sprach Schüttelkopf; aber wenn dieß Alles wahr, und ausserdem auch hinlänglich wäre, so würden Sie so verdrießlich nicht seyn, als Sie sind. Haben Sie von dem Manne nichts gehört, der sein Haus auf Sand gebaut hat? Und von einem Andern, der sein Haus wohl gekehrt, gereinigt und geschmükt hat, hierauf aber kommt der boshafte Störenfried, nimmt noch andere sieben mit sich, und zieht in dasselbige Haus ein? Der Erste meinte dennoch, sein Haus hätte einen hinlänglich festen Grund, und dem Andern kam auch nichts Anderes zu Sinn, als daß lauter ehrliche

und honette Miethleute bei ihm wohnten. Aber „in den allermeisten Sachen führt das blosse Meinen zu voreiligem Lachen, und zu spätem Weinen.

16. Hausparteien und Hauszins.

Schüttelkopf hat seine Worte nicht aus der Luft gegriffen, er wußte, wer von frühem Morgen an schon den vielfältigen Hausrumor pfiff und trommelte. Niemand Anderer, als die Parteien selbst, ein einfaltig, zweispaltig, ungehaltig, übergewaltig, durch und durch malitiöses Völklein. Sie steken alle Augenblike in Geanders innerstes Gemach den Kopf hinein, wobei sie die Thüre bald mit plumper Hast aufreissen, bald schlau und sachte zu lüften trachten, einige sind ziemlich grob, andere verrathen etwas feinere Bildung, aber weder die einen noch die andern wagen sich ganz hinein; denn kaum beginnt Schüttelkopf seinen Kopf zu schütteln, so machen sie sich schon hurtig wieder davon. Schönes Gesindel, das! deklamirt dieser. O Geander, wer zahlet hier den Hauszins? Die Parteien dir, oder du den Parteien? Bist du ihnen etwa nicht zinsbar geworden? Und bringen sie dich nicht um dein einzig Hab und Gut? Du wirst wohl wissen, daß der Mensch nichts sein Eigen nennen kann und darf, als gewissermassen seinen freien Willen; und zwar, wenn er wirklich ein Hab und Gut vorstellen soll, seinen guten Willen. Den sehe ich aber zwischen den Zähnen und Klauen deiner sauberen Insassen hin und her gezerrt, und bereits jämmerlich zu Grunde gerichtet. Du bist also ein sehr thörichter Hausherr, der du von schurkischen Miethleuten das Fundament des Hauses untergraben läßt, und dem Hausdiebe, sammt seinen Gefährten, die schönsten Gemächer einräumst, während der arme gesunde Menschenverstand ganz krank und mager im Mondviertelscheine spaziren geht.

Gleich bei dem Einfahrtsthor die grosse Wohnung —
Da haust der Herr von Schlemmer ohne Schonung;
Im schönsten Saal sich breit erweissen thut
Der unverträgliche Herr Hochgemuth;
Und alle die Gewölbe und die Speicher
Versperrt Herr Geizeviel, der alte Schleicher:
Auf jedem Herd, und unter jedem Schorn
Sein höllisch Feuer schürt der wüste Zorn;
Und eins der allerschlimmsten Hausgespenster,
Der Neid, gukt grimm und scheel durch jedes Fenster;
Wo noch ein Winkel frei ist, stellt sich dar
Ein schändlich und verrucht Geschwisterpaar —
Von Flammengift und eklem Schmuz umflossen,
Verpestet eine jegliches Gemach,
Die andre, jedes Werks verdrossen,
Ruft: heut' nicht, morgen! jezt nicht, erst hernach!
Auf 's Jahr vielleicht, doch nimmermehr für heuer!
Kein guter Rath; und dennoch kommt er theuer!

17. Hausfreund.

Feinde genug, mein lieber Geander, ganze Bienenschwärme von Feinden, wie der Psalmist sich ausdrükt. Deine Hausgenossen sind deine ärgsten Feinde, guter Geander, wie gleichfalls die Schrift vermeldet. Weißt du, wer wahrhaft dein Freund ist? Wer fleissig über dich und dein Hauswesen den Kopf schüttelt. Du siehst, ich thue das. Und daß ich es nicht vergeblich thue, siehst du auch. Denn schon ists Ruhe hier in deinem Boudoir. Ach, daß doch mit den Köpfen so viel genikt, und so wenig geschüttelt wird! Daß doch Reflexion und Kritik, rein vernünftige Kritik der Unvernunft so selten zu finden ist! Der Apostel spricht: Prüfet Alles, das Gute behaltet. Geander aber und seines Gleichen scheinen dem Befehle zu folgen: Prüfet gar nichts, das Gute verwerfet, d. h., behaltet das Gute sammt dem Bösen, das Böse wird dann schon die Ueberhand gewinnen. Wer viel kopfschüttelt, erwäget und prüfet viel, und betriegt sich wenig. Schlemmen und Völlerei heißt ihm dann nimmer: gut leben, sondern sehr übel leben; Selbstgefälligkeit erscheint als Aberwiz, Hochmuth als sehr niedriger Muth; die vermeintliche Sparsamkeit zeigt sich als wahrer Geiz, und der Geiz als eine wahre unsinnige Verschwendung, nemlich derjenigen Güter, denen Dieb und Motte nichts anhaben können; der Zorn — steht in seiner ganzen, häßlichen Wehrwolfsgestalt da, der Neid als das verächtlichste und bösartigste Ungethüm; das zarte gefühlvolle Wesen als krasse Unlauterkeit, das süsse weiche Herz als ein Schandpfuhl, in welchem Kröten sich erlustigen, — der Indifferenz wird der moderne Mantel abgezogen, sie sizt als verstokte Trägheit und Stumpfheit da, die den gebildetsten Indiffer-

endisten mit dem wüstesten Faulenzer auf der Insel Nukahiva in einer und derselben Klasse hält. Der widerwärtige Kopfschüttler aber erscheint gerade als der ächte Hausfreund, ein redlicher, alter, aufrichtiger, wahrheitsliebender, und folglich orthodoxer, also auch christkatholischer alter Deutscher, alter Franzose, alter Ungar, alter Irländer; denn auf die Landsmannschaft kommts dem Katholiken niemals an; sie sind alle zusammen Landsleute, im Lande des Lebens, in terra viventium.

18. Haus-Regiment.

O, wenn doch alle Fresser bedenken wollten: daß der Leib besser sey, als die Speise, und die Seele mehr, als der Leib! Dient nun Speise und Trank dem Leibe, der Leib aber der Seele, wie soll dann die Seele der Speise dienen und dem Tranke? So ist auch er — der Hausherr — mehr, als das Haus, also daß der Herr das Regiment führen muß über das Haus, und nicht das Haus über den Herrn. Wie manches Haus ist plözlich zusammengestürzt über seinen Herrn, und hat ihn erschlagen! Aber vor dem Ruin geht der Schaden, und vor dem Sturze die Baufälligkeit. Die vielen Fenster! die vielen Fenster! — Manche Häuser haben so viele Fenster, daß man kaum eine Mauer sieht, ein recht künstlich durchbrochenes Werk, wie vergittert und genezt; Regen und Wind können von allen Seiten hinein, und innen schaut sichs bequem zu allen Seiten hinaus. Da fängt das Aeussere an, über das Innere zu herrschen, und wo selbst dieß geschieht, kann der Ruin nicht lange ausbleiben. Soll der Herr gebührlich Regiment führen, so muß er nicht immer aus dem Hause herausschauen, sondern vielmehr in das Haus hinein. Und will er den Ruin vermeiden, so muß er bald das Erdgeschoß, bald den Dachstuhl, bald das Gesimse und die Rinnen besichtigen; gleichwie auch der Mensch von gar verschiedenen Seiten aus in Gefahr gesezt zu werden pflegt; denn manchmal wirken die Witterung und andere Schädlichkeiten des Jahrhunderts verderblich auf den Kopf, ein andermal wieder mehr auf das Herz, ein drittesmal auf die Füsse, so daß sie dem Herzen dienen, um mit dem Verstande davon zu laufen, oder dem fiebernden Verstand, um alles richtige Gefühl im tollen Tanze unter sich zu treten. Zeigt sichs bei solchen Besichtigungen, daß irgendwo erhebliche Mängel entstanden sind, so kommt es bald auf Reparatur, bald auf Renovation an.

19. Haus-Reparatur.

Der kleine, magere, blasse Hausmeister schien durch das ruhige Verhalten des Hausoberdiebes und der sieben Unterdiebe eben so ermuthigt, als durch Schüttelkopfs Kopfbewegungen erfrischt und gestärkt worden zu seyn; er stand plözlich vor seinem Herrn, und sprach: Ich habe die Ehre, mich wieder anzumelden, und zu bitten, daß Eure Wohlgeborn so gnädig seyn wollen, mich zu brauchen. Sie scheinen in der That auch mich einigermassen zu suchen, und das ist billig; je mehr Sie mir zur Arbeit geben, desto schneller werde ich mich von meinen hektischen Umständen erholen, und von meiner chronischen Augenentzündung. Bereits habe ich jezt beim Morgenlicht einen grossen Riß in den Hauptmauern gesehen; der Riß zwar ist alt, aber das Bischen Anwurf, womit er verklebt war, hat der Hausrumor und die Hausunterhaltung wieder durch die Erschütterung heruntergeworfen. Ich bin zwar keiner von jenen gemeinen Hausmeistern, die zugleich das Maurerhandwerk treiben, aber blos, weil ich vom blossen Uebertünchen, sey es der Gräber, sey es schadhafter Häuser, kein Freund bin. Auf dem Dache und im obersten Stokwerke muß die Fensterverrammlung beseitigt, im mittleren und Erdgeschoß muß frisch gediehlt werden. Vorerst aber muß man den Parteien aufkündigen, und zwar ohne Rüksicht auf einen Termin; bei so niederträchtigem Pak ist weder von Michaelis, noch von Georgi die Rede, hier gilt es: Gleich!

Herr Grander war bei dieser Rede in Träumereien gerathen, und erwiederte: Wie? diese guten Parteien, die so pünktlich zahlen, und mir jeden Wunsch vom Auge absehen, die sollte ich aus dem Hause jagen? Ich bin ihnen stets gut gewesen, und werde also auch nicht aufkündigen.

Da fing der Kritiker gewaltig den Kopf zu schütteln an, und seufzte aus der Tiefe seines

menschenfreundlichen Herzens mehr prosaischer, als dichterischer Weise, wie folgt:

20. Haus-Renovation.

Wer reparirt, was schwer beschädigt,
Was angeäzt im Mark des Lebens?
Wie wird der Sünde Freund begnädigt?
Ruft Gottes Stimm' ihn nicht vergebens?
Wer renovirt die alte Schlange?
Sie bleibet immerdar die alte,
Zwar Häute wechselt sie schon lange,
Doch ist sie stets die gift'ge, kalte.

Ein Haus, so auf dem Sande stehet,
Dieß, weiß man, ist von keiner Dauer,
Die Welle drängt, der Sturmwind wehet,
Ein Haufe Stein ist nicht mehr Mauer;
Gesims und Mörtel nicht viel nüzen,
Sammt Arabesken und Guirlanden,
Will's auf den Felsgrund sich nicht stüzen,
So geht es sicherlich zu Schanden.

Ueber den Anbau des Sumachs
und seine Anwendung in der Färberei.

(Von Färbermeister Fr. Gerock in Heilbronn.)

Sumach, Rhus coriaria, Rhus typhinum, ist ein Strauchgewächs und unter dem Namen Essigbäumchen, auch Hirschkolben, als Zierde in den Gärten bekannt, wächst in der Levante wild, wird in Italien, Tyrol, dem südlichen Frankreich, vorzüglich aber in Sizilien gebaut und kommt in Säken gepakt in fein gemahlenem Zustande nach Deutschland, wo ihn nicht allein die Färbereien, sondern hauptsächlich auch die Saffian-Gerbereien in Menge verarbeiten. So sollen z. B. die Saffian-Gerbereien in Mainz jährlich an 1000 Zentner gebrauchen.

Man pflanzt am Besten den Sumach durch ein- oder zweijährige Stämmchen (Ausläufer) fort; man sezt solche zeitig im Frühjahre, sobald der Boden offen ist, ungefähr vier Fuß weit aus einander. Das Feld muß zuvor tief gepflügt seyn. Uebrigens können die Sezlinge auch aus Samen gezogen werden. Man bringt den Samen im Spätherbste, wenn er abfällt und gehörig reif ist, in ein Gartenbeet und bedekt ihn 1 Zoll hoch mit Erde, wo er dann im nächsten Frühjahre aufgehen wird. Doch ist die Methode, das Feld mit Ausläufern zu bestoken, vorzuziehen.

Die Blätter kommen gleichzeitig mit denen des Weinstokes hervor; sie wachsen schnell, doch können im ersten Jahre nur wenig Blätter geerntet werden. Anfangs Juli, August und Ende Septembers werden die Blätter sammt Blattstiel so abgenommen, daß die 3—4 obersten Blätter stehen bleiben; dieselben werden nun im Schatten getroknet und in Säken aufbewahrt. Solche können nun entweder auf einer Oelmühle gemahlen, oder als trokene Blätter an die Krappmühlen, oder auch als trokene Blätter an die Färber verkauft werden.

In den ersten 3 Jahren ist der Ertrag nur gering, steigert sich jedoch mit jedem Jahre, und es gibt nach Verfluß von 8 Jahren ein würtembergischer Morgen einen Ertrag von 15 Zentner trokenen Blättern, was, den Zentner von 104 Pfund nach Abzug des Mahlerlohns und der Säke zu 5 fl. berechnet, einen Ertrag von 75 fl. ausausmacht. Nach 40 Jahren erstrekt sich der jährliche Ertrag ungefähr auf 20 Zentner. — Die Stämmchen erfrieren auch im kältesten Winter nicht, indem selbst in dem kalten Winter von 1829 solche nichts gelitten haben; die Blätter erfrieren, sobald der Weinstok erfriert, schlagen aber bald wieder aus, so daß der Schaden nur gering ist. Die Kulturkosten sind nicht bedeutend, das Abpflüken der Blätter kann durch Kinder geschehen; das Feld ist nur von Unkraut rein zu halten.

Im dritten Jahre schlagen die jungen Bäumchen aus der Wurzel und vervielfältigen nach Verlauf von 10 Jahren sich so sehr, daß, wenn die jungen von der Wurzel aufgeschossenen Bäumchen nicht zum Versezen herausgenommen werden, das Sumachfeld wie dicht besäet aussieht. Wenn das Feld ungefähr 6 Jahre mit Sumach bestokt ist, so müssen die ersten Bäumchen, welche oft eine Dike von 2 Zoll im Durchmesser erreicht haben, am Boden unten abgehauen und als Brennholz verwendet werden. Ein Morgen mit Sumach bepflanztes Land liefert alsdann alle vier Jahre ungefähr 100 Büschel Holz.

Der Sumach erfordert einen trokenen, nicht sehr starken Boden, kann auch, da man die Bäumchen nicht hoch werden läßt, zwischen Obstbäume

gepflanzt werden und kommt selbst auf solchen Feldern, welche sich zum Getreidebaue nicht eignen, fort. Alle die Angaben gründen sich auf 10jährige Erfahrung, und Jedem, den der Anbau des Sumachs interessirt, gibt Einsender Dieß mit Vergnügen nähere Auskunft.

Junge Bäumchen zum Versezen kann man stets in Frauendorf, das Stük um 9 kr., beziehen.

Der gemeine Feldkümmel (Carum Carvi) als Weidepflanze.

Sowohl das Rindvieh als das Schafvieh frißt das junge Kümmelkraut ungemein gern, und befindet sich beim Genusse dieser gewürzreichen Pflanze sehr wohl. Auch in ökonomischer Beziehung verdient dieselbe als Surrogat im Weidenschlage volle Würdigung. Während die verschiedenen Gräser wegen ihres geringen Wurzelvermögens in sehr trokenen Jahrgängen fast gänzlich austroknen, vegetirt die mit ihren rübenartigen Wurzeln versehene Kümmelpflanze, mit welchen sie tief in den Boden eindringt und so demselben noch die für ihr Wachsthum nöthige Nahrung und Feuchtigkeit entzieht, recht üppig. Nicht weniger ist sie in feuchten Jahrgängen, wo die Weide-Gräser leicht überständig und vom Viehe verschmäht werden, ein beliebtes Futter, deren Arzneikräfte für manchen Weide-Uebelstand als Präservativ dienen. Da die Kümmelblätter auch im getrokneten Zustande ihren aromatischen Geschmak beibehalten, wodurch sie dem Kleeheu eine vortreffliche Würze gewähren, so verdient dieselbe auch unter dem Mähklee (Wiesenklee, Trifolium pratense) angebaut zu werden. Wer jemals Wiesenheu von solchen Pläzen, die viele Kümmel-Pflanzen, gefüttert hat, wird gewiß schon die Erfahrung gemacht haben, daß ein so gemischtes Heu ein vortreffliches Futter ist.

Der Kümmel wird vor dem Anbaue mit dem Kleesamen gemengt und mit diesem zugleich ausgesäet und untergebracht. Den nöthigen Samenbedarf wird sich jeder Landwirth, da derselbe eine leicht zu kultivirende Pflanze ist, sehr leicht nachziehen können. Im Allgemeinen liebt derselbe einen mehr gebundenen, als losen, jedoch mit hinreichender Dammerde versehenen Boden. Jn je besserer Kraft und gutem Kulturzustande derselbe steht, um so mehr Samenertrag darf man von demselben erwarten. Obwohl er im wilden Zustande am Häufigsten auf Wiesen angetroffen wird, so verträgt derselbe doch einen schattigen Stand-Ort, weßhalb man ihn in Norddeutschland am Häufigsten unter dem Schatten der Obstpflanzungen findet, wo ausser ihm nur wenige Gewächse gedeihen.

Jlervar in Ungarn.

Franz Beyhold.

Vorrichtung, das Scheeren der Schafe zu erleichtern.

Herr Rentmeister Glaris in Aulendorf bedient sich einer sehr einfachen Vorrichtung bei der Schafschur, wodurch das an vielen Orten übliche, und in manchen Beziehungen empfehlenswerthe Scheeren auf Tischen sehr erleichtert wird. Es besteht in nichts Anderem, als in einem vierekigen Brettchen von Holz, welches an den vier Eken mit Einschnitten versehen ist, so daß die Füsse des Thieres hineingeschoben werden können. Mittelst vorgeschobener Bolzen werden sie dann darin so fest gehalten, daß das Thier sich nicht rühren kann. Mit diesem Brettchen versehen wird das Thier auf den Tisch gelegt und geschoren. Das Scheeren läßt sich auf diese Art nicht nur mit grosser Bequemlichkeit für die Arbeiter und mit weit weniger Plage für die Thiere ausführen, sondern die Fliesse lassen sich auch besser, als bei jeder andern Art unbeschädigt und in Einem Stüke erhalten.

Verfahren, die Güte und Schönheit des Obstes in den Grasgärten zu vermehren.

Man lasse den Obstgarten gehörig lüften, d. h., die meist zu gedrängt stehenden Bäume verdünnen, die trokenen Aeste ausschneiden ꝛc., sodann den ganzen Garten im Herbste umpflügen

und umgraben, welches leztere jedenfalls in der Nähe der Bäume geschehen muß, dünge ihn mit Kuhdünger und besäe ihn im Frühjahre mit Haser und Klee zu Grünfutter, oder belege ihn mit Kartoffeln.

Im zweiten Jahre dünge man mit Asche, Seifensiederasche, Ofenruß, oder auch, und besonders um die Bäume herum, mit Salz, wiederhole das Umgraben um die Bäume auch in diesem Jahre und wo möglich auch in dem folgenden Jahre, und lasse sie zuweilen mit verdünnter Mistjauche angiessen.

Die so behandelten Bäume werden weit schöneres und grösseres, auch wohlschmekenderes Obst tragen.

Der Kalkanstrich an den Obstbäumen und dessen Nuzen.

Jungen Bäumen, deren Rinde rauh und aufgesprungen, oder mit Moos überzogen ist, ist ein Kalkanstrich sehr wohlthätig. Der Baum wird im Herbste mit gewöhnlichem Tüncherweiß, womit die Stuben angestrichen werden, und welches man dazu etwas diker hält, überstrichen; damit aber die weißliche Farbe am Baume nicht zu sehr das Auge beleidige, so versezt man diese mit etwas pulverisirtem Umbra, wodurch diese Mischung die Farbe des Baumstammes erhält.

Dieser Kalkanstrich tödtet nicht allein alle in den Spalten und Rizen der Rinde befindlichen Larven der Insekten, sondern bewirkt auch, daß sich die schorfigen Theile der Rinde lösen und dann im Frühjahre mit leichter Mühe abgeschabt werden können. Selbst für die Raupen und Schmetterlinge, hauptsächlich für die Motte des Spaniols (Spanners), welche im Herbste an dem Schafte des Baumes hinaufkriecht, ist zur Vertilgung dieser Kalkanstrich von grossem Nuzen. Nicht leicht kriecht ein solches Insekt an einem solchen, mit Kalkwasser angestrichenen Schafte in die Höhe, oder legt seine Eier in die Spalten der Rinde desselben. Sind also alle Bäume damit überstrichen, so kann die Motte ihre Eier nicht in die Knospen der Obstbäume legen und diese verderben, sondern sie ist genöthigt, selbige an niedrigen Sträuchern oder am Schafte des Baumes abzusezen, woselbst aber der grössere Theil davon umkommt. Noch einen Vortheil gewährt dieser Kalkanstrich dem Baume; denn indem der Regen denselben nach und nach auflöst, dient er zugleich als unschädliche Düngung.

Die Wirkung dieses Kalkanstriches zeigt sich auch an der Vegetation der damit behandelten Bäume, und schwächliche und kränkelnde Stämmchen, welche nicht fortwachsen wollten, werden oft dadurch in ihrem Wachsthume befördert und gestärkt. —

Eine neue Art, Früchte vor den Vögeln zu schüzen.

Ein Engländer in Suffolk, Robert Broock, hält 5 Kazen, die ein Halsband tragen, an dem er sie mittelst einer leichten Kette an einen Pfahl neben Johannisbeer-, Erdbeerbüschen und Kirschbäumen befestigt. Jede Kaze hat ein kleines Häuschen neben sich, in dem sie schläft, und man sezt ihr Futter und Wasser in die Nähe. Die Vögel, welche eine solche Feindin ihres Geschlechtes in der Nähe sehen, lassen die Früchte unbeschädigt reifen.

Ein anderer Engländer brachte ebenfalls eine Kaze an einem Kettchen, wie einen Hofhund, an eine, gegen 200 Fuß lange mit Weinstöken bezogene Wand, wo die Vögel ihm fast jedes Jahr die schönsten Trauben verwüstet hatten, und es wagte sich dießmal kein einziger Vogel zu den so bewachten Trauben.

Sinnsprüche.

Was nicht umfallen soll, muß fest gestellt werden.
Was dauern soll, muß fest gemacht seyn.
Was nicht stechen soll, darf keine Spize haben.
Was nicht verlezen soll, muß rund seyn.
Was nicht genommen und verlezt werden soll,
darf nicht am Wege stehen.

Wo man raffinirt, kann man noch gar viel erfinden, verbessern, vortheilhafter und bequemer machen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Nach Frankfurt war ein Engländer gekommen und im Gasthofe zum Schwane abgestiegen. Dort fragt er einen Juden, wo der Bankier Bethmann wohne, er solle es ihm zeigen. Nun wohnt Bethmann etwa hundert Schritte vom weissen Schwane entfernt. Mein Jude denkt aber: was wird der mir geben, 6 Kreuzer, wenns viel ist. Ich will ihn aber führen, den Inselmann, daß er sagen soll, London wär' erst halb so groß, als die freie Stadt Frankfurt. Er führt ihn also durch die Judengasse, zum Hanauer Thor hinaus, zum Obermainthore herein, über die Mainbrüke nach Sachsenhausen, fährt mit ihm in einem Kahne unten am Mezgerthore herüber, passirt die Buchgasse, den Roßmarkt, und endlich durch die neue Mainzergasse den Hirschgraben hinab zu Bethmann. Unser Engländer schwizt wie ein Renngaul, als er ins Bureau tritt, das man eben schliessen wollte. „Goddam, wie ist die Stadt Frankfurt so groß,“ sagt er, „es wundert mich, daß hier keine Omnibus sind; mein Führer hat wohl seinen Thaler verdient!“ — Bethmann, der etwas staunte, bemerkte ihm, daß er etwas spät käme mit seinem Wechsel. „Es ist nicht meine Schuld,“ erwiederte der Engländer, „seit 10 Uhr bin ich auf den Beinen, um hieher zu kommen. — Sie wohnen so weit? Wo logiren Sie denn? fragte man ihn mehr erstaunt. — „Im weissen Schwane.“ — Bethmann konnte kaum vor Lachen ihm antworten, daß man nur einige Schritte braucht, um vom weissen Schwane auf sein Bureau zu kommen. Der Engländer wollte dieß nicht glauben; denn er hatte einen Führer, der die Stadt auswendig kennt, und der ihn zweimal übers Wasser geführt. Der Führer, der wahrscheinlich eine ähnliche Rükreise im Sinne hatte, wartete an der Thüre. Man rief ihn. Bethmann nahm ihn hart aber lachend her. — „Was wollen Eure Hochwohlgeborn,“ sagte der Jude, „Morgen ist Schabbes, und ich bin arm. Wenn ich ihn so herübergeführt hätte, hätte er mir 6 kr. gegeben. Uebrigens scheint mir der Herr ein englischer literarischer Reisender zu seyn, und der wird in seinem Taschenbuche Wunder was von der grossen Stadt Frankfurt erzählen. Er hat schon eine Spekulation gemacht, um eine fliegende Brüke am Mezgerthore über den Main zu machen, da die Passage da so nöthig wäre“ Bethmann lachte nun herzlich und schenkte das Doppelte dem Juden, der sich vor dem Engländer aus dem Staube machte, weil dieser ihn boxen wollte.

Gespräch einiger Berliner bei einer Dampfbootfahrt.

A. Halten Se Sich vest, Repastussen, allewell legt das Dampfboot los.

K. Wo so entsteht denn eigentlich der Dampf?

N. (stopft sich eine Pfeife). Jewöhnlich entwikelt er sich aus Aktien.

K. Haben sie das Dampfboot hier entdekt?

N. Entdekt haben sie seiner in England, olleen aberscht hier haben se ihn vervollkommnet, indem sie ihm mit Oelfarbe anjestrichen haben.

K. Wir seyn doch noch sehr weit zurük gegen die Engländer!

N. Des seyn wir allerdings, indeß wir haben nichts zu versäumen un können en bisken verweilen.

K. Seyn doch Schwernöther, die Engländer!

N. Ja, des sind se. Sie entdeken Alles, was Eener will. Eene Erfindung jagt die andere: Dampfboote, Jas-Beleuchtung, orientalische Frage, Schwefelhölzken, Nationalschuld.

K. Wo liegt denn England?

N. Das liegt sehr verschieden; theils in Amerika, theils in Asien, theils in Hannover, mehrentheils aber in Europa. Es is janz mit Weltmeer umjeben, was man Kanal nennt, un was ihn Bonaparte sehr verdacht hat, der uf die Engländer eene Pike hatte un ihnen nich verknüfen konnte. Die Hauptstadt heeßt London un liegt an de Jrenze. Wat besonders bei diesejenigen Hauptstadt von London merkwürdig iß, is, deß ihr die Sonne nicht bescheint. Die Naturforscher vermuthen, weil se ihr nich leiden kann; Andere behaupten, det des von den diken Nebel herkommt, der ihr bedekt.

Asp. Haben se denn keene Jas-Kompagnie nich?

N. Die brauchen se nich; des Volk ist zwar benebelt, davor sind aber de Minister illuminirt.

K. Ik möchte mal eenen Engländer sehen!

Asp. Ik habe eenen jesehen vor zwei Jroschen, in Adlerschen Saal. Er jang nakendig, hatte Federn in die Haare und fraß lebendige Leuchen.

N. In Ihre Bemerkung is een Drukfehler, Aspastussen! Dieses war keen Engländer nich, der jehörte eene andere wilde Nation an. — Der Engländer is daran zu erkennen, deß er immer de Hände in de Hosentaschen hat, den Hut in de Stube ufbehält und schiefe Gesichter macht, was man Spleen nennt. So lange er kleen is, heeßt er Engländer, wenn er ausjewachsen is, nennt man ihn Jroß-Britannier.

Kein Epigramm, aber Wahrheit.

Fremder Völker Sprache, Tand und Sitten
Schäzt' und liebte stets der Deutsche sehr;
Heimisch Gut war nie bei uns gelitten;
Darum lebt bis heut' — sogar in Hütten —
Noch das Hohnwort: „Das ist nicht weit her!“
Wir verschmähten unser Eigenthum,
Und von auswärts kam kein Heil, kein Ruhm.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 3 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 12. 19. März 1840.

Inhalt: Ueber den Schaden und Nuzen der Steine im Aker. — Wieder ein neues Schafwoll-Waschmittel. — Vertilgung der Herbstzeitlose. — Was wäre gegen den Luxus in ausländischen Waaren nothwendig? — Weinspaliere vor Vögeln zu schüzen. — Beförderung der Milch-Ergiebigkeit der Kühe. — Ueber Torf-Verkohlung.

Ueber den Schaden und Nuzen der Steine im Aker.

Es ist beim praktischen, besonders beim vervollkommneteren Feldbaue eine allgemein angenommene Regel, die in der Akerkume vorkommenden Steine möglicherweise daraus zu entfernen; und man schafft solche daher denn auch aus der pflugbaren Akerkrume, so weit man es für zwekmässig hält, wirklich heraus. Diese allgemein giltige und festgestellte Regel wird jeder emsige Landwirth so leicht nicht verabsäumen, und er wird deßfalls gelobt; — der nachlässigere Wirth dagegen läßt die meisten Steine in seiner Akerkrume ungestört liegen, und beschränkt sich allenfalls nur darauf, die zu grossen Steine, und zwar deßhalb herauszuschaffen, weil solche theils seinen Aker-Instrumenten Schaden zufügen, theils seiner Arbeit mit den leztern einen zu grossen Widerstand entgegenstellen; und er erntet für dieses Beschränken seiner sonst möglichen Intelligenz Tadel!

Allerdings wollen wir den leztern Wirth uns nicht deßhalb zum Vorbilde wählen, weil es sich wirklich oftmals erweisen läßt, daß in manchen Fällen sein Verfahren nicht ganz so übel angethan sey; denn in diesen Fällen kennt der nachlässige Wirth den wahren Grund dazu doch nicht, er unterläßt mithin nicht aus Grundsäzen ein sonst Gerühmtes, sondern handelt nur zufällig zu seinem Vortheile: aber es eignet sich dieses Thema doch wenigstens dazu, darüber Einiges zusammen zu stellen, und darzuthun, daß auch oftmals aus Unkenntniß in einer Sache zufällig Etwas zu unserm Vortheile erreicht werden könne. — Dahin geht der Zwek dieses Aufsazes!

Es muß zunächst vorangeschikt werden, daß gar keine weitere Frage darüber seyn kann, daß alle die ganzen, den Durchgang und das ungestörte Fortbewegen der Aker-Instrumente hindernden, oder gar hemmenden Feldmassen und Steine aus der Akerkrume herausgeschafft werden müssen, wenn man die Gesammtfläche als artbaren Aker benüzen will.

Auch alle diejenigen Fälle, wo man gute Felsstüke, welche im Aker hervorragend sich befinden, allenfalls umgeht, und solche stehen läßt, wie solches im Gebirge häufig vorkommt, sind als Ausnahme des oben Bemerkten anzusehen, und gehören daher nicht mit zu einem Vergleiche, wo vom Vorhandenseyn der Steine in der eigentlichen Akerkrume die Rede ist, was ich hier nur nachrichtlich mit anzuführen mir erlaube.

In Beziehung auf die anzuwendenden Aker-Werkzeuge, und die auf den Ekern zu erbauenden Feldfrüchte selbst wird die festzustellende Grösse der nothwendig fortzuschaffenden Steine immerhin relativ bleiben, und deßfalls wollen wir auch diese Frage hier ganz unerörtert seyn lassen, und es jedem Landwirthe überlassen, solche nach seiner jedesmaligen Lokalität und nach dem Gebrauche seiner Akerwerkzeuge selbst festzustellen. Erreichen die Steine nun aber nur noch eine solche Grösse, daß sie bei den verschiedenen Arbeiten mit Aker-Instrumenten dieses Arbeiten nicht weiter erschweren, mithin den Akerwerkzeugen auch den gehörigen Durchgang verstatten, und allenfalls auch das Abhauen der Feldfrüchte, besonders der Futter-Kräuter, nicht mehr zu sehr hindern; so ist wohl in Rüksicht zu ziehen: „ob auch hier noch ein Absuchen derselben unbedingt erforderlich und nothwendig, und nüzlich, oder gar ein solches Verfahren schädlich seyn könne?“

Wir wollen, um hierüber zu einer Entscheidung zu gelangen, zuerst die direkten Nachtheile aus einander sezen, welche die Akerkrume durch das Vorhandenseyn der Steine, — diese zunächst nur als blos feste Massen betrachtet, — erleidet.

Diese bestehen darin:

a) unmittelbar schadet jeder Stein dadurch, daß er den krümlichen Theil der Akerkrume, oder den Raum der eigentlichen Akererde vermindert.

b) Weil und indem nun dadurch die, in der Akerkrume vegetiren sollenden Pflanzen, bei einer gegebenen Tiefe jener, eine geringere Masse von Akererde behalten, so kann auch der Raum für die Pflanzenwurzeln nicht so groß bleiben, als wenn keine Steine in jener, und statt derselben eine gleich grosse Masse Erde in derselben vorhanden wäre; und je kleiner dieser ist, je geringer muß die Vegetation in derselben auch werden.

c) Die Steine verhindern theilweise auch noch mechanisch das Ausbreiten der Pflanzenwurzeln nach allen Richtungen zu, und dieses stört das Wachsthum immer etwas, zumal bei Früchten, die, wie die meisten landwirthschaftlichen, nur eine kurze Lebensdauer haben, und daher ihre Wurzeln schnell bilden müssen.

d) Wegen der verschiedenartigen Wärme-Kapazität der Steine und der Akerkrume kann auch der Temperatur-Wechsel zu verschiedenartig, und dadurch nachtheilig für das Pflanzenleben werden; zumal wenn die Steine aus andern Massen bestehen, als woraus die Akerkrume zusammen gesezt ist.

e) Die Einwirkung der Atmosphärilien und Imponderabilien wird theils in direkter Art, theils durch Vermittelung von Verbindungen und Zersezungen in einem, mit Steinen angefüllten Boden niemals so kräftig wirksam für das Pflanzenleben werden, als wenn die Akerkrume ganz und gar aus blos pulverförmigen und porösen Theilen — diese in einem gerechten Verhältnisse zusammengesezt — bestehen würde.

Dagegen gewähren die Steine wieder nachstehende augenscheinliche Vortheile:

a) Sie vermehren den Zusammenhang der zu troknen und lokern Aeker: — theils geschieht dieß nemlich mechanisch durch den Druk, theils durch Bewahrung mehrerer Feuchtigkeit unter sich.

b) Dadurch, daß sie hier den Zusammenhang vermehren, wodurch nun für die troknen Felder noch eine Vermehrung der wasserhaltenden Kraft erreicht; und was hierin für ein grosser Nuzen liegt, bedarf kaum noch einer weitern Andeutung, indem bekannt genug ist, daß ohne Feuchtigkeit das negative Leben ganz und gar aufhört, vielmehr die Pflanzen das Wasser an sich schon in grosser Menge in sich aufnehmen, und daß nur durch dasselbe, oder was analog ist, durch die Feuchtigkeit alle nährenden Stoffe des Bodens in die Pflanzen gelangen, und ein angemessener Grad von Feuchtigkeit den Einfluß der atmosphärischen Agentien auf den Boden vermittelt.

Man darf in dieser Beziehung nur den dürren Sand ansehen, um sich von der Wahrheit des eben Bemerkten zu überzeugen. Die Erfahrung kann und wird aber auch darthun, daß steinleere Sandfelder, in gleicher Lage und gleichen Verhältnissen verglichen mit steinreichen Sandfeldern, diesen im Ertrage stets nachstehen. Aber nicht blos die sandigen Aeker bieten diese Erscheinung auffallend dar, sondern überhaupt alle Aeker, die einen troknen Boden haben.

c) Die Steine können gegentheils nun aber auch wieder auf zu widerspenstigen, sehr festen, z. B. Thonboden, den zu starken Zusammenhang mildern, zumal sie hier auch die Feuchtigkeit bewahren, durch welche leztere die Akerkrume des festen Bodens in einer grössern Lokerheit erhalten wird, als wenn solche mangelt.

Es liegt nun aber kein Widerspruch in dem ad a, b, c Angeführten, oder darin, daß die Steine in dem einen Lokale den Zusammenhang vermehren, und in dem andern solchen vermindern können, wenn man nur zugleich die Lokalität, und Das mit in Betracht zieht, daß hauptsächlich die, durch die Steine bewahrt werdende Feuchtigkeit es ist, welche den zu geringen Zusammenhang des leichten, namentlich des Sandbodens, vermehrt, so wie sie den zu grossen Zusammenhang des fe-

ken, schweren, z. B. Thonbodens, vermindert. Sie bewirkt bei leztern, nemlich den festen Boden-Arten, nun aber zugleich auch noch eine Erhöhung der Feuchtigkeit dadurch, daß und indem sie diese Boden in eine angemessene Art von Lokerheit versezt, welche ohne solche, unter sonst gleicher Lage, für dieselben nicht vorhanden seyn würde, und daß bei erwähnter Eigenschaft hinwieder nun zugleich die atmosphärische Feuchtigkeit besser absorbirt werden könne, als wenn der Boden zu fest wäre. — Es hilft und vermehrt somit der, in dem Boden schon vorhandene Feuchtigkeit die Feuchtigkeits-Aufnahme aus der Atmosphäre, oder, wie oben bemerkt, vermittelt den Einfluß der atmosphärischen Agentien, wohin auch die Wasserdämpfe der Atmosphäre gehören.

d) Die auf der Oberfläche der Akerkrume liegenden, oder aus derselben hervorragenden Steine moderiren die heftigen Einwirkungen rauher und kalter Winde, und gewähren den jungen, zur Zeit des Winters hart am Boden niederliegenden Getreidepflanzen gewissermassen einen Schuz gegen die zu strengen Luftzüge: — welch gleicher Erfolg über Winters übrigens auch dadurch hervorgebracht werden kann, daß und wenn man die zur Herbst-Zeit mit Wintergetreide bestellt werdenden Aeker nicht gar zu klar einegget, was für viele Fälle unstreitig keinen Nuzen schafft, und praktischen Landwirthen gewiß längst einleuchtend geworden ist. —

Nach Vorangeführtem hätten wir somit bereits einen Fingerzeig darüber, in welchen Fällen das Steine-Wegbringen nüzlich, und in welchen es selbst schädlich seyn könne.

Die weitere Frage: ob die, für das Ablesen der ganz kleinen Steine anzuwendende Kraft, und das dafür zu bezahlende Arbeitslohn sich oftmals nicht höher belaufen können, als der dadurch zu erringende, häufig doch nur scheinbare Nuzen betragen werde? ist hierbei überdem ganz ausser Betracht zu lassen, betrifft jedoch eine Berüksichtigung, welche in einem jeden vorliegenden Falle der Landwirth allerdings ohnehin noch nehmen muß!

Aber dieses Vorangeführte gibt noch nicht die alleinige Bestimmung hierüber, sondern ein weit wichtigerer Umstand tritt bei Entscheidung der vorliegenden Frage noch in Betracht, und das ist der: ob die in der Akerkrume befindlichen Steine solcher Art sind, daß ihre Massen einer sichtbaren oder wahrnehmbaren Verwitterung unterliegen können, oder ob dieses nicht der Fall sey? auch ob nicht eine Verwitterung oder Auflösung durch ein künstliches Verfahren hervorgerufen werden könne? und ob dabei die Massentheile der Steine pflanzennährende Stoffe, sey es nun unmittelbar, oder auch nur mittelbar, darbieten?

Es ist zwar anzunehmen, daß es höchst wahrscheinlich keinen absolut unauflöslichen Körper in der Natur gibt; und man kann diese Annahme schon darauf stüzen, daß man bereits zu der Erfahrung gelangt ist, daß die, fast gegen alle Säuren, mit Ausnahme der Flußsäure, unangreifbar sich zeigende Kieselerde, durch den Zusaz eines andern Zwischenmittels, doch zur Lösbarkeit disponirt werden kann, und sich aufgelöset in den meisten Wässern vorfindet: aber so weit dürfen wir mit der Auflösbarkeit in der Landwirthschaft doch auch nicht gehen, und wird müssen uns dieserwegen nur an das sichtbare, dem forschenden Auge sehr bemerkbar werdende, blosse Verwittern des Gesteins halten.

Unter den scheinbar unauflöslichen Steinarten müssen wir alle die harten, größtentheils dem Kieselgeschlechte angehörigen Steine begreifen, die man ohnehin im allgemeinen Sprachgebrauche Kieselsteine nennt.

Angenommen nun aber, daß die in der Aker-Krume befindlichen Steine auflöslicher Art sind, oder schon sichtbar verwittern; so wäre es oftmals nicht allein eine unnöthige, sondern selbst eine ganz unnüze Arbeit, wenn man auch die, die Akerkultur gar nicht hindernden Steine aus der Aker-Krume zu entfernen suchen wollte. Ja, es muß dieserwegen unter dem gleich Folgenden sogar die Ueberlegung in Betracht treten, ob es nicht dann selbst gerathener seyn könne, grössere Steine lieber in kleine Theile zu zerklopfen, und in der Akerkrume zu lassen, als solche vom Aker ganz

zu entfernen? — Dieser Fall kann nur dann und da eintreten, wenn und wo erkannt worden ist, daß die Bestandtheile der Steine von der Art sind, daß solche der Pflanzen-Vegetation an sich schon zusagen, oder durch einen nicht zu kostbaren Zusaz irgend eines Zwischenmittels dazu gebraucht werden können.

Gegen diesen Grundsaz nun wird in der Praxis gewiß sehr häufig gefehlt, ohne daß man weiter an den Vortheil denkt, den man sich durch das Unterlassen des Fortschaffens der Steine in zweierlei Art schaffen könnte, einmal nemlich, um sich die Kosten für das Herausbringen zu ersparen, zweitens, um seine Akerkrume damit für die Folgezeit zu verbessern.

Es ist hier nicht der Ort, in das Spezielle aller derjenigen Steinarten einzugehen, welche schon einer solchen sichtbaren Verwitterung unterliegen, oder bei denen durch irgend ein anderes Zwischen-Mittel eine schnellere Verwitterung hervorgebracht werden könne; aber nennen will ich doch einige der am Häufigsten vorkommenden Steinarten jener Art, nemlich: Kalkstein, besonders der Flöz-Kalk-Stein, alle Steinarten, welche Feldspath, Glimmer und Hornblende, und somit, ausser den früher nur bekannt gewesenen Bestandtheilen an Kiesel-, Thon- und Bitter-Erde, Eisen- und Mangen-Oxyd, nach den neuen Untersuchungen, zugleich auch Kali, oder Natron, oder auch einigen Kalkantheil enthalten. Die ausgebreitetsten Läger dieser Stein-Arten sind: Granit, Gneuß, Glimmerschiefer, und Syenit. Ferner sind in Betracht zu ziehen: manche Porphyr-, Basalt-Arten, besonders der Kugel-Basalt, Schieferthon.

Einige Steinarten vorgedachter Art verwittern schon ohne weitere Zwischenmittel ausserordentlich stark, oder werden durch die Wurzeln der Gewächse, und hier wahrscheinlich durch Einwirkung der Humussäure, dazu bestimmt, z. B. manche Granit-, Syenit-, Glimmerschiefer-, Basalt-, Porphyr- und Kalklager; bei andern dagegen scheint das Gestein zwar der Zeit zu trozen, indessen würde hier ein Zwischenmittel, z. B. die Prozedur des Brennens, die Mengung mit Kalke rc., oftmals ein Gleiches hervorzubringen im Stande seyn; und es läßt sich das eine oder das andere hierbei zwekmässigste Verfahren durch Versuche nicht ausfindig machen.

Einem jeden, besonders einem angehenden Landwirthe ist daher unter Vorangeführtem wohl zu empfehlen, nicht so unbedingt jeden Stein, und auch den kleinsten, im Aker zu verdammen, sondern er überlege und prüfe die Sache zuvor wohl, und handle nur nach den daraus hervorgehenden Gesammt-Resultaten. Allerdings aber wollen wir ihm nicht, und überhaupt Niemanden, die Meinung aufdringen, daß er einen steinigen Aker für besser halten soll, als einen ohne Steine seyenden, wenn schon es Fälle genug geben kann, wo man einen steinigen Aker, bei richtiger Erkennung seiner steinigten Bestandtheile, für besser halten darf, als einen andern Aker, dem diese mangeln. Hieraus wird nun zwar keine Regel entstehen; es zeigt aber, daß auch keine Regel ohne Ausnahme ist. —

Zum Schlusse darf ich noch eine, aus dem Leben gegriffene Thatsache hinzufügen.

Bei meiner frühern Anwesenheit im Fuldaschen kam ich einmal zu einem tüchtigen Landmann, welcher mich versicherte, daß sein Großvater von einem sandigen Bergfelde die sämmtlichen, selbst auch die keinsten Steine, sorgfältig habe absuchen lassen. Hierauf sey zu meines Vaters Zeiten eine sichtbare Unfruchtbarkeit des Akers eingetreten, und da er dem Steine-Abbringen die Schuld davon habe geben müssen, so seyen von ihm die noch am Rande in grossen Haufen gelegenen Steine wieder auf den Aker gebracht worden, und er dürfe nunmehro nicht weiter über Unfruchtbarkeit klagen! Der Mann war bei vorgedachter Prozedur von Manchem verlacht worden, was aber doch sehr mit Unrecht geschehen war. Die Folgezeit hatte indeß sein Verfahren auch gerechtfertiget.

Plathner.

Wieder ein neues Schafwolle-Wasch-Mittel.

Herr Fr. v. Pachner in Pesth hat ein chemisches kaltes Wollwasch-Präparat (das sich in kaltem Wasser in kurzer Zeit auflöst) erfunden, wovon derselbe im Mai v. Js. und unlängst — um desto gründlicher darüber auch durch kalte Winterwäsche urtheilen zu können — wieder davon Etwas übersendet hat, um meinen Befund dießfalls öffentlich auszusprechen.

Es ist daher sehr erfreulich, anzeigen zu können, daß es Herrn v. Pachner in Pesth vollkommen gelungen hat, ein höchst zwekmässiges, wohlfeiles chemisches Waschmittel, welches ganz von den früher erfundenen verschieden, zu begründen, die Schaf-Wolle auf dem Körper oder erst nach der Schur dieser Thiere, ohne die Natur der Wolle im Mindesten zu beschädigen, kalt sehr rein zu waschen, und hat dadurch diesem schon lange empfundenen Bedürfnisse sehr glüklich abgeholfen; ich glaube demnach, daß es allen Güterbesizern erwünscht seyn wird, rükſichtlich der Wirksamkeit desselben Folgendes darüber mitgetheilt zu erhalten.

Die Vortheile, welche diese neue Erfindung für das Beste der Produzenten für ein erhöhtes Gedeihen des landwirthschaftlichen Betriebes, das dadurch bedeutend erleichtert wird, gewähren, sind nebst Fracht-, Zoll- und Arbeits-Ersparnissen sehr wichtig; denn nicht allein, daß diese kalte Wäsche den Menschen und Thieren zuträglicher und in Rükſicht anderer ökonomischen Verrichtungen Zeit und Mühe sparend ist, auch die grossen kostspieligen Kessel zum Heizen und das theuere Brennmaterial, ferner dießfallsige Heizer und Zureicher dadurch erspart werden, zeichnet sich dieses Waschmittel auch dadurch charakteristisch aus, daß es Schmuz und Fett in der Wolle schnell und vollkommen auflöst, diese dabei so sanft und geschmeidig, wie bei irgend einer andern Wäsche erhält; solche nicht wie die warme Wäsche ausdehnet oder vergröbert und ihren Nerv schwächt, sondern auch (was sehr wichtig) sehr wohlfeil ist, indem nur 20 höchstens 25 Loth von diesem Waschmittel in 5 Eimer Wasser zu verwenden nothwendig sind, um darin 1 Zentner Wolle einzuweichen und sodann rein zu waschen.

Das Pfund von diesem Waschpräparat hat Herr v. Pachner in loco Pesth um 32 Groschen C. M. festgesezt; rechnet man daher, daß, wenn im Grossen z. B. 15 Schafe ½ Stunde in einer Bottig eingeweicht werden, die 10 Eimer Flüssigkeit und 40 Loth Waschmittel enthält, und weil das aus den Vliessen ausgedrukt wordene Waschmittel wieder verwendet werden kann, so kommt das Waschmittel für ein Schaf nicht auf ⅔ kr. C. M. zu stehen!

Wir müssen uns in der That recht sehr freuen, in einer Sache, welche die Goldgrube so vieler Güterbesizer betrifft (wobei bisher aber leider Menschen und Thiere schauerlich gequält wurden) und die so lange Zeit hindurch erfolglos unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, endlich das gewünschte Ziel durch eben so unkostspieliges Waschmittel erreicht zu sehen.

Theresienfeld bei W. Neustadt in Niederösterreich.

Bernhard Petri,
Oekonomie-Gutsbesizer u. Eigenthümer eines Reinzucht-Instituts von drei der berühmtesten original spanischen leonischen Merinosracen.

Vertilgung der Herbstzeitlose.

Die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) ist als ein sehr schädliches Unkraut oft über grosse Wiesenflächen verbreitet. Als Futter für das Rind-Vieh wird sie nicht geliebt, und von dem Samen sterben die Hühner, wenn sie die Körner geniessen, da solche zu den Giftpflanzen gehört. Um solche zu vertilgen, läßt man im Frühjahre, sobald die Blätter einige Finger lang geworden sind, sämmtliche Pflanzen ausraufen. Bei diesem Verfahren bricht der Stengel der Pflanze oberhalb der Zwiebel ab, wodurch die Hauptzwiebel abstirbt und demnach im Herbste keine Blumen mehr zum Vorscheine kommen. Wiederholt man dieses Verfahren einige Jahre, so kann man die Wiesen ganz davon befreien. Dem Graswuchse wird durchaus nicht geschadet, da das Gras um diese Zeit erst einige Zoll lang ist, und das Heu wird

durch diese Vertilgung von weit besserer Qualität. Bei Aussäen von Grassamen muß man besonders darauf sehen, daß der Same der Zeitlosen nicht dabei sey, weil man auf diese Art dieses Unkraut einer ganzen Fläche mittheilen kann.

Was wäre gegen den Luxus in ausländischen Waaren nothwendig?

Erinnern wir uns doch noch der glüklichen Zeiten, da der Bauer nicht gerne einen Faden am Leibe trug, den er nicht selbst gesponnen hatte; und wenn er etwas kaufte, so mußte es, wenn auch kostspielig, doch dauerhaft seyn. Der erstgeborne Sohn, wenn er das Erstemal in die Kirche ging, trug einen Rok von dem Tuche, das sich der Großvater auf seinen Hochzeittag kaufte; die rothtuchene Weste, in der der Jüngling Staat machte, trug er als Mann bis in sein graues Alter.

Durch landesherrliche Verfügungen wurde damals für Güte und Dauerhaftigkeit der Kleidung des Bürger- und Bauernstandes in den Kramläden strenge und genau durch Waarenbeschauer gesorgt. — Ausländische Waaren wurden nur wenige und eingeschränkt geduldet. — Das Land war damals reich und fähig genug, sich nähren und kleiden zu können.

Bayern würde sich auch heute noch ohne die ausländischen glänzenden Lumpenwaaren, die, ohnehin schon in der Absicht des Geldgewinnstes verfertigt, alle Monate erneuert werden müssen, schön, gut und dauerhaft kleiden können.

Hiemit will ich eben aber auch nicht sagen, daß der Bayer von den Märkten der Nachbarn ganz ausgeschlossen seyn soll; aber was würde es denn schaden, wenn all der Plunder, den die gemeinen Leute eben so leicht entbehren, aber einmal dabei hart oder nicht bestehen können, wenigstens mit 100 fl. Proz. Zoll eingeschränkt wäre? — Die reiche Bürgers- und Bauerstochter würde recht gern mit Dank die Elle des schönspielenden Perses à 1 fl. 30 kr. und noch theurer bezahlen, um grosse Augen auf sich zu ziehen, wenn die übrigen Töchter kein so schönes Kleid hätten. — Ist es ferner nicht lächerlich, einen Rok vom inländischen Tuche zu verschmähen, weil es noch ein schöneres, wenn auch an Güte schlechteres, in England gibt? — Wäre es nicht recht und gut, wenn man diese übertriebene Prachtliebe, ich wiederhole es, mit 100 fl. Proz. Zoll versteuerte? — So könnten sich doch reiche Männer von dem niedrigsten Stallknechte in der Kleidung auszeichnend unterscheiden!

Man beschuldige nur die Landwirthschaft nicht, daß es den Gewerben an rohen Produkten fehlt. Alles bauet der Bauer, wobei er sicherern und ergiebigeren Absaz findet, als bei Getreide. Man legte z. B. Runkelrübenzuker-Fabriken an, und überall werden die sonst ungewöhnlichen Runkel-Rüben in Menge gebaut; Erdäpfelbranntwein-Brennereien werden mit Erdäpfeln beinahe überschüttet u. s. f.

Aber welcher Verständige wird es einem Bauer verargen, wenn er keine Lust hat, seinen Dünger und gute Felder dem sicheren Getreide-Baue zu entziehen, um ein Gewächs, das vielen Dünger und mehreren Bauaufwand kostet, auf ohngefähr zu versuchen, wenn er des sicheren Absazes nicht so viel gewiß ist, daß ihm das neue Produkt, wenn auch nur mit Dekung der Kosten — bezahlt wird?

Weil unsere Gewerbe nur um den äusserst wohlfeilsten Preis ihre wenigen Fabrikate verkaufen, so können sie auch die rohen Produkte nur um den wohlfeilsten Preis einkaufen, und brauchen von diesen nur sehr wenig.

Ich will nur ein Beispiel anführen: Man spricht gegenwärtig ausserordentlich viel von Schafen, man veredelt sie, ganz mit Nuzen, mit besseren Racen; aber wir haben nicht mehr die Hälfte von Schafen, die wir im vorigen Jahrhunderte hatten; wir werden die Wolle noch nach England verkaufen, und von dort her unsere Tücher beziehen. Wenn diesem Verkehre mit England nicht Einhalt gethan wird, so kommt es sicher auch noch so weit, daß wir auch noch unsern Flachs und Häute um den wohlfeilsten Preis, um den sie andere, näher gelegene Nationen nicht verkaufen, nach England senden, um theure prächtige Leinwand und

Leder, wenn auch von der kleinbesten Güte, englisch zu bekommen!

Aus diesem Grunde verlor auch die Landwirthschaft, wie die Gewerbe sanken, welch leztere sich auch nie mehr heben werden, so lange sie von dem elenden Quark gedrükt werden!

Den Wunsch der Beschränkung ausländischer Waaren drüken alle Gewerbe und alle Landwirthe, mit Ausschluß der Großhändler, aus; also ist es National-Wunsch, wodurch bei Emporhebung der inländischen Gewerbe Millionen Gulden im Lande erhalten, und besser auf inländische dauerhaftere Kleider verwendet würden, um eine grosse jährliche Ersparung, welche durch längere Haltbarkeit der Kleider meistens der Kasse der ärmeren Menschenklasse zufallen würde, zu bewirken!

Der Himmel wird auch da noch helfen!

Irlbeck.

Weinspaliere vor Vögeln zu schüzen.

Weitgestrikte Neze darüber gespannt, ist das vorzüglichste Mittel; wer dieß aber nicht anwenden will oder kann, bediene sich grober, drei- oder vierfacher wollener Fäden von gelber, rother oder hellblauer Farbe; diese werden am Spaliere über den Wein etwa einen Fuß weit aus einander hin- und hergezogen; die Vögel fürchten sich sehr vor diesen Fäden. Oder man steke etwa vier Fuß lange Stäbchen in das Spalier und befestige an der Spize derselben mittelst zwei Fuß langer gezwirnter leinener Fäden Dachspäne, in die man hierzu an das eine Ende ein Loch macht. Von diesen Spänen, die sich bei der geringsten Bewegung der Luft bewegen und drehen, scheuen sich die Vögel sehr; auch thut man wohl, an die Späne noch etwas Knittergold oder Knittersilber zu binden, dessen Blizen und Funkeln beim Bewegen der Späne den Vögeln besonders schreklich erscheint.

Beförderung der Milch-Ergiebigkeit der Kühe.

Der fleissige Akersmann Johann Potschacher von Karlstein, königl. Landgerichts Reichenhall, hat die mehrfältige Beobachtung gemacht: daß es zur Vermehrung der Milch bei Kälberkühen, vorzüglich bei jungen, die zum Erstenmale trächtig sind, sehr viel beitrage, wenn man dieselben, wenigst zwei Monate vor dem Kälbern anfangend, mit dem lauwarmen Abspülicht der Milch-Gefäße (dem Wasser, womit man die Weidlinge, Stozen, Hafen ꝛc., in welchen die Milch aufbewahrt wird, warm auswäscht und reinigt) mittelst eines Lappens, oder noch besser, mittelst eines Schwammes unter dem Bauche, den Milch-Adern entlang, bis zu den Zizen täglich zweimal wäscht. Dieß weicht die Milchgefäße auf, und solche Kühe werden nach dem Kälbern bedeutend mehr Milch geben, als wenn dieses tägliche Waschen unterblieben wäre.

Ueber Torf-Verkohlung.

Ein Wörtchen für polytechnische Vereins-Blätter-Redaktionen, und für derlei landwirthschaftliche.

Mir, dem Einsender Dieses, ist es wegen meiner beständigen Kränklichkeit leider nicht möglich, diesen für unsere Tage so hochwichtigen Gegenstand mit geziemender Weitwendigkeit zu besprechen; ich kann daher an die Eingangs gemeinten hochverehrlichen Redaktionen nur die vertrauende Bitte wagen, den Artikel Torf überhaupt, besonders aber jenen über „Torf-Verkohlung", in dem General-Register über die ersten 12 Bände der Leipziger Sammlungen, erschienen 1761, dann die hienach gefolgten weitern Lieferungs-Bände selbst, gütigst nachzuschlagen, und das wahrhaft Anwendbare hierauf gefälligst bekannt zu machen. Salvo meliori!

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnitzeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Anagrammatische Anekdote.

In einer fashionablen Wiener-Gesellschaft, wo jüngst viel über Talleyrand und Canning, über Montgelas und Bernstorf, über Hardenberg und Castlereagh u. s. w. verhandelt wurde, warf Einer die Frage auf: Und wen, meine Herren, wen kann man mit Rechten den größten Staatsmann unserer Zeit nennen?

„Sie fragen mit Rechten" — erwiederte schmunzelnd ein ältlicher Herr — „und haben diesen etwas absoluten Ausdruk sehr glüklich gewählt, denn beide Wörtchen beantworten Ihre Frage auf das Entschiedenste; sie nennen Ihnen den Staatsmann, einen der größten aller Zeiten, der immer Rechtes gewollt und gethan hat, dessen Name im hehrsten Glanze auf die späteste Nachwelt übergehen wird!"

Wie? die Worte „mit Rechten" hätten solche orakelmäßige Eigenschaft?

„Ganz gewiß! Erlauben Sie, daß ich die einzelnen Buchstaben derselben mit Ziffern bezeichne." Da nahm der ältliche Herr ein Blatt und schrieb darauf:

M i t R e c h t e n.
1 8 3 6 2 9 10 4 5 7.

„So — nun stellen Sie diese Ziffern in die arithmetische Ordnung, und sezen unter jede den entsprechenden Buchstaben."

Man befolgte die erhaltene Weisung und bekam:

M e t t e r n i c h.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10.

Herrlich, herrlich! rief jubelnd die ganze Gesellschaft, herrlich und wahr: Lange noch lebe der Hort des Rechten, Oesterreichs Stolz!

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 13. 26. März 1840.

Inhalt: Ueber Preßfreiheit. — Mittel gegen die Erdflöhe. — Mittel gegen die Schneken. — Mittel gegen die Regenwürmer. — Gottlob, wir haben wieder einen Bischof!

Ueber Preßfreiheit.

In der Kammer der Abgeordneten zu München gab es unlängst wieder Debatten über Aufhebung der Censur. Bei dieser Gelegenheit zeichnen im Umblike auf Theorie und Praxis der Preßfreiheit folgende Bemerkungen Sr. Exzellenz des k. Ministers des Innern, v. Abel, die Physiognomie des Themas sehr sprechend:

„Was ist denn der Zwek der Preßfreiheit, der freien Gedankenmittheilung, für welchen sie ihre edelsten Vertheidiger in Anspruch nehmen? Gewiß wohl kein anderer, als der der Förderung wahrer Wissenschaftlichkeit. Was unterliegt aber bei uns der Censur? Nichts Anderes, als die Zeitungen und periodischen Schriften politischen und statistischen Inhaltes. Hat nun die Journalistik irgendwo und zu irgend einer Zeit ächte Wissenschaftlichkeit gefördert? Vergleichen Sie Deutschland, meine Herren, wo von jeher das System der Censur bestand, mit jenen Staaten, welche sich dieses hochgepriesenen Gutes, der unbedingten Preßfreiheit, zu erfreuen haben. Die hauptsächlichsten sind England, Frankreich und in neuerer Zeit auch Spanien und Portugal. Haben wir nun in Deutschland in allen Beziehungen die Vergleichung mit diesen Staaten zu fürchten? Mit Stolz dürfen wir als Deutsche es aussprechen, was wahre gründliche Wissenschaft anbelange, was die Verbreitung allgemeiner Aufklärung, was die Einrichtung und den Zustand der Unterrichts-Anstalten, was überhaupt alle die Mittel und Anstalten betrifft, durch welche wahre Wissenschaftlichkeit befördert wird; wahrlich mit Frankreich und mit England, mit Spanien und Portugal werden wir nimmermehr einen Tausch eingehen. Praktisch ist also schon der Beweis geliefert, daß die unbedingte Preßfreiheit es nicht ist, durch welche ächte Wissenschaftlichkeit befördert wird.

Wer mit aufmerksamem Blike dem Gange der Literatur gefolgt ist, wird sehr gut wissen, wie sehr in neuerer Zeit in England und Frankreich, von Spanien und Portugal will ich nicht sprechen, die Zahl der Werke verhältnißmässig abgenommen hat, welche sich mit wahren tieferen wissenschaftlichen Forschungen beschäftigen, während auf der andern Seite die Zahl der Flugschriften und Brochüren zu einer unglaublichen Grösse angeschwollen ist. Bei uns in Deutschland findet, Gott sey Dank, bis jezt noch das Gegentheil Statt.

Was soll nun aber ferner die Journalistik leisten, wenn sie ächte Wissenschaftlichkeit nicht fördert? Soll sie der Willkür der Regirungen Schranken sezen? Soll sie die Regirungen, welche hinter der Zeit zurükgeblieben, anregen, ihre Thätigkeit anspornen?

Das ist aber hauptsächlich in konstitutionellen Staaten das Geschäft der Kammern, und ich glaube, daß die Verfassungs Urkunde Ihnen, meine Herren, Mittel genug in die Hände gelegt hat, sich dieser Aufgabe zu entledigen. Hier in Ihrer Mitte berathet die Regirung mit den Gebildeten, mit den Sachkundigen des Volkes die heiligsten Interessen des Vaterlandes. Der geleistete Eid, die Wahl, die Eigenschaften, alles Das gibt Bürgschaft dafür, daß überall nur das Gute gewollt, und nur das Gute angestrebt wird. Gewährt die Journalistik wohl eine ähnliche Garantie? Bedarf es der Journalistik da noch, wo in Ihrer Mitte dem freien Worte keine Schranke gesezt ist, wo jeder Gegenstand mit der vollsten Offenheit bespro-

chen werden darf? Fürwahr, davon kann ich mich nimmermehr überzeugen, daß die Journalistik es sey, welche auf einer Seite der Willkür der Regirungen Schranken zu sezen, auf der andern Seite die Regirungen anzuregen und zum Voranschreiten aufzufordern den Beruf haben sollte.

Eine dritte Frage ist: Ist es an der Zeit, die Censur aufzuheben und an ihre Stelle die volle Preßfreiheit zu sezen?

Unsere Zeit, meine Herren, ist eine kränkelnde, und ihre Krankheit ist eine aufgeregte Reizbarkeit, und wer vor den Zeichen der Zeit sein Auge nicht verschließt, und die täglichen Erscheinungen beobachtet, der wird fürwahr sich längst davon überzeugt haben, daß dieses die Krankheit unserer Zustände im Allgemeinen ist.

Soll nun die Regirung dulden, daß die Massen täglich in ungeordnete Bewegung und Aufregung gesezt werden; soll sie selbst die Mittel an die Hand geben, damit diese krankhaften Zustände, die in alle öffentliche Verhältnisse so nachtheilig eingreifen, verewigt werden können?! Die Beantwortung, meine Herren, überlasse ich Ihrer Einsicht.

Weiter, meine Herren, es ist ein altes Sprichwort, daß der Baum an seinen Früchten erkannt werde. Was hat nun aber die unbedingte Preßfreiheit da, wo sie besteht, bis jezt Gutes hervorgebracht?!

Verdankt Großbritannien, das Mutterland der Preßfreiheit, seine Macht und seine Grösse etwa der Preßfreiheit?! Ist seine Grösse nicht begründet worden, lange zuvor, ehe die Preß-Freiheit entstand; ist sie nicht begründet worden durch eine Königin, deren Name und Ruhm alle kommenden Jahrhunderte hindurch glänzen wird?! Und was hat die Preßfreiheit in Frankreich Gutes gestiftet?! — Entheben Sie mich, meine Herren, der Nachweisung, die Thatsachen liegen vor Ihrer Aller Augen, und die Früchte beweisen es.

Wohl weiß ich, meine Herren, daß in dem Mutterlande der Preßfreiheit vor nicht langer Zeit eben diese Preßfreiheit ein edles Weib durch die schändlichste Verläumdung gemordet hat, und daß die Wahrheit zwar endlich an den Tag gekommen ist, aber nicht durch die Feder der Journalistik, sondern durch das Messer der Anatomen.

Wohl weiß ich, meine Herren, daß in Frankreich durch die Preßfreiheit Königsmörder hervorgerufen worden sind, wie die in öffentlichen Blättern abgedrukten gerichtlichen Verhandlungen, — wie die eigenen Geständnisse der Königsmörder dargethan haben.

Sind das nun erfreuliche Früchte? — Und was hat bis jezt die Censur für Opfer gebracht? Fürwahr, meine Herren, das beklagenswertheste Opfer der Censur ist der so sehr verfolgte Gedanken-Mörder, genannt Censor.

Soll ich von der Unzulänglichkeit des Systems der Repression sprechen, welches so vielfältig angepriesen wird? Auch darüber, meine Herren, ist so viel schon in öffentlichen Schriften, so wie in öffentlichen Verhandlungen gesprochen und erörtert worden, daß eine ausführliche Auseinandersezung wohl nur in einer Wiederholung längst bekannter Dinge bestehen könnte. Die Presse, meine Herren, ist nicht, wie wohl anderwärts gesagt worden ist, dem Speer des Achilles zu vergleichen, der die Wunden wieder heilt, die er geschlagen hat. O nein, meine Herren, kein Repressiv-System vermag die Wunden zu heilen, welche die Journalistik zu schlagen vermag; denn die Bewegung, meine Herren, die von dem Stosse ausgeht, den sie gegen die Ehre eines Einzelnen, oder gegen die Ruhe und Ordnung des Ganzen führt, ist eine geistige, und kein Auge vermag zu erreichen, keine Kraft zu begrenzen, wo ihre lezten Schwingungen verbeben. Was für ein Straf-System, meine Herren, knüpft sich endlich an die Repression?! Das System der Géranten. Ein Einzelner macht sich verantwortlich, die Strafen auf sich zu nehmen, die eigentlich nur Jene treffen sollten, von denen die strafbaren Aufsäze herrühren. Was würden Sie wohl, meine Herren, sagen, wenn in einem bestimmten Stadtdistrikte ein Einzelner, etwa in der öffentlichen Meinung längst geächteter Mann, sich vor Sie hinstellte, und wollte die Strafen für alle Uebertretungen des ganzen Distriktes übernehmen?! Was würden

Sie sagen, wenn Ihnen ein Gesez vorgelegt würde, um solche Grundseze zu sanktioniren?! — Ihre Antwort kann gewiß nicht zweifelhaft seyn.

Die Journalistik, meine Herren, welcher Mittel bedient sie sich, — aus welchen Quellen schöpft sie ihre Nachrichten? Sie sind bekannt. Wenn die Regirung so viele Spionen besoldete, um alle Lebensverhältnisse des Einzelnen, — alle seine Handlungen zu durchspähen und Geheimes an das Tageslicht hervorzuziehen, wie die Journalistik nur allzu häufig bezüglich der Einzelnen und der Regirungen es thut, fürwahr, man würde über sie das schwerste Verdammungs-Urtheil mit dem vollsten Rechte aussprechen. — Und die Begünstigung dieses Systems soll es seyn, was dem Allgemeinen frommen soll? Davon, meine Herren, kann ich mich nimmermehr überzeugen.

Aechte Wissenschaftlichkeit, meine Herren, sie soll beförbert werden, — sie ist heilige Aufgabe des Staates, und fürwahr! ich glaube, meine Herren, die Regirungen, welche die wahre Preß-Freiheit, — den Gebrauch der Presse für Förderung ächter Wissenschaftlichkeit gegen ihre feile Stiefschwester, gegen die Buhldirne, genannt Journalistik, in Schuz nehmen, und ihr den gebührenden Plaz vor dieser bewahren, sie leisten mehr für geistige Aufklärung und ächte Wissenschaftlichkeit, als jene, welche die Journalistik auf Kosten des eben bezeichneten wahren wissenschaftlichen Gebrauches der Presse unterstüzen und fördern.

Ich habe, daß dieses das Ergebniß ist, aus dem Beispiele anderer Staaten bereits nachgewiesen, wenigstens angedeutet; die Thatsachen stehen vor Ihren Augen und die näheren Belege können jeden Augenblik beigebracht werden. Dieselbe Kunst, meine Herren, der Europa seine Civilisation verdankt, die Erfindung der Presse, — sie ist gewiß ein hohes, — eines der höchsten Güter; — aber, meine Herren, hüten wir uns, daß nicht durch Maßregeln, die aus der besten Meinung vorgeschlagen werden, diese Kunst zu einem andern Saturn werde, der sein eigenes Kind, die wahre Civilisation, wieder verschlingt."

Hierauf wurde erwiedert: „Keine Furcht, keine Besorgniß könne hier vorliegen. Müsse sich ja selbst das göttliche Wort besprechen lassen, es werde erörtert und herniedergezogen in das irdische Leben und von menschlichen Zungen behandelt. Verliere es deßhalb die Eigenschaft der Göttlichkeit? Werde nicht gerade dadurch oft dem Indifferentismus begegnet, warme Theilnahme gewekt und genährt? Und was vom göttlichen Worte gelte, sollte das nicht auch von menschlichen Sazungen gelten? Man habe endlich angeführt: „den Baum erkenne man an seinen Früchten." Allein man müsse nicht die wurmstichigen und faulen Früchte auslesen, um sich von der Güte der Früchte überhaupt zu überzeugen. Wer wollte es läugnen, daß Poesie und Kunst nur zu oft mißbraucht werden zu niedriger Gemeinheit und Schlechtigkeit; aber wer wollte deßwegen diese freundlichen Genien aus dem Leben verbannen? Geschehe nicht hin und wieder durch Urtheil und Spruch dem Einen oder dem Andern Unrecht; seyen nicht selbst Todesurtheile, wie sich später erst ergeben, an Unschuldigen vollstrekt worden? Wer wollte deßhalb die Hallen der Themis verschliessen, und ihre Priester aus dem Tempel jagen? Wer wollte widersprechen, daß selbst Lehrstühle und Kanzeln mißbraucht werden, um Unfrieden zu erregen, um den Samen des Mißtrauens auszustreuen, um aufzuregen und zu erbittern, wo man nur vermitteln und versöhnen sollte? Wer wollte aber deßhalb die Kanzeln aus den Gotteshäusern bannen, und die Lehrsäle schliessen, weil sie möglicherweise mißbraucht werden können? Die Gründe gegen die freie Mittheilung, gegen freie Besprechung der innern Verwaltung scheinen daher in der That nicht schlagend zu seyn. Eine vernünftige Preßfreiheit erscheine immer als das sicherste Gegengift gegen Preßfrechheit, und dieser zu begegnen sey eben die Aufgabe einer zeitgemässen Gesezgebung. Deßhalb empfehle er diesen seinen doppelten Wunsch der freundlichen Aufnahme der Kammer."

Herr v. Abel entgegnete: „Die Frage ist durchaus nicht, ob zwischen Preßfreiheit oder Preß-Zwang gewählt werden solle, sondern ob das Sy-

stem der Censur oder das Repressivsystem von dem legislativen Standpunkte aus den Vorzug verdiene. Keines dieser beiden Systeme soll sich die Unterdrükung der freien Gedankenäusserung zur Aufgabe sezen; beide sollen nur erzielen, daß das Schädliche ausgeschieden werde, mit andern Worten: das Prinzip der Preßfreiheit soll wie das Prinzip aller öffentlichen Freiheit jenem der öffentlichen Ordnung untergeben werden, weil nur in diesem Prinzipe öffentliche Freiheit bestehen kann.

Ich habe nun bereits, als dieser Wunsch zum Erstenmale in dieser hohen Kammer zur Sprache kam, die Gründe zu entwikeln die Ehre gehabt, aus welchen nach meiner Ueberzeuguxg das Repressivsystem bis jezt überall, wo es zur Anwendung gekommen, als durchaus unzulänglich sich erwiesen hat. Ich habe dieß damals zu beweisen gesucht aus der Erfahrung, aus der Natur und dem Wesen der Sache. Ich habe darzuthun versucht, daß die Strafe, welche der That nachfolge, nimmermehr die Folgen aufzuheben vermöge, die das durch den gesezwidrigen Gebrauch der Presse verbreitete Wort und Urtheil schon gestiftet hat; daß es, um ein Beispiel anzuführen, unmöglich sey, die einmal geraubte Ehre wieder zu geben, die Strafe möge der That noch so schnell auf dem Fusse folgen. Man hat nun aber gegen die Censur vorzüglich die Art und Weise geltend zu machen beliebt, wie sie in Bayern gehandhabt werde. Die Instruktionen, die für die Handhabung der Censur erlassen wurden, untersagen keine verständige Meinungsäusserung auch über innere Angelegenheiten, und es ist mir nicht erinnerlich, daß, seitdem Se. Majestät der König die Gnade gehabt haben, mir die Leitung des Ministeriums des Innern anzuvertrauen, mehr als eine einzige Reklamation an das Ministerium gekommen wäre; und diese einzige Reklamation ist zu Gunsten des Reklamanten entschieden worden. Ich bin aber auch überzeugt, daß die Meinung, als werde durch die Censur eine so grenzenlose Masse von Artikeln, die sich mit diesen Angelegenheiten befassen, gestrichen und in der Geburt erstikt, auf einem Irrthume beruht, ja, ich bin überzeugt, daß, wenn heute alle die Artikel, welche seit dem Zeitraume von drei Jahren von den Censoren gestrichen wurden, abgefordert und der sehr geehrten Kammer vorgelegt würden, die Auslese zu Gunsten jener, welche etwa die Aufnahme verdient hätten, sehr kärglich seyn dürfte. Ich habe bereits bemerkt, daß die Censur, in so weit sie bei uns besteht, an und für sich schon innerhalb enger Grenzen sich bewege; daß nur die politischen nnd periodischen Schriften statistischen und politischen Inhalts derselben unterliegen. Wenn daher von dem sehr geehrten Herrn Antragsteller auf den grossen Nuzen und Werth der in England censurfrei erscheinenden literarischen Zeitschriften, wie des Edinburgh Review und des Quarterly Review aufmerksam gemacht wurde, so möchte ich erinnern, daß alle diese Zeitschriften auch bei uns nicht der Censur unterliegen, in so fern sie nicht ihrem Stoffe nach unter die nach dem §. 2 des Preßedikts der Censur anheimfallenden Schriften gehören. Eines der Hauptbedenken, die dem repressiven Systeme entgegenstehen, ist aber immer, daß dadurch der Anonymität eine Prämie zugesichert wird. Der Verfasser eines Artikels — sey der Artikel auch noch so schmählich — erscheint nie vor den Augen des Publikums. Und schon dieser Umstand ist gewiß ein sehr beachtenswerther, sowohl aus dem Standpunkte der Legislatur, als auch aus jenem der Moral. Denn — wem immer durch solch einen Artikel eine Rechts-Verlezung zugefügt wird — der eigentlich Schuldige bleibt stets der strafenden Gewalt verhüllt. Es ist übrigens über die Vorzüge der Censur oder des Repressivsystems so viel schon geschrieben, so viel in Ständekammern verhandelt worden, daß es unmöglich ist, Neues noch darüber zu sagen. Die Meinungen haben sich in dieser Hinsicht längst entschieden und festgestellt, und ich bescheide mich daher sehr gerne damit, daß es zu den undankbarsten Aufgaben gehöre, in Denjenigen, welche für das Repressivsystem in die Schranken getreten sind, eine Meinungsänderung hervorrufen zu wollen. Ich ehre die Gründe, wie bereits bemerkt, aus welchen diese Ansicht hervorgegangen ist. Ich habe die mir inwohnende entgegengesezte entwikelt,

ihre Gründe dargelegt. Durch die vorgebrachten Gegengründe habe ich mich nicht überzeugen können, daß meine, durch die Erfahrung befestigte Ansicht eine irrige sey. Ich kann aber nur am Schlusse meiner Erörterung die Erklärung wiederholen, daß es sich hier nicht um die Frage zwischen Preßfreiheit und Preßzwang handelt, sondern darum, ob eine gehörig beschränkte, nicht in Preß-Frechheit ausartende Preßfreiheit besser auf dem Wege der Censur (getreu dem Grundsaze, daß die polizeiliche Behörden Rechtsverlezungen zu verhüten haben) erreicht werden kann, oder auf dem Wege des Repressivsystems."

Dieser langen Reden kurzes Resultat war, daß die Kammer der Aufhebung der Censur für innere Angelegenheiten ihre Zustimmung gab und auf Vorlage eines neuen Preßgesezes bestand.

Was haben wir nun allenfalls daraus zu erwarten? Unabsehbare Folgen frecher Angriffe alles Ehrwürdigen und Heiligen von Seite jener müssigen Köpfe, die wohl das Fingerjuken haben, Etwas zu schreiben, aber dazu kein wissenschaftliches Fundament! — Wer öffentlich reden — tadeln will, muß zuvor wissen, was schon vor ihm weit besser gesagt, erörtert und als geschlossener Akt registrirt worden; er muß die Geschichte kennen und ihre Erfahrungen ehren, um nicht wieder die Uebel neu hervorzurufen, welche sie bereits in Strömen Blutes fliessen sah; er muß nur das Gute, das Allgemeinbeste wollen, nicht seine verstekten Zweke der Rache, des Ehrgeizes, der Habsucht, der Rettung aus catilinarischem Bankerotte! Er muß nicht hinter der Schanze der Anonymität seine Dolche werfen, sondern offenes Visir halten, sonst liefert die Preßfreiheit der Nachwelt statt freier Deutschen nur italienische Banditen!

Mittel gegen die Erdflöhe.

Manche Bäuerin in ihrem kleinen Wurzgärtchen wird sich nun bald wieder über diese lästigen Feinde zu beklagen haben.

Unter den vielen Mitteln, welche schon gegen diese Insekten angegeben sind, will ich einige zur beliebigen weitern Prüfung anführen.

1. Bekannt ist es, daß die Erdflöhe sich nach ihrem Appetit gerne an ganz junge, zarte Pflanzen machen. Man begegnet diesem Schaden, wenn man 8 Tage nach der ersten Kohlsaat auf das nemliche Land eine zweite ausstreut, die Erdflöhe gehen dann an die jüngere Aussaat, mittlerweile erreichen die ersten Pflanzen eine solche Stärke, daß sie die Erdflöhe nicht mehr für ihre Kost tauglich finden.

2. Durch fleissiges Begiessen und Schattengeben oder durch Bestreuen mit feiner Stauberde können die Pflanzen gegen die Erdflöhe geschüzt werden. Auch das Bestreuen der vorher begossenen Pflanzen mit trokener Holzasche hält die Erdflöhe ab.

3. Zum Vertreiben der Erdflöhe nehme man frisch gebrannten Kalk, übergiesse denselben mittelst einer Gießkanne zum fünften Theile seines Gewichtes mit Wasser, und lasse ihn so lange liegen, bis Alles in ein zartes Pulver verfallen ist. Dieses streut man ganz dünn, am Besten durch ein Sieb, über die mit Kohl besäeten Beete. Kalkwasser, womit man die Pflanzen begießt, thut schon gute Dienste.

4. Man hake 8 weisse Zwiebeln in sehr kleine Theile, thue sie in einen Hafen mit 10 Maß Wasser, lasse dieses eine Stunde kochen und begiesse die Pflanzen des Tages ein oder zwei Mal damit. Auch das Wasser, worin Kartoffeln gekocht worden, oder ein Absud von Nußschalen oder Wermuth, vertreibt die Erdflöhe.

5. Sowie man die Kohlarten gesäet hat, streue man frischen warmen Pferdemist oder die sogenannten Roßäpfel fein zerrieben und so dicht auf die Oberfläche des Landes, daß lezteres nicht zu sehen ist. Auch Schaf- und Ziegendünger oder Lobe kann man mit gleichem Erfolge gegen die Erdflöhe benüzen.

6. Zu 3 Loth Samen mische man ½ Quintl Schwefelblüte und lasse solche Gemenges 24 Stunden stehen. Nach Ablauf dieser Zeit wird aber-

mal so viel Schwefelblüte, und endlich zum Drittenmale auf diese Weise verfahren. Nach 3 Tagen säe man den bis dahin verschlossenen Samen, und es werden sich keine Erdflöhe zeigen, die den Pflanzen Schaden zufügen.

7. Ein ganz einfaches Mittel, die Kohlpflanzen vor den Erdflöhen zu bewahren, ist, daß man bei der Kohlsaat etwas Buchweizen (Heidekorn) darunter säet, den man dann, wenn sie das dritte Blatt erreicht haben und nicht mehr von diesem Ungeziefer zu fürchten ist, bei dem Jäten herauszieht. Wenn man Zwiebeln oder Kressen dazwischen säet, vermeiden sie das Land.

8. Repskuchenmehl vertilgt die Erdflöhe und ist zugleich ein Düngungsmittel, welches zu einem freudigen Wachsthume der Pflanzen beiträgt. Auch ein Absud von Dragun, womit man die Beete begießt, ist dienlich gegen dieses Ungeziefer.

9. Wer mit trokenem Taubenmiste versehen ist, der kann ihn pulvern und auf das gut besprengte Pflanzenbeet sieben, ihn 3 Tage lang liegen lassen, Abends das Land wieder begiessen, dann am andern Morgen wieder mit Mistpulver übersieben u. s. w., bis alle Erdflöhe verschwunden sind.

Man kann auch um die Beete Brettchen mit Theer überstrichen legen, woran sie hängen bleiben.

Wasser mit dem achten Theile Häringlake oder $\frac{2}{8}$ Sauerkrautbrühe gemischt und die Pflanzen vor abgetroknetem Thaue damit begossen, vertreibt die Erdflöhe.

Mittel gegen die Schneken.

Die Schneken fressen die jungen Pflanzen, zumal bei nassem Wetter, von den Ländern in kurzer Zeit ab. Man erkennt zwar den Feind, wenn er sich den Tag über auch nicht sehen läßt, an dem zurüklassenden Schleime auf seinem Gange. Die nakten Schneken sind schädlicher, als die mit einem Hause. Den Tag über halten sie sich unter Erdschollen, Steinen oder in Heken auf, und nur des Nachts kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und vor Sonnenaufgang kann man sie noch auf ihrer Weide finden, wo man sie dann auf der Stelle tödten oder ablesen kann. Die Enten, welche man am frühen Morgen in den Garten laufen lassen kann, übernehmen gerne die Mühe.

Man legt auch Bretter und Steine oder nasse Strohwische in die Nähe der Länder, worin die Schneken Schaden thun, den Tag über verkriechen sie sich darunter und sind auf diese Art leicht zu vertilgen. Auch Asche, Kalk und Gyps, womit man die begossenen jungen Pflanzen überstreut, können sie nicht ausstehen. Wenn man unter die eben angeführten Gegenstände noch rein gemachtes Salz mischt, so sterben die Schneken davon.

Man nehme frisch gebrannten Kalk und lasse diesen an einem bedekten und vor Regen geschüzten Orte an der Luft zu Staub zerfallen, und bestreue mit diesem Kalkpulver, am Besten früh Morgens nach einem Regen, wo alle Schneken sich auf der Oberfläche der Erde befinden, sowohl den Gartenboden, als auch die von Schneken befallenen Pflanzen, ganz dünn; wenn dieses Verfahren einige Mal wiederholt wird, so wird bald der ganze Garten von ihnen befreit seyn.

Man streut auf eine fruchtleere Stelle am Abende klein gestossene gelbe Rüben, oder süsse Aepfel aus. Während der Nacht ziehen sich die Schneken zu dieser Lokspeise haufenweise hin, die man dann bei Sonnenaufgang durch Begiessen mit kochendem Wasser tödten kann.

Mittel gegen die Regenwürmer.

Auch die Regenwürmer thun an den Wurzeln der Gewächse Schaden. Man tödtet sie daher, so viel man bei dem Umgraben der Länder antrifft.

1. Nach einem warmen Gewitterregen kommen sie auch des Nachts in grosser Menge aus der Erde hervor. Bei dem Scheine einer Laterne kann man sie zusammensuchen und vertilgen. Auch in der Morgendämmerung ist es noch Zeit dazu.

2. Mit Hanfblättern oder grünen Wallnußschalen in Wasser abgekocht, kann man sie aus dem Boden hervorbringen, wo es dann leicht ist, sie zu vertilgen.

3. Man begiesse das Land mit Regenwasser, zu welchem 2 Loth Vitriol gemischt ist. Nach einigen Stunden kommen die Würmer aus der Erde, und finden bald ihren Tod.

Gottlob, wir haben wieder einen Bischof!

Die Diözese Passau, seit langer Zeit den Tod ihres geliebten frommen Hirten Carl, aus dem adelichen Hause von Riccabona, betrauernd, ist nun wieder getröstet und hocherfreut seit dem am 17. dieß erfolgten feierlichen Einzuge ihres neuen Bischofes Dr. Heinrich Hofstätter, eines Mannes, dem der Ruf ungemein hohen Geistes, exemplarischer Frömmigkeit und seltener Gelehrsamkeit vorausging. Seine Majestät, unser allergnädigster König Ludwig, gab hiemit abermal einen Beweis, wie Allerhöchstdieselben das wahre Verdienst stets zu finden und auszuzeichnen wissen. Denn dieser unser neuer Herr Bischof ist nicht von adelicher Geburt und erst 35 Jahre alt; seine Tugenden, seine Vorzüge waren seine einzige Empfehlung!

Zur hohen Feier der am 25. Februar abhin in der Metropolitankirche zu unserer lieben Frau, zu München, durch Seine Exzellenz den Hochwürdigsten und Hochgebornen Erzbischof und Zudelgreis, Herrn Lothar Anselm, Freiherrn von Gebsattel 2c. 2c. vollzogenen Konsekration dieses Hochwürdigsten neuen Herrn Bischofes, unter hoher Assistirung der Hochwürdigsten Herren Bischöfe von Augsburg und Eichstädt, wurde unter den Mottos: ein guter Hirt gibt sein Leben für seine Schafe, Joh. 10, 11. und Pro gregeregeque folgendes Gedicht vertheilt, worin die 4 Hauptsäulen des Ganzen: Tugend und Jugend, Königswort und Gottesgnade sehr charakteristisch erscheinen:

Der Engel schwebt vom Himmel nieder,
Den Sänger wekend aus dem Erdentraum,
Verkündend ihm die Feierlieder
Zur hohen Weih' im lichtgefüllten Raum.
Die Macht der hohen Königsworte
Entflammt den Priester als ein Tugendpreis.
Dir glänze hehr die Ehrenpforte;
Sie führe Dich zum schönsten Wirkungskreis.

Gott webt der Menschen Schiksal milde,
Hat Dir die hohe Würde anvertraut;
Kraft einest Du im Jugendbilde
Zu Gottes Ehr', der Kirch', der heil'gen Braut.
Dir soll das Lied in Freud' ertönen,
Es glänze Dir bei Nacht als holdes Licht!
Du lebst dem Guten, Wahren, Schönen;
Gott ist Dir Fels, und Kraft und Zuversicht.

Doch, wie vermag der ird'sche Sänger
Zu stimmen in der Engel Harmonie?
Das Herz pocht Freude; aber bänger
Macht mich mein Drang; denn sagen kann ich's nie,
Welch Himmelsglanz Dich hat umflossen;
Ein guter Hirt gibst Du das Leben hin
Für Deine Heerde; ausgegossen
Ist über Dich der ewige Gewinn.

Folgendes Gedicht wurde Seiner bischöflichen Gnaden, bei Höchstdessen Einzuge in Passau, auf Atlas in Farbendruk, unter Rahm und Glas überreicht:

Aus voller Seele Dir den Gruß zu bringen,
Fühlt jedes Herz sich freudenvoll bewegt,
Der „Willkomm" soll zu Deinem Herzen dringen,
Wie nur die Ehrfurcht liebend ihn erregt;
Es trägt ein Glaube ihn auf seinen Schwingen,
Den überzeugend Wahrheit treu gepflegt:
Und was den Glauben hat zur That erhoben,
Das werden die Gefühle Dir erproben.

Wo Severin einst Gottes Wort verkündet,
Ziehst Du, ein Gottgesandter, nunmehr ein;
Wie frommer Sinn mit Tugend sich verbindet,
Wenn Kraft und Ueberzeugung ihn umreihn,
Wie in der eignen Brust die Macht sich findet,
Um Trost und Zuversicht uns zu verleihn:
Dieß schöne Bild, gezeichnet nach dem Leben,
Hast Du in Deinem Beispiel uns gegeben.

Es legt ums Herz der Menschen sich ein Lieben,
Wie sich zum Kranze Blüt' an Blüte reiht,
Wenn die Natur sie aus dem Keim getrieben
Und ihnen Pracht und Farbenglanz verleiht;
Dieß Lieben stets der Ehrfurcht treu geblieben,
Die man der Tugend immer freudig weiht:
Soll tiefgefühlt zum „Willkomm" Dich begrüssen,
Dir fernhin Deine Wirksamkeit versüssen!

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Ehestand von der besten und von der schlimmsten Seite.

Von der besten Seite.

Was gleicht wohl auf Erden den Eh'standsvergnügen,
Was macht wohl die Menschen so glüklich und reich?
Es muß doch was Herrliches darinnen liegen,
Sie träumen und dünken den Göttern sich gleich,
Sie tändeln und scherzen und spielen und singen,
Und freuen sich himmlisch auch ohne Pokal;
Sie herzen und küssen und tanzen und springen
Und fühlen sich glüklich beim schlechtesten Mahl.

Drum merkt es, Ihr Brüder, und nehmt Euch ein Weibchen,
Sonst bleibt Euer Leben nur einsam und fad,
Liebt stets Eure Frauen so treu wie ein Täubchen,
So wandelt Ihr sicher auf rosigem Pfad,
Dann trübt Euch kein Abend, stets lacht Euch der Morgen,
Ihr seyd dann zufrieden und glüklich und reich,
Und schwinden die Jahre und quälen Euch Sorgen,
So theilet die Gattin sie gerne mit Euch.

Von der schlimmsten Seite.

Was gleicht wohl auf Erden den Ehestandssorgen,
Was macht wohl die Menschen so arm und so klein?
Es liegt noch was Schrekliches darin verborgen,
Sie dünken sich oft in der Hölle zu seyn!
Sie lärmen und zanken und schimpfen und raufen,
Und krazen sich öfters die Augen fast aus,
Und könnten sie sich ihre Freiheit erkaufen,
Sie machten sich gar kein Bedenken daraus.

Drum merkt es, Ihr Brüder, und bleibt hübsch alleine,
Sonst seyd Ihr wahrhaftig recht übel daran,
Liebt wohl schöne Mädchen, doch nehmet Euch keine,
Dann seyd Ihr ein freier, ein glüklicher Mann;
Dann trübt Euch kein Abend, stets lacht Euch der Morgen,
Ihr könnt dann recht fröhlich und aufgeräumt seyn,
Ihr habt keine Frau und kein Kind zu versorgen,
Und ruhig könnt Ihr einst erwarten Freund Hain.

Anzeigen.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 14. 3. April 1840.

Inhalt: Von Uebervölkerung. — Aufmunterung zur Pflanzung von Wallnußbäumen.

Von Uebervölkerung.

In unserer staatskünstlerischen Politik liegt das Streben nach höchstmöglicher Bevölkerung. Als Zwek davon betrachtet man höhere Staats-Einkünfte und vermehrtes Fleisch in die Wagschale des Gleichgewichtes mit anderen Staaten. (Kanonenfutter).

Dann spricht man auch von dadurch zu erzielender höherer Kultur des Grundes und Bodens, und noch von Diesem und Jenem.

Nun haben sich wohl die Städte über zu wenige Bevölkerung nicht zu beklagen, wohl aber vor selber zu fürchten, wie tägliche Beispiele zeigen. Man nimmt also deßhalb vorzüglich das platte Land zum Ziele, und sogar die Kammer der Abgeordneten in München hat dieser Tage über den Antrag verhandelt, den Landgemeinden das Verweigerungsrecht der Ansässigmachung wieder abzunehmen. Da muß nun der Bauer so zusehen und geschehen lassen, was beliebt wird, wenn gleich zu seinem Schaden.

Es würde interessant seyn, wenn die Bauern ihre Gedanken, Erfahrungen und Ansichten darüber gegentheilig zu Papier bringen könnten. Einen einzigen Bauer kennen wir auch, der dieses kann und gethan hat. Es ist Michael Irlbeck, Bauer zu Liebenstein, k. b. Landgerichts Kötzting. In seinem Buche: „das Wichtigste der dermaligen Landwirthschaft“, sagt er von Uebervölkerung wörtlich Folgendes:

„Bayerns Bevölkerung hat sich beinahe um den vierten Theil vermehrt, und wir lasen schon in einem Amtsblatte mit Wohlgefallen eine Berechnung der Zeit, wann sie sich verdoppeln wird. Eine grössere Bevölkerung scheint als das Heil unsers Staates angesehen zu seyn; England, Frankreich und alle gepriesene Länder übertreffen uns an der Volksmasse. Nur in volkreichen Staaten blühen Industrie und Gewerbe; Bayern, hieß es, steht an Gewerben zurük, weil es an hinlänglichen Menschen fehlt. Der Boden ist in Bayern nur wegen Menschen-Mangel so wenig kultivirt; hat es einmal seine gehörige Volksmenge, so werden alle Oedgründe verschwinden. Grosse Bauerngüter sind in dieser Hinsicht dem Staate schädlich, sie werden fahrlässig gebaut: während man überall sieht, daß jene Kleingütler, die wenige Tagwerk Land besizen, dem Boden die höchste Kultur geben u. dgl.

Ich will keinen Menschen beleidigen; aber die Pflicht erheischt es, auch hier wieder ohne Scheu die Wahrheit zu sagen, daß diese angenommenen Grundsäze eben so schädlich, wie die früher angeführten, auf die Kulur des Bodens wirken. Ich will sie mit möglichster Kürze durchgehen, wie sie im Gebiete der Landwirthschaft zum Nuzen oder Schaden wirken:

Allerdings ist die wahrgenommene Erscheinung gegründet, daß die wenigen Gründe eines Kleingütlers immer in einer höheren Kultur stehen, als die Besizungen grosser Bauerngüter. — Woher kommt das?

Bei jedem grossen und kleinen Bauernhause sind allzeit die nächst gelegenen Aeckerchen, Gärten und Wiesen in besserer Kultur. Man braucht in der Haushaltung Wurzelgewächse, Sämereien und Verschiedenes, das nur im Kleinen gebaut wird, und eben deßwegen gewiß gerathen soll. Aus dieser Ursache werden diese Pläze in guter Düngertracht, besonders von Menschenexrementen, gehalten. Kleingütler haben denn ohnehin nicht

viel Land; sie müssen das Wenige, so viel möglich, gut zu benützen suchen. Deßwegen suchen sie Alles und Alles in der ganzen Umgegend auf, was zu Streu und Dünger tauglich ist, und schleppen es gütlich, heimlich oder auch ohne Scheu zusammen; die betroffenen Bauern mögen fluchen oder schelten; darauf sezen können sie sich einmal nicht!

Diese guten Leute halten gewöhnlich 2—4 Kühe, wenn sie gleich nicht für 1—2 Kühe hinlängliches Futter haben. Fehlt ihnen selbes im ganzen Winter, so ist der Bauer nur froh, wenn sie Heu und Stroh nach Bedürfniß betteln und nicht selbst in den Stadeln suchen. Im Sommer kann man unter einer ganzen Viehheerde die spiegelblanken Kühe fleissiger Kleingütler von den mageren der Bauern unterscheiden, weil bei jenen an Bettelbrod und gefreveltem Grase und Klee keine Noth ist; gestohlen heissen ja, wenn auch tagtäglich wiederholt, solche Entwendungen nicht, und sind auch eben deßwegen keine Sünde! — Ich selbst habe schon bei einer Familie, die nur eine Geis und keinen Schubkarren voll Streu hatte, bittweise 7 Fuder Dünger in ihr Feld gefahren. — Aus Nichts wird Nichts, und gekauft wird hiezu selten etwas, weil sie ihr Geld zu andern Bedürfnissen leicht brauchen.

Jezt denke man sich, wie dieses einem Bauer grollt, wenn er solche Gründe ihrer Kultur wegen beloben hört! — Die Kleingütler muß ein Bauer mehr fürchten, als offenbare Diebe, weil er sie ihrer kleinen einzelnen Frevel wegen gerichtlich nicht belangen kann, und nur zum Gemeinde-Vorsteher verwiesen wird, welcher ebenfalls viel lieber die Gunst des Bauern, als des Kleingütlers einbüßt, beide vermittelnd fortschikt, und an eine Bestrafung gar nicht denkt. Sollte einen solchen Frevler gerichtliche Bestrafung treffen, so ist er allzeit blutarm, wird höchstens eingesperrt, und verliert dadurch an Ehre und Vermögen wenig; aber — wehe dem Bauer, der um gerichtliche Einschreitung anrief! Eine zweite Klage läßt er sich gewiß nicht mehr einfallen!

Benachbarte Freunde prophezeien diesem Empfindlichen schon auf der Stelle, wie er vom Gerichte nach Hause geht, 10—20fachen Schaden in Gärten, Feldern, an Obstbäumen, Hausthieren und Hausgeräthen, und errathen es richtig. Ehe noch 14 Tage verstreichen, wird der Hund todt, werden Hausgeräthe vernichtet, junge Obstbäume abgeschnitten, vollhängende Obstbäume abgeschüttelt, von mehreren Bifangen junger Erdäpfel das Kraut ausgerissen, Krautpflanzen verdorben u. s. f., und dieser feindselige Bauer oft noch hinter seinen Gebäuden Nachtszeit halb todt geschlagen.

Ich gehe noch weiter. — Ist bei solchen sogenannten armen Leuten, die nicht selten auch eine hübsche Baarschaft hinterlassen, einmal das Schamgefühl erstikt, so sind sie mit ihren wiederholten Entwendungen oder Freveln weit ärger und gefährlicher, als öffentliche Räuber. Während diese nicht in die Länge der Zeit glüklich zu seyn pflegen, und man sie also nur kurze Zeit zu fürchten hat, so wendet der Bauer gegen diese alle mögliche Vorsicht an, und auch der Räuber muß einen Jeden des gerichtlichen Zeugnisses wegen scheuen. Die nachbarlichen Frevler aber lachen und spotten nur über Nachbarschaft und Zeugenschaft; weil es gegen sie selten so weit kommt, und auch alsdann allzeit dem Bauer mehr, als ihnen schadet. Hören wir Beispiele:

In meiner Nachbarschaft glaubte einmal ein Bauer in seinem Walde Holz hauen zu hören; er war eben bei der Arbeit nicht entbehrlich und schikte sein Weib zum Nachsehen in den Wald. Das Weib ertappte den Thäter, und wollte lärmen. „Halt!“ sagte der liebe Frevler, und rannte drohend mit dem Hakbeile auf das Weib los, „jezt stellst dich daher, und hältst das Maul; sonst schlage ich dich halb todt; mein Schubkarren ist noch nicht voll.“ Er haute hierauf im Walde um, was er in Eile geschwind erhalten konnte, band sein Holz auf den Schubkarren auf, sezte den Hut in die Seite, und sagte mit spöttischem Hohne zum Weibe, das keine Hülfe wußte: „Jezt gehe wieder nach Hause, und sage es deinem Manne.“ Was wollte das Weib machen? — Zwei Wochen früher wurde ein nachsehender Mann von zwei Holzfrevlern in eben diesem Walde bei hellem Tage halb erschlagen.

Ein anderer Nachbar hatte einem auf Holz-Frevel ertappten Weibe die Kirme gepfändet, trug sie zum Gemeindevorsteher; — und der ganze Gemeinde-Ausschuß half zusammen, sie gingen einzeln nach einander eine Viertelstunde weit, dem Bauer zu Gefallen, in die Wohnung des Weibes, um den Mann derselben soweit auszusöhnen, daß er nur die Kirme, die man ihm in sein Haus nachtrug, wieder annahm. Aehnliche Beispiele sind keine seltene Neuigkeit, man kann sie überall, in allen Dörfern, in allen Gemeinden und bei allen Gerichten erfragen.

Man nimmt es diesen armen Leuten auch nicht so übel; sie leben einmal, müssen Brenn- und Nuzholz haben; und kaufen können sie sich einmal nicht Alles. — Wie haben sich doch die Zeiten geändert! — Es gab schon Zeiten, wo die Herrschaft jeden Ansiedler mit Winterholz aus ihren eigenen Waldungen jährlich versehen mußte, daß er nicht den übrigen Bauern wegen seinem Holzbedürfnisse schädlich werden möchte. Diese seligen Zeiten sind für immer dahin! — Und Holz ist nur erst Ein Artikel!

Kommt endlich einmal der Herbst, dann möchte ich wünschen, daß uns ein hoher Kultur-Freund besuchte, um zu sehen, wie viel es in den Feldern nur Erdäpfelbütten giebt! — Sind die Erdäpfel einmal Taubeneier groß, so findet man manchen Morgen ganze Streken ausgezogen, und dieses zu einer Zeit, wo der Thäter wenig Nuzen, und der Eigenthümer den größten Schaden hat! Alles Obst, Kraut, Dorschen, Erdäpfel u. dgl. gehört dem Bauer nur alsdann, wenn die armen Leute nach Bedürfniß damit versehen sind. — Eine Nachbarin wollte vor einigen Jahren einen ungebetenen Gast in ihrem Erdäpfelfelde nicht dulden; gleich erhielt sie zur Antwort: „Wie du nicht da einen Lärmen hast; gehe dir auch um einige, wenn du nicht zu faul dazu bist!“ Bei hundert Entwendungen werden sie kaum Einmal ertappt, und auch dann nimmt das Ganze mit Spotten ein Ende.

Mit größter Sehnsucht warten alle Kleingütler und Inleute schon auf Jakobi; dann kaufen sie kein Getreide mehr, etwas weniges haben die Kleingütler selbst; und richtig! gleich nach Jakobi wird das Erdäpfelessen angefangen; wenn sie gleich die eigenthümlichen, weil das Erträgniß um diese Zeit noch äusserst gering ist, in 8 Tagen ausziehen würden. Sie haben dessenungeachtet vor dem Winter gewöhnlich noch solche Vorräthe, daß sie oft nur um das Unterbringen derselben in Gruben und Kellern verlegen sind.

Jezt erwäge jeder Freund, der den Bauer liebt, alle die ewigen Beschimpfungen des trägen Bauers von Seite der gelehrten Welt, und vergleiche die hochberechneten Aufmunterungen zum Gartengewächsbaue, dessen Ertrag erst dann dem Bauer gehört, wenn alle armen oder schlechten Menschen in der Umgegend damit hinlänglich versehen sind; wobei der Bauer allzeit Mühe, Arbeit, Unkosten, Verdruß und Schaden genug, und oft wenig Nuzen hat.

Wie ist nur der Gedanke billig, daß der Bauer eine Neuerung anfangen soll, da Neuheit alle boshaften Menschen zusammenlokt, wovon es ein Jeder für eine Ehre, eigenen Wiz und Verstand hält, wenn er nach eigenem Ausdruke dem gescheiden Bauer auch alsdann noch, wenn er hievon für sich keinen Gebrauch weiß, einen Spaß machen kann.

In meiner Gegend wollte man einmal Erbsen und gelbe Rüben bauen, die hier nicht gebaut werden. — Ach! Du mein Gott! den ganzen Tag waren Kinder, bei der Nacht die Erwachsenen, und selbst noch alte Männer bei diesen Lustspeisen zusammengelokt, so lange Erbsen und gelbe Rüben auf dem Felde waren, daß man nach aller Arbeit und Verdruß kaum den Samen erntete. Wollte man Einige abwehren, so kamen sie heimlich wieder, rissen ganze Streken der halbgewachsenen Erbsen aus, streuten sie in den Feld-Wegen umher, und die ganze saubere Bruderschaft lachte und spotete über den neidischen gescheiden Bauer.

Wir haben die Zeit vor 40—50 Jahren nicht mehr, und sind gegenwärtig mit heillosen Menschen so ziemlich bis zum Ueberflusse versehen, daß sich nicht einmal an Erbsen- und gelben Rübenbau, die doch in der Welt keine Neuigkeit sind, in Gegenden denken läßt, wo dieser Bau bisher nicht betrieben wurde.

Diesem Unwesen sind alle Gewächse ausgesezt, die vom Felde weg eßbar oder brauchbar sind; bei den übrigen Neuheitsgewächsen, die auf dem Felde keine Nuzung gewähren, läßt jeder vorübergehende Posshafte wenigstens ein Denkzeichen zurük, bis der Versuch, sollte er auch das glüklichste Ansehen haben, zum Theile oder ganz vernichtet ist.

Jemand hatte hierorts eine neue Hopfen-Anlage, die viel Geld, Arbeit und Dünger kostete. Wie die ersten Ranken aus der Erde herauswuchsen, fingen gewöhnlich die Beschädigungen von Menschen und Thieren an, und der Eigenthümer hatte Schaden. Eines Jahres schien diese Pflanzung besonders glüklich durchgekommen zu seyn und freudige Hoffnung zu gewähren, als eines Morgens alle Ranken abgeschnitten waren! — Nicht selten wurden auch die Stangen gestohlen.

Solche Späße zu hören, ist schon an der Tagesordnung! — Bei seltenen Gewächsen kann man denselben wohl ausweichen, — man bauet sie halt nicht, weil man bei deren Bau nur Schaden hat, und keinen Nuzen berechnen kann; aber bei Gewächsen, die man in der Wirthschaft nothwendig braucht und also im Grossen bauen möchte, als: Erdäpfel, Kraut u. dgl., nimmt es der Bauer nicht so leicht gleichgiltig auf, wenn er wenigstens alle Feiertage eine neue Zeitung von dergleichen Entwendungen und Beschädigungen hören darf.

Wer möchte es ihm auch verdenken, wenn wider Willen sich der Gedanke an seine Brust herverdrängt: Wozu brauchen wir denn so viele unnüze Menschen, welche, wenn sie einmal da sind, doch leben müssen, und welche zwar Anfangs meistens aus Noth im Kleinen stehlen, aber es oft bis zur Bosheit gewöhnen und schädlicher werden; in ihren alten Tagen oder bei preßhaftem Leibe aber ohne Weiters allzeit sicher, wie immer, der Gemeinde zur Last fallen, so daß man nur immer froh seyn muß, wenn sie sich in der Kunst, mit kleinen Diebereien sich durchzuschlagen, recht einüben, und nicht alt und zugleich gebrechlich werden.

Vier bis sechs derlei Unglükliche findet man nicht selten gegenwärtig schon in einer Gemeinde eingeschafft, von der mehrere Gemeindeglieder selbst der Gant nahe sind. Und doch ist das Uebel erst in seinem Beginnen, diese neue Menschenmasse ist noch in ihrer Kraft, nährt sich noch gütlich oder schlecht, ehrlich oder unehrlich, redlich oder unredlich. Ein grösserer Schwarm wächst aber heran, und, Himmel! — was drohet unsern Kindern und Kindeskindern! — wenn sich dieser wieder vermehrt!! —

Eine überflüssige Menschenmenge ist jedem Hauswesen, und nicht weniger dem Staate schädlich. Wer dieses bezweifeln will, der zeigt seine Unkunde in Haus- und Staatswirthschaft. Arme Kleingütler und Inleute leben nur auf Kosten der Großbegüterten, und dürfen, um unschädlich zu seyn, nie mehr seyn, als man bedarf.

Zum Staatshaushalte tragen sie wenig bei, machen aber eine grössere Ausgabe auf Frohnvesten, Strafarbeitshäuser und auf eine grössere Anzahl von Beamten nothwendig; und bei Gemeinde-Bedürfnissen sind sie gar nicht zu zählen; man weiß sie bei allen Natural-Leistungen, wie bei Lieferungen, Quartieren und Frohnarbeiten, schon nicht verhältnißmässig zu belegen; sie glauben sich allezeit auch bei der geringsten Kleinigkeit gedrükt. In der Leistung wird dann zurükgehalten und gelärmt, bis man sie überhebt. Sollte die Sache auch eine landgerichtliche Erläuterung bedürfen, so geht es allzeit dahin aus: „Haltet euch nicht auf, sie sind ja arme Leute; euch sind Mehrere; es trifft Einen nicht viel." — Dieser Vermittlungs-Versuch ist so bekannt, daß sich die Kleingütler schon zum Voraus sicher darauf verlassen können.

Man glaube nur nicht, daß ich hier zu viel sage, oder die Sache zu übertreiben gedenke. Keineswegs! Dieses Uebel ist in unserer Zeit schon so weit vorgerükt, daß sich nicht einmal leicht mehr zu viel sagen läßt: Armenpflege, Beschädigungen und Entwendungen kosten im Durchschnitte genommen alljährlich dem Bauer mehr, als die Landessteuern; und wie lärmt man gegen diese, während man bei jenen den Bauer gleichgiltig

seinem Schiksale überläßt, nicht einmal bedauert, weil man des sicheren Grundsazes überzeugt ist, daß er nur aus eigenem Verschulden und lauter Trägheit in Armuth schmachtet.

Hohe Zeit ist es, daß man den gegenwärtigen Zeitpunkt nicht übersieht, als es ausserdem in der kommenden Zeit nicht einmal mehr in menschlicher Gewalt steht, den allgemeinen Sturz des Staates aufzuhalten; und — die wichtige Frage wohl erwäget, wie viele Unansässige und Kleingütler sich — den Andern unschädlich — nähren können.

Eine gewisse Anzahl derselben festsezen zu wollen, wollen wir nur gleich übergehen, da sich hier nicht mehr nach Willkür handeln, sondern höchstens nur die Begünstigung ihrer Vermehrung einschränken läßt.

In der Regel sind jedoch zu viele Kleingütler immer weit schädlicher, als Inleute. Der Inmann steht immer unmittelbar unter der Aufsicht seines Hausherrn, und es hängt sein Heil von selbem ab; während der Hausbesizer nach keinem Menschen etwas zu fragen hat. Der Inmann muß sich ferner auf Handarbeit und Tag-Lohn beschränken; der Kleingütler scheint denselben aus Bequemlichkeit oder Geschämigkeit schon so viel möglich auszuweichen und leichtern Verdienst zu suchen.

Wie viele Grundstüke aber eine Familie bedarf, um in allen Unglüksverhältnissen darauf gütlich leben zu können, dieses hängt zu sehr von der Güte des Bodens ab, als daß man eine allgemeine Bestimmung geben könnte; man muß dieses vorläufig den Gemeinden überlassen. Aufmerksam machen muß man sie aber unumgänglich darauf, daß bei einer jeden Wirthschaft Unglüksfälle eintreten, nicht immer die besten und verständigsten Wirthschafter darauf kommen, und daß die fragliche Wirthschaft für Gebrechlichkeit und Alter ein hinlängliches Austragsbrod gewähren muß, um nicht schon bei jedem nächsten Unglüke der Gemeinde zur Last fallen zu müssen. Ein jedes entgegengeseztes Verfahren ist ungerecht, und heißt aus eines Andern Haut Riemen schneiden. Wollte man vielleicht gar hier Heirathslustige fragen, so würden diese sich alle auf wenigen Gründen oder ohne dieselben reichlich nähren. —

Nach meiner Ansicht und Erfahrung sind auf schlechtem Boden, der nicht über 2—4 Samen trägt, allzeit 30 Tagwerke für eine Familie nothwendig, bei besserem Boden dann verhältnißmässig weniger, wo sich dann auch eine unansässige in der Herberge befinden kann. Wer hier glaubt, daß sich eine Familie auf weniger Land ansiedeln dürfe, weil sich der Boden verbessern läßt, der weiß nicht, daß der Wirthschafter jenes Kapital, mit dem er seinen Boden verbessern will, in der Länge der Zeit erst auf seinem schlechten Boden über den Lebensunterhalt erhausen muß.

Daß sich ferner oft einige Kleingütler auf wenigen Gründen durchschlagen, dieses können nur Jene als Maßstab annehmen, die es schon so weit gebracht haben, daß sie Herr über Gesundheit, Alter und Unglüksfälle geworden sind.

Ich sehe auch endlich nicht ein, warum der Bauer dazu verurtheilt seyn solle, nicht mehr Land besizen zu dürfen, als daß er gerade armselig leben kann; da der Kultureifer eines Bauers weit mächtiger wirkt, als der eines Kleingütlers, bei welchem die gepriesene hohe Kultur seiner wenigen Gründe nur aus der Lage zwischen Großbegüterten hervorging, indem die Gründe in Dörfern von lauter Kleinbegüterten bekanntlich nicht viel besser sind.

Hinsichtlich der Unangesessenen wäre es sicher Eifer und Sporn zur Rechtschaffenheit, wenn eine Ehelichungs-Gutsagung nur für Bursche von guter Aufführung, Arbeitskunde und Fleiß, die sich in längeren Dienstjahren bewährten, nach einem festgesezten Alter von vielleicht 30 Jahren von den Gemeinden, ohne fernere Weitläufigkeiten und Unkosten zu machen, angenommen würde; während dieselbe dermal der niederträchtigste Taugenichts gleich dem Rechtschaffenen erschleicht.

Uebervölkerung ist das größte Unheil, und auch zu dem Allerschreklichsten reif, das es auf Gottes Erde gibt. Kriege, Hagel, Mißwachs, Theurung, Hunger, Krankheiten, oder wie alle Leiden immer heissen, sind nur Unglüksfälle einer

kurzen Zeit, von denen sich der Staat in wenigen Jahren wieder erholt; während gegen überhand genommene Uebervölkerung der ganzen menschlichen Macht kein Mittel mehr zu Gebote steht. Die untere Volksklasse ist überhäuft, tritt sich überall bei aller Armseligkeit in Weg, und saugt — murrend — am Marke der Höheren. Dieser aber, die sich bei allem Fleisse, Geschiklichkeit und Muth nicht der Armuth zu erwehren weiß, ist jede Gelegenheit erwünscht, um ihrem Grolle und Ingrimme Luft zu machen.

Daher sehen wir in übervölkerten Staaten alle Uebel, alle Leiden, und besonders die fürchterlichste aller Schrekenserscheinungen — Revolutionen, die jeder Unterthan, weil er mehr zu gewinnen, als zu verlieren hofft, aus einer andern beliebigen Ursache mit Begeisterung, eigentlich Verzweiflung unternimmt, während man sich berathen muß, eine gemeinsame Ursache anzugeben.

Solche Aufruhre sind um so gefährlicher, je mehr der der Staat arme und böse Menschen hat. Religiöse und wohlhabende Völker sind im Gegentheile in ihrem Wohlstande zu gemächlich, arbeiten, aus Furcht, zu verlieren, um so überwiegender jedem bedenklichen Vorfalle der Aermeren entgegen, als sie die Mehrzahl bilden, und sie Religion vom Bösen zurükhält. Kaum die äusserste Bedrängniß kann sie reizen.

Aufmunterung zur Pflanzung von Wall-Nußbäumen.

Der Stadtgärtner Haller kam in ein Dorf auf's Land. „Warum," sagte er zu einigen Bauern, „besezet ihr eure vielen öden Winkel nicht mit Wallnußbäumen? Ich meine so die abgelegenen Pläze auf euren Grundstüken und Bergen herum? Denn in Obstgärten unter Obstbäumen taugt der Wallnußbaum nicht. Er macht zu viel Schatten und verdumpft zu viel. Aber an seinem Orte ist der Wallnußbaum sehr nüzlich, ja wichtig. Er gibt euch Oel zu vielen Speisen, und zu euren Salaten; Oel zum Brennen; euren Kindern ein Konfekt und euren Weibern manchen Haushaltungspfennig auf den Markt. Und wenn er abgeht, so könnt ihr seinen Stamm und Wurzeln den Tischlern theuer verkaufen."

„Sie haben wohl Recht," antworteten die Bauern, „wenn sie nur schon überall, wo Plaz wäre, stünden. Wie erzieht man sie denn am Leichtesten?"

Der Gärtner antwortete: Durch Ausstekung der Nüsse. — Die größten und schönsten von der Sorte, die ihr fortpflanzen wollet, lasset über Winter im frischen Sande im Keller keimen, und steket sie im Frühjahre aus.

Das viele Versezen können die jungen Nußbäume nicht vertragen. Man sezt sie besser im März aus, als im Herbste, weil sie, frisch versezt, auf die Kälte empfindlicher sind; es sey denn, daß man um den Stamm über der Wurzel etwas Mist schlage. Weil aber die Nußbäume sehr früh in Saft treten, so müßt ihr die jungen Nußbäume schon im Herbste, wenn das Laub abgefallen, beschneiden. Ihr dürft aber nie die Zweige an ihnen einstuzen, das können sie nicht leiden, sondern nur die überflüssigen Zweige werden glatt weggeschnitten, dicht am Schafte oder Äste, und die Wunde mit Baumkitt verschmiert.

Ueberhaupt ist es am Besten, wenn die jungen Nußbäume nicht gar stark und ohne Krone, weil sie kein Verstuzen der Zweige vertragen können, versezt werden, wie die Baumgärtner, die die Sache verstehen, die jungen Nußbäume verschiken. Auf dem Stande läßt man sie sodann ihre Krone machen.

„Welcher Grund ist denn für den Nußbaum der beste?"

Er kommt fast in einem jeden Boden gut fort, nur kann er die grosse Nässe nicht vertragen, übrigens mag der Boden steinigt oder thonigt, oder fett oder mager seyn. In lehmigtem Erdreiche und in schwarzem lokern Boden wächst er freilich am Schnellsten, aber er wird auch darin weichlicher. Je rauher der Boden ist, desto schöner und brauner wird sein inneres Holz zum Verarbeiten. Er kann sich zu hoher und niedriger Lage bequemen. Uebrigens kennt ihr den Baum ja selbst, und wißt, daß er einer der allergröß-

ten Bäume von 40—50 Fuß hoch wird, seine Krone weit herum ausbreitet, und auch seine Wurzeln weit umher laufen läßt. Er ist ausser seiner Empfindlichkeit gegen heftigen Frost sehr dauerhaft und erreicht ein hohes Alter.

Wie sind sie aber im Alter zu behandeln?

Wenn ihr eure alten Nußbäume auspuzen wollet, oder ihnen Aeste wegnehmen, oder ganz abwerfen, so dürft ihr solches nicht im März thun, wie bei euren andern Obstbäumen, sondern es muß im November und Dezember geschehen. Denn schon nach Neujahr tritt bei ihnen der Saft ein, der wie ein Regen heraustäufelt, wenn sie nachher verwundet werden, wodurch sie sich entkräften und abgehen.

Die alten Nußbäume bekommen auch gerne Wasserschosse, die wenig Nüsse tragen, und gleichwohl den andern Aesten den Saft wegnehmen. Diese müßt ihr beim Auspuzen auch abhauen, es sey denn, daß durch dieselben bei schadhaften und abgängigen Aesten der Baum verjüngt werden solle.

Ausserdem aber hat der Nußbaum vor andern Fruchtbäumen diese eigene gute Eigenschaft, daß er wieder ausschlägt und sich verjüngt, wenn er ganz abgeworfen, wenn seine ganze Krone mit den dikften Aesten abgenommen wird, der Stamm sey auch noch so dik und groß, ohne ihm Zug-Aeste zu lassen, wie bei andern Obstbäumen geschehen muß. — Noch muß ich euch aber auch sagen

Wie die Früchte des Wallnußbaumes zu behandeln sind.

Ihr müßt die Nüsse nie zu früh und unreif abschwingen. Ihr verderbet und zerschlaget nicht nur den Baum und seine jungen Aeste, sondern auch die Nüsse selbst werden unvollkommen, die Schale schwarz von der faulenden grünen Schale, der Kern schrumpft ein und ist weder zum Genusse recht schmakhaft und gut, noch zum Oelschlagen so tauglich, da sie im unreifen Stande viel weniger Oel geben. Ihre Zeitigung erkennet ihr daran, wenn die grüne Schale der meisten Nüsse auf dem Baume aufgesprungen ist, oder sie vom Schlagen gerne abfallen.

Es trägt sich aber bisweilen zu, daß bei anhaltendem Regenwetter zur Zeit ihrer Reifung die grüne Schale an sehr wenigen aufspringt, und gleichwohl, wenn sie überreif werden, die innere Schale von der faulenden grünen schwarz wird, das Nachtheil beim Verkaufe, auch selbst am innern Werthe der Nüsse verursacht. Da müßt ihr also bei vorhergegangenem vielen Regen nicht auf das Aufspringen der grünen Schale warten, sondern einige Nüsse am Baume suchen, und probiren, ob sie vom Schlagen gut abfallen.

Sind die Nüsse vom Baume abgeschwungen, so schüttet sie zu Hause auf eurem Speicher oder in einer Kammer nicht auf Haufen, sondern so dünn ausgebreitet, als thunlich, bis diejenigen, welche noch in geschlossener grüner Schale steken, nachreifen, und sich sodann troken herausnehmen lassen. Aber diesen Zeitpunkt müßt ihr nicht versäumen, sonst wird die grüne Schale geschwind schwarz oder faul, macht die gelbe Holzschale schwarz, und endlich nimmt der Kern daran Theil. Lieber lasset eure Kinder zweimal an die Arbeit des Ausnakens gehen, als daß die Hälfte schwarz werde. —

Sind nun aber die Nüsse aus ihrer grünen Schale, so dürfen sie, da sie noch feucht sind, nicht auf Haufen geschüttet, noch in einer verschlossenen Kammer gelassen werden, sondern ihr müßt sie auf dem Theile eures Speichers, der am Luftigsten ist, aus einander breiten und so troknen lassen, bis der Kern dürr ist, sonst schimmelt nicht nur die äussere Schale, sondern auch inwendig der Kern.

Ist es versehen und die Schale unscheinbar geworden, so müssen die Nüsse, wenigstens etliche Tage vor dem Verkaufe, in eine Bütte geworfen, Wasser, am Besten warmes, darüber geschüttet und alsdann mit einem stumpfen Besen wohl gescheuert und gereiniget, und darauf wieder getroknet werden.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Vermischte Nachrichten.

Vor Kurzem ging ein junger Mann von Oldenburg nach Diepholz, um dort bei der Militärsaushebung zu loosen. Zwischen Oldenburg und Vechta gesellt sich ein baumstarker Kerl von verdächtigem Aussehen zu ihm. Da dieser in einem Wirthshause zurükbleibt, so freut jener sich schon, ihn losgeworden zu seyn; allein, kaum ist er eine Viertelstunde weit gegangen, als ihm der Bursche plözlich in den Weg tritt, ihm sein Geld abfordert und ihn zugleich mit einem Knittel auf den Kopf schlägt. Er hat noch so viel Besinnung, über den Strasgraben zu springen, der Räuber ihm nach, und beide fallen, mit einander ringend, in den mit Wasser gefüllten Graben. Glüklicher Weise kommt der junge Mann oben zu liegen. Obschon von schwächlicher Konstitution, gibt die Gefahr ihm Riesens Stärke, und es gelingt ihm, den Räuber, der noch ein Pistol abschießt, ihn jedoch fehlt, mit dem Kopfe so lange unter Wasser zu halten, bis er ersäuft ist. Ganz erschöpft schleppt sich der Jüngling zum nächsten Wirthshause, wo er die Sache anzeigt. Die Behörde eilt hinzu, findet den todten Räuber, ausser dem Pistol, Pulver, einigen Kugeln, zwei goldenen Uhren und andern geraubten Sachen. Dieser auf offener Landstrasse und in der Nähe vieler Häuser unerhörte Raubanfall hat in der ganzen Gegend grosse Sensation erregt.

Mac Cullochs Handbuch für Kaufleute enthält über den Opiumgenuß in China, der jezt durch die strengsten Strafgeseze verboten ist, folgende Nachricht; Die Chinesen kochen oder sieden das rohe Opium und trennen dadurch die in solchem enthaltenen Unreinigkeiten, so wie die harzigen gummiartigen Theile, nur das Uebrigbleibende wird verbraucht. Dadurch enthält die Essenz den starken und angreifenden gewürzigen Geruch. Man bringt an eine kleine Kugel, in einer grossen hölzernen Tabakpfeife angebracht, eine brennbare Zugabe, entzündet dieselbe, und der Raucher braucht nur vier oder fünf Züge zu thun, so fühlt er sich in einem träumerischen Zustande, der grosse Aehnlichkeit mit demjenigen haben soll, wenn der Mensch Sauerstoff enthaltende Stikluft eingesogen hat. Dieser Genuß bringt, da er in der Regel übertrieben wird, die gräßlichsten Wirkungen hervor.

Seine Exzellenz, der hochwürdigste Herr Erzbischof von München Freising, Freiherr von Gebsattel, hat dem Stadt-Magistrate von München sechstausend Gulden zum Besten des in München bestehenden von Kurz'schen technischen Unterrichts- und Erziehungs-Institutes für arme krüppelhafte Kinder bestimmt.

In Berlin hat es ein bewährter Schriftsteller, im Vereine mit einem königlichen Koche, unternommen, eine „Allgemeine Küchenzeitung" herauszugeben, die in wochentlichen Lieferungen für einen Silbergroschen erscheinen wird.

April.

Aber es schweiget der Sturm, und es kehren, gebändigt, die Stürme
Wieder zum Ufer zurük, streng, im geregelten Lauf.
Rein aufklärt sich der Himmel; es weht die belebende Lenzluft
Ueber die Gräber dahin aller erstorbnen Natur
Und frisch regt sich's im Thal, und frisch auf Bergen, in Wäldern,
Und auf schlummernder Flur, und in den Gärten der Stadt.
Knospen drängen die Knospen, es drängen an Gräser sich Gräser;
Und der verblichene Halm macht dem entspriessenden Plaz.
Hier ein Blättchen und dort erscheint an besonnten Gesträuchen,
Und in dem Schuz des Gesträuchs keimen die Veilchen hervor.
Knaben kehren zurük aus kahlem Gehölz mit den Bündeln
Trokenen Reises zum Herd; aber es füllet die Hand
Ueppiger Strauß vom zartesten Grün mit den weissesten Glökchen,
Grün gesprenkelt und zart duftend. Im schmelzenden Schnee
Keimen sie schon, die Boten des Lenzes, Erstlinge, zarte,
Neuaufwachenden Jahrs; Kinder, den Kindern so lieb.
Auch in den Gärten begrüßt aus seidener Hülle der Crocus
Feurig den Lenz, und eilt hastig den andern zuvor;
So Hyazinthen, als Tulpen und Primeln und duft'gen Aurikeln,
Die in der Scheide versteckt schlummernd als Knospen noch ruhn.
Aber ein Baum schon schliesset sich auf; ihm folget ein andrer
Jezt; dir, Pfirsche, erscheint röthlich die Blüte; und dir
Weiß, Aprikose. Noch ruht in der Knospe klüglich die Rebe,
Noch das härtere Obst. Weislich! nicht treu ist der Mond!
Oft in die Blüte noch fällt vom stürmischen Himmel die Floke,
Und voreilender Sinn büßt mit dem Leben die Lust.
Deutlich, o weise Natur, selbstduldend, gibst du die Lehre:
„Langsam, harrend, gedeiht immer das Beste zulezt."

Charade.

An dem Baume muß mein Erstes seyn,
Ohne dieses sammelst keine Früchte ein;
Von dem Zweiten nimmst du nur den Fuß —
Alles Vielen prophezeien muß.

B.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 15. 10. April 1840.

Inhalt: Kleiner Gesundheits-Katechismus für Landleute.

Kleiner Gesundheits-Katechismus für Landleute.

In der Geschichte der Vorzeit lesen wir, daß durch Pest und epidemische Seuchen öfters ganze Ortschaften ringsum ausstarben. Wir suchen uns die Ursache einer so allgemeinen Sterblichkeit aus dem damaligen Mangel an vorsorgender Gesundheitspolizei zu erklären und sind der Meinung, daß zu unseren Zeiten solche traurige Fälle so allgemein umgreifend nicht wohl mehr eintreten können. —
Es ist auch gewiß, daß eine wohlgeordnete Gesundheits-Polizei, wie sie dermal besteht, dergleichen Epidemien schon immer vorbeugend im Keime erstikt. Doch bemerkt man aber dermal wieder eine auffallende Sterblichkeit in allen Ländern, die gewiß minder groß wäre, wenn sich die Menschen selbst mehr dagegen zu schüzen wüßten. Dazu soll dieser Gesundheits-Katechismus dienen.

1. Gesundheit und Krankheit.

1. Frage. Ist die Gesundheit ein grosses Gut?

Antwort. Ja, für alle Menschen, reiche und arme, vornehme und geringe.

2. Fr. Ist Krankseyn ein grosses Unglük?

A. Ja, denn der Kranke kann nicht arbeiten, seinen Berufsgeschäften nicht nachkommen, des Lebens sich nicht freuen, und muß stets fürchten, sein Leben zu verlieren.

3. Fr. Steht es aber auch in unserer Macht, unsere Gesundheit zu erhalten?

A. Nicht immer, doch können wir Vieles zur Erhaltung unserer Gesundheit beitragen, oder im Gegentheile uns aus eigener Schuld Krankheiten zuziehen.

4. Fr. Wie werden die Menschen durch ihre eigene Schuld krank?

A. Wenn sie z. B. 1) unmässig essen und trinken; 2) unverdauliche Sachen essen, als: verdorbenes Fleisch, unreifes Obst, halbgebakenes Brod, verdorbenen Käse u. s. w.; 3) von der Hize schnell in die Kälte, oder von der Kälte schnell in die Hize gehen, oder im Schweisse auf Einmal viel kaltes Wasser trinken, oder der kühlen Luft sich aussezen; 4) über ihre Kräfte arbeiten; 5) sich unreinlich halten; 6) sich Leidenschaften, als: dem Zorne, Geize, Neide ergeben; 7) unkeusch leben; 8) ohne Noth zur Ader lassen, zum Brechen oder Abführen einnehmen; 9) ohne Noth mit Leuten umgehen, die an ansteckenden Krankheiten leiden u. s. w.

5. Fr. Wie können die Menschen ohne ihre Schuld krank werden?

A. Wenn sie z. B. 1) Hunger leiden müssen, oder eine schlechte Kost haben; 2) in einer feuchten dumpfigen Stube wohnen, oder in einer solchen Kammer schlafen, oder überhaupt in einer feuchten verdorbenen Luft sich aufhalten; 3) einer stürmischen oder naßkalten Witterung sich aussezen; 4) über ihre Kräfte arbeiten müssen; 5) von Sorge, Kummer, Gram, Traurigkeit, Furcht gequälet, oder plözlich in Schreken versezt werden; 6) mit Leuten, die an anstekenden Krankheiten, als: Faulfieber, Blattern, Masern, Scharlach, Kräze ꝛc. leiden, umgehen müssen u. s. w.

2. Von den Nahrungsmitteln.

6. Fr. Welches sind die vorzüglichsten Nahrungsmittel des Menschen?

A. Brod, Samen- und Hülsenfrüchte, Gemüse, Schwämme, Obst, Eier, Milch, Fleisch und Fische.

7. Fr. Wann kann der Genuß des Brodes schädlich werden?

A. Wenn man krank ist, oder noch warmes Brod genießt, besonders wenn man Wasser darauf trinkt; endlich wenn das Brod schon an sich

schlecht, aus verdorbenem Mehl, oder nicht gehörig zubereitet, und nicht recht ausgebaken ist.

8. Fr. Sind die Mehlspeisen gesund?

A. Leuten, die sich viel bewegen, oder starke Arbeit haben, denen sind sie gesund, aber nicht für Jene, die unpäßlich sind, oder einen schwachen, schlechten Magen haben. Das Nemliche gilt von Erdäpfeln, Linsen, Bohnen, Erbsen, Kraut, Kohlrabi, Rüben u. dgl.

9. Fr. Was ist vom Obste zu halten?

A. Es ist ein treffliches Nahrungsmittel, oft selbst in Krankheiten sehr nüzlich, besonders das gekochte.

10. Fr. Was wäre daher zu wünschen?

A. Daß die Landleute fleissiger als bisher Obstbäume in den Gärten, an den Strassen und auf den Feldern pflanzen möchten. Besonders da sie aus dem Obste nicht nur manches hübsche Sümmchen Geld lösen, sondern auch Wein, Essig u. dgl. daraus bereiten könnten.

11. Fr. Was ist von Eier- und Milchspeisen zu halten?

A. Sie sind wohl nahrhaft, fordern aber eine gute Verdauungskraft; daher haben sich kränkliche Menschen, so wie Jene, die einen schlechten Magen haben, sehr davor zu hüten. Nur weichgesottene Eier dürfen selbst schwache Kranke geniessen.

12. Fr. Welches ist die gesündeste und nahrhafteste Fleischgattung?

A. Das Ochsenfleisch; es fordert aber eine gute Verdauungskraft, wie auch das fette Lamm- und Schweinfleisch, die fetten Würste, Schinken 2c. Für schwache Magen oder Kranke, die Fleisch essen dürfen, ist Kalbfleisch, wie auch Hühner, Tauben, Vögel, der leichten Verdauung wegen zuträglich.

13. Fr. Sind die Fische ein gutes Nahrungsmittel?

A. Sie sind auch nicht leicht zu verdauen, besonders in Schmalz gebaken.

14. Fr. Was hat man beim Essen zu beobachten?

A. 1) Daß man die Speisen nicht zu heiß esse, weil man sich dadurch die Zähne und den Magen verdirbt; 2) daß man die Speisen gut kaue oder zerbeisse, weil sie sonst der Magen nicht so leicht verdauen kann, und daher Mangel an Appetit und Magenbeschwerden zu entstehen pflegen; 3) daß man nicht zu viel auf Einmal esse; 4) daß man auf fette Speisen nicht gleich Wasser trinke, und überhaupt bei Tische sich von vielem Trinken enthalte.

15. Fr. Ist es ungesund, vielerlei Speisen unter einander zu essen?

A. Dieses ist sehr ungesund, besonders wenn man es nicht gewohnt ist.

3. Von den Getränken.

16. Fr. Welches sind die gebräuchlichsten Getränke?

A. Wasser, Bier, Wein und Branntwein.

17. Fr. Ist das Wasser ein gesundes Getränk?

A. Es ist das gesündeste unter allen.

18. Fr. Ist es ungesund, kaltes Wasser zu trinken, wenn man sich erhizt hat?

A. Sehr ungesund, und es kann leicht zur Lungensucht und Abzehrung Anlaß geben.

19. Fr. Ist es rathsam, die Brunnen unbedekt zu lassen?

A. Nein; weil leicht Kinder und Thiere hineinstürzen können, so wie durch hineinfallenden Unrath das Brunnenwasser verdorben werden kann.

20. Fr. Ist das braune Bier ein gesundes Getränk?

A. Gut bereitetes und wohl ausgegohrnes Bier ist gesund und nahrhaft.

21. Fr. Wann ist es ungesund?

A. Wenn demselben, um es zu verstärken, betäubende Kräuter, oder um es vor dem Sauerwerden zu bewahren, Kalk, Pottasche, Vitriol u. dgl. schädliche Sachen beigemischt werden, dann wenn es noch zu jung ist.

22. Fr. Was pflegt das junge Bier zu verursachen?

A. Magenweh, Bauchgrimmen, Durchfall und Harnwinde.

23. Fr. Ist auch das weisse Bier ein nahrhaftes und gesundes Getränk?

A. Nicht so nahrhaft und gesund, wie das braune, besonders für Jene, die unpäßlich sind, an Magenschwäche, oder an Blähungen und Verstopfung leiden. Wenn es mit Zuker und Eier-Dotter gesotten und lauwarm getrunken wird, so bekommt es besser.

24. Fr. Ist der Wein dem Menschen nüzlich?

A. Guter, unverfälschter Wein ist besonders alten, schwächlichen und kränklichen Menschen, so wie auch Denjenigen, die einen schwachen Magen haben, sehr nüzlich.

25. Fr. Sollten Kinder keinen Wein trinken?

A. Gesunde nicht; aber schwächlichen und kränklichen Kindern bekommt guter Wein in geringer Gabe sehr wohl, und man könnte sie damit oft beim Leben erhalten.

26. Fr. Ist der Wein auch in Krankheiten nüzlich?

A. Nicht in allen, aber doch in den meisten; weil es eines der besten Nahrungsmittel ist.

27. Fr. Wird der Wein auch bisweilen verfälscht?

A. Sehr oft, besonders wird der weisse saure Wein häufig mit Bleizuker, Bleiweiß und Silberglätte verfälscht.

28. Fr. Schadet ein solcher Wein nicht der Gesundheit?

A. Nur zu sehr, denn ein solcher Wein wirket wie Gift.

29. Fr. Ist auch der Branntwein gut für die Kinder?

A. Nein, für Kinder ist er Gift.

30. Fr. Wann kann er für Erwachsene nüzlich werden?

A. Wenn sie zur Sommerszeit auf dem Felde arbeiten, bei grosser Hize, und ihn unter das Wasser mischen. Dieses löscht den Durst eher. Endlich ist Branntwein auch jenen Leuten nüzlich, die bei einer naßkalten oder stürmischen Witterung unter freiem Himmel arbeiten, oder sich aufhalten müssen. Nur muß man ihn nie unmässig geniessen.

31. Fr. Ist es auch nüzlich, Branntwein zu trinken, wenn man im Winter bei strenger Kälte über Land gehen muß?

A. Nein, weil er gerne schläfrig macht; daher man auf dem Wege einschlafen und erfrieren könnte, wie man eine Menge von Beispielen hat.

32. Fr. Was verursacht das häufige Branntweintrinken?

A. Magenbeschwerden, Ausschläge, Fieber, Schwindel und Zittern, Wassersucht, Abzehrung und verschiedene andere Krankheiten. Das Nemliche gilt vom Vieltrinken überhaupt. Wer daher Gesundheit und Wohlstand liebt, der meide alles unmässige Trinken, am Meisten aber den Branntwein. Denn die Trunkenheit bringt den Menschen um Gesundheit, Leben, Gut und Ehre, und stürzet ihn in Laster, wie in Krankheiten.

4. Von der Kleidung.

33. Fr. Wie soll die Kleidung beschaffen seyn?

A. Einfach, bei warmer Witterung leicht und dünn, bei kalter oder nasser Witterung aber warm, ohne durch Enge oder Schwere den Körper zu belästigen, weil sie sonst den Umlauf des Geblütes, die freie Bewegung und das Wachsthum des Körpers hindert.

34. Fr. Was verursachen enge Schuhe?

A. Schmerzhafte Hühneraugen, und oft auch Geschwulst der Füsse und Geschwüre.

35. Fr. Sind die Mieder oder Schnürbrüste den Weibspersonen schädlich?

A. Wenn sie steif, oder fest zugeschnürt sind, veranlassen sie manche Uebel, selbst den Krebs bisweilen, so wie auch viele Mädchen davon buklicht werden.

36. Fr. Was soll man thun, wenn man angekleidet zu Bette gehen muß?

A. Man soll die Binden und engen Kleidungsstüke losmachen, damit das Geblüt freien Umlauf habe.

37. Fr. Ist es rathsam, Kleidungsstüke von kranken Personen anzuziehen?

A. Bevor sie nicht gereiniget worden, ist es sehr bedenklich, auch gefährlich.

5. Von den Wohnungen.

38. Fr. Welche Wohnstuben sind der Gesundheit am Zuträglichsten?

A. Diejenigen, welche hoch und geräumig sind, helles Licht und reine Luft, wie auch einen Boden von Brettern haben.

39. Fr. Welche Stuben und Kammern sind vorzüglich ungesund?

A. Die feuchten, besonders, wenn sie zugleich eng, niedrig und finster sind, und keinen bretternen Boden haben. Menschen, die darin wohnen oder schlafen, sind meistens schwächlich und kränklich, Kinder schwellen, zehren aus und sterben.

40. Fr. Woran erkennt man, daß sie feucht sind?

A. Wenn die Wände naß, die Fenster schmuzig sind und der Geruch modernd ist; wenn der Boden gerne fault, und die Schuhe grau und schimmligt werden.

41. Fr. Sind die Misthaufen und Mistlaken vor Stuben und Kammern schädlich?

A. Freilich. Denn die davon aufsteigenden Dämpfe schaden der Gesundheit; sie sollten daher von Stuben und Kammern entfernt liegen.

42. Fr. Ist es nicht ungesund, in Wohnstuben Wäsche ꝛc. zu troknen?

A. Das ist sehr ungesund; denn durch die dadurch aufsteigenden Dünste wird die Luft verunreinigt und feucht. Eben so wird auch von Hühnern, Gänsen, Enten ꝛc. die Luft verdorben, wenn man sie in Stuben hält, nicht minder durch das Beisammenseyn mehrerer Menschen, besonders in engen oder niedrigen Stuben, durch den Kohlen-, Oel- und Lichterdampf, Tabakrauch u. s. f., in welchen Fällen man wenigstens durch Oeffnung der Thüren oder Fenster der frischen Luft öftern Eintritt verschaffen soll.

43. Fr. Sind sehr warm geheizte Stuben gesund?

A. Nein; sie geben vielmehr zu allerhand Krankheiten, besonders zu Katarrhen und Flüssen, zur Gicht und zum Gliederreissen Anlaß; denn diese Krankheiten pflegt der schnelle Uebergang von der Wärme in die Kälte, oder von der Kälte in die Wärme, zur Folge zu haben.

6. Von der Reinlichkeit und vom Baden.

44. Fr. Befördert Reinlichkeit die Gesundheit?

A. Ungemein; unreinliche Menschen werden viel leichter, als reinliche, von Krankheiten befallen.

45. Fr. Worauf soll sich die Reinlichkeit vorzüglich erstreken?

A. 1) auf den Körper. Man soll täglich Köpf, Gesicht und Hände waschen, die Zähne puzen und den Mund ausspülen. 2) Auf die Kleidung. Man soll keine beschmuzten Kleider tragen, und besonders Hemden und Strümpfe öfter wechseln. 3) Auf die Nahrungsmittel und das Küchengeschirre. 4) Auf die Wohnstuben und Schlafkammern.

46. Fr. Hat die Reinlichkeit auch einen andern Nuzen?

A. Ja; sie gibt dem Menschen auch Achtung und Würde, ein unreinlicher Mensch ist ein verächtlicher Mensch.

47. Fr. Ist das Baden nüzlich?

A. Lauwarme Bäder sind sowohl für Kinder als Erwachsene, wie auch in vielen Krankheiten nüzlich; an warmen Sommertagen ist den Erwachsenen auch das Baden in Flüssen und Bächen nüzlich: kleine Kinder sollen darin niemals allein baden, sondern nur, wenn der Vater oder eine andere erwachsene Person bei ihnen ist; theils weil sie sonst leicht unglüklich werden, oder gar ertrinken könnten, theils auch noch aus andern nicht minder wichtigen Ursachen.

48. Fr. Was hat man zu beobachten, wenn man in Bächen ꝛc. baden will?

A. Man soll baden 1) nur an einem schönen warmen Tage, 2) ja nicht mit erhiztem Körper, 3) nicht Abends, wo es schon kühl ist, 4) nur an Stellen, wo das Wasser nicht tief oder reissend ist, um nicht zu ertrinken, 5) soll man sich nach dem Baden nicht ins Gras legen.

49. Fr. Was hat man zu beobachten, wenn man lauwarm baden will?

A. Das Bad darf Anfangs nicht zu warm seyn; man muß nicht darin bleiben, bis es kalt wird, und sich nach dem Baden nicht erkälten, sondern gleich zu Bette gehen, und darin bleiben, bis man ganz troken ist.

50. Fr. Wie kann man die Kinder vor Ungeziefer, dem Kopfgrinde, der Kräze und andern Ausschlägen bewahren?

A. Wenn man sie von Geburt an fleissig in lauwarmem Wasser badet, ihnen die Haare abschneidet, täglich den Kopf wäscht und kämmet und sie überhaupt reinlich hält.

51. Fr. Wie können die Eltern ihren Kindern Liebe zur Reinlichkeit einflössen?

A. Wenn sie selbe von Jugend auf zur Reinlichkeit anhalten, und ihnen selbst mit guten Beispielen vorangehen.

7. Von der Arbeit und dem Müssiggange.

52. Fr. Ist Arbeit für den Menschen nüzlich?

A. Sie hat vielfältigen Nuzen. Sie befördert die Gesundheit und Eßlust oder den Appetit, gibt guten Muth und Frohsinn, wie auch ruhigen Schlaf, und verlängert das Leben. Endlich befördert sie Wohlstand und Tugend; denn wer fleissig arbeitet, der darf weder Hunger leiden, noch betteln, und hat nicht Zeit, ans Böse zu denken.

53. Fr. Welchen Schaden hat der Müssiggang?

A. Er ist der Anfang aller Laster und die Quelle vieler Krankheiten, wie auch der Langeweile. Der faule Müssiggänger ist daher ein eben so unglüklicher, als nichtswürdiger und verächtlicher Mensch.

54. Fr. Kann man sich aber durch Arbeit nicht auch schaden?

A. Wenn man über seine Kräfte, oder gleich nach dem Essen bei vollem Magen stark arbeitet; dann, wenn man zu schwere Lasten aufhebt.

55. Fr. Soll man also Kinder und schwache Menschen mit schwerer Arbeit verschonen?

A. Man verschont ja junges oder krankes Vieh mit Arbeit, um wie viel mehr Menschen!

56. Fr. Was schadet das zu frühe Anstrengen der Kinder zu schwerer Arbeit?

A. Sie bekommen Brüche, bleiben klein und schwächlich.

8. Von Erhizung und Erkältung.

57. Fr. Was hat man zu beobachten, wenn man durch starke Bewegung, Arbeit, oder wie immer sich erhizt hat?

A. Man soll nicht schnell, sondern nur nach und nach zur Ruhe übergehen, sich nicht auf kalten Boden, oder ins Gras sezen oder legen, viel weniger darauf oder darin schlafen; endlich soll man das Hemd und andere Kleidungsstüke, die vom Schweisse naß sind, ausziehen, und trokene anlegen.

58. Fr. Was kann man sich zuziehen, wenn man diese Regeln nicht beobachtet?

A. Lungensucht, Abzehrung, Gicht oder Gliederreissen, wie auch Fieber, Seitenstechen, Brust-Entzündung, Flüsse, die Ruhr u. s. f.

59. Fr. Ist den Kindern das Herumlaufen bei kühler Abendluft schädlich?

A. Ja, sie bekommen sehr leicht heftigen Katarrh, Keuchhusten, Durchfall, oder die Ruhr.

60. Fr. Was soll man thun, wenn man sich erkältet hat?

A. Eine kräftige Fleischsuppe essen, ein wenig Branntwein oder warmes Bier trinken, und darauf arbeiten oder Bewegung machen, oder sich ins Bette legen.

61. Fr. Was soll man thun, wenn man sich Hände und Füsse erfroren hat?

A. Die Stuben- und Ofenwärme meiden, an einen kühlen Ort gehen und das gefrorne Glied so lange mit Schnee reiben, oder in eiskaltes Wasser stehen, bis es aufthaut, und wieder Lebens-Wärme bekommt.

62. Fr. Was soll man thun, wenn die Füsse oder der ganze Körper naß und kalt geworden ist?

A. Man soll, sobald als möglich, die nassen Strümpfe und Kleider ausziehen, und trokene, gewärmte anlegen.

63. Fr. Ist es gesund, in nassen Getreide- oder Heuhaufen zu schlafen?

A. Sehr ungesund, besonders wenn man an den Füssen oder gar am ganzen Körper schon naß und kalt ist; man kann sich dadurch sehr böse Fieber und andere Krankheiten zuziehen.

9. Von der Witterung.

64. Fr. Welche Witterung ist der Gesundheit am Zuträglichsten?

A. Trokene, heitere, mässig warme; ungesund hingegen ist neblichte, naßkalte, zu warme oder unbeständige Witterung.

65. Fr. Entstehen von ungesunder Witterung viele Krankheiten?

A. Sehr viele, wo nicht die meisten; besonders entstehen bei einer anhaltend naßkalten Witterung gerne Nerven- und Faulfieber und die Ruhr.

66. Fr. Wie kann man sich am Besten dagegen verwahren?

A. Man muß sich warm kleiden, gut essen und trinken und nasse Kleidungsstüke alsogleich ablegen, auch sich vor dem Aderlassen, Brechen und Laxiren hüten, wodurch man sich nur schwächen und für Krankheiten empfänglicher machen würde. Alles Dieses hat man auch zu beobachten, wenn auf eine warme Witterung plözlich eine kalte folgt.

67. Fr. Was für Krankheiten entstehen gewöhnlich bei einer unbeständigen, bald warmen, bald kalten, bald trokenen, bald nassen Witterung?

A. Katarrhe, Seitenstechen, Entzündungen, Fieber, Durchfall, Flüsse und Gliederreissen.

10. Vom Schlafe.

68. Fr. Wie muß ein gesunder Schlaf beschaffen seyn?

A. Er muß ruhig, ohne lebhafte Träume, erquikend seyn.

69. Fr. Was bewirkt ein gesunder Schlaf?

A. Er befördert den Appetit, die Verdauung und Ernährung des Körpers; er bewirkt ein munteres, frohes Erwachen, und gibt neue Kräfte.

70. Fr. Was kann einen gesunden, ruhigen Schlaf befördern?

A. Arbeitsamkeit, Mässigkeit im Essen und Trinken, Keuschheit, gesunde Schlafzimmer und ein gutes Gewissen.

71. Fr. Was kann den ruhigen Schlaf stören?

A. Faulheit, Unmässigkeit im Essen und Trinken, Unkeuschheit, gar zu warme Schlafzimmer und Federbetten, schrekhafte Träume, Kummer, Sorgen, Verdruß, Zorn und ein böses Gewissen.

72. Fr. Wie lange soll man schlafen?

A. Sechs bis sieben Stunden, Kinder und Alte etwas länger.

73. Fr. Was schadet ein zu langer Schlaf?

A. Er macht träge, faul, verdrießlich, weichlich, dumm und kränklich.

74. Fr. Wie sollen die Schlafzimmer beschaffen seyn?

A. Sie sollen geräumig, hell, reinlich und ja nicht feucht seyn.

75. Fr. Aus was sollen die Bettlager bestehen?

A. Aus einem Strohsake, aus einer Matraze von Roßhaaren oder langem Waldmoose, aus einem oder mehreren Kopfkissen, und im Winter aus einer wollenen, im Sommer aus einer leinenen Deke. Auch sollten die Betten keine Vorhänge haben. Nur im Winter und in kalten Kammern ist es unschädlich, in einem leichten Federbette zu schlafen, im Sommer aber ist es ungesund; denn Federbetten erregen wegen ihrer zu grossen Wärme zu viel Ausdünstungen und Schweiß, und werden daher die Quelle vieler Krankheiten.

76. Fr. Wann soll man zu Bette gehen?

A. Nicht eher, als bis man müde und schläfrig ist, am Heilsamsten zu einer bestimmten Stunde.

77. Fr. Wann soll man aufstehen?

A. Sobald man Morgens erwacht; sonst wird man ein Weichling.

78. Fr. Ist es gesund, wenn mehrere Menschen in Einem Bette schlafen?

A. Das ist ungesund; daher man so viel als möglich allein schlafen sollte.

11. Vom Aderlassen.

79. Fr. Ist das oftmalige Aderlassen gut?

A. Nein; es hat gewöhnlich eine schwächliche Gesundheit, Krankheiten und frühen Tod zur Folge.

80. Fr. Wer kann bestimmen, ob ein Aderlaß nothwendig sey?

A. Nur ein Doktor, oder geprüfter geschikter Arzt.

81. Fr. Ist das Aderlassen in vielen Krankheiten nothwendig?

A. Nein, nur in sehr wenigen.

82. Fr. In welchen Krankheiten ist es vorzüglich schädlich?

A. In der Lungensucht, Abzehrung, Wasser-Sucht, Bleichsucht, in Blutflüssen, Nerven- und Faulfiebern, im Schlagflusse bejahrter Leute und bei äusserlichen Schäden, weil sie dadurch noch mehr geschwächt werden.

83. Fr. Ist die Gewohnheit, des Jahres öfters zur Ader zu lassen, schädlich?

A. Ja, sie veranlaßt oft Schlagflüsse, Wasser-Sucht, Abzehrung, Nervenkrankheiten und frühen Tod.

84. Wird schlechtes Geblüt durchs Aderlassen verbessert?

A. So wenig, als in einem Fasse verdorbenes Bier verbessert wird, wenn man einen Theil davon herausläßt.

85. Fr. Woher rührt schlechtes Geblüt?

A. Meistens von einem schlechten Magen, oder von einer schlechten Kost; man muß also diese oder jenen verbessern, wenn man das Geblüt verbessern will.

86. Fr. Ist das Aderlassen nicht nothwendig zur Erhaltung der Gesundheit?

A. Nein; es gibt Menschen von 90 und 100 Jahren, die in ihrem Leben weder zur Ader gelassen, noch eingenommen haben.

87. Fr. Welchen Leuten ist unnöthiges Aderlassen besonders schädlich?

A. Jenen, welche ohnehin schon zu wenig Blut haben, wie schwächliche, kränkliche, alte, bleichsüchtige und nervenschwache Menschen.

12. Vom Brechen und Abführen.

88. Fr. Ist öfteres Einnehmen zum Brechen und Abführen nützlich?

A. So wenig, als öfteres Aderlassen, und veranlaßt auch theils die nemlichen Krankheiten, theils Schwäche oder Verhärtung des Magens und anderer Eingeweide, manchmal auch plözlichen Tod, wenn man nemlich von Marktschreiern, mancherlei Betrügern so scharfe Mittel nimmt, welche 40 bis 50 Mal, oder noch öfter, operiren.

89. Fr. Können nicht auch bei gesunden Menschen nach und nach Unreinigkeiten im Magen entstehen?

A. Nein; weil bei gesunden Menschen der Magen Alles gut verdauet. Folglich ist es auch nicht nothwendig, von Zeit zu Zeit Abführungs-Mittel zu gebrauchen, um den Magen zu reinigen. Ueberhaupt gilt vom Einnehmen, was schon vom Aderlassen gesagt worden, besonders auch die Regel, daß man nicht zum Brechen oder Abführen nehmen soll, ohne einen geschikten Arzt zu fragen.

90. Fr. Kann ein schlechter Magen durch Brech- und Abführungsmittel verbessert werden?

A. Ganz und gar nicht, wohl aber noch mehr verdorben.

91. Fr. Warum schaden unnöthige Brech- und Abführungsmittel?

A. Weil sie viel Säfte, welche zur Verdauung und Ernährung des Körpers nothwendig sind, wie Magen- und Gedärmsäfte, Schleim, Galle rc., hinwegnehmen.

13. Von der Pflege und Erziehung der Kinder.

92. Fr. Was bekommt kleinen Kindern vorzüglich wohl?

A. Reinlichkeit und tägliches Baden in lauem, nicht heissem Wasser. Kinder, die reinlich gehalten werden, sind ruhig, gesund, wachsen und gedeihen; Kinder hingegen, die fast immer in beschmuzten Windeln, Hemden, Betten, im Schmuze und Unrathe liegen, bekommen allerhand Ausschläge, sehen blaß, mager oder aufgedunsen aus, sind unruhig und meistens kränklich.

93. Fr. Soll man Kinder sehr warm halten?

A. Weder zu warm, noch zu kalt, denn beides ist schädlich.

94. Fr. Wie soll man die Kinder wikeln?

A. So, daß sie ihre Glieder frei bewegen können.

95. Fr. Was schadet das enge und feste Wikeln?

A. Es verursacht Schmerzen, verenget die Brust, verhindert das freie Wachsthum, und ist Schuld, daß viele Kinder buklicht werden, oder an der Schwindsucht sterben.

96. Fr. Ist das Wiegen nützlich?

A. Nein; denn es macht die Kinder betäubt und schwindlicht; auch werden sie oft aus der Wiege geworfen und beschädigt.

97. Fr. Bekommt ihnen auch die freie Luft wohl?

A. Ja, selbst im Winter, wenn sie einige Monate alt und warm gekleidet sind.

98. Fr. Welche Nahrung ist für Kinder die beste?

A. Fleisch- oder Milchsuppe mit Semmel.

99. Fr. Ist der Mehlbrei oder das sogenannte Muß für sie gesund?

A. Mehlbrei, zu welchem schlechtes Mehl oder schlechte Milch genommen, oder der schlecht gekocht wird, ist eine sehr unverdauliche, und daher höchst ungesunde Nahrung für Kinder, die davon häufig dike Bäuche, Würmer und die Abzehrung bekommen.

100. Fr. Soll man Kindern die Speisen vorkauen?

A. Dieß ist ekelhaft und schädlich.

101. Fr. Was hat man sonst noch dabei zu beobachten?

A. Man soll ihnen nicht zu viel auf Einmal zu essen geben, und nicht zu warme Speisen, weil beides den Magen verdirbt.

102. Fr. Was ist Ursache, daß so viele Kinder sterben?

A. Feuchte, dumpfige Kinderstuben, verdorbene Luft in denselben, schlechte Nahrung, besonders schlechter Mehlbrei, Unreinlichkeit, schlechte Pflege und Wartung, endlich Nachlässigkeit und Lieblosigkeit der Eltern.

103. Fr. Ist es Pflicht, für kranke Kinder bei Aerzten Hülfe zu suchen?

A. Ja, denn die Eltern sind verbunden, für die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens ihrer Kinder Alles, selbst den lezten Pfennig anzuwenden, und die es nicht thun, ziehen sich schwere Verantwortung und Gewissensbisse zu.

104. Fr. Was ist von beherten, bezauberten Kindern und Wechselbälgen zu halten?

A. Da es weder Heren, noch Zauberer gibt, so gibt es auch keine solchen Kinder; sondern es sind kranke Kinder, die an Würmern an der englischen Krankheit, an der Kopfwassersucht, an den Gichtern, an der fallenden Sucht rc. leiden. Ihre Krankheiten rühren meistens von den kurz vorher angeführten Ursache her.

105. Fr. Ist es vernünftig, die Kinder mit dem Klaubauf, Wauwau u. dgl. zu schreken?

A. Das ist höchst unvernünftig und sündhaft; denn dadurch kann man ihnen Gichter und die fallende Sucht verursachen, und sie Zeitlebens unglüklich machen. Nur schlechte Eltern, die ihre Kinder nicht zu ziehen wissen, brauchen manchmal solche Mittel.

106. Fr. Ist es vernünftig, Kindern von Gespenstern, Heren, Druden u. dgl. zu erzählen?

A. Nein; denn dadurch macht man sie furchtsam und abergläubisch.

107. Fr. Was hat man noch bei Kindern zu beobachten?

A. Man soll sie nicht kizeln, weil man Beispiele hat, daß dadurch schon manche in anhaltendes Lachen und in Gichter verfallen, und daran gestorben sind. Auch soll man ihnen keine gemalte Sachen zum Spielen geben, weil die Kinder Alles in den Mund nehmen, die Farbe aber öfters Gift enthält. Ferner soll man Kinder zwar nicht müssig gehen lassen, aber auch nicht zu schweren Arbeiten anstrengen; wenn sie ausser dem Hause sind, Sorge tragen, daß sie nirgends herabstürzen, nicht ins Wasser fallen, nicht vom Viehe, von Fuhrwerken, oder sonst beschädiget werden, noch sich selbst unter einander mit Werfen, Schlagen rc. beschädigen.

108. Fr. Warum sind Bauernkinder meistens gesünder und stärker, als Kinder vornehmer Leute?

A. Vorzüglich darum, weil sie beständig in der freien Luft sind und sich viel bewegen.

109. Fr. Welche sind besser daran?

A. Bauernkinder; denn ein gesunder und kraftvoller Körper ist mehr werth, als Adel und Reichthum. —

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 16. 17. April 1840.

Wie lebt man in Indien?

Unsere Leser werden wissen, daß es jenseits der Meere noch viele Völker gibt, die Heiden sind, und daß von dem heiligen Vater in Rom, dem jezigen Pabste Gregor XVI., viele katholische Priester dahin geschikt werden, um dort das Kreuz Christi aufzupflanzen und den christlichen Glauben zu verbreiten. Diese Priester werden Missionäre genannt. Von einem solchen Missionär liegt ein Schreiben aus Joseph-Platnam in Indien vor uns, welches wir, da in demselben auch von dem dortigen Landvolke und Landwirthschafts-Betriebe Mancherlei vorkommt, hier abdruken lassen wollen. Es lautet also:

„In diesem Theile Indiens gibt es zwar bereits viele Gläubige, die bald zerstreut und abgetrennt, bald zu Dorfschaften vereint sind, die aber noch meistentheils unter Muselmännern und Heiden leben müssen. Ueberall, wo man sie zu 8—10 Familien beisammen findet, haben sie ein Kirchlein von Erde, mit einem Strohdache. Auf der Fischerküste (de la Pêcherie) sind die Kirchen schön, bisweilen sogar in europäischem Geschmake gebaut; diese Christen sind überhaupt gut und fest im Glauben. Ueberall findet man wieder die Gebräuche, welche die Jesuiten unter ihnen eingeführt hatten: so wird die Morgenandacht eine Stunde vor Tagesanbruch gemeinschaftlich verrichtet. Abends folgt nach dem Gebete eine geistliche Lesung. Täglich hält der Katechet den Kindern Christenlehre; an Sonntagen ist allgemeine Versammlung bei den Gebeten des heiligen Meß-Opfers. Erscheint der Missionär am Orte, so empfangen sie Alle die heiligen Sakramente. Doch bei all diesen löblichen Gewohnheiten bleibt noch viel Unwissenheit und mancherlei Aberglaube zurük; es erwartet uns daher nicht geringe Arbeit, wenn wir anders ein Volk zu wahren Christen heranbilden wollen. Dieß wird auch vor Allem unsere Beschäftigung seyn, ehe wir auf die Bekehrung der Heiden denken: sind wir einmal zahlreicher, so kommt die Reihe an sie. Unter ihnen gibt es Manche, die nicht weit vom Reiche Gottes entfernt sind: möge es uns gegeben seyn, ihnen den Eingang dazu zu öffnen!

Seit unserer Ankunft zu Calleritdel, unserm gewöhnlichsten Aufenthaltsorte, begleitete ich einen Missionär, welcher in das Innere des Landes Ausflüge zu machen hatte. Ich habe beinahe sämmtliche Christengemeinen im Westen, Norden und Osten besucht. Seit 14 Tagen befinde ich mich allein, mitten in den Wäldern des Radja (Fürsten) von Sivagenge, wir haben daselbst viele Christen und 6 Kirchen. Ich habe die heiligen Sakramente in zwei grossen Ortschaften, jede von 250 bis 300 Einwohnern, gespendet, und die Taufe 20 Kindern ertheilt: unter ihnen befand sich auch ein Jüngling von 22 Jahren, der unlängst noch Heide war. Wie Sie es vielleicht denken, fange ich an, das Malobarische zu verstehen: es soll eine schöne Sprache seyn, sagt man; sie ist aber auch ausgemacht schwer zu erlernen. Dennoch hoffe ich, wenigstens für kurze Unterweisungen, leidentlich darin fortzukommen; denn hier darf man sich gegen die Reinheit des Ausdrukes nicht verstossen, ohne sich dem beissenden Spott der Kinder und selbst der rohesten Waldbewohner Preis zu geben. Man muß sich dieser Strengheit des Geschmakes, welche dem Indier besonders eigen ist, mit Geduld unterziehen, um ja das Wort des Herrn durch Verstösse, die seine Ohren beleidigen, nicht zu gefährden.

Genug von Dem, was mich angeht. Sie werden ohne Zweifel erwarten, daß ich Ihnen das Land, wo die Vorsehung mich hingerufen, die Völker, die es bewohnen, ihre Lebensart und Sitten beschreibe. Indien ist fruchtbar: die Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse verliert sich so zu sagen ins Unendliche; allein, der noch ganz in der Kindheit liegende Gewerbsfleiß zieht aus dem so gesegneten Lande bei Weitem nicht alle Vortheile. Von Pondichery bis zum Kap Comerin (den Norden kenne ich nicht) pflanzet man Reis, Cambus, Kepe, Varavou und Kanam; lauter Feldfrüchte, die der Hirse, den Linsen und kleinen Erbsen ähnlich sind; die Malabaren machen daraus ihre gewöhnliche Nahrung. Marava und das Land im Süden erzeugen Baumwolle in grosser Menge. Die Baumwollenpflanze ist ein Gesträuch von magerm Aussehen; seine Blumen sind weiß und ähnlich denjenigen der Althaea. Ich sah auch viele Felder, die mit der Palma-Christi angepflanzt waren: man zieht ein Oel daraus, das die Bewohner ein gutes nennen; sie bedienen sich desselben, um sich den Leib, das Haupthaar und den Bart zu salben. Uebrigens sah ich kein Weizen-Korn, und überhaupt keine von unsern Getreide-Arten; vom Brode ist dahier also keine Rede, und dieß ist harte Entbehrung für unsere europäischen Gewohnheiten.

Das Land Marava ist von der Kaste der Odeages oder Akersleute bewohnt: diese von Norden hergekommene Menschen sind stark und kräftig, der Gesichtsfarbe nach meistens von sehr dunklem Kupferrothe, einige sogar ganz schwarz. Zum Landbaue bedienen sie sich einer Art Pfluges, welcher mit denen in Poitou gebräuchlichen Aehnlichkeit hat, und wie diese, der Räder ermangelt; die Schar daran ist von Eisenholz. Diese guten Leute sieht man schon am frühesten Morgen, ihren Pflug auf der Schulter, und ihr Ochsenpaar hintennach, zur Arbeit aufs Feld hinausziehen. Sie verlassen ihre Hütten nur Morgens und Abends: die Tages-Mitte, wo die Sonnenglut unerträglich wäre, ist der Ruhe gewidmet. Vom Wasser hängt hauptsächlich der Wohlstand des Landes ab; auf allen Punkten trifft man daher Teiche mit ekelhaftem Schlammwasser, das gleichwohl dem Bewohner zum Getränke dienen muß. In diesen Schlamm, der den ganzen Tag einer brennenden Sonne ausgesezt ist, von Morgens bis Abends von Badlustigen, Waschweibern, Kühen und Büffeln aufgewühlt wird, sieht man den stets unbekümmerten Koch hinuntersteigen, um sich das Wasser zur Mahlzeit herauszuschöpfen: dasselbe wird keinem Indier den geringsten Ekel verursachen; es genügt, daß die Hand, die das Wasser geschöpft, einem Manne von guter Kaste angehört. Die Wässerung geschieht mittelst hölzerne Gefässe, die an lange Schlagbäume gebunden, das Wasser in Kanäle hinaufziehen, durch welche es dann über die Felder hinfließt. Dieß Geschäft ist mit grosser Anstrengung verbunden und muß, wegen der allzugrossen Hize, täglich erneuert werden. In diesen Ländern findet man keine Wiesen. Die Ochsen und Schafe weiden, wie es kommt, auf dem Felde und im Gehölze. Will man ein Pferd ernähren, so muß täglich ein Mann hinausgesendet werden, um Grünes zu sammeln und Hundsgras-Wurzeln zu graben. Die Quellen sind von äusserster Seltenheit.

Im ganzen Südlande gibt es, ausser dem Mango- und Kokusbaume, sehr wenig Obstbäume. Mango-Frucht ist schmakhaft, groß, wie ein verlängerter Apfel, und enthält einen diken Kern. In der Nähe grösserer Städte und an den Flußufern findet man auch Paradis-Feigenbäume: die Paradis-Feige ist die Lieblings-Speise der Fremden, besonders der Engländer und Franzosen. In Indien wird der Weinstok nicht gepflanzt; dennoch scheint es, daß er viel ertragen würde. In Pondichery sah ich ziemlich schöne Weingeländer: mit Anfangs Februar beginnt ihre Blütezeit; allein die Trauben gelangen fast nie zur vollen Reife. Es gibt eine so grosse Menge schädlicher Thiere, wie Razen, Palm-Eichhörnchen, Raben, Fleder-Mäuse u. s. w., daß man genöthigt ist, die Früchte einzusammeln, noch ehe sie reif sind. Das ist vielleicht die Ursache, warum man den in Europa so lebhaft betriebenen Weinbau aufgegeben hat. Uebrigens ersezen die Indier den Wein durch den ausgegohrnen Palmsaft: die Parias zumal, machen

davon häufigen Gebrauch. Man sieht hier kein schönes Bauholz; wenigstens sind die dafür geeigneten Bäume selten. Die Leute im Lande erbauen sich ihre Hütten mit dem Stamme des Palmbaumes, welcher sehr gerade und von ziemlich beträchtlicher Höhe ist.

Die Indier akern ihr Feld mit kleinen, weissen und magern Ochsen, die auf dem Rüken eine den Kameelen ähnliche Erhöhung haben: sie bedienen sich auch der Büffelochsen. Diese Thiere sind kleiner, als die von Rom, aber eben so garstig anzusehen. Auf dem Lande sieht man grosse Heerden von Kühen, Büffeln und Ziegen, deren Milch den Bewohnern zur Nahrung dient: leztere trinken selbe immer warm; sie behaupten, daß sie kalt genommen, Gift enthalte. Es gibt auch hie und da einige Pferde; doch sind sie sehr klein, mager und von schlechter Gestalt. Die Indier haben Fuhrwerke, wie die unsrigen, aber in geringer Anzahl. Alles, was sie einernten, tragen sie mit den Händen davon, und belasten ihr Haupt mit ungeheuren Bürden.

Es gibt in Indien weniger Thiere, als gewisse Reisende vorgeben. Seit 7 Monaten habe ich, auf meinen langen Reisen, keine einzige Schlange getroffen, sah auch keine Tiger; man findet wohl einige Elephanten, sie werden aber immer seltener, weil die Engländer gegen die gefährlichen Thiere einen schreklichen Krieg führen: für eine Tigerhaut geben sie 10 Pagoden, oder 40 Franken; 30 Pagoden, oder 120 Franken für eine Elephanten-Haut. Im Gebirge trifft man Wildschweine an und eine Art Axis; auch in den Wäldern hausen sie in ziemlicher Anzahl. Gegenwärtig weile ich mitten in einem Walde, den man niederfällt, um das Erdreich urbar zu machen; täglich werden darin wenigstens drei Wildschweine getödtet. In den Wäldern von Sivagenge, nahe bei meinem Aufenthaltsorte, begegnete ist einer ziemlich grossen Menge Axis; allein sie ziehen sich bei den täglichen Fortschritten der Urbarmachung immer mehr zurük: diese anmuthigen Thiere, die mit dem Reh unserer Wälder viel Aehnliches haben, ausser daß sie ganz weiß geflekt sind, weiden zu 10—15 Stük beisammen, nahen dem Reisenden bis auf 10 Schritte, und folgen dem Pferde oft Viertelstunden lang. Dann gibts Hasen und Füchse, aber in geringer Anzahl. Man sieht dagegen viele Wasservögel, und fast alle von derselben Art: die Indier nennen sie Kouk-kou; sie haben weisses Gefieder, langen Schnabel; sie ziehen ihrer 10, 12 mit einander umher. Den Fischreiger mit langem Schnabel trifft man auch in Reisfeldern und bei Teichen. Uebrigens aber nirgends ein Sing-Vogel, sonach kein Waldgesang: man vernimmt nur das Gekrächze der Raben, das Geschrei eines garstigen Vogels, den die Weissen Martin (philippinische Amsel) nennen, und jenes des Papageies. In Madura sah ich Affen zu Hunderten beisammen; man sagt, daß diese Stadt ihr Hauptquartier sey. Nichts ist lustiger, als ihre Sprünge und Frazengesichter zu sehen, aber auch nichts ist so beschwerlich, wie ihre Nachbarschaft: sie schleichen sich überall ein, rauben Alles weg, und lassen die Leute nicht einen Augenblik in Ruhe. Auf dem Wege nach Trichinopoly empfing ich während der Nacht den Besuch eines Affen von der grössen Art; die Gegenwart des um diese Zeit so unerwarteten Gastes war keine gleichgiltige Sache: ich verfolgte ihn, er entkam aber durch die Flucht. Der Unverschämte wollte mir ohne weiters meine Pantoffeln davon getragen.

Der Indier ist schüchtern, listig, mißtrauisch, der Arbeit abhold. Hat er sich für einen Tag Nahrung verschafft, dann ruht er aus; dennoch ist er erfinderisch, und im Nachahmen geschikt. In grossen Städten herrschen Stolz und Prachtliebe im gleichen Maße: die Reichthümer Vieler bestehen in nichts Anderm, als in Kleinodien von Gold und Silber. Die Männer tragen 3—4 grosse goldene Ringe in den Ohren; die Frauen besezen sich überdieß Nase, Hals, Arme, Hände und Füsse mit solchem Geschmeide, und diese Pracht ist auf dem Lande nicht weniger im Schwunge. Uebrigens besteht die ganze Kleidung der Männer lediglich in einem Stük Tuche, womit sie sich die Lenden umschlingen; die Frauen fügen ein zweites Stük bei, bedeken sich damit auch das Haupt, und lassen es über die Schultern und die Brust herabwallen. Die Indier sind gegen ihre Vorge-

sezte ehrerbietig, dieß ist aber mehr Wirkung der Furcht; denn um sie in Schranken zu halten, muß die Stokruthe stets in Bereitschaft seyn: Kerker und Geldbussen würden dazu nicht hinreichen.

Die Familien sind sehr zahlreich, und die Ehen werden frühzeitig eingegangen: nicht selten werden wir in Verlegenheit gesezt, wenn man uns kleine Mädchen vorstellt, die nicht zehn Jahre zu haben scheinen, und dennoch das zwölfte Jahr erreicht haben sollen. Die Knaben verehelichen sich im vierzehnten Jahre. In Gemeinden von 25 Häusern, zählt man bis auf hundert Kinder unter 10 Jahren: nach diesem Maßstabe mögen Sie auf die Bevölkerung schliessen. Die Männer sind groß, von stattlichem Körperbaue und gut gegliedert; sie tragen alle den Schnurbart, lassen sich die Haare scheeren und behalten nur einen kleinen Büschel auf dem Hauptwirbel. Die Kinder laufen hier im sechsten Monate schon allein: nichts ist sonderbarer, als dieß kleine Volk durch alle Gassen und Felder wimmeln zu sehen; man erblikt darunter auch nicht eines, das verkrüppelt wäre, und dieß vielleicht darum, weil man ihnen, sobald sie nur das Tageslicht erbliken, volle Freiheit läßt. Es scheint, daß die Wärme des Himmelstriches, der schlechte Anzug und die Freiheit den Unordnungen jeden möglichen Vorschub leisten sollten; dem ist aber zum Glüke nicht so: an den Bewohnern zeigt sich wohl Einfalt und bäurische Grobheit, doch gibt es unter ihnen vielleicht weniger Laster, als in Europa. Ich spreche besonders vom Lande: die Städte an der Küste sind viel schlechter; daran sind aber die Weissen Schuld.

Hier vertritt die Gewohnheit die Stelle des Gesezes. Ehe man Etwas unternehmen will, wird stets gefragt, ob dieß mamoule (Uebung) sey; die Engländer selbst getrauten sich nicht, die Gewohnheiten des Landes anzugreifen. Die Indier halten so sehr darauf, daß es den Neubekehrten harte Mühe kostet, sich von gewissen Gebräuchen loszumachen, die man nicht dulden kann, weil sie ganz heidnische Uebungen mit sich bringen; denn allen Zeremonieen, und selbst den gewöhnlichsten Handlungen des indischen Lebens, liegt eine religiöse Vorstellung zu Grunde.

Unter diese, so gewissenhaft beobachteten Gebräuche, muß man auch jene bei Begräbnissen zählen. Hat man dem Todten in seinem Hause durch entsezliches Geschrei und Geheul die lezten Ehren erwiesen, so trägt man ihn auf einer mit Blumen und Tüchern geschmükten Bahre von dannen; Kanonen werden abgefeuert, Fakeln angezündet; eine geräuschvolle Musik ertönt; unaufhörliche Hourras begleiten den Todten bis zum Grabe; dort wird er sizend, mit über einandergeschlagenen Beinen, in eine weite Grube abgesezt. Ehe man ihn aber mit Erde bedekt, reißt ihm einer der nächsten Verwandten alles Geschmeide von Füssen, Ohren und Hals weg. Eine erbärmliche Zeremonie! Man schreit, man stößt sich, und Jeder will sehen: bei allem Dem fließt keine einzige Thräne. Lezthin führte ich während der Nacht einen dieser Trauerzüge an; es war der Leichnam eines jungen Weibes von 15 Jahren, das ein Hirnfieber weggerafft hatte. Als dasselbe ins Grab gelegt wurde, sollten ihm mit aller Hast die Kostbarkeiten abgerissen werden; weil aber das Geschmeide nicht leicht von den Ohren zu lösen war, so machte man es kurz, und riß das Geschmeide sammt den Ohren weg: gleichwohl war diese Frau die Tochter eines Kastenoberhauptes. Die Wohnungen der Indier sind nieder und finster, aber reinlich; doch bestreichen die Frauen täglich Alles mit jener starkriechenden Materie, so die Kühe auf der Weide hinter sich lassen: dieß ist im Lande eine angenommene Gesundheitsmaßregel. In Häusern, wo ein wenig Wohlstand herrscht, vergißt man nicht, den Boden mit Strohmatten zu bedeken; übrigens erblikt man darin keinerlei Hausgeräth: grosse irdene Gefässe dienen zugleich als Speicher, Schrank und Faß. Von Fenstern ist keine Rede, dafür muß die Hausthüre dienen. Die Mauern erheben sich nicht höher, als 6 Fuß. Das Ganze ist mit Stroh bedekt. Die Wohnungen der Malabaren sind etwas besser eingerichtet; doch haben sie mit unsern europäischen Gebäuden wenig Aehnlichkeit.

Der Tisch der Indier entspricht ganz der Einfachheit ihrer Wohnungen. Des Morgens nehmen sie Reis, oder irgend ein anderes Korn dieser

Art, mit geronnener Milch; auf den Mittag und den Abend Reis und Carri, ein Gewürzfleisch, das sie sich mit Pfeffer, Lungenkraut, Tamarinden und grünen Früchten zubereiten. Hier geniesst fast Alles Fleisch, doch nur von Hausgeflügel und Schafen: kein Rindfleisch also, das ihnen gänzlich untersagt ist. Wir selbst folgen dieser Sitte; im Süden essen wir ein wenig Fleisch, im Norden hingegen ist es gut, wenn man darauf verzichtet; denn die Heiden, die strenge Beobachter ihres Gesezes sind, geniessen öffentlich nie Fleisch, und zeigen den tiefsten Abscheu gegen die Fleischgierde der Europäer. Das Wasser ist unser einziges Getränk; um die schädlichen Eigenschaften desselben zu mildern, nehmen die Missionäre, die es vermögen, ein wenig Thee dazu.

Wie wir gesehen, ist der Indier für religiöse Rührungen sehr empfänglich; ein äusserer, mit Glanz umgebener Kultus — Gottesdienst — ist ihm Bedürfniß: Wehe Demjenigen, der es wagte, Das, was in den christlichen Feierlichkeiten des Landes, unsern Gebräuchen zuwider, sogar lächerlich scheint, zu reformiren! Vielleicht würde er ganze Völker zum Heidenthume zurükkehren sehen. Hier müssen also Feste seyn; sie sind auch sehr häufig, und werden in gewissen Kirchen des südlichen Theiles mit grossem Glanze gefeiert. Da findet man Alles beisammen, was geeignet ist, starken Eindruk auf die Sinne zu machen: Kanonendonner, Musik mit vollem Orchester, Freudenfeuer, Tag und Nacht unterhaltene Feuerwerke. Die Musik, wenn gleich ungebildet, und blos aus Trommeln, grossen Zymbeln, Trompeten, Oboen und schnarrenden Horninstrumenten bestehend, bringt dennoch eine bezaubernde Wirkung hervor; selbst die Thiere sind dabei nicht unempfindlich. Ich habe ein Pferd, das, ohngeachtet all meiner Bemühung, aufspringet und tanzet, so oft ich mich bei einem Feste befinde. Leztbin bestieg es einer unserer Patres, um in einer stark bevölkerten Ortschaft seinen Einzug zu halten: das von dem Lärm des feierlichen Empfangs allzusehr ergriffene Thier unterstand sich, mit allerlei freudigen Sprüngen und Gallopaden die weite Ebene zu gewinnen; mir war um den armen Pater Angst: zum Glüke kehrte er ohne weitern Unfall, ausser der Furcht, wieder zurük.

Ein wesentlicher Theil bei den Festen der Indier ist der feierliche Umzug mit dem Ter, einem ungeheuren Wagengerüste, das mit Blumen, Kränzen, gemaltem Papiere reichlich ausgeschmükt ist, und oberhalb das Siegeszeichen des Kreuzes trägt. Auch die Sapruns, oder weiträumige Nischen, worin die Statuen der Heiligen stehen, müssen bei solchen Anlässen herumgetragen werden: diese Sapruns sind bisweilen von solchem Umfange, daß oft 100—150 Personen der Last kaum gewachsen sind. Diese Prozessionen finden zur Nachtzeit beim Glanze der Fakeln und Freudenfeuer Statt: dann donnern die Kanonen, es ertönet die Musik, und gleich den Hourras der Kosaken ergiesset sich die Menge in unaufhaltsames Freudengeschrei. Von einer Ordnung ist nicht die Rede: Jeder schreit, singet, wirft sich aufs Angesicht, wie es ihm ankommt. Es wird wohl schwer halten, dergleichen Umzüge zu regeln. Man erkennt darin allerdings die Spuren heidnischer Gebräuche; allein es lag immer im Geiste der Kirche, sich liebevoll nach den Schwächen unserer Natur zu richten, und Alles, was in den religiösen Gebräuchen der Völker nicht absolut verwerflich ist, sogar durch Anwendung desselben zum göttlichen Dienste, nachsichtig zuzulassen.

So berechnen wiederum unsere Indier die ganze Schönheit ihrer Kirchen nach der Zahl und Grösse der darin aufgestellten Heiligenbilder; man sieht kleine Kirchen, die deren bis 15 besizen. Diese Statuen, obwohl von der Hand der Eingebornen, sind nicht so ganz schlecht gearbeitet; nur ist die Vergoldung daran zu verschwenderisch angebracht. Während der Messe sagen sie endlose Gebete her, schlagen sich auf die Brust, oder werfen sich zur Erde nieder: sie beten stets mit Gesang. Während dem Gottesdienste wird drei bis vier Mal mit Gloken und Glökchen geläutet, auf Trommeln geschlagen; an Sonntagen und grösseren Festen muß noch darüber die Flöte ertönen: für diese unermüdeten Ohren ist der Lärm eine unerläßliche Sache.

Ich fing meinen Brief zu Joseph=Patnam an, ich endige ihn zu Trichinopoly, nicht weniger, als sieben Tagreisen vom Orte, wo ich zuvor war: so ist der Missionär. Hier sehe ich mich in einer ungeheuren Stadt, die von Engländern, Türken, Heiden und 5000 Christen bewohnt wird. Meine neue Wohnung wird mir zu meinem nächsten Briefe Stoff bieten; ich kam heute, den 30. Juni 1838, ganz ermüdet hier an. Meine Reise dauerte sieben Tage: im Vorübergehen besuchte ich mehrere Christengemeinden, taufte fünf erwachsene Kinder, und ertheilte drei Kranken die lezte Oelung. In einem grossen Dorfe widmete ich meine Dienste einem Unglüklichen, dem ein Wild-Schwein mit einem Hauzahne den Schenkel aufgerissen hätte. Denselben Tag sah ich, 15 Schritte von meinem Pferde, 8 solcher Thiere beisammen; sie kamen und kehrten zum Zweitenmale bei mir vorbei, ohne sich mit mir weiter einzulassen. Das Land, das ich durchzog, ist wild und schön.

Ich bin ganz allein in diesem Babylon; der hochwürdigste Bischof, und Pater Superior fanden es für gut, mich hieher zu senden, um die christliche Gemeine aufzumuntern, und zugleich einigen irländischen Soldaten meine Dienste zu weihen. Morgens besuche ich den General; er spricht französisch, und ist mit dem Gouverneur von Pondichery auf gutem Fusse; dieser lezte war so gut, mir ein Empfehlungsschreiben an den Befehlshaber der Militär=Abtheilung von Trichinopoly mitzugeben. Diese würdigen Militäre werden, so hoffe ichs, meine Mission beschüzen. Wie viele Seelen gibts in dieser Gegend zu retten!

Ich geharre u. s. w.

L. Garnier,
Missionär."

Wie müßte man's etwa machen, wenn man für diese Indier auch eine Bürger= und Bauern=Zeitung schreiben wollte?

Ueber den Einfluß der Grundbelastung auf die Kultur des Bodens.

Viele behaupten, die Grundbelastung sey ein grosses Hinderniß für den Aufschwung der Kultur des Bodens. Wirft man einen flüchtigen Blik auf diese Behauptung, so kann man leicht in Versuchung kommen, sie für wahr zu halten. Der ernstliche Beurtheiler muß sich aber vom Gegentheile überzeugen.

Wenn die Grundbelastung ein Hinderniß in der Kultur wäre, so wäre eine Kultur nie möglich gewesen; aber eben die Kolonal=Verträge, wodurch die grundherrlichen Lasten ihre rechtliche Entstehung gefunden haben, waren der Beweggrund zur Bodenkultur. Unsere Voreltern haben uns also das beste Beispiel gegeben, daß es ungeachtet der grundherrlichen Belastung der Mühe werth sey, den Boden fruchtbar zu machen und ihn fort und fort zu verbessern. Sie haben sich nicht damit begnügt, dem Boden nur so viel abzugewinnen, als sie für ihre Familie bedurften; sie thaten mehr; sie überwanden als Uranfänger die größten Schwierigkeiten und überlieferten uns Grund und Boden so, daß es uns leicht ist, die gebrochene Bahn durch unser Zuthun zu erweitern. — Wie kann man die Grundbelastung ein Hinderniß in der Kultur nennen? Ist doch der Zehent erst der zehnte Theil des Ertrages; neun Zehenttheile sind dem Eigenthümer; die Handlohnsreichnisse sind der achte oder zehnte Theil des Gutswerthes. Wenn die Grundverbesserungen sieben und neun Theile des höheren Ertrages dem Eigenthümer zu Gute kommen, soll es dann nicht der Mühe werth seyn, sein Eigenthum zu verbessern? Sollte es denn Jemand in den Sinn kommen, zur Vermeidung eines kleinen Uebels ein grösseres auf sich zu nehmen? Ein solches Benehmen wäre der Ausdruk einer gehässigen Mißgunst gegen den Zehent- und Grundherrn; doch, so weit vergißt sich der Eigennuz nicht. Man wird auch nicht finden, daß ein Grundeigenthümer, dem es an Verstand und Fleiß nicht gebricht, sich deßhalb von der Verbesserung seines Eigenthums abhalten läßt. Ohnehin hat der Zehentherr an den Wiesenfrüchten keinen Theil. Ueber dieses bietet der Staat überall die Gelegenheit dar, jedem, wenn auch nur scheinbaren Grund der Kulturhinderung zu beseitigen. Zehent- und Handlohns-Fixirungen können vorgenommen werden. Wenn das nicht auch schon

jezt bei Privat-, Grund- und Zehentherren geschieht, so geschieht es doch vom Staate als dem größten aller Grundherren und von den unter seiner Kuratel stehenden Anstalten. Nach und nach werden auch die Privat-Grundherren folgen. Allein, ein grosser Theil der Grundholden, besonders der Zehentholden, mißkennt auch hier, wie in manchen anderen Fällen, die gute Absicht der Staats-Regirung; er glaubt, durch die Fixirung des Zehents in einer Zeit, wo die Waldstreuabgabe immer mehr eingeschränkt wird, zu verlieren, weil die zur Ausmittlung des Fixums angenommenen Durchschnittsjahre aus einer Zeit abstammen, wo man noch Waldstreu genug hatte, mehr Dünger schaffen und die Felder fruchtbarer machen könnte. Viele Zehentholden, welche nicht fixiren, werden einst bereuen. Die k. Rentämter legen bei der jährlichen Verpachtung ihrer Zehente die Tagwerkszahl zu Grunde. Da, wo noch nicht vermessen ist, ist die Tagwerkszahl gewöhnlich geringer angenommen; es berechnet sich also auch eine geringere Zehent-Abgabe, als sich eine solche berechnen wird, wenn vermessen ist. Auch die Befürchtung der Steuer-Minderung soll dem verständigen Landwirthe kein Grund seyn, sich vom Fixiren abhalten zu lassen; er wird nicht zugeben, daß sein Feld in demselben Verhältnisse an Kraft verliere, als der Waldstreu-Mangel zunimmt; er wird sich nicht an ein einziges Dungmittel gebunden glauben; sein Verstand wird Rath schaffen; gewiß, der verständige und fleissige Landwirth weicht nicht zurük. Keine Art der Grundbelastung kann der Bodenkultur mehr in den Weg treten, die lebenbare Eigenschaft ausgenommen. Es wird keiner umständlichen Erläuterung bedürfen, diese Behauptung als wahr anzunehmen.

Weber.

Kosten eines Dienstboten.

Die Arbeit der Menschen wird entweder durch 1) Dienstboten, 2) Taglöhner oder 3) Stükarbeiter verrichtet. —

Stükarbeiter und Taglöhner (ohne Kost) erhalten ihren ganzen Verdienst in Geld oder auch theilweise in Naturalien, welche einen bestimmten Geldlohn repräsentiren; Dienstboten hingegen erhalten neben Lohn nicht nur die Nahrung, Wohnung und Beheizung von dem Grundbesizer, sondern sehr häufig auch theilweise die Kleidung. Um nun die jährlichen und täglichen Kosten eines Dienstboten berechnen zu können, müssen die Auslagen 1) für Lohn, 2) Nahrung und 3) übrige Verpflegung berechnet werden.

Der jährliche Lohn beträgt durchschnittlich in Bayern für einen männlichen Dienstboten 30 bis 60 fl., für einen weiblichen 20—40 fl.

Die zur Unterhaltung der Dienstboten abgegebenen Materialien werden in den meisten Wirthschaften nicht in Einnahme und Ausgabe gesezt, sondern nur als eine durchlaufende Post in den Materialbüchern aufgeführt. Auf den k. Staats-Gütern rechnete man z. B. für den Kopf jährlich

3	Mezen Weizen . . .	6 fl.	— kr.
3	„ Gerste . . .	3 fl.	— kr.
2	Schffl. Roggen . . .	16 fl.	— kr.
2	„ Kartoffeln . .	3 fl.	— kr.
12	Pfd. Schmalz à 20 kr.	4 fl.	— kr.
52	Maß gute Milch à 3 kr.	2 fl.	36 kr.
365	„ geringe Milch à 1 kr.	6 fl.	5 kr.
117	Pfd. Rindfleisch à 8 kr.	15 fl.	36 kr.
8	„ Schweinschmalz à 10 kr.	1 fl.	20 kr.
8	Maß Bier à 4 kr. . .	— fl.	32 kr.
		58 fl.	9 kr.

so daß die tägliche Ernährung eines Menschen auf $9\frac{1}{2}$ kr. zu stehen kommt.

Die übrigen Ausgaben bestehen in den auf den Kopf berechneten Antheilen für Beleuchtung, Beheizung, Reinigung der Wäsche, Unterhaltung der Köchin, für Reparaturen und Erhaltung der Geräthe und Gebäude, welche durchschnittlich zu 7—8 kr. angenommen werden können, so daß ein männlicher Dienstbote bei 60 fl. Lohn auf 27—28 kr., ein weiblicher bei 40 fl. Lohn auf 22—24 kr. zu stehen kommt.

Zierl.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Weltkluge

nennt ein deutscher Weiser Diejenigen, welche nur das Nächste sehen, und nie das Ganze berüksichtigen, die Folgen eines Dinges immer nur in einer, nicht in allen Richtungen überschauen. Solche Weltkluge sind z. B. Diejenigen, welche die Vermehrung der Wirthshäuser auf dem Lande empfehlen, damit viel Bier getrunken, und folglich auch viel Aufschlag an den Staat bezahlt werde. Daß dadurch alle Lasten zunehmen, und durch Beförderung der Unsittlichkeit der Staat an den Rand des Verderbens gebracht werde, das bemerken sie nicht, denn ihre Sucht ist nur allein nach „Geld". Diese Weltklugen, welche meistens Gelehrte sind, neigen sich immer zum Gottwidrigen, weil sie ihre Wissenschaft höher schäzen, als den Willen des Schöpfers. Ein Gleichniß wird die Sache am Besten erklären. Gesezt, Jemand habe ein besondere Kunst-Fertigkeit in Bearbeitung verschiedener Kinder-Spielzeuge, und gesezt ferner, er finde einen reichen Mann, der daran ein solches Wohlgefallen und eine solche Freude hat, daß er alle diese Arbeiten um theuren Preis an sich bringt. Nun liefert der Spielzeug-Macher tausenderlei Arten, und bringt es endlich dahin, daß er ein wohlhabender Mann wird, daß der Reiche aber, welcher alle Kindereien kaufte, verarmt, seine Söhne und Töchter nicht mehr ausstatten kann, daß sie folglich nicht heirathen, und ihr Stamm erlischt. Was würde jeder Vernünftige von einem Manne halten, der sein Vermögen auf solche Art verschleudert? Dennoch gleichen ihm aufs Haar die Weltklugen, welche sagen, unser Glük bestehe darin, daß wir Geld oder Lebensmittel für blosse Kindereien und unnüzes Zeug hergeben. Geld und Lebensmittel ist im Grunde gleich. Denn das Geld ist der Stellvertreter der Nahrung, und hat nur so lange Werth, als man diese dafür bekommt. Erhält man sie nicht mehr für Geld, so verliert es seinen Werth. Unser Heil also besteht nach der Lehre der Weltklugen darin, daß wir Kinder-Spielzeug kaufen. Dieser leztere Name ist jedoch nur ein gleichnißweiser, den wir gewählt haben, um die Sache deutlich zu machen.

Wenn wir nun das Kind beim rechten Namen nennen wollen, so sinds die unnüzen, fremden Waaren. Hieher gehört 1) ohne Ausnahme Alles, was zur Kleidung dient. Werden wir durch Seidenzeug, Pers, Spizen, Tuch, Pelze oder andere Stoffe vom Auslande, mogen sie was immer für Namen haben, sittlicher, verständiger, glüklicher? Gewiß nicht! sondern das Gegentheil! — Jedem, auch dem erbärmlichsten Lande, hat Gott Stoffe zur Kleidung im Ueberflusse gegeben. Diese sollen wir bearbeiten, nicht sie vom Ausland nehmen, und unseren Kindern die Nahrung entziehen! 2) Alles, was, und in so ferne es zur Pracht, Eitelkeit und Ueppigkeit dient. Wenn wir dieß ja haben wollen, warum sollen die Ausländer davon leben, und nicht unsere Landsleute? Alle hieher gehörigen Dinge sind eigentlich nichts, als Kindereien. 3) Alles, was durch Kunst verarbeitet ist. Es gibt viele Dinge, die unser Land nicht hat, und die wir gleichwohl nicht entbehren können. Für diese müssen wir unsere Lebensmittel hergeben, das ist unvermeidlich. Wenn ich also eine Ausgabe z. B. von einem Gulden nicht umgehen kann, soll ist deßwegen denken, es sey mir gut, auch die übrigen 99 Gulden, welche ich noch besize, hinauszuwerfen? Keineswegs! Das Unentbehrliche muß man kaufen, ohne sich deßwegen durch Anschaffung überflüssiger Dinge arm zu machen. Was also unentbehrlich ist, das soll als Rohstoff eingeben, und von Inländern weiter verarbeitet werden. Die Nichtbeachtung dieser Grundsäze macht, daß der inländische Verdienst immer mehr abnimmt, daß in Folge dieser Nahrungslosigkeit das Heirathen immer mehr erschwert werden muß, wodurch die Unsittlichkeit zunimmt, und daß die Bevölkerung dort zunimmt, wo wir arbeiten lassen, d. h, woher wir die im Grunde unnüzen Waaren beziehen.

Vor Kurzem lasen wir in der allgemeinen Zeitung von der lebhaften Gewerbsthätigkeit, welche in Insbruck und allen österreichischen Städten herrscht. Woher kommt dieß? Weil sie zwar das Nothwendige eingeben lassen, Alles aber, was sie selbst machen können, abhalten!

Was nehmen die Ausländer von uns? Lebensmittel! also nüzliche Sachen, Glas, Holz, wenn sie es selbst nicht machen können, und nicht haben, also nothwendige Dinge! Was geben sie uns dafür? Tuch, Spizen, Pers u. s. w., also unnüzes Kinder-Spielzeug!

Der Löwe und der Fuchs.

Der Leu ruht' eben in dem Hain,
Da trat Reineke artig ein,
Spricht: „König! oft schon habe ich vernommen,
Wie Trug und List selbst an den Thron gekommen;
Drum bin ich hier, die Dienste Euch zu leihn,
Dann werdet Ihr wohl immer sicher seyn."
Der Leu schaut ihn mit Ernst im Blik,
Da tritt der schlaue Fuchs zurük,
Entschuldigt sich, daß Dank und Treu'
Geführet ihn zum grossen Leu.
Doch dieser spricht: „Komm her und merk',
Mich sichert Muth, mich sichert Stärk';
Brauch' ich einst Rath und fremden Mann,
Ruf' ich den Biedersten wohl an.
Gefährlich bleibt ja stets der Schlauen Pfad,
Bei ihnen wird der Wink zur bösen That.
Mein Thron steht fest, was soll es frommen,
Wenn tausend Füchse zu mir kommen?"

B

Auflösung der Charade in Nro. 14:
Laubfrosch.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 17. 24. April 1840.

Kann der verbesserte Akerbau nicht auch schädliche Folgen haben?

Eine sonderbare Frage. Und doch ist sie einmal von einem Fürsten gethan worden, der unaufhörlich für das Wohl seines Volkes wachte, der mithin die Verbesserung des Akerbaues nach aller Möglichkeit sich angelegen seyn ließ, aber auch dabei, so wie bei allen Dingen, nicht nach dem ersten Anscheine urtheilte, sondern jede Sache von der guten und schlimmen Seite erwog. Wir wollen sehen, was sich auf diese Frage sagen läßt.

Gewiß ist, daß, so wie der Ueberfluß an Nahrung einem thierischen Körper nur allzugewissen Schaden bringt, eben so ein unausbleiblicher Nachtheil zu befürchten ist, wenn ein Land von diesen oder jenen Gütern eine allzu grosse Menge zeuget. Der Akerbau und die damit verbundene Viehzucht geben die erste Materie zur Nahrung und Kleidung der Menschen. Der Landmann suchet davon zuerst seine eigene Nothdurft zu ziehen. Hernach denket er an die Nothwendigkeiten, welche ihm aus der zweiten, dritten und fernern Hand des Manufakturisten wieder zurükkommen, oder die aus dem von ihm erzeugten ersten Stoffe gar nicht herrühren, ihm aber gleichwohl, entweder wahrhaftig, oder doch nach gewissen Unterstellungen, unentbehrlich sind.

Um diese Sachen sich anzuschaffen, muß der Landmann aus seinen Produkten Geld lösen. So wie aber die Seltenheit einer gesuchten Waare eine Ursache ihrer Theuerung ist, ebenso entsteht auch die Wohlfeile einer solchen Waare durch den Ueberfluß, der die Nothwendigkeit derjenigen übersteiget, welche dieselbe sich um baares Geld, oder durch Vertauschung ihrer Waaren anschaffen wollen.

Gesezt also, es würde durch den verbesserten Akerbau so viel Getreide, Obst, Flachs, Hanf und anderes Wachsthum, und durch die mit dem verbesserten Akerbaue in gleichem Grade fortschreitende Viehzucht so vieles Schlachtvieh, Butter, Milch, Käse, Wolle ꝛc. erzeuget, daß mehrere Waare vorhanden wäre, als von den Manufakturisten und andern Einwohnern des Landes, wie auch von Fremden, mit baarem Gelde bezahlt werden will; so würde dadurch der Preiß solcher Waaren dergestalt fallen, daß der Landmann aus den vielen Waaren nicht so viel Geld lösete, als zuvor aus wenigeren. Er würde folglich anstatt eines Wagens wohl zwei mit Früchten beladen auf den Markt senden müssen, um so viel Geld zu lösen, als er bei demjenigen Preise bekam, worin die Waaren des Bauersmanns bei der alten Art des Akerbaues standen.

Es ist anbei richtig, daß der verbesserte Akerbau weit mehrere Menschen erfordert, als vorher. Da nun diese ihre Nothwendigkeiten nur zum Theile aus der ersten Hand des Landmannes ziehen, und ebenfalls, ihrer geringen Lebensart ungeachtet, ungemein vieles von Demjenigen brauchen, so durch die dritte und vierte Hand des Manufakturisten gegangen ist, oder doch von dem Landmanne nicht erzeuget wird; so steht zu vermuthen, es werden solche Waaren, weil man ihrer eine grössere Menge brauchet, in ihrem Preise steigen, und also durch die vermehrte Anzahl der Menschen, welche der neue Akerbau erfordert, nur ein Aufschlag des Preises derjenigen Stüke ent-

stehen, welche der Landmann um baares Geld erkaufen muß.

Man wird daher an Ungarn, an die Ukraine und an andere Länder denken, welche bei berühmter Fruchtbarkeit nur arme Einwohner darum ernähren, weil sie zwar den ersten Stoff der menschlichen Nahrung und Kleidung mit leichter Mühe erziehen, aber da sie keinen hinlänglichen und genug gesuchten Absaz ihres Ueberflusses haben, zwar von Hungersnoth ziemlich frei, doch aber allezeit in der größten Dürftigkeit bleiben.

Was heißt es doch, einen Ochsen um 10 bis 15 fl. verkaufen, wenn man in Ansehung der übrigen Nothwendigkeiten nicht Preise hat, welche in gleichem Verhältnisse stehen? Und wie groß muß nicht das Elend seyn, wenn eben solche Nothwendigkeiten wohl doppelt so hoch bezahlt werden müssen, als an denen Orten, wo jener wohlfeile Ochs um 100 Thlr. verkauft wird?

Eben dieses ist der Grund des sehr weisen und hochberühmten Gesezes, welches in England eine Belohnung auf die Ausfuhr des Getreides sezet, wenn dasselbe in dem Lande nicht über einen gewissen, in dem Geseze bestimmten Preis gilt; wo hingegen als eine vortreffliche Fürsorge für die Städte anzuerkennen ist, daß die Einfuhr fremden Getreides erlaubt wird, sobald es nicht um einen, dort ebenfalls bestimmten Preis zu haben ist.

Da aber die Lage der glükseligen britannischen Inseln diese Anstalten nur allein bei ihnen nüzlich seyn läßt und sie bei den mittelländischen Ländern nicht wohl möglich sind; da gleichwohl in unserem Lande seit einigen Jahren Alles lebendig zu werden anfängt, um mit einem frohen Muthe den Akerbau und die Viehzucht zu verbessern; da nicht zu zweifeln ist, daß solcher gesegneter Eifer immer weiter gehen werde, folglich wir eine weit grössere Menge von Getreide, Obst, Wein, Flachs, Schlachtvieh, Butter und Käse, von Wolle, Häuten und anderen Produkten der Viehzucht erziehen werden: so ist es nöthig, daß man sich die möglichen Folgen dieses veränderten Zustandes in den Gedanken vorstelle, und dieselben in Verbindung der übrigen Umstände des Landes reiflich erwäge, um alle Theile der Landes-Nahrung in ihrer, zur Vollkommenheit des Ganzen erforderlichen Proportion zu erhalten.

Ich finde aber, daß alle Besorgnisse bei uns und anderen, mit den unsrigen in einer Gleichheit stehenden Ländern entweder von selbst wegfallen, oder daß denselben durch wohl eingerichtete Anstalten dergestalt vorgebeugt werden kann, daß die grössere Menge der Produkte des Akerbaues und der Viehzucht uns allezeit ein wahrer Vortheil bleibet.

Es ist wahr, wir brauchen mehrere Menschen zu dem verbesserten Akerbaue; allein, eben diese Menschen essen Brod und Fleisch, Butter, Milch, Käse und Schmalz. Sie essen gedörrtes und grünes Obst. Sie trinken Most und Wein. Sie kleiden sich mit Hanf, Flachs und Wolle. Ihre Schuhe sind von Leder, welches aus Häuten verschiedener Arten Viehes gemacht wird. Sie sind also schon Diejenigen, welche den Aufgang stärker machen, und eben dadurch das allzugrosse Fallen des Preises der ersten Produkte verhindern.

Diese nemlichen Leute machen sich ihre Kleider, ihre Schuhe, ihre Strümpfe, ihre Hüte, ihre lederne Hosen und was sie sonst noch zu ihrer Kleidung und zu allerhand Geräthe brauchen, nicht selbst, sondern sie fallen da und bei tausend anderen Gelegenheiten dem Handwerksmanne in die Hände. Es werden sich also die Handwerksleute an Meistern, Gesellen, Lehrjungen und anderen Arbeitern zusehends vermehren, und die Konsumtion wird nach gleichem Maße zunehmen. Eben diese Handwerksleute brauchen wieder Handwerksleute, und diese abermal andere; folglich wird der Umlauf des Geldes durch die immer anwachsende Bevölkerung, und durch diese der Aufgang an der, von dem Landmanne herkommenden ersten Materie ebenfalls zunehmen, und folglich

der Preis von diesen entweder gar nicht, oder doch nur in dem Maße fallen, daß es immer ein wahrer, ja ein ausnehmender Vortheil für den Landmann bleibet, seine ersten Erzeugungen doppelt und mehrfach vervielfältigt und verbessert zu haben.

Lasset aber auch solchen Preis auf ein Merkliches herunterfallen, so ist doch auch dasselbe noch kein Unglük, sondern es wird die Nahrung des Landes eben dadurch in ihr rechtes Leben gesezt. Der Fabrikant und der Handwerksmann werden alsdann wohlfeiler arbeiten, und dadurch wird dem Landmanne sein Abgang schon ersezt. Anbei werden die Manufakturen in den Stand gesezt, in Ansehung ihrer Waaren mit fremden gleichen Preis zu halten, oder diese gar durch wohlfeilere Preise von dem Markte abzutreiben. Dadurch wird dann ihr Profit vervielfältiget, die Bevölkerung befördert und dem Landmanne die beste Gelegenheit verschafft, Alles, was er zieht, es mag Namen haben, wie es will, zu aller Zeit in der Geschwindigkeit zu Geld zu machen.

Der Bauer wird auch, wenn er viele Produkte hat, bei seiner eigenen Konsumtion nicht so sparsam seyn. Er wird künftig mehr Fleisch essen, sein Zugemüse und seine Suppe besser schmalzen, und auch mehr Bier oder Wein trinken. Er kann solches, weil ihm doch noch genug übrig bleibt, um auf dem Markte seine Nothwendigkeiten einzukaufen. Ist es aber nicht ein wahrer Vortheil, unsere Landleute noch einmal so gut leben zu machen, als jezt? Was für ein Fleiß, was für eine Munterkeit ist von einem wohlernährten, mithin gesunden und starken Bauer zu erwarten? Und was für eine gute Nachzucht ist nicht davon zu hoffen? Heinrich IV., König von Frankreich, dieser erhabene Menschenfreund, hatte ganz recht, daß er es dahin zu bringen suchte, daß ein jeder Bauer in seinem Reiche des Sonntags ein Huhn auf seinem Tische hätte. Und Wilhelm I., Prinz von Oranien, hatte die Engländer nicht ohne Ursache gerne zu Soldaten, weil dieselben mit gutem Ochsenfleische ernährt waren.

Noch weiter aber. Es ist so ferne, daß ein schädlicher Einfluß des Getreides durch den verbesserten Akerbau entstehen werde, daß vielmehr durch denselben das Land, welches gepflügt wurde, gar sehr wird gemindert werden. Dann, da die ganze Stärke solcher Verbesserung in der vermehrten Viehzucht besteht, diese aber nicht allein durch die Verbesserung der Wiesen erhalten wird, sondern auch viele Grundstüke, welche ehedem Getreide trugen, mit allerhand Futterkräutern angebaut werden müssen, so wird auf selbigen hinfort kein Getreide wachsen. Und tragen gleich diejenigen Stüke, welche zu Ackern beibehalten werden, desto mehr, so muß man doch erst Dasjenige davon abziehen, was die zu den Futterkräutern bestimmten Ländereien vorher getragen hatten.

Alsdann, wenn man sieht, daß man Getreide genug, ja dessen auch noch im Ueberflusse hat, dann wird man sich desto mehr auf anderes Wachsthum legen. Man wird Hanf, Flachs, Seide, Oelsaat, Mohn, Farbenkräuter, besonders Krap und Waid, und alle dergleichen Dinge ziehen. Man wird jene erstere Stüke durch die Fabrikation zu ihrer äussersten Vollkommenheit zu bringen suchen, dadurch mehr Volk und durch dasselbe mehr Geld in das Land ziehen, und wenigstens dasjenige darin erhalten, was man ehedem für die aus solchen Produkten verfertigte Waaren hinaus sendete. Alle solche Dinge aber werden da wachsen, wo man ehedem Getreide gebaut hatte. Die vergrösserten und verbesserten Gärten, die Obst- und Baumstüke werden auch einen Theil solcher Felder einnehmen.

Deßgleichen gibt es allezeit noch Mittel, um das Getreide auf andere Arten, als zum Brode, mit Nuzen zu gebrauchen.

Wollten aber auch alle Stränge reissen, dann ist noch ein sehr kräftiges Mittel in der Anlegung von Landmagazinen. Ein jedes Oberamt könnte deren eines haben. Wenn die Früchte gar wohlfeil wären, alsdann würden die Magazine damit angefüllt. Es wäre gut, wenn man so viel ein-

sperren könnte, daß nur der Ertrag einer mittelmässigen Ernte in dem Handel und Wandel verbliebe. Dessen Preis würde alsdann gewiß auf denjenigen Grad steigen, den man den mittleren nennt.

Der Zwek ist somit schon erreicht, und der Landmann erhält für den größten Theil seines Getreides einen solchen Preis, mit dem er zufrieden seyn kann. Ein doppelter Nuzen aber entsteht aus diesen Magazinen daher, wenn man dieselben bei allzuhohem Steigen der Preise öffnet, und dadurch das Getreide wieder auf ein solches Geld bringt, um welches es der Städter kaufen kann.

Doch muß man in einem Fruchtlande damit nicht zu voreilig seyn, indem man den Landmann gar leicht drükt, wenn man ihm alle Gelegenheit benimmt, um von dem Aufschlage der Preise Vortheil zu ziehen. Wie aber solche Magazine zu verwalten, und wie die alten Früchte gegen neue auszuwechseln sind, das gehört nicht zu der gegenwärtigen Materie.

Aus den, diese Magazine anrathenden Gründen aber kann ich dann auch keinem Kornjuden feind seyn. Unsere bedauerlichen Vorurtheile gegen die Aufkäufer des Getreides kommen aus den Begriffen des römischen Rechtes her, welches in diesem Polizeipunkte sich auf ein kornreiches Land in Deutschland eben so schikt, wie Faust und Auge sich reimt. Die Römer bauten zu der Zeit, als ihre Stadt über eine Million Menschen enthielt, für dieselbe nur die wenigsten Früchte. Sie ernährten sich von dem Getreide, welches in den, durch ihre Waffen bezwungenen Provinzen wuchs und als ein Tribut eingeliefert wurde. Die Republik allein hatte also den Kornhandel in Rom. Da mußte es nun freilich übel ausschlagen, wenn Einer die Vorräthe zu einem merklichen Theile an sich brachte, und sich dadurch in den Stand sezte, all Denjenigen den Beutel zu fegen, oder sie zu andern Dingen zu nöthigen, welche nicht verbunsgern wollten. Wie oft theilte ein reicher Römer die Menge von aufgeschüttetem Getreide dem Volke umsonst aus, wenn er seine Stimmen durch eine solche Freigebigkeit erkaufen wollte? Bei diesen Umständen dann war es freilich nöthig, leges annonarias zu machen. Allein da, wo fast ein jedes Dorf seine Frucht, und dabei noch so viel wachsen hat, daß es nicht allein dem Städter helfen, sondern auch dem Ausländer noch etwas verkaufen kann, da ist es ganz anders, als in Rom, zu den Zeiten seiner republikanischen höchsten Macht, wo anstatt der alten Mässigkeit, die alleräusserste Ueppigkeit eingetreten war. Lasset also die Kornjuden kaufen, so viel sie wollen. Zum Handel gehören doch Zwei. Will Einer seine Früchte nicht wohlfeil hingeben, so kann er sie behalten. Ist er aber durch seine Umstände genöthiget, sie zu verkaufen, alsdann ist es sein größtes Glük, wenn er einen Käufer findet; ja, wenn mehr als ein Käufer da ist.

Diese Speicherungen der Kornjuden sind mir so lieb, als ein Magazin; denn durch die Ankäufer wird der Preis dergestalt erhöht, daß der Landmann unter der allzustarken Wohlfeile nicht leidet. Will aber einmal der Preis des Getreides zu hoch werden, so findet man den Schlüssel gar bald zu den Speichern der Kornjuden, wenn sie denselben etwa selbst verlegt haben sollten. Aber auch das muß mit grosser Mässigung und Vorsicht geschehen, damit man keine Despotie auf der einen Seite ausübe, wenn man auf der anderen für einen Vater des Vaterlandes will angesehen werden.

Der Zusammenhang der Materie führt mich endlich noch auf die Bemerkung, daß es mir jederzeit sehr ungereimt vorgekommen ist, wenn man in einem Fruchtlande, welches damit seinen Handel auswärts treibt, zu Fruchtsperren ist geneigt gewesen. Das waren Einfälle der altfränkischen Polizei-Leute. Heut zu Tage gäbe es Stoff zu einer Komödie ab, welche den Titel führen könnte: Harlequin devenu maitre de police.

Ein Anderes ist, eine beschränkte Fruchtausfuhr; ein Anderes, eine gänzliche Sperre. Diese ist nur bei der alleräussersten eigenen Nothdurft

eines handelnden Fruchtlandes plazgreiflich; jene aber kann aus gar vielen guten Ursachen geschehen, deren eine darin besteht, daß man den Ausländer in einer gewissen Nothdurft erhalte, und daß man ihm die Gelegenheit abschneide, von den gar wohlfeilen Zeiten zum Schaden des Landes zu profitiren. Der inländische Kornjude mag gewinnen, was er will, denn sein Gewinn bleibt in dem Lande und vermehrt, wenn der Gewinn von Ausländern ist bezogen worden, den Reichthum des Landes. Allein, wenn der Ausländer bei wohlfeilen Zeiten Alles einkaufet, dann hat das Land bald darauf weder Getreide, noch Geld, und der Ausländer lacht es nur aus. Da muß also die Polizei den Zügel allezeit in der Hand behalten, um denselben entweder fallen zu lassen, oder scharf anzuziehen, je nachdem es die Umstände erfordern.

Das Korbflechten,

eine nüzliche Nebenbeschäftigung für den Landmann, besonders in den Winterabenden.

Das Korbflechten ist eine eben so nüzliche, als leichte und angenehme Beschäftigung. Ich kenne viele Landleute, die das Korbflechten ohne alle Anleitung nur durch das Beobachten und genaue Betrachten des Geflechtes der angekauften Körbe oder Wagenflechten sich eigen gemacht haben, und auf diese Art manche Wintertage und Abende sich nüzlich beschäftigten, manchen Gulden, den sie auf Körbe und Flechten hätten ausgeben müssen, ersparten, ja selbst noch durch Verkauf von Körben und Flechten sich manchen Gulden in einer Zeit verdienten, wo sie nach vollendetem Abdruiche bei schlechtem Wetter, wo im Freien nicht gearbeitet werden kann, oder in den langen Winterabenden nichts Anderes vornehmen konnten.

Diese Beschäftigung erfordert so wenig Anstrengung, daß selbst Kinder, Weiber und Greise, die zu keiner andern Arbeit Kräfte genug haben, sie vornehmen können. Sie erfordert ausser einem gewöhnlichen Messer beinahe gar keine Werkzeuge, und ist dabei so nüzlich, daß in keiner Wirthschaft, in keinem Hause ihre Erzeugnisse entbehrt werden können.

Beinahe in ganz Bayern sind an den Ufern der Bäche, Teiche und Flüsse Weidenbäume und Sträuche ausgepflanzt, oder wild wachsend anzutreffen, und es läßt sich deren Anpflanzung zum größten Vortheile des Grundbesizers noch sehr erweitern, da bekanntlich die dichten Wurzeln, besonders der niedrig wachsenden gelben Weide (Gold-Weide), deren Rinde goldgelb ist, und die keinen Stamm hat, sondern blos strauchartig wächst, welche sich zur feineren Korbflechterei besonders eignet, die Ufer vor der Beschädigung des Wassers und vor dem Beweiden des Viehes schüzt.

Obgleich sich diese sogenannte Gelbweide besonders zum Flechten schikt, so kann hiezu doch auch beinahe jede andere Weide benüzt werden, welche Sträuche und keine Bäume bildet.

Die Weide ist so allgemein verbreitet, wächst so schnell auf, daß gewiß Jeder, der einen Versuch des Korbflechtens machen will, sich sie leicht umsonst oder doch zu äusserst geringem Preise wird verschaffen können. Man macht und gebraucht auch Körbe aus gespaltenen Haselnüßstöken und aus verschiedenen andern Holzarten.

Die Weidenruthen schneidet der Korbmacher gemeiniglich am Ende des Aprils und Anfange des Mais, zu welcher Zeit sie am Zähesten und Brauchbarsten sind, doch können sie auch später und bis zum Herbste geschnitten und verwendet werden, so lange sie im Safte sind.

Zu feinen Körben werden die Ruthen abgeschabt, was sehr leicht bewerkstelligt wird, wenn man die Ruthe mit einem stumpfen Eisen oder Holze, oder Zange quetschet, und unter denselben durchzieht, wodurch die Rinde von dem Holze abgelöst wird.

Vor dem Gebrauche werden die Ruthen, besonders die unabgeschälten, einige Stunden in Was-

ser eingeweicht, wodurch sie geschmeidiger, biegsamer werden.

Bei dem Korbflechten bedient sich der Arbeiter des sogenannten Werkbrettes, d. i., eines eichenen länglich vierekigen Brettes, durch welches einige Reihen Löcher gebohrt sind. Bei einigen Reihen stehen diese Löcher weiter aus einander, bei den anderen abnehmend enger.

In eine oder die andere dieser Reihen werden, je nachdem der Korb grösser oder kleiner, das Geflechte schütterer oder dichter ist, diejenigen Stöke gestekt, die das Gerippe des zu verfertigenden Korbes bilden.

Das Flechten selbst geschieht auf eben dieselbe Art, wie bei Strauchzäunen der Strauch zwischen die Pfähle geflochten wird, so daß nemlich die Ruthe, mit der man flicht, einmal in die innere, das andere Mal an die äussere Seite der Stäbe, die das Gerippe des Korbes bilden, gebogen und geflochten wird. Dabei gebraucht der Korbmacher auch ein Klopfeisen oder den Klopfer, um die eingeflochtenen Ruthen eng zusammen zu schlagen, was auch mit einem Stäbchen von hartem Holze geschehen kann.

Es kann hier freilich nicht das ganze Verfahren bei Verfertigung der verschiedenen Arten von Körben und Flechten genau beschrieben werden, doch werdet ihr es sehr leicht absehen und erlernen können, wenn ihr Gelegenheit habt, einem Korbflechter einige Stunden zuzusehen, und über Manches, was ihr nicht versteht, zu befragen, oder wo ihr diese Gelegenheit nicht habt, aufmerksam das Geflechte eines Korbes, den ihr nachmachen wollt, betrachtet, und euch das Fehlschlagen eines oder mehrerer Versuche nicht gereuen lassen, besonders aber bei leichteren Gegenständen, z. B. Baumkörben, Handkörben mit rundem Boden, Körben zu Schiebkarren, flachen schüsselförmigen Körben oder Dekeln anfängt, und so nach und nach zu schwereren Arbeiten übergeht. Auf diese Art könnt ihr Euch und euren Nachbarn, Baumkörbe, um die Bäume vor Beschädigungen der Thiere zu schüzen, Wagenflechten, Trag- und Handkörbe, Kinderkörbe statt der Wiegen, Flechten zum Troknen der Schwämme, des Obstes und andere Flechtarten sehr leicht mit geringer Mühe und Kosten verfertigen, und aus dem Verkaufe einigen Gewinn ziehen.

Auch das Flechten der Brodbakschüsseln, der Wasserkörbe, der Bienenkörbe oder Kränze u. s. w. aus Stroh ist gar nicht schwer, und eine nüzliche angenehme Beschäftigung. Bei einigem Nachdenken wird Mancher einsehen, daß er sich Manches aus Weideruthen oder Stroh, z. B. Stühle, Bänke u. s. w., flechten könnte, was er jezt aus Holz verfertiget kauft. —o—

Neues Verfahren zur Vertilgung der Raupen.

Man hat verschiedene Mittel in Vorschlag gebracht, um dieses Ungeziefer sowohl in den Nestern, als als Raupen, Puppen und Schmetterlinge zu vertilgen und namentlich als Hauptsache die Zerstörung der Ameisenhaufen und das unbedachtsame Vermindern der kleinen Vogelarten in Erwägung gezogen.

Ohne diesen Feinden der Raupen ihre Wirksamkeit absprechen zu wollen, glaubt Schreiber Dieses, daß alle bis jezt empfohlenen Mittel und selbst die Ameisen und kleinen Vögel, in welcher Zahl sie auch vorhanden seyn mögen, nicht hinreichen werden, der zerstörenden Einwirkung der so schädlichen Wald- und Gartenraupen hinlänglich und kräftig zu begegnen. Menschenhände allein sind es, welche dieses entschieden und auf dauernde Weise vermögen.

In der Pfalz hat man bei dem so sehr überhand genommenen Raupenfrasse angefangen, einen Zerstörungskrieg zu beginnen und zwar erstens durch recht thätiges Abnehmen der Nester auf Bäumen und Heken noch vor dem Beginne

des Frühjahres, dann steter Verfolgung der Raupen beim ersten Sonnenschein des Frühlings, wo sie noch in dichten Haufen an den Stämmen der Bäume zu finden sind, immer gegen die Sonnen-Seite als Puppen an den Baumstämmen, Planken und Geländern der Gärten und endlich als Schmetterlinge, sobald dieselben ausfliegen.

Die Schmetterlings-Jagd wird auf folgende Weise mit Vortheil vollzogen:

Am Abende zwischen 5—7 Uhr versammeln sich die Schmetterlinge in jenen Gegenden, wo sie Feuchtigkeit antreffen, namentlich an Wiesen, Pfüzen, Gruben und am Saume der Waldungen. Hier hat man nun den trefflich gelungenen Versuch gemacht, sie einzufangen und zwar auf folgende Weise: Man nimmt einen Zwirnfaden mit einer Nadel, und fädelt so einen Schmetterling nach dem andern ein; sobald ein Hundert auf diese Weise eingefangen ist, legt man selbe auf den Boden, und eine Menge fliegt fortwährend hinzu, so daß die Person, welche hiermit beschäftigt ist, (hier meistens arme Kinder) nicht nöthig hat, sich von der Stelle zu bewegen, sondern in diesem einen Plaze stets fortfangen kann, auf welche Weise ein Knabe in einem Abende 1700 Stüke ablieferte. Manche Gemeinden in der Pfalz haben für 100 abgelieferte Schmetterlinge 3 kr. bezahlt, andere 2 kr. per 100, andere noch weniger. Die Resultate waren, daß in dem Bann der Gemeinde Impflingen (Landkommissariat Landau) in vier Tagen 66,400 Schmetterlinge, sogenannte Weißlinge, gefangen und abgeliefert wurden, in jenem von Dannheim in zwei Tagen 20,000, im Bann der Stadt Edenkoben 161,100, in Niederhöchstadt 85,992 u. s. w. Erwägt man nun, daß von 66,400 Schmetterlingen, welche in Impflingen eingefangen wurden, die Hälfte weiblichen Geschlechts war, und daß ein Schmetterling nur 600 Eier legt, so wurden dadurch 13'850,000 Raupeneier, resp. Raupen, in diesem Banne allein zerstört. Will man ein anderes Mittel, als jenes des Einfangens anwenden, was namentlich am Saume der Waldungen geschehen kann, wo die Zahl der Schmetterlinge überaus groß erscheint, so kann man selbe mit einer Schlage, gleich dem Instrumente, womit man das Brod in den Bakofen schießt, zu Hunderten auf Einmal erschlagen.

Landau in der Pfalz.

Carl Georges,
Buchdruker.

Oelertrag einiger Gewächse.

Hundert Theile der Samen oder Wurzeln ꝛc. nachstehender Gewächse geben an Oel, Theile (dem Gewichte nach)

Wallnüsse, nach Einigen 40, nach Andern	70
Wunderbaum (Ricinus communis)	62
Gartenkresse	58
Oelrettig, chinesischer	50
Sesam, nach sichern Versuchen	50
Haselnüsse, nach Einigen 66, nach Andern	48
Mohn, nach Einigen 63, nach Andern	46½
Erdeichel (Arachis hypogea)	43
Erdmandeln	42
Mandeln, süsse und bittere, 46 und	40
Sommerrübsamen	39¼
Senf, weisser	36
Rübe, schwedische (Rutabago)	33½
Pflaumenkerne	33⅓
Winterrüb-, Kranskohl- und Kohlrübsamen	33
Akersenf (Sinapis arvensis)	30
Kürbis- und Citronenkerne	25
Wegdistel (Onopordium acanthium)	25
Nessel, taube, (Samen)	22
Leinsamen	20½
Wassermelonen 22 oder	20
Senf	18
Sonnenblumenkerne und Buchekern	15
Hanfsamen, nach Einigen 25	14
Weintraubenkerne 10 bis	12½
Roßkastanien	8
Lorbeeren	6

Man muß dabei nicht vergessen, daß der Ertrag an sich ungleich ist, da er von Boden, Witterung, Bauart, Reife, von der Art des Auspressens und vielen andern Umständen abhängt.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Vernünftigen.

(Arm in Arm.) Nicht wahr, Brüderchen! wir sind so nüchtern, wie ein Paar Quäker?

Richtig! wir haben nur das Kommando über die Füsse verloren, nicht über den Kopf.

(Gegen einen Laternenpfahl rennend.)

Nun, hat der Tölpel keine Augen? — Betrunkener Gauch! —

Laß ihn! Du siehst ja, er will mit uns anbinden; er geht auf Zank aus.

Zank? Laß ihn ankommen! — Her mit dir, Schurke!

Marsch fort! der Vernünftige geht aus dem Wege.

Gut gesprochen, Brüderchen! Und gelt, wir sind die Vernünftigen?

Richtig! — Aber laß uns auch vernünftig gehen, sonst fallen wir noch Beide auf die Nase.

Pah! Ein tüchtiger Hieb fällt nicht auf den ersten Kerl! —

Falsch gesprochen! — Du willst sagen: Ein erstiger Kerl fällt nicht auf den tüchten Hieb.

Wieder falsch gesprochen! Ein erster Hieb — willst du sagen — fällt nicht auf den tüchtigen Kerl! — Gelt! so war's richtig?

Zum Teufel, nein! Mir däucht, es ist noch immer nicht, wie es seyn soll. — Ein tüchtiger —

Laß gut seyn, Brüderchen! wir bringen's heute doch nicht zu Stande!

Wir müssens zu Stande bringen! Halt einmal! — Ein tüchtiger Kerl fällt nicht —

(Sie fallen Beide zu Boden.)

Der Küchenjunge eines höchst humanen Fürsten ließ es sich beikommen, aus der herrschaftlichen Küche einen grossen Hecht zu entwenden. Um diesen unbemerkt fortzubringen, verbarg er denselben unter einen Mantel, und schlich damit durch den fürstlichen Garten. Zufällig lag der Fürst im Fenster, und sah sehr bald an dem preislich unter dem Mantel hervorhängenden Schwanze des Fisches, was da vorgehe.

He, Junge! rief der Fürst.

Erschrocken blikt der Knabe zum Fenster hin, die Stimme seines Gebieters erkennend, und fragt demüthig: Was befehlen Ihre Durchlaucht?

Ich befehle, entgegnete Jener, daß du künftig, wenn du von meinen Fischen mit nach Hause nehmen willst, einen grössern Mantel oder einen kleinern Fisch nehmen sollst.

Einer fiel betrunken vor seiner Hausthüre nieder und entschlief. Da es dann zu regnen anfing, und ihm das Wasser von der Dachtraufe in den Mund lief, sagte er: „Nicht doch, Bruder! Nicht doch, ich kann wahrlich nicht mehr Bescheid thun, wenn ihr mir's auch eingießt.“

Mädchen, ehemals und jezt.

(Gefunden unter den Papieren meiner Urgroßmutter.)

Ihr schönen Kinder dieser Zeit,
Folgt doch der Mütter Sparsamkeit,
Dann werden ganze Freierhaufen,
Euch zu gewinnen, Wette laufen.
Wie tief senkt sich des Freiers Muth,
Kommt wochentlich ein neuer Hut,
Zwei Hauben mit gemachtem Band,
Barege, Mull und Tirletant
Ein Schuh, der keinen Fuß beschüzt;
Der nur allein dem Schuster nüzt;
Acht Kleider, eh' ein Jahr noch aus,
Und eine Log' im Schauspielhaus.

Die Mütter sahn auf Haltbarkeit;
Und kauften sie ein neues Kleid,
So ward es nur an Hochzeittagen,
Bei Taufen und sonst nie getragen,
In festen Koffern gut bewahrt,
Und für der Tochter Kind gespart,
Das mußt' es dann zum Angedenken,
Der ält'sten Tochter wieder schenken.
Da gabs nicht neun Etagen Falten,
Man ließ es stets genau beim Alten.
Man wohnte nicht in Pracht-Etagen,
Man fuhr nicht stolz in Equipagen,
Man blieb zu Fuß, wars noch so weit;
Ihr Männer, da wars goldne Zeit.

Euch Schönen sagt man's rühmlich nach,
Daß nichts euch widerstehen mag;
Ihr pflegt, um eure Macht zu zeigen,
Dem Strom entgegen nur zu steigen.
Wohlan! so zeigt euch kühn und groß,
Und macht euch von dem Flitter los!
Gewiß, dann werden eure Namen,
Wohl unter Glas, in goldnen Rahmen,
In jedem Klubb der Männer hangen, —
Doch, still! wer wird Unmögliches verlangen!

Charade.

Mein Erstes ist ein Schmerzenslaut,
Und schüttert durch die tiefste Seele,
Mein Zweites winkt so hehr und traut
Vom Himmel in die düstre Höhle,
Mein Ganzes nennt des Festes Tag,
An dem der Tod in Fesseln lag.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

N e u e
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 18. 2. Mai 1840.

Vortheilhafte Umwandlung und einträgliche Benüzung eines alten wüsten Fluthgrabens.

Was ich euch, liebe Landleute! in Nachfolgendem sagen werde, ist nicht Etwas, was nur auf dem Papiere geschrieben steht, sondern was ich selbst versuchte, glüklich zu Stande brachte, und für die Zukunst sicher stellte. Es ist also Etwas, das sich bewährt hat. Es kostete mir wenig Mühe und geringe Auslagen; machte mir aber viele Freude, brachte mir schon grossen Nuzen, und wird, wie ich sicher hoffe, noch lange Zeit grossen Nuzen bringen.

Vielleicht ist Einer oder der Andere von euch in demselben Falle, wo er Gelegenheit hat, meinen Versuch zu seinem Vortheile nachzuahmen; nun, so werde ich ihm wohl einen angenehmen Dienst erweisen, wenn ich ihm diesen meinen glüklichen Versuch mittheile, und ihn über die Art und Weise belehre, wie ich ihn ausführte.

Als ich meine Lokalie gegen das Ende des Jahres 1835 antrat, fand ich zwischen meinen Feldern hinter dem Wohngebäude einen Fluthgraben, welcher sich von einer, gegen Mitternacht gelegenen Anhöhe herab durch das Dorf hindurch zieht, und zwar mit einem ziemlich starken Gefälle. —

Nur bei starkem Thau- und Regenwetter sammelte sich in ihm sehr viel Wasser. Sonst war er immer ganz ohne Wasser.

Diesen Fluthgraben hatte vermuthlich das reissende Wasser größtentheils selbst gebildet; das sah man schon aus dem ganz unregelmässigen Laufe desselben.

Da dieser Fluthgraben ein bedeutendes Gefälle hat, indem er sich, wie schon gesagt, von einer bedeutenden Anhöhe herabzieht, so hatte das Wasser ihn hie und da ziemlich tief ausgewaschen, und an einigen Stellen die Seitenwände theils ganz durchgebrochen, theils sehr unterwaschen. An einer Stelle war die Erde bis drei Ellen tief, und noch darüber weggeführt, und dazu die Seitenwand so unterwaschen, daß mehrere Menschen sich darunter bergen konnten, und zwei Weichsel-Bäume mit ihren Kronen und Stämmen quer über dem Graben, ganz zur Erde niedergebeugt, lagen.

Welche Menge Wassers von mehreren Seiten in diesem Fluthgraben sich sammelte, und welche grosse Gewalt es durch sein starkes Gefälle haben mußte, kann man schon daraus abnehmen, daß es im Jahre 1837 einen Stein am Ende des Grabens mit fortriß, welchen zwei Menschen nur mit grosser Anstrengung wälzen konnten.

Hier und da stand in und an dem Fluth-Graben einiges elendes Gestrippe von Schlehen, Hagebutten, Stachelbeeren, Mehlfasseln; viele von Hasen alljährlich abgefressene Wurzelausläufer von Kirschen und Zwetschgen, dann Beifuß, Wermuth, Ochsenzunge und andere Pflanzen, welche von dem Viehe gar nicht, oder nur ungern genossen werden.

Der Fluthgraben hatte also ein sehr wüstes und trauriges Ansehen, und gewährte keinen andern Nuzen, als daß er bei starken Regengüssen und Thauwetter das Wasser sammelte und fortführte, wodurch er aber selbst immer größere Beschädigungen erhielt, den angrenzenden Aekern schon wirklichen Schaden zufügte, und noch grössern für die Zukunft drohte.

Bis jezt habe ich diesen Fluthgraben so umgewandelt, daß er ganz mit Gras bewachsen ist, welches er den Sommer hindurch in ziemlich grosser Menge und Güte liefert; daß er durch seinen regelmässigern Zug und durch das erquikende Grün einen freundlichern Anblik gewährt; daß ihn bei einiger Aufmerksamkeit und Nachhülfe das Wasser nicht so leicht mehr aufwühlen, durchbrechen, unterwaschen und unfruchtbar machen wird.

Höret nun, wie ich nach und nach diesen Fluthgraben so vortheilhaft umwandelte.

Vorerst rottete ich das viele unnüze, wüste Gestrippe aus. Die brauchbaren Zwetschgen- und Kirschenstämmchen benüzte ich zur Anlegung einer kleinen Baumschule.

Ich machte nun den Graben etwas breiter, als er vorher war. Dadurch wurden seine durchrissenen unregelmässigen Seitenwände mehr ausgeglichen. Mit der dadurch erhaltenen Erde füllte ich die eingerissenen Tiefen in der Mitte des Fluthgrabens aus, indem ich bei grösseren Tiefen zuvor Steine und Reisig zu Grunde legte.

So wurde das Beet des Fluthgrabens ebener, flacher, seichter und breiter; die Breite betrug etwa zwei Klafter, die Tiefe im Durchschnitte kaum eine Elle.

Nach dieser Ausgleichung und Vorbereitung belegte ich den Fluthgraben durchaus mit Rasen-Stüken, die ich in der Nähe ausstach; rieb sie mit Erde ein, stampfte sie fest und verfuhr so nach und nach mit dem ganzen Fluthgraben.

Ich machte diesen nicht ohne Ursache so breit und flach. Das Wasser sollte sich nemlich weiter ausbreiten können, und dadurch an Gewalt verlieren, mit welcher es bisher den Graben so sehr verunstaltete.

Manche meiner Kirchkinder machten mich wegen meines neuen Baues nicht wenig besorgt, indem sie mir die Menge und die Gewalt des zuweilen bei starkem Regen- und Thauwetter anwachsenden Wassers nicht groß genug zu schildern wußten, und mein Unternehmen geradezu als ein vergebliches Bemühen belächelten. Allein, ich beharrte bei meinem Vorhaben, welches mit dem günstigsten und beinahe unglaublichen Erfolge gekrönt wurde.

Mein Bau hielt nemlich schon nach einigen Wochen die stärkste Probe, als Beweis seiner Festigkeit und Nüzlichkeit, aus. Es kam nemlich durch einen wolkenbruchartigen Regenguß eine solche Menge Wassers in dem Graben zusammen, daß es oben erwähnten Stein am Ende des Grabens mit fortnahm, und an jenen Stellen desselben, wo eine etwas schärfere Krümmung Statt fand, viele Fuder Steingerölle auf die Seite warf, aus welchem jezt, weil etwas grössere Steine darunter waren, eine niedrige Mauer gebildet werden konnte.

Weil dieser Fluthgraben durch das Dorf geht, so warteten bei diesem ungewöhnlichen Wassergusse schon viele Leute auf den Augenblik, wo mein ganzer Bau mit dem Wasser im Dorfe anlangen werde; dieses glitt aber über die breite, feste, dichte Rasenfläche dahin, ohne den geringsten Schaden zu machen.

Mir selbst war es ganz unbegreiflich, wie das viele mitgekommene Steingerölle das Beet des Flutgrabens nicht beschädigte. Ich erhielt dadurch den unumstößlichen Beweis, daß die von mir versuchte Umwandlung die dauerhafteste, leichteste und nüzlichste sey.

Gar Mancher aus euch mag einen solchen Fluthgraben haben, welcher ihm keinen andern Nuzen gewährt, als diesen, daß er das Regen- und Thauwasser aufnimmt und fortführt, dabei aber immer mehr und mehr an Grösse, d. i., an Breite und Tiefe zunimmt und den angrenzenden Grund-Stüken Gefahr droht, oder schon Gefahr bringt.

Ahmet mein Beispiel nach und seyd versichert, der auf dem Boden festgewachsene Rasen ist das beste, wohlfeilste, nüzlichste, schönste und einfachste Schuzmittel und Bollwerk gegen die Gewalt des Wassers in jenen Gräben, wo dieses nur zeitweilig, wie etwa bei Regen- und Thauwetter, fließt.

Ich will euch hier noch einige Fingerzeige geben, durch deren Benüzung ihr eure Arbeit um Vieles erleichtern und verbessern könnet.

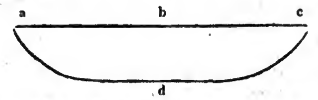
1. Es ist fürs Erste nüzlich, wenn ihr den Fluthgraben etwas in sanften Krümmungen zieht, wenn es möglich ist; weil dadurch das Gefälle, also auch die Gewalt des Wassers vermindert wird.

2. Eben so nüzlich ist es, wenn ihr den Fluth-Graben eher etwas breiter, als enger, und lieber etwas flacher, als tiefer machet, weil sich auf diese Weise das Wasser mehr ausbreiten kann, und dadurch ebenfalls an Gewalt verliert.

Der Fluthgraben nimmt in beiden Fällen freilich etwas mehr Flächenraum weg, allein dieser ist ja nicht verloren, sondern bringt alljährlich seinen Nuzen durch das Gras, welches er liefert.

3. Vermeidet aber auch alle zu jähen Beugungen, weil diese selten der Gewalt des Wassers widerstehen. Ist der Fluthgraben tief, so wird gewöhnlich jene Seite, an welche das Wasser stößt, unterwaschen. Ist der Fluthgraben seicht, so schiebt das Wasser darüber hinaus.

4. Um den Fluthgraben recht gleichmässig, und sein Beet flach und breit genug zu machen, nehmet ein Brett zu Hülfe, von der Länge, als der Graben breit, und von der Breite, als er tief werden soll, und gebet diesem Brette etwa folgende Gestalt:



Nun grabe man im Fluthengraben so viel ab, und fülle die Tiefen so weit aus, bis die untere flachrund geschnittene Kante des Brettes a d c der Breite nach in den Graben hineinpasse; die obere Kante a b c oben horizontal, oder wie ihr euch lieber auszudrüken pflegt, schrotwägig nach oben zu stehen komme, jedoch so, daß sie eher etwas tiefer zu liegen kommen, als das Land auf beiden Seiten des Fluthgrabens.

So rüket nun mit dem Brette immer weiter vorwärts, indem ihr immer nach der Richtschnur desselben abgrabet und ausfüllet, so viel als nothwendig ist, und dann hintendrein mit Rasen beleget.

5. Den Rasen reibet mit darauf gestreuter Erde ein, stampfet ihn fest; zum Ueberflusse könnet ihr die Rasenstüke mit hölzernen Nägeln an den Boden anheften, und so noch mehr befestigen; was ich aber bei mir nicht nothwendig fand.

6. Auch ist es gut, wenn man den gelegten und festgestampften Rasen Anfangs von Zeit zu Zeit mit etwas Wasser begießt, falls man dasselbe in der Nähe hat. Er wächst schneller am Boden an, und die Stüke verwachsen sich eher unter einander.

7. Einige Aufmerksamkeit muß man freilich immer darauf haben, damit man kleine, schadhafte Stellen sogleich wieder ausbessere, wodurch man mit leichter Mühe das Ganze in gutem Zustande erhalten kann.

8. Auch dürfet ihr nicht darauf vergessen, dafür zu sorgen, daß der gelegte Rasen immer fruchtbarer und dichter werde, was besonders dadurch geschieht, daß man ihn von Zeit düngel; wozu wohl auch Erde gute Dienste leistet, auf welche man nach der Vertheilung etwas Samen von guten Gräsern ausstreuet, besonders von solchen, die sich sehr bestoken. Dieses muß freilich zu einer Zeit geschehen, wo man nicht so leicht eine grosse Wasserfluth zu befürchten hat.

Ich bin freilich mehr, als sonst ein Anderer, im Stande, meinen Fluthgraben recht fruchtbar zu machen. Er zieht sich nemlich auf der hintern Seite meines Stalles vorbei, wo ich einen Jaucherbehälter errichtete, aus welchem ich jedesmal jenes Stük Graben begiesse, welches eben abgegraset wurde.

Ich kann es nicht unterlassen, euch, liebe Landleute! auf die Vortheile einer solchen Umgestaltung eines wüsten, unfruchtbaren Fluthgrabens hier zum Schlusse noch einmal aufmerksam zu machen, und selbe einzeln aufzuführen, um euch desto mehr Muth zu einem solchen Unternehmen einzuflössen.

1. Fürs Erste erhält der Fluthgraben durch die eben beschriebene Umwandlung ein sehr schönes Ansehen, worauf ein Landwirth doch auch mitsehen soll, wenn es ohne grossen Aufwand geschehen kann. Ein altes Sprichwort sagt: Dem gebührt der höchste Preis, der zum Nüzlichen das Schöne zu gesellen weiß. Dieses schönere Ansehen gewinnt der Fluthgraben eben so sehr durch die grössere Regelmässigkeit, als durch das für das Auge erquikende Grün.

2. Eine solche Umwandlung ist die wohlfeilste und zugleich die dauerhafteste. Da erspart ihr euch Holz, welches oft theuer und weit herzuführen ist, und doch sehr bald faul und nuzlos wird; auf keinen Fall aber den beabsichtigten Zwek so befördert, als der Rasen. Steine sind noch weniger haltbar.

3. Wird durch eine solche Verrasung keine Hand voll Erde mit fortgeführt, und eure angrenzenden Fluren werden nicht so leicht der Gefahr ausgesezt, durch den Fluthgraben beeinträchtigt zu werden. Wenn dem Bienenvater das Leben einer einzigen Biene werth ist, so muß der Landwirth jede Hand voll Erde achten, um welche sein Aker reicher oder ärmer werden kann.

4. Der größte Nuzen ist aber der Gewinn an Futter. Ueber was beklaget ihr euch denn mehr, als über Futtermangel? Sehet, auf diese Weise, wie ich es that, und wie ich es euch anrathe, habet ihr vom Frühjahre bis zum Herbste einiges Weide-, Gras- oder Wiesenland, welches euch oft aus mancher Futterverlegenheit retten wird.

Zursch. Karl Fischer, Ortsseelsorger.

Noch Etwas über die Pflichten des Dienst-Herrn und der Dienstfrau gegen ihre Dienstboten.

(Als Fortsezung des in Nro. 29 d. Bl. v. Js. vorkommenden Aufsazes.)

Sehr richtig und aus der Erfahrung ist in dem angeführten Aufsaze der wahre Weg gezeigt: wie Hauswirthe der täglich überhand nehmenden Verschlimmerung des Gesindes entgegenarbeiten können und sollen. Ein arbeitsames, gottesfürchtiges, tugendhaftes, geschiktes Gesinde ist gewiß im Stande, den Wohlstand des Dienstherrn zu befördern, so wie es eine ausgemachte Sache ist, daß der Dienstherr über kurz oder lang zu Grunde gehen müsse, wenn das Gesinde untreu, ungeschikt, faul und unsittlich ist. Darum sollten alle Glieder einer Gemeinde einander das Versprechen machen, gegen ihr Gesinde sich nach der in diesem Aufsaze mitgetheilten wohlmeinenden Anleitung zu benehmen.

Nur ein Mittel will ich noch anführen, dessen Anwendung ebenfalls nothwendig ist, um gutes Gesinde zu behalten. Es ist folgendes: Der Hausvater und die Hausmutter suche sich die Liebe und das Vertrauen der Dienstboten zu erwerben, damit leztere nicht aus Furcht, sondern aus gutem Herzen, aus freiem Willen, aus Liebe und Anhänglichkeit folgen, arbeiten und Alles auf das Beste thun.

Wo nur Das gethan wird, was befohlen wird, und was durchaus nothwendig ist, da ist noch wenig gethan. Wo das Gesinde Das thut, was streng seine Schuldigkeit ist, und so weit das Auge des Herrn reicht, da ist Nachlässigkeit, Zeit-Verlurst, Untreue zu Hause. Nur die Liebe hebt den verlornen Brodsamen auf, damit nichts zu Grunde gehe, nur die Liebe wendet Schaden und Gefahr ab, auch wo es Niemand bemerkt, und wo es gerade am Wichtigsten ist. Allein Liebe, Ehrfurcht, Vertrauen lassen sich nicht befehlen, sondern sie müssen verdient werden.

Und wie erwirbt der Hausvater und die Hausmutter die Liebe, die Achtung, das Vertrauen seines Gesindes? Vor Allem durch eine gute, sanfte, christliche, vernünftige Behandlung; durch eine aufrichtige, herzliche Theilnahme an dessen Leiden und Freuden, und durch einen pflichtmässigen Lebenswandel der Dienstherren.

Wer seine Dienstboten stets mürrisch, unfreundlich behandelt, wer über jeden, oft mehr aus Vergeßlichkeit oder Leichtsinn, als aus Bosheit begangenen Fehler zankt, wer über einen, oft ganz

zufällig ohne Schuld des Dienstboten entstandenen Schaden, in Wuth geräth, den Dienstboten mit Schimpfnamen behandelt, oder gar schlägt und mißhandelt, der kann die Liebe seiner Dienstboten nicht haben.

Wenn der Dienstbote ein Geschäft vernachlässigt, schlecht macht, oder irgend einen Fehler begeht, sollen wir ihn darüber belehren, ihn auf die üblen Folgen, welche der Fehler über ihn selbst bringt, und auf die guten Folgen der, dem Fehler entgegengesezten Tugend aufmerksam machen. Ist der Dienstbote auf diesem Wege nicht zu bessern, so wird es das Zanken, Fluchen, Schelten und Mißhandeln gewiß noch weniger, und es bleibt dann nichts übrig, als einen solchen Dienstboten zu entlassen.

Der Dienstbote gehört zu unserm Haus- und Familienstande. Er opfert uns in gesunden Tagen seine Kräfte, es ist unsere Pflicht, daß wir ihn bestens pflegen, für seine Heilung sorgen, ihn trösten und bedienen, wenn er erkrankt. Leider wird diese wichtige Pflicht nicht selten von den Dienstherren sehr vernachlässigt. Der kranke Dienstbote muß im Stalle meistens liegen, es wird kein Arzt gerufen, alle Hausleute gehen ihren Geschäften nach, unbekümmert, ob der Kranke eine Labung, eine Pflege, eine Aufsicht habe. In manchem Hause wird die erkrankte Kuh, das kranke Pferd besser gepflegt, als die kranke Magd oder der erkrankte Knecht. Das ist aber weder menschlich, noch christlich. Dagegen ist nichts so geeignet, das Herz, die Liebe des Dienstboten zu gewinnen, als eine sorgfältige Pflege desselben in der Krankheit, und die Theilnahme, die Hülfeleistung, wenn ihn selbst ein Unglük, z. B. ein erlittener Verlurst u. s. w. betroffen hat.

Auch an den Freuden, an den glüklichen Ereignissen, die unsere Dienstboten treffen, müssen wir Antheil nehmen. Wir müssen uns mit ihm freuen, wenn z. B. ihm eine glükliche Heirath zu Theil wird, ihm mit Rath und That an die Hand gehen, wie er sich für seine künftige Wirthschaft vorbereiten soll. Auch unschuldige Freuden, erlaubte Vergnügungen müssen wir unsern Dienstleuten von Zeit zu Zeit selbst bereiten, damit sie des Lebens froh werden. Der fröhliche Mensch ist in der Regel auch ein gutmüthiger Mensch und ein fleissiger Arbeiter.

Dieß ist nicht immer mit Ausgaben, wenigstens mit keinen grossen Auslagen verbunden, und reichlich werden diese von dem dankbaren Dienstboten durch bessere Arbeit und Treue vergolten.

Nicht selten hört man die Klage, daß heutigen Tages das unverheirathete Gesinde immer seltener werde, und daß die verheiratheten Dienstleute weniger treu sind, weil sie für ihre Familie mehr brauchen, als die ledigen, auch daß sie nicht ganz beim Dienstherrn wohnen, wie es doch die Pflege des Viehes und die Hausaufsicht erfordert. Die Hauswirthe, welche einen verheiratheten Dienstboten nicht brauchen können, sind bemüssigt, gar zu junge und unerfahrne Leute in den Dienst zu nehmen, und kaum erreichen diese die vollkommene körperliche Kraft und Geschiklichkeit für ihre Arbeiten, so wollen sie heirathen, oder sie gehen unerlaubte Verbindungen ein, werden Eltern unehelicher Kinder, was wohl in jeder Rüksicht noch ärger, als eine christliche Heirath ist.

An diesem Uebelstande unserer Zeit sind aber größtentheils auch die Dienstherren und Dienstfrauen Schuld. Würden diese ihre Dienstboten als Glieder ihrer Familie betrachten, sie in gesunden und kranken Tagen gut behandeln, nicht blos für ihre Kost, sondern auch für die Reinigung, Ausbesserung, Anfertigung ihrer Wäsche sorgen, so würden die Knechte nicht nöthig haben, sich ausser dem Hause um eine Weibsperson umzusehen, welche ihnen die Wäsche wascht, die Kleider und die Wäsche flikt, neue Hemden, Strümpfe u. s. w. verfertiget. Aus solchen Bekanntschaften entstehen dann zu frühe Heirathen oder Verführungen. Fände der Dienstbote im Hause des Dienstherrn eine liebevolle Behandlung, eine Versorgung mit allen Bedürfnissen und nöthigen Bequemlichkeiten, so würde er weniger an das Heirathen denken, durch welches er nicht selten seinen Zustand bei Zuwachs seiner Familie verschlimmert. Mancher Dienstbote würde, wie es in der Vorzeit war, so lange dienen, als er die Kräfte hat; das Haus seines Dienstherrn würde

er als sein zweites Vaterhaus ansehen. Der Dienstherr würde gewiß nicht anstehen, einen solchen treuen Dienstboten auch dann zu ernähren, wenn er arbeitsunfähig wird, und der ergraute Dienstbote würde durch seine Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit auf Alles im Hause, sogar dieses Gnadenbrod reichlich einbringen.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß gute Beispiele weit wirksamer und erfolgreicher sind, als die besten mündlichen Lehren. Wollen wir gute, ehrliche, arbeitsame, nüchterne, gesittete Dienstboten haben, so müssen der Hausvater und die Hausmutter in friedlicher Ehe leben, ehrlich, arbeitsam, nüchtern und gesittet seyn. Wollen wir, daß andere Menschen, daß unsere Kinder, Dienstboten, Nachbarn besser werden, so müssen wir damit anfangen, selbst immer besser zu werden, und Alles immer besser zu machen. Wehe, wo in einem Hause die Häupter der Familie Fehler an sich haben. Ist der Hauswirth ein Trunkenbold, ein Spieler, ein Verschwender in Kleidern, geht er mehr dem Vergnügen und den Genüssen, als seiner Arbeit nach, wie kann er Andern über Unmässigkeit, Verschwendung und Arbeitsscheue Vorwürfe machen? Ist die Hausfrau mürrisch, zänkisch, unordentlich, unrein, wie kann sie die Zänkerei, die Unordnung, die Unsauberkeit ihrer Mägde tadeln?

Ordnung, Arbeitsamkeit, Liebe, Gehorsam, Sittlichkeit, Gottesfurcht sind die Schuzgeister des häuslichen Glükes und Wohlstandes. Der heilige Paulus gibt den Dienstboten und den Dienstherren die schönste und beste Lehre, wenn er im 6. Kapitel des Briefes an die Epheser schreibt:

„Ihr Knechte, seyd euern leiblichen Herren gehorsam mit Furcht und Zittern, mit Aufrichtigkeit des Herzens, wie Christo, nicht nur unter ihren Augen, um euch bei den Menschen einzuschmeicheln, sondern als Knechte Christi, die den Willen Gottes vom Herzen thun. Und dient mit Bereitwilligkeit, wie dem Herrn, nicht den Menschen. Und wisset, daß ein Jeder für das Gute, was er thun wird, von dem Herrn wird belohnt werden."

„Ihr Herren, thut ihnen (den Dienstboten) desgleichen, und unterlaßt das (unnöthige) Drohen, und wisset, daß euer und ihr Herr im Himmel ist, und vor Gott kein Ansehen der Person gilt."

Nachtgedanken über die zerrissenen Schuhe in meiner Polterkammer.

„Wenn doch mein gutes Weib darüber erst recht mit mir einig wäre, daß sie bei euerm Anblik, ihr lieben zerrissenen Schuhe, auch so froh aussehen könnte, als ich. Die Kinder machen Einen noch ganz arm mit Schuhzerreissen, spricht sie oft, und zerreibt sich die Stirne darüber; und ich stehe dann immer neben ihr, und weiß nicht, warum sie sich so wunderlich darüber benommen. Wo viel zerrisseres Schuhzeug ist, pflege ich zu sagen, da sind die Leute gesund und gut auf den Beinen. Besser zum Schuhmacher, als in die Apotheke! Wenn ich euch so da liegen sehe, bin ich oft schon still gestanden, wie ich jezt still vor euch stehe. Das menschliche Leben ist doch gar nicht so kurz, als man gewöhnlich glaubt; wenn ich bedenke, wie viel man gehen und Schuhe zerreissen muß, bis man am Lebensziele ist; wer 80 Jahre alt wird, hat wenigstens 300 Paar Schuhe zerrissen. Nun denke man sich die schrekliche Weite des Weges, auf der man 300 Paar Schuhe zerreißt, bis man am Ende der Reise ist. Grosser Gott! es ist kein Wunder, daß man sich nach und nach ganz matt und müde, und so abläuft, daß man am Ende nichts ist, wie Haut und Knochen, und zulezt ohne Athem liegen bleibt. — — Da seyd ihr kleinen, saffiangelben, fingerlangen Schuhe, die ersten meines Lebens, mit denen ich vom Mutterschooß auf des Vaters Schooß hinging, und vor ihnen auf dem Tische sprang. Ihr ersten, kleinen, lieben Schuhe, ich seh'e euch mit Rührung an. Gott, was für ein kleines ohnmächtiges Geschöpf war ich, als ich in euch stand und hüpfte! Was hatten da meine redlichen Eltern für Mühe mit mir! Meine Mutter, die gute, redliche, wie manche schlaflose Nacht hatte sie da um mich! Und ich wußte noch nicht, wie

gütig sie war, und ich konnte ihr nicht danken. Mein zufriedenes Lächeln, wenn es mir an ihrer Mutterbrust wohl schmekte, nahm sie für Dank an; mein Gedeihen war ihr Lohn für Wartung und Pflege. Gott, mit wie wenigem Danke ist eine Mutter zufrieden! Und sie thut doch so viel an dem Kinde, und opfert oft Gesundheit und Leben für das Kind auf. Daß wir doch alle so gerne und so uneigennüzig das Gute thäten, als es eine Mutter an ihrem Säuglinge thut!

Wie bald muß ich euch, ihr kleinen Schuhe, entwachsen seyn, ihr seyd nicht zerrissen. — — Ach, wir sind Alle unsern Kinderspielen, unsern Knabenfreuden und Wünschen zu früh entwachsen! — — Und warum treiben denn so viele Eltern ihre Kinder sogar zu früh und recht mit Gewalt aus den Paar unschuldigen Kinderjahren heraus?

Wie sie da alle neben einander stehen, die kleinen Kinderschuhe! In jedem liegt ein Zettel, worauf das Jahr geschrieben ist, in welchem ich sie trug; immer ein wenig grösser, wie die Orgelpfeifen, und alle vorn an der Spize durchgestossen. Kommt das daher, weil man dann so gern grösser seyn will, und stets auf den Zehen geht? Auch erinnert ihr zerstossenen Spizen mich wohl an meine zerstossene und zerfallene Stirne. In euch, kleine Schuhe, bin ich viel gestolpert; wer lernte ohne Stolpern gehen? Einige Duzend Schuhspizen muß jeder Mensch erst wegstolpern, ehe er vorsichtig gehen lernt, und der Kopf heil wird. —

Hui! wie muß es da gegangen seyn! Da stehen 14 Paare, die Eine Jahreszahl haben, also in Einem Jahre zerrissen sind.

Was das für Geld gekostet hat, sagt mein liebes Weib. Ja freilich! aber so ein Junge, der recht viel Schuhe zerreißt, schafft sich Kräfte auf den Leib; härtet seinen Körper ab; wird ein rascher, gewandter junger Kerl; dreht sich dreimal um, indeß ein Anderer sich einmal umdreht; hat Kraft, Etwas anzugreifen; arbeitet für drei Mann, und spart den Eltern dann wieder viel Ausgaben. Durch seine Knabensprünge und Wildheit hat er sich an Raschheit und Fleiß gewöhnt; nun wird ihm nichts sauer, Alles geht an ihm, als ob es fliegt; ehe man sichs versieht, ist die Arbeit fertig, und eine andere wird muthig angegriffen; er kann nicht still sizen, muß immer sich beschäftigen, und so kommt er zu Etwas, und wird ein braver Kerl, und bringts seinen Eltern hundertfältig her ein, was er als Knabe gekostet hat. — — Darum habe ich immer den lieben Vater im Himmel gebeten, daß er mir Jungen geben soll, die recht viel Schuhe zerreissen. Meiner Frau habe ich davon aber nichts gesagt; denn die würde ein Aergerniß daran nehmen, und denken, ich wollte mit Gott einen Scherz treiben; und das will ich doch wahrhaftig nicht. —

Euch da seh ich wohl, ihr steht so ein wenig allein, wie die allerersten Kinderschuhe; euch bekam ich, als ich eingesegnet wurde. Ach, eine feierliche Zeit! — Wie will ichs beschreiben, mit welcher gerührten und seligen Seelenstimmung, und mit welch einem freudigen Muthe zugleich ich diesem Tage entgegen ging. Es mag auch bei mir wahr geworden seyn, daß ich mehr gefühlt, als gedacht habe, und daß das Gefühl nicht immer ein sich stets gleich und hell bleibender Leitstern für den Tugendweg ist; daß hingegen feste, in eigene Ueberzeugung übergegangene Grundsäze der wahren Rechtschaffenheit und des edlen Lebenswandels sicherer und gerade zum Ziele führen; ich sehe das an den Schuhen deutlich; sie sind, wie die vorigen, schief gegangen."

Gedanken-Zunder.

Die Kaze streichelt nicht uns, sondern sie streichelt sich an uns.

Das Geld (gleich der Sonne, die das Wachs schmelzt und den Koth härtet) erweitert ein edles Gemüth, und verengt eine gemeine Seele.

Das Beispiel eines tugendhaften Mannes wirkt besser auf die guten Sitten, als 100 Bände Moral und 10 Escadrons Gend'armerie.

Viele haben blos deßwegen nicht den Muth, Andere zu tadeln, weil sie selbst getadelt zu werden sich fürchten.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Seligkeiten der Deutschen.

Die Deutschen sind doch sonderbare Menschen. Sie nennen oft Seligkeit Dasjenige, was höchst unglüklich macht, und, besser, gar nicht existiren soll. Darunter gehört z. B.

die Mühseligkeit, die Niemand erfreuen kann;

die Armseligkeit, die noch Niemand glüklich gemacht hat;

die Schreibseligkeit unsers Zeitalters in der Literatur ꝛc., die noch wenig Gutes bewirkt hat;

die Habseligkeit, deren Zustand oft genug die Armuth des Besizers beurkundet;

die Holdseligkeit eines schönen Mädchens, die oft wirklich eine Seligkeit wäre, wenn sie nicht manchmal mit Holzseligkeit, das heißt, mit einer hölzernen Seele, verbunden wäre;

die Saumseligkeit, die schon unzählige Menschen unglüklich gemacht hat;

die Trübseligkeit, die theils die Quelle, theils die Folge höchst gefährlicher Krankheiten ist, und

die Redseligkeit, die nicht nur überlästig, sondern auch gefährlich, und immer ein Beweis grenzenloser Eitelkeit ist.

Unglüklich, dreimal unglüklich Derjenige, welcher im vollen Besize dieser acht Seligkeiten ist, deren Uebel vielleicht nur Der nicht fühlen kann, der im Besize einer der acht himmlischen Seligkeiten ist, nemlich derjenigen, die da heißt: Selig sind die Armen im Geiste!

Gott möge uns vor solchen Seligkeiten bewahren, wenn wir nicht höchst unglükselig werden, und alle Leutseligkeit verlieren sollen.

• • •

Eben so gibt es auch in Deutschland mehrere Artigkeiten, welche vielmehr die größten Unarten genannt werden sollen. So ist z. B. eine der schlimmsten Artigkeiten die Bösartigkeit. Das Fremdartige macht oft lange Weile. Das Strauchartige eines Baumes beleidigt das Auge. Die besten Futterkräuter rührt das Vieh nicht an, wenn die Stengel holzartig werden. Das Glasartige des Eisens wird verwünscht.

Alle dergleichen Artigkeiten (nur nicht die Artigkeit selbst), sind daher Menschen und Vieh verhaßt, und selbst die Artigkeit verbirgt nur zu oft einen schwachen Charakter.

Ein Mädchen heirathete einen Wittwer; acht Tage nach der Hochzeit wurde sie mißvergnügt; als man sie fragte, sagte sie: „Ich habe immer gehört, wenn man einen Hofrath heirathet, wird man Hofräthin, wenn man einen Professor heirathet, Professorin, darum glaubte ich, wenn ich einen Wittwer heirathe, würde ich Wittwe werden, nun habe ich mich bitter getäuscht.“

Die Schwalben.

Zwei Schwälblein bauten bei mir ein,
Wir konnten nicht ohne einander seyn;
Ich kam zu ihnen, sie kamen zu mir,
Und ihrer wurden endlich vier.
Ich half oft füttern die hungernden Kleinen,
Konnten die Alten nicht gleich erscheinen.
Sie nehmen die Fliegen aus meiner Hand;
Sind mit mir wie Vater und Mutter bekannt.
Glaubt', alle würden auch bei mir bleiben,
Es sollte nichts von mir sie treiben.
Doch, als der Sommer weiter ging
Und es zu herbsteln mit Macht anfing,
Da zogen die Gäste plözlich aus,
Verliessen ohne Abschied mein Haus.
Dieß that mir weh, ich mußt' allein
Den trüben langen Winter seyn.
Doch, als sie das Frühjahr wieder kamen
Und ihre alte Wohnung nahmen,
Da trieb ich scheltend sie wieder fort.
Drauf nahm das eine Schwälblein das Wort:
Was treibst du uns so grausam aus,
Wir sind den Sommer nur hier zu Haus,
Und müssen gezwungen weiter ziehen,
Wenn die warmen Lüfte fliehen.
So bist auch du nicht immer hier,
Bist Wanderer, wie wir,
Wirst auch nicht immer bleiben,
Auch dich wird der Winter vertreiben;
Dort erst, wo ew'ger Frühling weht,
Des Wandrers Wohnung sicher steht.
Drum richt', wie wir, auch dich so ein,
Als wär' dieß Haus nicht immer dein.
Nimm auf den Fremdling mit milder Hand,
Wie einst auch dich das bessere Land.

Räthsel.

Die Zauberwaffe nenne jezt,
Die, wenn der Böse tükisch zielt,
Den fernen Feind, noch eh' er's fühlt,
Mit gift'gen Stichen tief verlezt.
Sie lauert hinter Perlenreihn,
Verschlossen vom Korallenschrein.
Doch, von dem Weisen gut geführt,
Wird sie zum holden Talisman;
Nicht mehr verwundet, sanft gerührt,
Lokt sie die Herzen an.
Kannst du die Zauberwaffe finden?
So brauche sie, mir's zu verkünden.

Auflösung der Charade im vorigen Nro.:

Ostern.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 19. 9. Mai 1840.

Inhalt: Eduard Heister. — Flor'sche Handspinnmaschine. — Gedanken-Zunder.

Eduard Heister.

Schon neigte sich die Sonne zum Untergehen, als Eduard Heister aus dem Walde bei L—g hervortrat, um sich noch einmal durch den Anblik der schönen Gegend zu erheitern, in der er so manche stille Freuden im Schoosse der Natur genossen hatte, und dann auf immer von ihr Abschied zu nehmen.

Fürchterlich war der Kampf gewesen, den er mehrere Stunden lang im finstersten und entlegensten Dikicht des Waldes, sich selbst und seinem Schmerze so ganz überlassen, gekämpft hatte. Mehrere Plane und Entwürfe waren durch seinen Kopf gegangen, von denen einer den andern verdrängte.

Er hatte bisher als Handlungsdiener in R. Hause in L. gestanden, hatte die Geschäfte seines Herrn mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit besorgt, war aber nicht vermögend, den Verfall dieser Handlung abzuwenden, der durch die Sorglosigkeit seines Prinzipals, noch mehr aber durch die verschwenderische Lebensart seines Sohnes herbeigeführt wurde, der sich der schändlichsten Kunstgriffe bediente, ja, gewissenlos genug war, die Kasse seines Vaters zu bestehlen, um seine ausschweifende Lebensart fortzusezen.

Nur zu bald bemerkte Eduard, daß er in diesem Hause nicht an seinem rechten Plaze stand. Von Jugend auf an ein sittlich-religiöses Betragen gewöhnt, war ihm der leichtsinnige Ton, der in diesem Hause herrschte, durchaus zuwider. Bei dem festen Grundsaze, den er angenommen hatte, immer rechtschaffen zu handeln und sich nie zu einem Werkzeuge der Ungerechtigkeit hinzugeben, sah er sich oft genöthigt, die ungerechten Anträge Wilhelms — so hieß der Sohn des Hauses — von sich abzuweisen; dieser sah ihn aber damals als seinen Feind an, den er sobald als möglich, als einen lästigen Aufseher, aus dem väterlichen Hause zu verdrängen suchte.

Von allen Denen, die mit ihm in gleichen Geschäften in R's Hause standen, war Keiner, dem sich Eduard mit Zuverlässigkeit anvertrauen konnte. Die mehrsten waren auf der Seite des verwilderten Sohnes, und liessen sich zur Ausführung seiner liederlichen Streiche als Theilnehmer an denselben mißbrauchen; und die Andern waren zu engherzig und furchtsam, um es nicht mit dieser mächtigern Partei zu verderben.

So stand denn der redliche Eduard allein da, aber fest und unerschütterlich auf dem Fels der Rechtschaffenheit und ungeheuchelten Gottesfurcht. Doch war eine einzige menschliche Seele in diesem Hause, die er seines ganzen Zutrauens würdig hielt, und an die er sich mit gänzlicher Zuneigung anschloß; diese fand er in der Person eines schon etwas bejahrten männlichen Bedienten, des braven Anton, der hier seit mehreren Jahren das Amt eines Geschäftsträgers oder Markthelfers verwaltete, die Versendung der Paquete, Waaren und Briefe innerhalb der Ringmauern der Stadt besorgte, und einer der ehrlichsten Menschen war. — Welche Freude war es für diesen biedern Alten, an Eduard einen jungen Mann zu finden, der sich so ganz von den jungen Leuten dieser Zeit, über deren unbesonnene Streiche er so manchmal seinen grauen Kopf schüttelte, durch sein gesetztes Wesen unterschied, sich so freundschaftlich zu ihm herabließ, stundenlang mit ihm bei Feierabend unterhielt, Sonntags so regel-

mässig die Kirche besuchte, und da mit ihm aus einem Buche sang.

Da er so viele Jahre in R's Hause gelebt und bei allen Umänderungen in demselben seinen Posten, dem er mit Treue und Redlichkeit vorstand, behauptet hatte, so hatte er gewisses Ansehen dadurch im Hause erlangt, ja, selbst der Sohn seines Herrn, den er vor nicht langer Zeit noch Du hieß, weil er ihn als Knabe auf den Armen getragen hatte, mußte ihm Achtung erweisen, und sich von ihm manche derbe Wahrheit sagen lassen.

Ich danke es dem lieben Gott, sagte der gute Anton einstmals zu Eduard, wobei er ihm treuherzig die Hand schüttelte, daß er Sie in unser Haus geführt hat: denn schon fing ich an, zu zweifeln, ob es noch einen tugendhaften, gottesfürchtigen Jüngling in der Welt gäbe? Seit langen Jahren hat sich wenigstens Keiner in unserm Hause sehen lassen, und wenn auch zuweilen Einer noch mit ein Bischen Religion ins Haus trat, so wurde er gar bald von dem Leichtsinne der Uebrigen angestekt und zu liederlichen Streichen verleitet. Sie, lieber Eduard, haben mir wieder Glauben an jugendliche Frömmigkeit und Tugend beigebracht. Bleiben Sie ja dabei! — Vielleicht sichern Sie noch eine Zeitlang durch Ihre Redlichkeit das Glük dieses Hauses; ich fürchte, ich fürchte, es nimmt kein gutes Ende! Der gottlose Wilhelm wird seinen Vater noch in Jammer und Noth bringen; und der alte Vater ist mit Blindheit geschlagen. Machen Sie Sich der Sünde nicht theilhaftig. Können wirs nicht verhindern, so wollen wirs doch nicht befördern. Kommt er ja, der gefürchtete Unfall, so haben wir doch unser Gewissen rein erhalten. Sehen Sie, mein Kopf wird schon grau; der Ihrige wirds auch einmal. Gott gebe, daß wir mit Ehren graues Haar tragen und ins Grab nehmen.

So nachsichtig auch der alte R. bei den Ausschweifungen seines Sohnes war, und selbst seit einiger Zeit sich, wie er sagte, die Grillen bei einer Flasche Wein zu vertreiben suchte, so war er doch, bei aller seiner Verblendung, so kurzsichtig nicht, daß er nicht den Verfall seines Hauses und die Verminderung seiner Einkünfte hätte bemerken sollen. Aber er suchte die Ursachen davon nicht da, wo er sie hätte suchen sollen, sondern in den äusserlichen Konjunkturen, und tröstete sich mit der allgemeinen Klage, daß der Handel nicht mehr so blühend, wie vormals sey, und daß man jezt so wenig ehrliche Leute finde, denen man die Handlungsgeschäfte mit Zuversicht anvertrauen könne. Dieser Mangel an Zutrauen zu seinen Untergebenen hatte sich vorzüglich in seinem Herzen festgesezt, und war besonders durch seinen Sohn bei ihm unterhalten worden, dem es schon mehrmals gelungen war, durch diesen Versuch so Manchen aus dem väterlichen Hause zu verdrängen, der seinen Absichten zuwider war. Einige hatten ihn auch wohl durch ihre Untreue bestätigt; und selbst Eduard konnte es bei aller seiner Redlichkeit nicht dahin bringen, das nun einmal so eingewurzelte Mißtrauen aus dem Herzen seines Herrn zu verbannen: ein jeder, auch der beste Mensch, handle eigennüzig.

Ob nun gleich Eduard in seinem bessern Gefühle und innern Ueberzeugung von seiner Rechtschaffenheit Beruhigung fand, die jene unangenehme Empfindung milderte, daß ihm sein Herr nicht das volle Zutrauen, das er so sehr verdiente, schenkte; so besaß er doch zu wenig Menschenkenntniß und Klugheit, sich in einer so mißlichen Lage zu halten. In der Zuversicht, daß er bei seiner Rechtschaffenheit auch den fürchterlichsten Stürmen Troz bieten könnte, merkte er die Gefahr nicht, die schon über seinem Haupte schwebte, und blieb so ganz unbekümmert; während Wilhelm, dem er einen solchen Grad von Bosheit nicht zutraute, seinen Fall bereitete und ihn in den schwärzesten Verdacht bei seinem Vater zu sezen wußte.

Schon einige Male hatte dieser einen Defekt in seiner Kasse bemerkt. Sein Sohn, dem er diese Bemerkung mitgetheilt hatte, bezeugte seine Verwunderung darüber: wie es möglich sey, daß Menschen so treulos an ihm handeln und seine Güte so mißbrauchen könnten. Er sey doch so freigebig gegen seine Leute, gäbe ihnen einen so ansehnlichen Gehalt, und doch begnügten sie

sich damit nicht. Da sey der Eduard, der habe kaum einen Rok auf dem Leibe gehabt, als er in die Handlung gekommen sey, und jezt sey er so gut gekleidet und führe einen so vollen Beutel in der Tasche, daß er sich nicht getraue, neben ihm in Gesellschaft aufzutreten.

Obgleich der Zunder des Mißtrauens schon in dem Herzen des Alten lag, so wollte doch Anfangs der Funke der Verleumdung nicht treffen; aber er wurde zu oft durch den Hauch des Verleumders angefacht, daß er doch zulezt Feuer fing und durch ein besonderes Bubenstük in volle Flamme ausbrach. Es war an einem Sonntag Morgens, als Eduard, seiner Gewohnheit nach, mit seinem Freunde Anton in die Kirche gegangen war. Während er sich hier von Neuem in den christlichen Grundsäzen der Tugend stärkte, führte der schlaue Bösewicht seinen Vater auf die Stube, die Eduard so eben verlassen hatte. Auf dem Tische lag noch Hermers christliches Handbuch aufgeschlagen. „Sehen Sie hier den Frömmling! Werden Sie es glauben, welch eine schwarze Seele er mit der heuchlerischen Miene verbirgt? Aber der Betrüger hat sich selbst durch seinen Leichtsinn verrathen. Er hat vergessen, den Koffer zuzuschliessen; da sehen Sie hier! —"

Jezt eröffnete er den Koffer und zog unter einigen Kleidungsstüken eine Rolle Geld hervor, die er kurz zuvor dahin verstekt hatte, und die der Alte, aus bestimmten Münzsorten, für sein entwendetes Eigenthum erkannte. Sogleich mußte ein öffentlicher Beamter, der sein alter Vertrauter und Zechbruder war, nebst einem Notarius und Zeugen beigerufen werden, um, im Falle Eduard den Diebstahl läugnen würde, ihn gerichtlich zu überführen.

Unbefangen und ruhig, wie Jeder, der sich keines Verbrechens bewußt ist, und voll innerer Zufriedenheit mit sich selbst, kehrte Eduard von dem Orte, wo er sich vor Gott, seinem Herrn und Richter, geprüft hatte, zu seiner Wohnung zurük; beim Eintritte in dieselbe kündigte ihm ein Bedienter des Hauses an, daß er unverzüglich in das Comtoir zu seinem Herrn kommen sollte. — Ohne allen Argwohn trat er in das Zimmer ein, nur befremdete es ihn, hier eine Versammlung von Menschen anzutreffen, derrn Blike, die alle auf ihn gerichtet waren, ihm einen ganz eigenen Vortrag erwarten liessen. Sie hatten sich in einen Kreis auf Stühle gesezt, so daß er beim Eintritte in die Stube vor sie, wie zu einem Verhöre treten mußte. Sein Kompliment wurde nicht erwiedert; Alle blieben mit einem feierlichen Ernste auf ihren Stühlen sizen. Endlich unterbrach der Herr des Hauses die minutenlange Stille durch die förmliche Anklage dieses gegenwärtigen Eduard Heister, als eines ungetreuen Menschen, der ihm verschiedene Geldsummen unterschlagen habe, wobei er ihn aufforderte, die Wahrheit frei zu gestehen, damit er nicht genöthigt wäre, die Obrigkeit zu Hülfe zu nehmen.

Unerwarteter hätte dem guten Eduard nichts begegnen können; einen Augenblik erstaunte er über diese Begegnung und Beschuldigung, aber bald faßte er sich wieder und vertheidigte seine Unschuld mit solcher Festigkeit, mit der er bereit sey, vor jedes Gericht zu treten.

Was wollen Sie läugnen? donnerte ihm der Beamte entgegen. Der Diebstahl ist entdekt; Sie selbst sind Ihr Verräther geworden, Sie vergassen, Ihren Koffer sorgfältig zuzuschliessen.

Man begleitete ihn, auf sein Verlangen, auf sein Zimmer, hieß ihn den Koffer öffnen, wo ihm nach einigem Aufräumen die Rolle Geld in die Hände fiel. Der Schreken und die Vorstellung einer so höllischen Bosheit, die er sich dabei dachte, machten ihn auf einige Augenblike sprachlos; aber mit einem Blike, der mehr als Worte sagte, faßte er sogleich Wilhelm ins Auge, der bei dem vorigen Auftritte sich das Ansehen zu geben suchte, als könne er ihn einer solchen Untreue nicht fähig halten.

Nun, was haben Sie noch zu Ihrer Rechtfertigung? sagte der Beamte, ihm höhnisch ins Gesicht lachend.

Eduard mit einem festen Blike zum Himmel: „Gott und mein Gewissen! Auch hoffe ich hier in einem Staate zu leben, wo der Rechtschaffene nicht unverhört und willkürlich unterdrükt werden darf. Ich werde mich zu vertheidigen wissen."

Sie sind überwiesen genug: diese Zeugen hier sind redliche Bürger, und die Sache ist durch mich schon so gut, als obrigkeitlich untersucht. Sie wissen doch, wer ich bin?

Eduard befand sich in einer schreklichen Lage. So fest er Anfangs entschlossen war, seine Unschuld öffentlich vor Gericht zu bezeugen und sich der strengsten Untersuchung zu unterwerfen, so merkte er doch, daß bei solchen Zeugen, wenn auch der Ausgang der Sache noch so gut wäre, er doch immer in Verdacht bleiben, und seine äusserliche Ehre noch mehr gekränkt werden würde. In dieser schwankenden Ungewißheit wurde er durch die Aeusserung der gegenwärtigen Personen immer mehr und mehr unterhalten, und in eine solche Aengstlichkeit versezt, daß er am Ende den Vorschlag annahm, den ihm sein Herr noch mit der Miene von Großmuth und Schonung that: daß er sich von Stund an aus seinem Hause entfernen, aus seinem Koffer die Wäsche nehmen, sein Glük anderswo versuchen, oder, wenn er glaubte, es sey ihm zu viel geschehen, die Klage bei der Obrigkeit anstellen sollte.

Mit dieser Erklärung verließ man das Zimmer. Sich selbst und seinem Schmerz überlassen, warf sich Eduard auf den nächsten Stuhl, raffte sich nach einigen Augenbliken wieder auf, fiel auf seine Kniee nieder — wollte beten, aber Thränen erstikten seine Worte; mehr konnte er nicht sagen, als: Vater im Himmel, du kennst mein Herz und weißt um alle meine Handlungen. Sey Richter zwischen mir und ihnen! Entziehe mir nur deine Gnade nicht!

Er stand auf, schlug einige Wäsche in ein Tuch, warf seinen Oberrok um, ergriff seinen Stok, und verließ mit einer Eilfertigkeit das Zimmer, als befürchte er den Einsturz desselben. Als er von seinem Herrn Abschied nahm, und ihm den Schlüssel zu seinem Koffer überreichte, sprach er: „Ich hoffe diesen in Kurzem wieder aus Ihren Händen zu empfangen; bis dahin bewahren Sie ihn als ein Heiligthum, und erinnern Sich, so oft Sie ihn sehen, an das Unrecht, das Sie einem unschuldigen Rechtschaffenen angethan haben." Sein Herr wollte ihm einige Karolin mit auf den Weg geben, die er aber großmüthig ausschlug. — Gern hätte er noch seinem Freunde Anton die Hand zum Abschiede gereicht, dieser war aber nicht im Hause anzutreffen.

So, von allen Menschen verlassen, an der empfindlichsten Seite seines Herzens verwundet, ohne Freunde, ohne Geld, ausser dem wenigen, das er eben bei sich trug, und ohne alle Aussicht, verließ der äusserst gekränkte Eduard die Stadt, und eilte dem nahe liegenden Wäldchen zu, wo wir ihn beim Anfange dieser Erzählung fanden, um sich da zu sammeln und auf Mittel zu denken, sich aus dieser traurigen Lage herauszufinden. Lange irrte er in demselben herum, fühlte das erlittene Unrecht so tief in seinem Herzen, dachte sich die Bosheit der Menschen, die er ihnen nie in dem Grade zugedacht hatte, so lebhaft, daß er beinahe einen Haß auf das ganze Menschengeschlecht geworfen hätte; zog sich sorgfältig bei jedem Geräusche eines menschlichen Fußtrittes zurük, und verlor sich immer tiefer in seine schwermüthigen Gedanken. Nur in dem Bewußtseyn seiner Unschuld und in dem Gebete zu Gott fand er Linderung; und ob er gleich noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt hatte, so fühlte er sich doch durch das Vertrauen auf Gott und durch die Hoffnung, daß ihm dieser gewiß Wege zu seinem fernern Fortkommen zeigen würde, gestärkt, seinem Verhängnisse entgegen zu gehen.

Eben wollte er sich aus dem Walde nach einem nahe liegenden Meierhofe begeben, wo er verschiedene Male auf seinen Spazirgängen eine gute Aufnahme gefunden hatte. Hier wollte er sich dem Besizer desselben, den er als einen ehrlichen Mann erkannt hatte, entdeken, und in bei seiner Angelegenheit zu Rathe ziehen, als ihm auf Einmal eine bekannte Stimme zurief: Bester, lieber Herr Heister! habe ich Sie doch endlich gefunden! —

Es war sein Freund Anton, der ihm aus dem Walde nacheilte, und in dessen ausgebreitete Arme sich Eduard warf. Jezt, an einer menschlichen Brust, fühlte er wieder Erleichterung seines Kummers, und die ersten Thränen brachen aus seinen Augen: „So bin ich doch nicht von aller

Welt verlassen! Guter Anton! Du der Einzige, der mir als ein freundlicher Engel erscheint."

Anton. Was machen Sie für Streiche, Eduard! So aus dem Hause zu gehen und mich einen ganzen Tag herumlaufen lassen, Sie aufzusuchen! Gott! was ich für Angst Ihretwegen ausgestanden habe! Fühlen Sie nicht, wie ich am ganzen Leibe zittere?

Eduard. Rechne mir Das nicht zu, was die Schuld meiner Feinde ist. Ach, Anton, ich habe schreklich gelitten! Ich bin an meiner Ehre auf das Empfindlichste gekränkt, und habe keinen Vertheidiger, als den dort oben!

Anton. Wenn Sie nur den haben: seyen Sie getrost, und kommen augenbliklich mit mir zurük. Meinen Sie denn, es gebe keine Gerechtigkeit mehr auf Erden? Eduard, ich seze meinen alten Kopf darauf, Sie müssen Genugthuung erhalten. —

Eduard. Ich gehe unter keiner Bedingung in jenes Haus zurük, bis ich vollkommen gerechtfertigt bin; oder ich sehe es vielleicht nie wieder. Was kann mir in L. den Verlurst meiner Ehre ersezen? Ich gehe, so weit mich meine Füsse tragen. Lebe du wohl, guter Anton, und rette, so viel du kannst, meinen ehrlichen Namen.

Anton. Ohne Sie, bester Eduard, thue ich keinen Schritt wieder ins R—sche Haus, das habe ich feierlich erklärt. O, ich habe schon dem alten und jungen Herrn bittere Wahrheit gesagt! Sie sind nicht werth, daß ein ehrlicher Mann unter ihrem Dache verweilt! Das habe ich ihnen gesagt, und dem alten Herrn den Kopf so warm gemacht, daß er nicht weiß, was er anfangen soll. Kommen Sie nur zurük.

Eduard. Hast du den Auftrag von ihm selbst, mich wieder zurük zu bringen?

Anton. Das eben nicht, aber —

Eduard. Nun, so laß mich, lieber Anton; ich werde mich diese Nacht und vielleicht noch kommenden Morgen in dem nächsten Meierhofe aufhalten; da kannst du mich wieder finden.

Anton. Ach, ich kenne Sie schon! Mit dem kommenden Morgen sind Sie auf und davon. Sie wissen schon, daß Sie in der Welt fortkommen können. Aber was soll ich anfangen?

Eduard. Gott vertrauen und rechtschaffen auch mitten unter bösartigen Menschen bleiben.

Anton. Ich habe es lange genug ausgehalten. Ich mag mich auch nicht unter dem Einsturze dieses Hauses begraben lassen. Glauben Sie nur, es dauert so lange nicht mehr.

Eduard. Gott wird schon weiter für dich sorgen! Lebe wohl, guter Anton! vergiß deinen Freund nicht!

Anton. Ich Sie vergessen? Auch bei jedem Gebete werde ich Ihrer gedenken.

Eduard. Wäre ich nur im Stande, dir deine Freundschaft zu vergelten!

Anton. Wenn Sie denn ja bei Ihrem Vorsaze bleiben, so nehmen Sie dieß Wenige als ein kleines Zeichen meiner Liebe zu Ihnen an; vielleicht können Sie es brauchen; es ist mein Sparpfennig. (Er reichte ihm einen kleinen Beutel mit Geld.)

Eduard (ihn umarmend). Ich danke, bester Freund! Behalte dein Geld; ich habe für heute und morgen genug; und unser himmlischer Vater wird schon für die Zukunft sorgen. Gott lasse dirs wohl gehen, guter Anton! Mann von edlem Herzen.

Anton wollte ihm durchaus das Geld aufnöthigen, als die unerwartete Dazwischenkunft eines ansehnlichen Mannes diesen edlen Streit unterbrach.

Verzeihen Sie es mir, sprach dieser, daß ich Sie unterbreche. Ich muß es Ihnen gestehen, daß ich nicht ohne die innigste Theilnahme hier im Busche Ihre Unterhaltung mit angehört habe, und komme, Ihnen meine Dienste anzubieten. Ich kenne Sie, Herr Eduard; Sie waren in der R—schen Handlung; ich kenne zu gut die Verhältnisse dieses Hauses, und bin von Ihrer Rechtschaffenheit völlig überzeugt. Wollen Sie wohl in meine Dienste treten? Ich bin der Kaufmann L.

Eduard. Edler Mann! Sie wollen Sich eines Geächteten annehmen? Werde ich auch mi Ehre in Ihr Haus eintreten können?

Für Ihre Ehre bin ich gut, die will ich schon gegen Herrn R. zu vertheidigen wissen; Sie sollen noch heute Genugthuung erhalten. Nur Eins muß ich Sie fragen: verstehen Sie englisch?

Eduard. Ich habe mir seit einigen Jahren um Erlernung dieser Sprache Mühe gegeben, daß ich mir zutraue, auch wohl unter Engländern damit fortzukommen.

Nun, so ist Ihr Glük gemacht. Sie wissen, daß die hiesigen Handlungsgeschäfte zwar nicht erlauben, einen Diener aus einer hiesigen Handlung in Dienste zu nehmen; aber einer meiner englischen Korrespondenten hat mich dringend ersucht, ihm einen ehrlichen Deutschen, der der englischen Sprache nur etwas kundig sey, zu empfehlen. Würden Sie Sich wohl entschliessen, diese Stelle unter den vortheilhaftesten Bedingungen anzunehmen?

Eduard nahm dieß Anerbieten mit dem herzlichsten Danke an, und dem guten Anton standen Freudenthränen in den Augen; er konnte seine Empfindung nicht zurükhalten, und brach in die Worte aus: Ja, es lebt ein Gott, der dem frommen Herzen hilft!

So eben wendete der Kaufmann sich auch zu diesem, und trug ihm Dienste in seinem Hause an, wenn er nicht länger im R—schen bleiben wolle. Nun kehrte Eduard an der Seite seines Erretters wieder mit erleichtertem Herzen nach der Stadt zurük; Anton trug ihm sein Bündelchen nach. Er wurde in L's Hause mit Achtung und Liebe aufgenommen, bei einer vergnügten Abendmahlzeit für den erlittenen Hunger und Verdruß reichlich entschädigt, und legte sich mit dem freudigsten Danke zu Gott zur Ruhe nieder.

Schon am folgenden Tage erhielt er durch die Verwendung seines jezigen Herrn seinen Koffer mit einer schriftlichen Ehrenerklärung zurük: und nach Verlauf einiger Monate, die er durch die Güte des Herrn L. in seinem Hause verlebte, und ganz zu seiner wissenschaftlichen Vervollkommnung anwenden konnte, trat er seine Reise nach England an.

Er unterhielt nachher mehrere Jahre einen Briefwechsel mit diesem seinen großmüthigen Wohlthäter; aber unversehens wurde dieser durch eine Reise, die Eduard in den Geschäften seines Hauses nach Frankreich und in die Schweiz zu machen hatte, und während welcher der unselige französische Krieg ausgebrochen war, unterbrochen. In dieser Zeit hatte Wilhelm R. durch seine fortgesezte ausschweifende Lebensart nicht sich allein, sondern zugleich auch seinen Vater zu Grunde gerichtet. Da die väterliche Kasse durch seinen Aufwand zu merklich angegriffen, und bei der immer mehr in Unordnung gerathenen innern Oekonomie geschwächt wurde, daß sie nicht zur Bestreitung seiner ungeheuern Ausgaben hinreichte, ließ er sich verleiten, falsche Wechsel auszustellen. Es wurde dieser schändliche Betrug bald entdekt; er selbst, der Betrüger, entsprang noch kurz vor seiner Verhaftnehmung; das Unglük brach nun über den Vater aus; auch er kam in Verdacht, als habe er Antheil an dieser Betrügerei gehabt; einige seiner stärksten Gläubiger griffen ihn an, er wurde in Verwahrung gebracht, sein Vermögen gerieth in Konkurs, und ob man ihn gleich jenes Verbrechens nicht überführen konnte, so war er doch nun, nach seiner Entlassung aus dem Verhafte, so tief in Verachtung und Mangel gesunken, daß er sein Leben auf eine sehr traurige Art endigte. Der gute Anton war der Einzige, der über seine Leiche weinte. Er hatte es bei seinen rechtschaffenen Gesinnungen nicht über sich vermocht, sich eher von diesem seinen alten Herrn, als im Tode zu trennen. „Er hat mich," sagte er, „als einen armen Waisen zuerst in sein Haus aufgenommen, und mir so viele Jahre Brod gegeben; ich kann ihn doch nicht verlassen, ohne undankbar an ihm zu handeln." Auch den lezten aufgesparten Nothpfennig hatte er mit ihm getheilt; nun erst, da er seine Pflicht ganz erfüllt hatte, suchte und fand er die ihm zugesicherte Aufnahme in L's Hause. Immer dachte er an seinen Freund Eduard, und wünschte nur noch einmal eine gute Nachricht von ihm zu erhalten. Endlich nach einer langen Reihe von Jahren kam ein Brief an seinen Herrn von Eduard Heister aus Lancaster, folgenden erfreuenden Inhalts:

„Edelster Freund!

Könnte ich Ihnen doch die Geschichte meines Lebens, von der Zeit an, da ich Ihr mir so schäzbares Haus verließ, bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt, beschreiben; ich weiß, Sie würden bei Ihrem edlen, theilnehmenden Herzen Sich sehr darüber freuen, und mit mir die weise und gütige Leitung der Vorsehung erkennen. Ich habe seit dieser Zeit viele Erfahrungen gemacht, unter denen mir jedoch die die wichtigste ist: daß man bei redlicher Pflicht-Erfüllung nie an seinem Glüke verzagen darf. Gott hat mich jezt in sehr glükliche Umstände versezt. Ich lebe jezt auf dem Lande im Schoosse einer sehr glüklichen Familie, in deren Bekanntschaft ich bei den Lieferungs-Geschäften für die Armee glüklicherweise gekommen bin. An dem Besizer eines ansehnlichen Landgutes habe ich einen zweiten Vater, im vollen Sinne dieses Wortes, erhalten; seine einzige Tochter ist meine Gattin, und mit dem Bruder derselben, der eine Stahlfabrik in Liverpool hat, stehe ich zugleich in kaufmännischer Verbindung; wir machen Eine Familie aus, und es ist Ein Herz und Eine Seele unter uns; auch bin ich schon Vater eines lieben Mädchens. Möchten Sie doch Zeuge meiner häuslichen Freuden und meines Glükes werden, zu dem Sie durch Ihre Großmuth und Liebe den Grund gelegt haben!

Den Verfall des R—schen Hauses habe ich aus dem eigenen Munde des Sohnes, des unglüklichen Wilhelms, erfahren. Ich traf ihn bei meiner Rükreise aus der Schweiz in einem Gasthofe, wo er sich von den Oesterreichern hatte anwerben lassen. Sein Gesicht war mir ganz unkenntlich geworden; er entdekte sich mir; Erstaunen und Mitleid ergriff mich stark; ich wollte mich für seine Befreiung verwenden; er schlug es aber aus und bat mich nur um einige Unterstüzung; ich that, was ich nach meinem Vermögen thun konnte; er küßte mir die Hand, bat mich tausend Mal um Verzeihung und empfahl mir seinen Vater — der aber, wie ich aus Briefen erfahren habe, nun nicht mehr am Leben ist. Meine Empfindung bei diesem traurigen Ereignisse kann ich ich Ihnen nicht beschreiben. Was macht der ehrliche Anton, mein alter Freund? Wenn er noch lebt, so lebt er gewiß in Ihrem Hause. Grüssen Sie die gute Seele, und sagen ihm zur Freude, daß es mir wohl geht. Ich habe einen kleinen Wechsel (von 100 Pfund) an ihn beigelegt, und mache damit den Anfang, meine Schuld an ihn abzutragen. Sollte er nicht mehr am Leben seyn, so werden Sie die Summe schon an einen würdigen Armen verwenden u. s. w."

Anton hielt mit gefalteten Händen seine Müze, als ihm sein Herr diesen Brief des braven Eduard vorlas; helle Thränen perlten an seinen grauen Augenwimpern; beim Schlusse desselben fiel er gerührt auf seine Kniee, und sprach in Einfalt seines Herzens: „Nun, du lieber Gott! so hast du doch Wort gehalten: die Gerechten werden es gut haben."

Flor'sche Handspinnmaschine.

Der Mechanikus Flor zu Ludwigsburg in Württemberg empfiehlt in öffentlichen Blättern seine neuerfundene Handspinnmaschine für Flachs, Hanf und Werg, worauf eine, auch schwache Person, z. B. Mädchen von 12 bis 14 Jahren, in einer Stunde 2000—2500 württembergische Ellen feines wie grobes Garn spinnen kann. Die Maschine hat in der Länge, Breite und Höhe 3¼ Schuh und kostet in L. 200 fl.

Gedanken-Zunder.

Mehr, als zwei Drittel der Menschen leben blos von Anderer Fehlern, daher arbeitet man sich damit fleissig ins Brod.

Andere lachen zu machen, ist keine schwere Kunst, so lange es gleich gilt, ob man über uns selbst, oder unsern Wiz lacht.

Der Unglükliche, der sich schlechten Trost aufschwäzen läßt, wird dadurch doppelt unglüklich.

Die Eifersucht entsteht aus der Liebe, wie der Essig aus dem Weine.

Wer Schlechtigkeiten Vorschub leistet, vertheilt damit Waffen, die am Ende gegen ihn gebraucht werden.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der wizige Koch.

Ein reicher Mann aß gern gute Lekerbischen, besonders aber Vögel. — Als er nun eines Tages einen Kranich, welcher sehr jung und feit war, gefangen hatte, so schikte er solchen seinem Koche, und ließ ihm sagen, daß er ihn auf den Abend braten solle. Der Koch, ein lustiger Mensch, stekte den Kranich an den Spieß, und ließ ihn braten. Er war schon fast gebraten, als eine Frau aus der Nachbarschaft, in die der Koch verliebt war, in die Küche trat, und denselben um eine Keule bat, der sie aber auslachte, und sagte, daß sie nichts davon bekommen würde.

„Wenn Ihr mir die Keule nicht gebt, so denket nicht ferner an meine Liebe," sagte sie.

Sie zankten sich nun eine Weile; da aber der Koch sie doch nicht im Ernste böse machen wollte, so schnitt er endlich die so sehnlichst verlangte Keule ab, und gab sie ihr. —

Indessen war der Herr mit Gesellschaft nach Hause gekommen, und wunderte sich sehr, als der Kranich aufgetragen wurde, daß er nur eine Keule habe. Er ließ den Koch rufen, und fragte ihn, wo die andere Keule hingekommen wäre?

„Mein Herr," antwortete der Koch, „die Kraniche haben nur ein Bein, und eine Keule."

Was, rief der Herr, ist etwa das der erste Kranich, den ich sehe?

Doch, der Koch behauptete immerfort, daß Das, was er sage, wahr sey; ja, er erbot sich sogar, solches durch einen lebendigen Kranich zu beweisen.

Der Herr wurde empfindlich; wollte aber, der Gesellschaft wegen, keinen grossen Lärm anfangen, und antwortete ihm blos: Weil du Das, was du sagest, so gewiß weißt, so wollen wir sehen, ob du mir morgen Das wirst zeigen können, was noch Niemand gesehen hat.

Den Morgen darauf ließ der Herr, dem der Zorn durch den Schlaf nicht vergangen war, zwei Pferde satteln, eines für sich, und das andere für seinen Koch, und Beide ritten mit Anbruch des Tages an einen Fluß, an dessen Ufer zu dieser Zeit gemeiniglich Kraniche sassen. Der Koch war sehr in Verlegenheit und wußte nicht, wie er es anfangen sollte, um sich zu entschuldigen. Er hätte die Flucht genommen, wenn er sich getraut hälte. Alle Vögel schienen ihm Kraniche mit zwei Füssen zu seyn. Als er nun an den Fluß kam, so sah er deren ein Duzend auf einem Beine stehen, was sie gemeiniglich zu thun pflegen, wenn sie schlafen. Er zeigte sie also gleich seinem Herrn, und sagte ihm: „Glauben Sie nun, daß ich gestern Abends wahr geredet habe? Sehen Sie, ob diese Kraniche mehr, als eine Keule haben?"

Ich will dir gleich zeigen, versezte der Herr, daß sie deren zwei haben. — Er trat daher etwas näher, und rief: Ho, ho! Auf dieses Geschrei thaten die Kraniche das andere Bein herunter, und flogen davon. — Nun, fuhr er fort, haben die Kraniche nicht zwei Beine?

„Ja, aber," versezte der Koch, „warum schrieen Sie gestern Abends nicht auch so, er würde dann auch die andere Keule gezeigt haben."

Dieser Einfall wirkte, er stillte den Zorn des Herrn, der sich des Lachens nicht enthalten konnte.

Ein Bürger in R. handelte mit einem Bauern auf dem Markte um ein Fuder Stroh. Als sie über den Preis einig waren, fragte der Bauer den Käufer, wie er heisse? Dieser antwortete scherzend:

Ich heisse Hans Sir,
Für 's Stroh zahl' ich nix.

Der Bauer, ohne sich lange zu besinnen, entgegnete:

Ei! heißt der Herr so,
So behalt' ich mein Stroh.

„Ich bin die beste Sorte
Tabak im ganzen Orte!"

Diese Devise führten die Paquete eines sehr ordinären Rauchtabaks in *. —

Aber, mein Gott, welch ein erbärmliches Zeug haben Sie mir da verkauft! — klagte ein Käufer dem Fabrikanten. — Der Tabak lobt sich auf dem Paquete und riecht doch ganz infam.

„Ganz in der Ordnung" — erwiederte der Tabakhändler — „eigen Lob stinkt."

Wortspiele.
(Von Braun v. Braunthal.)

Freilich und fräulich.

Wandelnd auf dem Walle neulich
Sah ich, o! ein Mägdelein:
Jung, ach! war das Mädchen freilich,
Aber auch jungfräulich? — Nein.

Aesthetische Spiegel.

Almanache sind für die Schönen;
Daß sie an ihnen sich spiegeln auch können,
So bindet, ihr Herren Verleger, fein
In die Taschenbücher — Spiegel ein.

Jezige Damenschirme.

Herr: Den riesigen Schirm, wie nennen Sie
Ihn, Fräulein? —
Dame: Sonnenparaplü.
Herr: Doch, dient der Schirm auch im Regen wohl?
Dame: Ja; aber dann heißt er Regenparasol.

Auflösung des Räthsels im vorigen Nro.:
Junge.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 20. 16. Mai 1840.

Ein hie und da gebräuchliches, jedoch abergläubiges Mittel wider das Absterben der Bienenstöke.

(Als Fortsezung von dem, S. 219 d. Bl. v. Js. befindlichen Aufsaze: „Mittel wider das Fortziehen der Bienen-Schwärme.")

Seit dem Gespräche vom Fortziehen der Schwärme hatte ich den lieben Meister Kunz auf dem Halse. Er kam jezt an manchem Sonntagsnachmittage zu mir, mit dem sichtbaren Bestreben, nach Thunlichkeit von seinen Lieblingen — den Bienen — ein Gespräch anzuspinnen; aber auch in der löblichen Absicht, dadurch immer mehr in Betreff seiner Honigthierchen zu lernen. Diese Absicht ehrend, mußte ich ihn jedesmal gerne sehen und seinem Wunsche willfahren. Einmal sprachen wir nun wieder mit einander, wie folgt:

Er. Wenn ich den fatalen Fall mit dem durchgegangenen Schwarme abrechne, so bin ich wirklich mit meinen Bienen bisher recht glüklich gewesen. Meinem Nachbar aber — dem jungen Michelbauer — wendet das Bienenglük schon gleich Anfangs den Rüken zu. Ihm hat der alte Michel, der im vorigen Jahre starb, 10 herrliche Stöke hinterlassen; doch heuer leben davon nur noch 5, und auch diese — blos aus ihrem Fluge zu schliessen — werden nicht lange mehr dauern.

Ich. Wo mags da fehlen?

Er. Nu — der junge Michel will wohl jezt die Ursache davon wissen; andere Leute haben ihn darauf aufmerksam gemacht; allein, ich halte auf das ganze Gerede nichts: denn es kommt mir gerade vor, wie mein Sprüchlein:

Biene, Biene, groß und klein ꝛc.

Ich. So wird wahrscheinlich ein wenig Aberglaube dahinter steken?

Er. Kann seyn; kurz, der selige Michelbauer starb, das ganze Haus war lange Zeit darüber bestürzt, Niemand dachte daran — wie es gebräuchlich ist — 3 Mal an jedem Stoke anzuklopfen oder denselben von seinem Plaze zu rüken: und das — sagt man — wäre Schuld, daß jezt alle Stöke ihrem alten Bienenvater nachfolgen, und ebenfalls sterben.

Ich. Dacht' ichs doch! — also, wenn die Stöke des alten Michels beklopft oder versezt worden wären, würden sie noch leben und gesund seyn? —

Er. So heißt es. Ich denke abr: dieses Anklopfen und Versezen kann unmöglich solche Kraft haben.

Ich. Da denkt Ihr auch recht; und es freut mich, daß Ihr nicht auch — wie so Viele in unserer Gegend — auf diesen abergläubigen Gebrauch haltet. Möchten doch die Leute hierüber einmal etwas reiflicher nachdenken! Urtheilet selbst! wie kann denn der Tod eines Menschen den Tod der Bienen zur unmittelbaren Folge haben? — Und — wenn das wäre, — wie kann wieder ein dreimaliges Anklopfen an dem Holze oder Strohe, oder das Hinwegrüken der Stöke von ihren gewöhnlichen Pläzen diesen Bienentod verhüten? Oder auch: wie kann das glükliche Pläzchen, wo die Stöke vielleicht mehrere Jahrzehende im besten Wohlseyn standen, jezt auf Einmal ein Unglüksort werden? — Dieses Alles begreift kein Vernünftiger, glaubt auch kein Vernünftiger, und nur der blinde Aberglaube kanns ohne vernünftigen Grund für wahr halten.

Er. Aber, ich bitte, helfen Sie mir doch aus dem Traume; nemlich: es gibt dennoch Beispiele, wo in der That die hinterlassenen Stöke eines

Bienenvaters starben, bei denen das Anklopfen und Versezen unterblieben ist; und wieder Beispiele von solchen Stöken, die beklopft oder versezt worden sind, und wirklich fortdauerten. Mein Nachbar Veit z. B. erbte von seinem Schwiger-Vater vor etlichen Jahren 4 Stöke. Er ließ sie aber gleich — wie der alte Schwieger todt war, — in seinen Garten hinüber sezen, und — er hat sie heute noch im besten Zustande.

Ich. Bravo, Meister Kunz! nur waker Einwürfe gemacht! das liebe ich. Ich will Euch aber auch auf der Stelle sagen, wie es sich bei dergleichen Beispielen verhält. Sie scheinen wohl die Wirksamkeit und Nüzlichkeit jenes Anklopfens und Versezens zu beweisen, beweisen jedoch dieselben nicht wirklich. Hier liegt etwas Anderes zu Grunde. Höret nur!

Meistens ist in einem Hause nur Einer, — gewöhnlich der Hauswirth selbst, oder auch Jemand Anderer, der die Pflege der Bienen etwa aus besonderer Vorliebe, oder wegen vorzüglicher Wissenschaft und Geschiklichkeit übernimmt und besorgt. Stirbt nun ein solcher Bienenvater, dann sind gar oft die lieben Bienen im wahren Sinne des Wortes verwaist; denn es findet sich nicht immer gleich ein Anderer, der Lust und Fähigkeit besizt, die gehörige Wartung und Behandlung derselben fortzusezen. Bleiben aber so die Stöke ohne alle Aufsicht und Pflege, was ist dann leichter möglich, als daß sie zu Grunde gehen? vorzüglich, wenn ihnen diese Aufsicht gerade zur wichtigsten Zeit mangeln sollte, z. B. im Frühjahre, wo das Versäumniß der nothwendigen Reinigung, Fütterung, der Achtsamkeit auf Raubbienen u. dgl. — oder im Herbste, wo ein einziges unverständiges Zeideln, eine schlechte Einwinterung u. s. w. schon binnen kurzer Zeit den Grund zum Untergange der Stöke legen kann?

Wenn aber solche Bienen wirklich dahin sterben, und man zufällig bei ihnen aufs Anklopfen und Verstellen vergessen hatte: sagt, Meister! ist dann dieß versäumte Anklopfen und Versezen Schuld an ihrem Tode?

Er. Ei bewahre! sondern die versäumte Wartung und die unzwekmässige Behandlung. Hier aber geht mir auch gleich ein Licht auf über die Bienen des jungen Michelbauers. Dieser, der nie ein Freund von Bienen war, und sicher nicht einmal die Bienen- von der Drohnenzelle zu unterscheiden wußte, — machte sich gleich nach dem Tode seines Vaters über die Bienenstöke her, und schnitt Honig aus. Ich wollte wetten, er hat ihnen schon damals selber den Rest gegeben.

Ich. Leicht möglich. Das Zeideln und Beschneiden der Stöke ist eine kizliche Sache, besonders bei Kloz- und Bretterbeuten. Doch höret nur weiter!

Wo im Gegentheile nach dem Absterben eines Bienenvaters sich im Hause Jemand findet, der ans Anklopfen bei den Stöken oder ans Versezen derselben denkt, und dieß wirklich thut: dieser beweist schon dadurch, daß ihm die Bienen am Herzen liegen, und wird es beim blossen Anklopfen oder Versezen nicht bewenden lassen, sondern er wird auch öfter bei den Stöken nachsehen. Und sollte er gerade nicht verstehen, was den Bienen Noth thut, so wird er wenigstens Erfahrnere zu Rathe ziehen. Auf diese Art aber kann es ebenfalls geschehen, daß die Bienen gerettet werden. Wäre es nun auch in einem solchen Falle vernünftig, zu sagen: das blosse Anklopfen oder Versezen habe die Bienen erhalten?

Er. Nein! im Grunde hätte Beides auch wegbleiben können; die Sorgfalt um die Bienen und die Pflege war auch hier die Hauptsache.

Ich. Wenn nun gar die Stöke in andere Häuser versezt werden, was öfters geschieht, wenn sie durch Erbschaft oder Kauf neue Herren erhalten, dann können sie um so eher gedeihlich fortbestehen, aus dem natürlichen Grunde, weil sie dem Erben oder Käufer etwas Neues sind, dieser sie als eine Sache von Werth achtet, und darum desto mehr für ordentliche Pflege derselben sorget. Hieher paßt etwa das Beispiel, das Ihr vorhin von Eurem Nachbar Veit angeführt habt; was ist dieser für ein Mann? nimmt er sich seiner Bienen an?

Er. O! der hat seine größte Freude daran. Er stekt bei ihnen, so oft er eine müssige Stunde hat. Anfangs ließ er sich das Beschneiden und Aus-

puzen einige Male zeigen; jezt aber macht er Alles schon selber, und recht geschikt. Auch hat er sich ein Bienenbüchlein angeschafft; darin liest er fleissig an Sonn- und Feiertagen, und — er hat daraus schon Manches gelernt.

Ich. Da habt Ihrs also! Veit hat seine Erbstöke wohl in seinen Garten versezt; allein, würde er sich derselben nicht so emsig angenommen haben, und ihnen neuer Bienenvater geworden seyn, so würden die Stöke troz des Versezens wahrscheinlich auch nicht mehr leben.

Endlich, Meister Kunz! weiß ich aus eigener Erfahrung, daß sowohl das Anklopfen, als das Versezen ganz und gar entbehrlich ist, und ohne beide die Bienen recht gut gedeihen. Ich kaufte im Jahre 1833 zwei Stöke aus der Nachlassenschaft eines verstorbenen Bienenfreundes. Daß nach dem Tode desselben Niemand weder die Stöke beklopft, noch versezt habe, kann ich mit Gewißheit behaupten; denn ich wohnte selber im Hause. Kurz, auch meine zwei Bienenstöke blieben unberührt und anderthalb Jahre stehen, und demungeachtet — sie wurden vollkommener, als sie je gewesen waren. Noch im ersten Jahre gaben sie mir einen tüchtigen Schwarm, nebst 60 Pfund geläuterten Honig. Bis heuer (1839) aber haben sie sich auf 14 Stöke vermehrt, ungeachtet Dessen, daß sie zugleich alljährlich auch eine reichliche Honigernte abwarfen. Freilich ließ ich es ihnen nie an gehöriger Pflege fehlen.

Und so ist gewiß wahr:

1) Daß die Erhaltung oder das Absterben der Bienenstöke eines verstorbenen Bienenvaters nur von der Fortsezung oder Unterlassung der früheren Pflege und zwekmässigen Behandlung derselben abhänge.

2) Daß hingegen jenes Anklopfen an den Stöken und das Versezen derselben blos ein unwirksamer, und daher auch ein alberner abergläubiger Gebrauch sey.

Seyd Ihr damit einverstanden? Meister!

Er. Ganz und gar. Wenn ein tüchtiger Bienenvater anklopft mit seiner Wartung, das ist dann das beste Anklopfen.

Ich. Und wenn der Stok aus der Pflege seines verstorbenen Bienenvaters in die eben so zwekmässige Pflege eines neuen Bienenvaters versezt wird, — das ist das rechte Versezen.

Doch Viele sehen wohl das Alberne jenes Anklopfens und Versezens halb und halb ein, allein, weil es einmal von herkömmlichem Gebrauche ist, machen sie es dennoch mit, und sprechen höchstens: „Wenn es nichts nüzt, so schadet es auch nicht." Was dünkt Euch, Meister! ist das wahr?

Er. Ich hätte damals auch nicht geglaubt, daß mein Sprüchlein: „Biene, Biene, groß und klein" — wenn es nichts n ü z e n sollte — doch schaden könnte; und dennoch wars nicht anders, — der Schwarm flog fort. Gewiß verhält es sich mit dem abergläubischen Anklopfen und Versezen eben so.

Ich. Mit dem Anklopfen zwar kann es noch ohne Schaden abgehen; ausser man müßte etwa zu grob anklopfen, so daß durch die Erschütterung des Stokes schwere Honigtafeln abrissen, die Bienen aufgestört würden u. dgl. und also mancherlei Unheil entstehen könnte. Doch, solch ein Anklopfen wäre ja offenbarer Unsinn.

Schlimmere Folgen aber, als das Anklopfen, kann das Verrüken oder Versezen der Stöke haben, vorzüglich in Rüksicht gewisser Zeiten und Pläze. Denn, ohne Schaden lassen sich Bienen-Stöke nur versezen:

1) Im Spätherbste und Winter, auch im zeitlichen Frühjahre, wenn die Bienen noch nicht ausgeflogen waren.

Zu diesen Zeiten kann man jeden Stok nach Belieben um ein geringes oder auch weit von seinem früheren Orte entfernt stellen. Welche Flug-Richtung nemlich hierauf die Bienen beim ersten Ausfluge im Frühjahre nehmen, diese behalten sie den ganzen Sommer hindurch.

2) Selbst im Sommer und zur besten Flug-Zeit,

jedoch nur auf einen Plaz, der von dem gewohnten Flugorte der Bienen wenigstens eine halbe Stunde weit entfernt ist. Je weniger aber nach dem Versezen jene Entfernung beträgt, desto mehr Bienen kommen mehrere Tage lang auf ihren gewohnten Plaz zurük, suchen da ängstlich herum, versäumen das Eintragen, verfliegen sich, oder gehen wohl ganz verloren. Schwächung des Stokes ist also die Folge einer solchen Versezung und der Schaden.

Allein nicht immer sterben Bienenbesizer gerade zu jener Zeit, wo das Versezen beliebig und unschädlich geschehen kann. Und meistens — wenn sich ein solcher Todesfall im Sommer ereignet — will man seine Stöke zwar versezt wissen, aber doch in der Nähe, und wie früher — im Haus-Garten behalten. Man verstellt sie daher gewöhnlich so, daß jeder Stok nur eine halbe oder ganze oder auch einige Ellen weit von seinem früheren Plaze zu stehen kommt. Und solch ein Versezen oder Stellen der Bienenstöke ist eben das Schädlichste und Gefährlichste. Wißt Ihr, warum? Meister!

Er. Weil sich dann die Bienen im Fluge verwirren.

Ich. Und weil aus dieser Verwirrung erst die größten Uebel entstehen. Man versuche es, und verrüke einen Stok nur um einige Zoll; gleich werden die vom Felde heimkehrenden Bienen das Flugloch nicht mehr finden, auf das frühere Flug-Pläzchen fallen, ängstlich hin- und herlaufen, und eine geraume Zeit brauchen, ehe sie wieder geradewegs in den Stok treffen. Wenn nun gar ein Stand von mehreren Stöken versezt wird, und so, daß jezt jeder Stok eine halbe oder ganze, oder wohl mehrere Ellen von seinem vorigen Orte entfernt steht, welche verderbliche Unordnung muß da nicht einreissen! — Die von dem Felde heimkehrenden Bienen kriechen jezt haufenweise auf den Stöken herum, gerathen in fremde Stöke — und es entsteht Rauferei. Ist Schwärmzeit, so fallen die Bienen der Mutterstöke und Vorschwärme auf Nachschwärme, und so umgekehrt; was auf der Stelle Mord und Tod bei den Bienen verursacht. Kurz, eine Folge der ganzen Verwirrung kann bei einzelnen Stöken Entvölkerung, Weisellosigkeit, Verminderung der Schwärme, — beim ganzen Stande aber Räuberei, Arbeitsversäumniß und ein sichtbares Zurükkommen desselben seyn.

Nebenbei werden unter solchen Umständen die Bienen ausserordentlich böse, besonders wenn der Tag heiß und die Tracht gut ist. Mit Wuth fallen dann die bestachelten Thierchen Alles an, was ihnen in den Weg kommt. An Menschen und Thieren — selbst noch in ziemlicher Entfernung von dem Bienenstande — rächen sie mit giftigen Stichen die Störung ihres friedlichen Haushaltes; leider aber nur zu ihrem eigenen und ihres Herrn Schaden, indem sie bei dem Verluste der Stachel zugleich das Leben verhauchen.

Er. Ei, ein sauberer Nuzen, den das Versezen bringt!

Ich. Ich habe hierüber irgendwo ein hübsches Geschichtchen gelesen, das — obschon ich seine Wahrheit gerade nicht verbürgen kann — doch auch nichts Unmögliches enthält.

Er. Ich bitte, es zu erzählen, ich höre dergleichen gar so gern.

Ich. Nun, meinethalben. Einmal starb auch ein Bienenvater, und hinterließ einige Stöke. Der Tag des Begräbnisses — ein heisser Julitag — war herangekommen, und die verwaisten Bienen flogen emsiger, als je. Schon hatten sich alle Nachbarn und Verwandten um die aufgebahrte Leiche versammelt, und man war eben im Begriffe, diese in den Ort der Pfarrkirche zur priesterlichen Einsegnung und Beerdigung zu tragen: siehe da! jezt fällt erst dem Sohne des Verstorbenen ein, daß er die Bienenstöke noch nicht von ihren Pläzen verrükt habe. Augenbliklich springt er in den nahen Bienengarten, und hebt jeden Stok um eine Elle bei Seite. Schon dieß hat die Bienen auf der Stelle unruhig gemacht. Vielleicht hatte er auch in der Hast die Stöke inwendig unsanft niedersezt, kurz, die lieben Stachel-Thierchen wurden wüthend, stürzten im Sturme auf die sämmtliche Leichenbegleitung, und sprengten sie nach allen Seiten hin in die Flucht. Natürlich, auch die Leichenträger mußten Reißaus nehmen. Was sollte man nun anfangen? an ein

baldiges Besänftigtwerden der Bienen liess sich nicht denken! — und die Zeit drängte! — „Nur Bienenhauben her!" — hiess es endlich. Und wirklich, es half kein anderes Mittel, — die Träger mußten sich verkappen. Nun war possierlich anzusehen, wie die Träger — gleich geharnischten Rittern, oder besser: wie lauter Bienenväter — die Bahre eine gute Streke bis ausser dem Bereiche der Bienenstachel trugen. Hier aber schlossen sich erst die flüchtig gewordenen Nachbarn und Vettern der Leiche wieder an.

Er. Hahaha! Das kommt mir vor, als wenn in einer Stadt ein ehrsamer Meister von seinem Handwerke oder seinen Zunftgenossen zu Grabe begleitet wird.

Ich. Der Bienenvater wurde also standesmässig begraben. Das war aber auch neben bedeutendem Schaden der einzige Nuzen, den das abergläubige Versezen der Stöke bewirkt hatte.

Neckel. J. N. De.

Die Heilkräfte des Wassers.

Der Bauer Priesnitz zu Gräfenberg in östrr. Schlesien ist in England zu grossen Ehren gekommen. Lord Moncliff, unermeßlich reich, ein Mann von 58 Jahren, litt an allgemeiner Gicht. Die berühmtesten Aerzte hatten ihn bereits aufgegeben. Er reiste in die Wasserheilanstalt zu Gräfenberg, wo er bei seiner Ankunft auf Tragriemen in sein Zimmer gebracht wurde, weil er weder gehen, noch stehen konnte. Nach 16 Monaten und 5 Tagen verließ er Gräfenberg vollkommen geheilt. Aus Dankbarkeit baute er, dicht am Parke seines prächtigen Landguts, 3 englische Meilen von London entfernt, eine Kaltwasserheilanstalt, worin 24 Kranke unentgeltlich verpflegt werden. Mitten auf der grossen Wiese vor dem Badehause steht nun ein schöner Tempel auf 8 dorischen Säulen, und darin, umgeben mit den Attributen des Wassergottes Neptun, auf einem felsenförmigen Piedestal, an welchem eine Najade frisches Wasser aus einer Urne gießt, aus weissem Marmor in Lebensgrösse der grosse Wasserheilkünstler Priesnitz in seinem alltäglichen Gewande, mit der ausgestrekten rechten Hand auf die Najade zeigend. Tausende strömen neugierig zu diesem Tempel; sobald er aber mit Schaulustigen angefüllt ist, stürzt plözlich aus einem dreifachen Vorsprunge der Tempelkuppel das Wasser, in der Form eines Glassturzes, auf ein ehernes Gitter herab, das in der Breite von 2 Schuhen den Tempel umgürtet; in den Säulen des Tempels sind nemlich Röhren verborgen, durch welche mittelst eines Drukwerkes das Wasser in die Kuppel gebracht wird. Zugleich läßt sich aus einer Felsenspalte des Piedestales eine Stimme vernehmen: „daß die Anwesenden nur dann mit trokener Haut den Tempel verlassen können, wenn sie zuvor einen Beitrag für die Armen der Wasserheilanstalt zurükgelassen haben." Die Meisten thun dieß gerne und lachend; Widerspenstige werden von den Zahlenden gezwungen, auch zu bezahlen, oder durch die dreifache Wasserwand zu springen, was immer ein donnerndes Gelächter der Zuschauer in- und ausserhalb des Tempels erregt, indem sie augenbliklich bis auf die Haut durchnäßt werden, dabei aber auch den Vortheil geniessen, einen Grundbegriff von dem Verfahren in Wasserheilanstalten unentgeltlich zu bekommen. Dieser nasse Spaß hat der Wasserheilanstalt des edelmüthigen Lord schon manches artige Sümmchen eingebracht.

Prießnitz war bekanntlich der erste Mann in Deutschland, welcher die Heilkräfte des kalten Wassers, an Menschen und Thieren angewendet, zu Ehren brachte, während Herr Dr. Oertel in Ansbach in seinen bekannten Heften: „die allerneuesten Wasserkuren" die Wunderwirkungen desselben der ungläubigen Welt verkündete.

Welche Fortschritte aber die Verbreitung der Wasserheilkunde gegenwärtig macht, beweist das Entstehen der vielen Wasserheilanstalten. — Bisher bestanden solche Anstalten in Oesterreich 20, in Preussen 7, in Bayern 3 (Alexanderbad bei Wunsiedel, Schalershof bei Erlangen und Streitberg), in Sachsen 3, in Württemberg 1, in Sachsen-Gotha 1, in Sachsen-Weimar 1, in Braunschweig 1; nebst diesem werden im Laufe dieses Jahres noch eröffnet: die Kaltwasserheilanstalt des

Dr. Rungaldier bei Nürnberg, die des Dr. Schnizlein bei München, die des Dr. Heusner bei Boppard am Rhein, und eine bei Kassel; viele Gegenden sind zu derlei Anstalten noch im Vorschlage. Ganz besonders vermehren sich die Wasser-Heilanstalten auch in Württemberg. Zu den schon bestehenden ältern kommt eine neue, welche mit Nächstem zu Eßlingen ins Leben treten wird. — Auch im Großherzogthume Baden, in der Hub, einige Stunden oberhalb Rastadt, wird eine derartige Heilanstalt gegründet, welche noch im Mai eröffnet werden soll. So verbreitet sich denn die Schöpfung des genialen Prießnitz nach und nach über ganz Deutschland in Filial-Anstalten, und die Franzosen, welche bis jezt noch keine Notiz von der „Neuerung" genommen haben, als um Wize darüber zu machen, werden demnächst aus der Nähe zusehen können, wie viele Wunder diese Neuerung wirkt. Ohne Zweifel schlagen sie dann, wie früher bei der Homöopathie, mit Einem Ruke vom Spotte zum Enthusiasmus um, und übertreiben die Sache, wie die Moliere'schen Aerzte mit dem „saignare et iterum saignare" gethan haben. Es ist eine neue Eroberung deutscher Wissenschaft, welche sich in diesen Wasser-Heilanstalten zu den Franzosen hinüber Bahn bricht; wenigstens sollen in der Hub bereits französische Aerzte angekündigt seyn.

Einige beim Flachsbaue zu beobachtende Winke.

Mehrere Beobachtungen zeigen, daß der Flachs-Bau auf dem flachen Lande immer mehr im Sinken sey, und daß meistens nur ein schlechter und wenig brauchbarer Flachs erzeugt werde. Dieß rührt meistens daher, weil überall das Vorurtheil herrscht: den Leinsamen möglichst zeitlich auszusäen und die Wahl des Samens ganz zu übersehen, welche zwei Umstände einer genauern Erklärung bedürfen.

Der Leinanbau fällt am Reichlichsten in die Periode vom halben April bis Ende Mai, wo der Boden etwas erwärmt ist und keine Nacht-Fröste zu befürchten sind, welche auf die jungen Pflanzen sehr nachtheilig wirken. Auch wird durch spätern Anbau eine umsichtigere Lokerung des Bodens bewirkt, welche der Lein erfordert.

Der Lein will einen leichteren, nicht sehr bindigen und besonders einen an sanften Abhängen gegen Wiesen und Wässer liegenden Boden haben, welcher mehr Feuchte hält und dem Austroknen nicht zu sehr ausgesezt ist. Sowohl das Walzen der Leinaussaat, als das fleissige Jäten des Unkrautes ist anzuempfehlen, indem dieß die Haupt-Erfordernisse sind, um einen reichlichen Ertrag zu gewinnen.

Eine dichtere Saat bewirkt einen feinern Bast, folglich mehr und feinern Flachs, besonders wenn der Lein nicht des Samens, sondern des Flachses wegen gebaut wird.

Wenn ein jedes Jahr der frische Same von der vorjährigen Fechsung gesäet wird, so ist dieß ein Umstand, welcher jährlich einen Rükschlag der Ernte hervorbringt, weil sich der Same gewöhnlich wirft. Deßwegen ist es erforderlich, daß sich der Flachsbauer gleich Anfangs eine solche Portion Samen anschaffe, welche nach seiner Feldeintheilung mehrere Jahre seinen Samenbedarf dekt. Jedeß sammelt der Landwirth doch alle Jahre vom Felde Samen im Vorrathe, läßt ihn in der Hülse 2—3 Jahre ruhen, bevor er ihn anbaut, ohne Besorgniß, daß er die Keimkraft verlieren möchte. Erst vor dem Anbaue drischt er den Samen aus.

Einige pflegen in den Samen, so lange er aufbewahrt wird, etwas Kampher und Pfeffer-Körner zu legen. Vermuthlich, um ihn gegen Insekten- und sonstigen Fraß zu verwahren. Man bezeichne jeden gefechseten Samen mit der Jahreszahl der Einfechsung, und säe immer den ältesten aus.

Dieser alte Same, wenn er an einem trokenen Orte liegt, ersezt jeden russischen Samen und liefert eine Ernte, welche den Landmann gewiß aufmuntert, auf diesen Zweig seiner Wirthschaft ein besonderes Augenmerk zu richten, und sich auf diese Art vom theueren Ankaufe seines Leinwandbedarfes zu befreien.

Die Wahl des Samens fällt am Besten auf jene Gattung, welche wenig Aeste und weniger Samenansaz hat, weil selbe mehr brauchbaren und feinern Flachs liefert. Kr.

Kartoffeln früher und kräftiger zum Triebe zu bringen.

Wenn man die Kartoffeln im Frühjahre sezen will, so soll man sie, nachdem sie aus dem Keller oder aus der Erde genommen und gepuzt worden sind, ein Paar Tage auf dem Boden welken und zusammenschrumpfen lassen. Ein Landwirth will die Beobachtung gemacht haben, daß solche welke Kartoffeln schneller treiben, kräftiger wachsen, früher reife Früchte tragen. Die Sache verdient von Landwirthen im Kleinen versucht zu werden. Sicher ist es, daß der Blumengärtner, bevor er einen abgebrochenen Zweig einer Blumenpflanze als Stopfer sezt, er ihn ebenfalls etwas welken lasse, und behaupte, daß nach der Erfahrung ein solcher welke Zweig, in feuchte Erde gesezt, sicherer Wurzel schlage, als ein frisch abgebrochener gepflanzter Zweig.

Ein anderes Mittel, frühzeitige Kartoffeln zu bekommen, ist: wenn man die Kartoffeln schon im März in Blumentöpfe, und zwar in jeden eine pflanzt, und diese Pflanzung zwischen Doppelfenstern oder im Stalle, kurz, wo die Fröste nicht eindringen und wo doch Licht und Luft und kein Staub ist, stellt. Diese Kartoffeln wachsen im Topfe, während man sie ins Feld oder in den Garten wegen Frösten nicht sezen kann. Sind leztere nicht mehr zu besorgen, so versezt man die Kartoffeln aus dem Topfe ins Freie mit dem ganzen Ballen, und zwar so, daß man diesen Ballen mit der Kartoffelpflanze auf die gegrabene Erde obenauf stellt, und zu ihr Erde von allen Seiten anhäufelt, damit sie feststehe. Sodann wird diese Pflanzung gut begossen. Dieses Versezen und Begiessen muß Morgens, nicht Abends, geschehen.

Hat die Kartoffel im Blumentopfe mehrere Triebe, was meistens der Fall ist, so kann man jeden Trieb einzeln mit seinen Wurzeln aussezen. Aus jedem solchen Triebe wird ein Kartoffelstok. Da diese Kartoffeln beim Versezen schon oft acht Zoll hoch sind, zur Zeit, wo man ausserdem die Kartoffeln erst in das Feld legen darf, so ist natürlich, daß sie bei guter Pflege um 4—6 Wochen früher reife Früchte haben, als die im Felde ausgesezten. Wählt man zur Pflanzung in die Blumentöpfe die Frühkartoffeln, die man auch Jakobi-Kartoffeln nennt, weil sie nach ihrer Eigenschaft schon mit Ende Juli reife Früchte geben, so kann man schon gar frühzeitige Kartoffeln haben. Am Besten ist es, wenn man auf diese Art, nemlich mittelst Versezen aus Blumentöpfen, Kartoffeln in die Hausgärten pflanzt. K.

Weingeistgehalt mehrerer Früchte.

Nach Wehrles Versuchen gibt ein Mezen der nachstehenden Früchte oder Getreidearten an Geist von 55 Grad Beaume oder 0,850 spezifisches Gewicht:

	Maß.	Seidel.
Hollunderbeeren, ganz reife	7	3
„ unreife	2	2
Trestern von reifen Beeren	3	2
Erbsen	5	2
Weizen, bester	6	2
„ mittlerer	6	—
Korn, bestes	5	—
Gerste, beste	3	—
„ mittlere	2	3
Kartoffeln	2	—
Hafer	1	2

Türkischer Weizen (Mais) fehlt, dürfte aber viel Geist geben, da er viel Zukerstoff enthält.

Gedanken-Zunder.

Es gibt zwei Arten Leute, denen man niemals widersprechen muß; nemlich: Denen, die über, und Denen, die weit unter uns sind.

Das Glük gibt uns Freunde, das Unglük probirt sie.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Vermischte Nachrichten.

Daß man zu Wagen oder zu Schiff spaziren fahren kann, ist eine bekannte Sache; etwas ganz Neues aber sind die Spazirfahrten zu Fisch. Der berühmte Marquis von Waterfort ist der Erfinder dieser neuen Spazirfahrten. Er kaufte einen lebendigen, schönen Delphin und ließ nach einem äusserst sinnreichen Prinzip mit Luft gefüllte, wasserdicht geschlossene Cylinder von Wachstafent und von solcher Grösse an den zwei Bauchseiten desselben befestigen, daß der Fisch sich zwar frei bewegen, aber auf keine Weise untertauchen kann. Zwischen den Cylindern, mitten auf dem Rüken des Delphin, ist eine Art Siz aus Kautschuk für den Marquis angebracht, von wo aus dieser, wenn er Plaz genommen, mittelst künstlicher Zügel die Bewegungen des Thieres ganz nach belieben zu lenken im Stande ist. Die Schnelligkeit des Delphin soll Alles übertreffen, was von den besten Dampfschiffen bisher geleistet worden ist. Sie grenzt ans Fabelhafte und der Marquis gedenkt nächstens in 10 Stunden von Brighton nach Edinburg auf Besuch zu fahren.

Die Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaates beläuft sich auf 34'922,430 Seelen. Davon kommen

auf das Erzherzogthum Oesterreich . .	2'168,700
auf Steyermark	935,600
auf Illyrien	1'195,800
auf Tyrol	814,900
auf Gallizien	4'001,900
auf Ungarn	11'138,900
auf Siebenbürgen	2'170,400
auf die Militärgrenze	996,000
auf das lombardisch-venezianische Königreich	4'534,200
und auf Dalmatien	373,500

Im Lübecker Anzeiger liest man Folgendes:

Edle Nachbarn, wakere Nachbarinnen!

Leiht uns nichts; wir können auskommen. Meine Frau und ich haben keine Kinder, und ich habe 1000 Thaler einkünfte. Mein Frau schnupft aber heimlich Tabak und trinkt heimlich Kaffee; ich gehe alltäglich heimlich ins Gasthaus. Das ist nicht nothwendig. So etwas führt zur Liederlichkeit, zu Schulden, der Teufel bezahle sie sodann. Darum leiht uns nichts. Wir können auskommen.

Lübeck, den 18. März.

Tobias Elsam, Tabakhändler.
Christina Elsam, seine Gattin.

Zu Peremyschl in Rußland hat man gegen die Rind-Viehseuche ein, von einem Landmanne angegebenes Mittel angewendet, welches darin besteht, daß dem erkrankten Viehe ein, aus einem gekochten Ameisenhaufen bereiteter Trank gereicht wurde.

Gerechte Klage einer vornehmen Dame.

Nun sage doch Eine mir an,
Wie soll man sich nur kleiden?
Damit man unterscheiden kann
Uns von den Bürgersleuten.

Seht nur die Jungfer, die da geht,
(Ich glaub', sie heisset Lieschen)
Wie zierlich aufgepuzt! — und seht
Ihr ganz modernes Chemischen!

Ja, ja, es herrscht ein Kleiderstaat
In diesen niedern Klassen,
Der geht, wahrhaftig! in der That,
Ganz über alle Massen.

Bekommt man heut' ein neues Kleid,
Gemacht nach neu'ster Mode,
Gleich tragens auch die Bürgersleut',
Man ärgert sich zu tode.

Erhält man heute aus Paris
Den schönsten Hut mit Zweigen,
Und glaubt man sicher und gewiß,
Er fänd' nicht Seinesgleichen:

Ja, weit geirrt, eh' mans gedacht,
Schon in den nächsten Tagen,
Da sieht man seine ganze Pracht
Von Bürgersfrauen tragen.

Die Haarfrisur — und wenn man hat
Die neueste auf Erden —
Doch wird sie von der ganzen Stadt
Gar bald getragen werden.

Kurz, jede neue Kleidertracht,
Selbst aus dem fremd'sten Lande,
Wird uns beständig nachgemacht
Von Leut' aus niederm Stande.

Drum sage nur ein Mensch mir an,
Wie soll man sich noch kleiden?
Damit man unterscheiden kann
Uns von den Bürgersleuten?

Charade.

Halb rund herum; halb That mit Kraft,
Die, was sie faßt, vom Plaze schafft;
Ganz Instrument für Instrument,
Das ersteres vom leztern trennt.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 21. 23. Mai 1840.

Inhalt: Bekenntnisse eines ehemaligen Freigeistes. — Mannigfaltiges.

Bekenntnisse eines ehemaligen Freigeistes.

Nach dessen Tode herausgegeben von einem seiner Freunde.

* So fand sich Nachfolgendes als Makulatur; man hofft, durch dessen Bekanntmachung der Menschheit gedient zu haben.

I. Kapitel.

Ich ward geboren 1795 in einem friedlichen Dörfchen. Mein Vater war ein armer Sattler-Meister, ich sein einziger Nachkomme. Da ich schon in frühester Jugend, besonders aber als Elementarschüler viele Proben reicher Naturanlagen gegeben haben soll, so ließ mich theils der selige Vater, theils milde Menschenliebe studiren. Fünf Jahre hinter einander erhielt ich Schulpreise und ehrenvolle Atteste, im sechsten aber ward ich dimittirt als Schüler der Oberklasse *). Ich wußte nun freilich keinen Rath, pakte also zusammen und ging zu meinem Vater. Es war ein regnischer Abend, am Vorfeste von Peter und Paul, als ich heimkam. Meine Base erschrak gewaltig, als sie mir auf heftiges Pochen die Thüre öffnete und mich erblikte, da sie wußte, daß jetzt nicht Ferien-Zeit wäre, auch kein Brief ut vulgo meine bobe Ankunft vorgemeldet hätte; der Vater, welcher schon seit längerer Zeit kränkelte, lag schon im Bette, und war nach 5 Monaten eine Leiche. Als ich vor sein Bett trat und ihm unumwunden Alles erzählte, schwieg er eine Weile, dann begann er so: „Mein lieber Ludwig! Du fehltest durch Ungehorsam und magst dir die Lehre einbinden, damit du künftig nicht noch unglüklicher werdest; allein, jezt ist meine Warnung für deinen bisherigen Stand zu spät. Was zu thun, weiß ich am Wenigsten. Ich bin sehr krank, habe auch nur ein schuldenfreies Häuschen und die Gerechtsame. Ich überlasse es also dir selbst, was zu beginnen." Nach längerem Nachsinnen verfiel ich auf Privat-Studium, nahm des Morgens herzlichen Abschied — ach! ich sah den Vater nicht mehr — und eilte zum Dorfe hinaus. Ein alter, redlicher Pfarrer nahm sich meiner an, und richtig erhielt ich nach wenigen Wochen das Absolutorium pro Gymnasio. Der Erlös aus meinem Erbe bot mir Gelegenheit, ein Jahr Philosophie auf der Landes-Universität zu hören, worauf ich in einer Kanzlei praktizirte. Nachdem ich 7 Jahr lang fleissig mich abarbeitete, trat mein alter Strengherr mir sein Amt ab und gab mir seine liebe Tochter Rosa zur Frau, wozu meine gnädige Herrschaft ihr gütiges Amen sprach. In diesem Glüke vergaß ich meiner Base nicht, welche meinem guten Vater Pflege angedeihen ließ und ihm auch die Augen zudrükte. Da ich dieß schreibe, lebt auch sie nicht mehr. Erwähnen muß ich noch, daß mein ehemaliger Lehrer mit mir öfter später zusammenkam, da er eine Pfarrei meines Patrons annahm. Wenn wir dann recht vergnügt waren, pflegte er lächelnd zu sprechen: „Ich habe aus meinem Diszipel doch einen grossen Herrn gemacht!" Der gute Mann wußte nur nicht, welche Prüfungen der Herr über mich ergehen ließ! Gott habe den Herrn Pfarrer selig! Er fiel aus dem Wagen und starb in Folge

*) Ich erfuhr aus dem Munde des Verstorbenen, daß der Grund folgender war: Sein Professor hatte ihm zugemuthet, die Wohnung zu verändern, weil der Sohn seines Hausherrn, sein Mitschüler, den Professor beleidigte. Der Verfasser fügte sich aber nicht; und als die Reibung länger dauerte, wurde er zu heftig, und er erhielt das sogenannte Consilium, wobei oft mancher Junge doch ohne Entschluß dasteht. Zum Troste aller Väter findet man so Etwas heute nicht mehr, dieweil bessere Plane ein- und ausgeführt werden.

erhaltener Wunden im dritten Jahre seines Pfarr-Besizes.

Jünglingen, welche feurigen Temperamentes sind, rathe ich, sich an mir ein warnendes Beispiel zu nehmen; denn daß mein Ausgang noch glüklich wurde, war sehr unter die Ausnahmen zu sezen. Ich rathe ihnen aber auch, ihr Vertrauen auf Den nicht zu verlieren, der da Alles zu unserm Besten leitet. Ueberdieß müssen sie nie zur Rache ihre Zuflucht nehmen. Durch Geduld wird auch das Venter non patitur moram besiegt, und die Erinnerung an den Ausspruch, daß selbst die Haare des Hauptes gezählet sind und bewacht werden, lehrt Alles ertragen. Vor wichtigen Unternehmungen aber mögen junge Leute sich an die Angabe des Livius erinnern, da er sagt: Quum irae sedissent, senatus ordine consuli coebit. 2, 29.

Was von nun an aus meinem, oder meiner Familie Leben zum Zweke dieser Abhandlung dienlich ist, enthalten die folgenden Kapitel. Ich halte überdieß nicht viel auf Weitschweifigkeiten in Dingen, die um so wirksamer werden müssen, je einfacher und bündiger sie vor Augen gebracht werden. *)

II. Kapitel.

So lange ich noch unansehnlicher Amtsschreiber war und mitunter gegen Noth und Verachtung kämpfte, hatte ich wenige Freunde, wenigstens in Rüksicht auf Unterhaltung und Belehrung. Die wenigen wären zwar genügend gewesen; allein sie hatten nicht jene Eigenschaften, daß sie für Freunde paßten.

Da hatte ich Gelegenheit, oder vielmehr das Unglük, mit zwei Menschen zusammen zu treffen, welche mich um manche Ruhe und Seligkeit brachten, obwohl sie sich als meine Väter ausgaben. Sie hatten Kunst und Erfahrung, dann auch meine Noth auf ihrer Seite; ich war ein Junge von redlichem Willen, aber ohne sogenannte Politik.

Der Eine war ein alter Benefiziat, welcher den Stein der Weisen gefunden zu haben glaubte und, gekränkt in seinen vermeintlich rechtlichen Ansprüchen auf bessere Pfründen, eine Satyre weit höher schäzte, als seine Bibel; der Andere war ein herabschiedeter Offizier, welcher durch Lektüre und Umgang sich mancher Einsicht rühmen konnte. Beide waren die intimsten Freunde, Beide von sehr freien Ansichten, Beide zu allem Argen fähig, Ich der Mann, welcher ihnen Stoff zu ihren Proben bot. Wir fanden uns im — Gasthause; dort suchten wir uns auch bald. Was dort abgemacht wird, wird wohl meistentheils geringfügig seyn. Sie waren Freigeister, ich sollte Freigeist werden; denn aus mir, meinten sie, könnten sie noch einen recht tüchtigen Beamten schnizeln, einen Vertheidiger der Menschenrechte; „und der Gottesrechte," pflegte der Benefiziat dann lächelnd hinzuzufügen. Welch grosse Bosheit gehört dazu, einen unerfahrenen Menschen so absichtlich um Ruhe und Ehre bringen zu wollen!

Da hier von Freigeistern die Rede war, so kann ich nicht umhin, das Wort zu definiren; theils, um sie zu erkennen, theils vor so unsinnigem Treiben Jene zu warnen, welche in ähnliche Umgebung gerathen *).

Diese Klasse von Menschen sind Leute, welche stets mit edlen Thaten sich brüsten. War von Nächstenliebe, Patriotismus, Verdiensten und Aufopferung die Rede, so thaten sie Alles und in unbegrenzten Massen; sah man aber scharf auf ihre Motive — damals that ich es freilich noch

*) Hier stand im Manuskripte mit rother Tinte: „Sieh die beiden Einlagen A et B, das edle Benehmen meiner hohen Herrschaft betr.!" Leider aber fanden sich diese Belege nicht mehr. Wir bedauern dieß um so mehr, als der Verblichene ganz bestimmt den Willen hatte, gegen Jedermann, besonders aber gegen die Gründer seines irdischen Glükes, dankbar zu seyn.

*) Der Herausgeber, welcher nicht das Geringste ändern wollte, hatte auch keinen entferntesten Grund, die Subjekte zu ändern. Kein Stand ist ja aus lauter Guten zusammengesezt. Der Verfasser hat übrigens beide Mentoren glimpflich genug gehalten. Die Glaubwürdigkeit wird darunter schwerlich leiden.

nicht — so erschienen sie so arrogant, habsüchtig, eigennüzig, leidenschaftlich und gewissenlos, daß man an ihrer Person ganz irre wird, d. h., sie unter die Klasse der Alletagsmenschen sezen muß, die, proni ut pecora, nur ihr Ich streicheln, aber ausser einem guten Mundstuke wenig Verdienstliches aufzuweisen haben. Doch wollen wir darum den Menschen nicht hassen, noch verachten; sondern nur seine häßliche That, und durch redliches Leben ihn zu bekehren suchen. *)

In ihren Leidenschaften sind solche starke und feine Geister in der Regel weit über, vielmehr unter ordinären Menschen. Ihr ewiges Sinnen gewinnt Konsequenz und Gewandtheit, und wehe Dem, der sich von ihnen blenden läßt!

Ihre häuslichen Verhältnisse sind eine Sammlung von den abschrekendsten Auftritten. Keiner Tugend Freund, gleissen sie auch hier und fördern Dinge zu Tag, welche keines Vernünftigen würdig seyn können. Zwietracht, Verschwendung, Haß, Unmässigkeit, rohe Sitten, falsche Verleumdung, intriquirende Plane, wortbrüchiges Handeln und gefühlloses Benehmen brandmarkt alle diese Freigeister, deren sich der Himmel unmöglich erfreuen kann. —

Daher kommt es auch, daß diese Leute kein irdisches Glük haben. Nach aller Wahrscheinlichkeit sind diese ihre gewöhnlichen Mißverhältnisse eine Folge oder Strafe ihres seelenlosen Lebens, ihres böswilligen Treibens.

Wenn Gott nicht im Gerichte spricht,
Wenn Alles eitel ist:
Warum glükt nicht das böse Thun?
Warum läßt er euch nimmer ruhn,
Und schenkt des Glüks euch nicht?!

Nun, mit solchen Menschen ging ich einige Jahre togtäglich um, sog manche Grundsäze ein, nahm ihre Lehre zum Theile an, dankte Gott für diese Gnade solch weiser Freundschaft, wollte schon selbst wieder pflanzen, was ich gesammelt! Ach! das war eine harte Unglükszeit, ein grosses Uebel, ein zeitraubendes Vergnügen.

Vor solchen Wölfen hat man sich aber zu hüten; mehr, als vor Räubern und aufrichtigen Sündern. — Leitesäze hiefür sind:

a) Prüfe eines Jeden Grundsäze und Handlungen nach Vernunft und Religion! Wer schlechte Thaten lobt und Göttliches verachtet — dem bleibe ferne, dessen Umgang bringt Tod und Verderben. „Prüfet Alles, das Beste behaltet!“

b) Prüfe eines Jeden Interesse und Leidenschaft! Eigennüzige und Leidenschaftliche sind keine guten Menschen. Ein kleiner Fall, eine feine Lehre werde dir entscheidend!

c) Prüfe eines Jeden Urtheil über fremde Meinung, fremdes Gut, fremdes Vaterland, fremde Religion! Hieraus kann man am Ersten klug werden, klug werden ohne Schaden. *)

III. Kapitel.

„Von dem Rechtsgange machten sie keinen Gebrauch.“

Die vorzüglichsten Mittel, deren sich meine beiden Kameraden bedienten, waren nachfolgende, vor deren Aufzählung ich noch eine kleine Episode einzuflechten habe.

Man wird sich wundern, warum ich von meinem Schwiegervater und meiner Frau, damals Fräulein Rosa, keine Erwähnung mache. Mein gestrenger Herr hatte damals zu mir zu wenig

*) Noch muß der Herausgeber andere Kennzeichen hinzufügen: Sie, die sogenannten Liberalen, schmeicheln unsern Leidenschaften und beschönigen unsere Fehler; sie reizen die Reizungen an, damit sie entweder unsere Vernunft betäuben, oder uns kek machen; sie leiten uns in solche Umgebung, die qualifizirt ist, dem bösen Stoffe immer mehr Nahrung zugeben. Das „Wehe Dem, durch den Aergerniß kommt,“ wollen sie nicht wissen.

*) Ich möchte hier Jünglingen Campe's Theophron u. a. derartige Schriften empfehlen; aber auch bemerken, daß dem Argwohne stets durch Menschenliebe und Angewöhnung der Vorsicht Grenzen zu sezen seyen. Omne nimium vertitur in vitium, oder zu viel zerreißt den Sak.

Neigung; seine Tochter war mir zu wenig ebenbürtig, d. h., zu hochgestellt und zu gut erzogen und zu wohlhabend, als daß ich meine Augen zu ihr erhoben hätte. Uebrigens wohnte ich ausserhalb des Schlosses und die Gesellschafter waren mitunter meines Prinzipals gute Freunde. So fiel unsere Konversation, welche die Schranken des äussern Anstandes höchst selten verlezen mochte, durchaus nicht auf. Ich bin übrigens der sicheren Meinung, daß ich weder Verwalter, noch des gestrengen Herrn Schwiegersohn geworden wäre, wenn ich damals meine saubere Unterhaltung bekannt hätte.

Nun zu den Verführungsmitteln. Sie waren 1. Grundsäze, 2. Bücher, 3. Beispiele, 4. Kritiken und Lieder so praetereundo. Eine kleine Zahl, so daß sie im Vergleiche mit den, dem Menschen im Vergleiche stehenden bessern Einwirkungen die plurima vota nicht seyn konnten. Aber wo ist beim Jüngling Besinnung und Beobachtung? Was vermag der Blinde durch Urtheil? Was hilft ein Tropfen Gift nicht gegen einen Krug Wasser? Wenn sich auch dann und wann ein Zweifel gegen das feine Gewebe erhob, eine einzige Zusammenkunft, ein einziges Glas Wein, ja eine einzige Beschämung und Beweisstelle vernichtete meinen Anstand wieder gänzlich.

1. Von den Grundsäzen der Freigeister überhaupt. *)

Die gewöhnlichen Grundsäze der Freigeister sind: Jeder im Staate hat gleiches Recht; kein Adel und keine Würde ist originell, sondern aufgedrungen; die Religion ist ein Gängelband für Pfaffenlist; der Geistlichkeit muß man an Würde, dem Volke an Glauben Abbruch thun; der Jugend muß man frühzeitig solche Belehrung ertheilen; das Recht muß man mit Gewalt erkämpfen; durch Tadel ist die Lust zum geistlichen Stande zu schwächen; durch hohe Ideen muß man die niedern Stände unzufrieden machen; Bücher der sogenannten Aufklärung muß man verbreiten, anrühmen und befördern; gefährliche Ansichten, Sprichwörter und Grundsäze soll Jeder unsers Gelichters aufnehmen, wiedergeben, beklatschen und beweisen; Mundus vult decipi, ergo decipiatur; Bücher von Obskuranten muß man verachten und nicht kaufen, von Liberalen aber ankaufen, vertheilen und empfehlen; junge und arme Individuen soll man anwerben; die strengeren Sittlichkeitsgeseze müssen allmählig geschwächt werden; gewisse Bilder sollen nicht unbenüzt, gewisse Vorstellungen und Gesellschaften besucht werden; Dinge . . . . . .

Doch, wozu noch Mehres liefern, warum noch anderes Aergerniß wiederholen? Kann noch Einer, der nur einiges Gewissen, nur einige Religion, nur einige Vaterlandsliebe in sich trägt, daran Lust und Wahrheit finden? Ist diese Sprache nicht die abscheulichste und abgeschmakteste? Hat man zu allen Zeiten und in allen Staaten je Schlechteres gefunden? O Gott! wie langmüthig, wie unendlich barmherzig bist du? Deine Liebe ist unergründlich. Ach! verzeih meine damalige Bosheit; rette aber auch ferner alle Jünglinge vor dergleichen Abwegen, vor dergleichen Irrthümern, vor dergleichen Lastern! Laß deine schöne Erde nicht durch solche Ungeheuer verunstalten, sondern unterdrüke all das Zerstörende der Ordnung und Glükseligkeit! *)

2. Einige wenige derjenigen Bücher, welche solche Freigeister unerfahrenen Individuen in die Hände zu spielen suchen.

Bücher sind Rathgeber, und gute Bücher sind sehr schäzenswerth; auch muß man gegensei-

*) Wir möchten diese Grundsäze mehr Meinungen heissen; denn ein Grundsaz sezt offenbar bessere Grundlage, eine moralische Wahrheit voraus; während die Meinung blos eine, im Individuum entwikelte Ansicht ist. Insofern sind auch Meinungen gefährliche Strafwürdigkeit und zwar immer mal à propos.

*) Wir wundern uns weniger über die Bosheit solcher Leute, als über die Leichtgläubigkeit Anderer und über den schlechten Zustand der polizeilichen und konversationellen Qualität, die nicht anzeigt und straft, verwirft und widerlegt; und unser Verfasser hat wahrhaft ein grosses Verdienst, daß er diese Zeilen aufschrieb. In wie fern wir publizirten, können auch wir auf einigen Dank Anspruch machen. Fiat!

tig ausbellen, da nur Wenigen gegönnt ist, Bibliotheken zu sammeln, oder zu erben. Freilich braucht der Denker ausser den 2 Hauptbüchern (Bibel und Natur) nicht tausend andere, und viele Bücher sind nicht selten der Gründlichkeit nachtheilig, der eitlen Verschwendung und Lesesucht aber am Beförderlichsten. Die Bücher, welche man mir in die Hände spielte, waren von berüchtigten Menschen, von reformirenden Gelehrten, von aufgeklärten Epochen. Ich las sie mit Lust, und diese allein war mein Schuzengel, wie Gott überhaupt Alles zum Besten leitet; denn ich las flüchtig und hatte so den geringern Schaden für meine Seele. So viel ich mich für den Augenblik erinnere, waren darunter:

Die Geschichte der päbstlichen Nuntien in Deutschland von Mooser. Was würde Christus thun, käme er wieder auf die Welt? Oswald der Greis von Sintenis. Beweis, daß die christliche Religion dem Heidenthume abgeleitet sey. Die Werke von Puchner, Blumauer, Bahrdt und Konsorten. Die Geschichte der Päbstin Johanna. Die Irrthümer der heiligen Schrift. Luthers Verdienste u. v. a. Nebenher besassen die Herren auch Manuskripte, z. B. eine sogenannte neue Bibel, Liedersammlungen, unlautere Charaden, Erzählungen von Männern ihres Verdienstes u. A. Es ist ein grosses Glük für die bessere Menschheit, daß (meines Wissens) diese gefährlichen Schriften nicht im Druke erschienen.

Von Ausländern die Schriften von Hume, Rousseau, Voltaire u. m. a., theils in originali, theils in Translation. Unter den alten Klassikern lasen wir vorzugsweise Ovidii artes amat., die Biographie des Suetonius und ähnliche. Griechen keinen.

Wir sehen klar, welche Verdienste wir uns um die Menschheit hätten erwerben können, wenn wir unsere Mühe auf etwas Besseres verwendet hätten! So werden die Talente vergeudet und vergraben, ja manchmal mit traurigen Erfolgen gekrönt. *)

*) Es scheint, daß die Schriften blos Stoff und Belege für mündliche Unterredung geben mußten. Solchen Gesellschaftern wird Er aber zurufen: „Ich kenne euch nicht, woher ihr seyd; weichet von mir, all ihr Uebelthäter!"

Zum Glüke sind solche Schriften selten, und werden die neuern verboten; allein es gibt in Privatbibliotheken deren noch immer genug, und Schade, daß der Bliz nicht manchmal vernichtend dareinfährt. Nur durch strenge Censur kann diesem Gifte abgeholfen werden.

3. Vom ärgerlichen Beispiele der Freidenker auch Einiges, aber nur zur Warnung.

Solche Leute spotten über Heiliges, verachten Gehorsam, plaudern Geheimnisse aus, essen an Fasttagen öffentlich Fleisch, befördern Beichtvernachlässigung, unterstüzen Unzucht, verhehlen Streiche, wehren des Frevels nicht, untergraben der Bessern Wirksamkeit, reden ungebunden, verkleinern frommes Verdienst, tadeln Staatsverordnungen, predigen fremde Religion und schlechte Grundsäze, halten es mit der gefallsüchtigen Mode, stiften Klubs und Vereine zu schlechten Zweken, nehmen von Allem die ihnen zusagende schlechtere Meinung, bedrüken den ihnen Widerstrebenden, helfen Leuten ihres Schlages auf u. s. w. Sie müssen um mit so mehr Eifer in Ausbreitung und Erhaltung ihres Systemes verharren, als damit ihr Ansehen enge verknüpft ist; auch hält es natürlich nicht immer leicht, aus dem Bunde zurükzutreten. Drum principiis obsta oder widerstehe gleich von vorne herein, ehe es zu spät ist. Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung gerathet! Der böse Feind geht herum, wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge.

Ein vernünftiger Mensch, wird man einwerfen, mag sich wohl nicht verführen, so gröblich täuschen, so zu Unsinn gegen alle Natur verleiten lassen! —

O ja, selbst sehr vernünftige. *) Die Art des Vortrages, die Feinheit der Manipulation, das

*) Wir kennen den Verfasser von einer zu bescheidenen Seite, als daß wir glauben sollten, er hätte sich darunter verstanden. Uebrigens mag diese feine Behauptung ziemlich wahr seyn. Und diese Leute hüten sich auch vor dem Tadel des Livius gegen den Hannibal, als hätte er es nicht verstanden, den Sieg zu benüzen.

Ansehen solcher Leute, das Konsequente ihres Systemes vermögen Einen zu berüken; dahin tritt noch das Anziehende der Schriften selbst, die Verderbtheit unserer Natur, der Mangel eines gleichzeitigen äussern Gegenmittels und andere Ursachen. Und wo wäre der Jüngling und junge Mann, welcher solchen Lokungen und Gefahren gar so leicht widerstehen könnte? Wo wäre der Mann, welcher in seinem Leben nie eine Thorheit begangen hätte? Der Geist ist willig, das Fleisch schwach.

4. Von den Kritiken und Liedern dieser Menschen.

Hier will ich mich kurz fassen: „Sie urtheilen so, daß sie Wasser auf ihre Mühle erhalten; ihre Lieder sind Zotten!"

Merkwürdig ist die Empfänglichkeit des Publikums zu solchen falschen Grundsäzen. Mag auch Einiges davon noch auf Rechnung der Kriegsepoche gehen, so ist doch der wahre Grund ein anderer. Er heißt Irreligiösität. Man muß staunen, wenn man das sogenannte gemeine Volk beobachtet, und selbst schon auf dem Lande hat diese Seuche eingerissen. Wehe uns, wenn das so fortgeht! Der Mittel gibt es wohl, aber Gewalt dürfte zulezt stehen. Der Himmel hat schon Anderes zum Besseren geführt; lasset uns herzlich beten, daß er auch dieses Uebel bald zum Guten wende!

IV. Kapitel.

Hier machte ich aber eine doppelte Erfahrung. Die eine ist der von selbst erwachte Ekel, die andere das Glük einer guten Erziehung.

Lange schon entstand in meinem Innern eine Leere, die ich nicht ausfüllen, eine Sehnsucht, die ich nicht stillen konnte. Mir ward so wehe, so unlustig. Es kam statt des Weggeworfenen kein Ersaz, keine Befriedigung. Theorie und Wirklichkeit, dann Bedürfniß und Wichtigkeit widerstritten sich so sehr, daß ich ganz unruhig wurde und anfing, auf meine Freunde und ihre Lehre Verdacht zu werfen. Es kamen Leiden, sie besserten nicht, aber sie erregten zum Bessern. Die Widersprüche im Systeme selbst traten deutlicher hervor, wagte ich es auch nicht, es offenbar anzugreifen; denn, scheu von Natur und geblendet durch ältere Erfahrung und Einsicht, konnte ich in meiner kurzen Selbstüberlassung doch noch nicht zu bessern und besten Entschlüssen gelangen. Es ging mir, wie einem Kinde, das gesund werden wollte, aber keine Arznei nehmen will.

Dieser Verdacht vermehrte sich noch mehr, als ich in den Ehestand trat. Auf mehrere Wochen durch Geschäfte in meinem neuen Berufe, durch die nothwendige Anordnung in meinen Ehe-Verhältnissen den Kameraden entzogen, fühlte ich mich plözlich so ruhig, aber auch gegen meine Verführer eingenommen, daß alle Berührung mit ihnen von nun an aufhörte.

Sie liessen es freilich nicht fehlen an Kunstgriffen, später an Intriquen, wodurch sich aber meine hohe Herrschaft nicht irre führen ließ; allein, ich blieb meinem Vorhaben getreu. Gott sey gedankt für Rathschluß und Stärke.

Allerdings gehört aber auch meinem Vater und meiner lieben Frau grosses Verdienst in der Wiedergeburt aus dem heiligen Geiste. Mein seliger Vater hatte nemlich mir auf edlem Wege Religion beigebracht, und so konnte ich jene Grundsäze nie ganz unterdrüken. Das Gewissen erwachte immer wieder und hielt mir Gott lebhaft vor Augen. Dank dir, Vater! Möge Gottes Liebe dir lohnen! —

Meine Frau war zwar sehr vernünftig, als ich sie aus des Vaters Hand erhielt; aber sie war auch sehr religiös *) und ersezte mir jeden

*) In dieser Hinsicht verdienen daher weibl. Lehrerinnen den Vorzug. Freilich wird die sogenannte Aufklärung leiden, besonders wenn die Lehrerinnen selbst nicht gehörig qualifizirt sind; allein, was schadet dieß einem Mädchen dessen Beruf ja ein ganz anderer ist, als der des Knaben! Die Kloster-Schullehrerinnen mögen also immerhin zunehmen; es wird gut seyn, es wird nothwendig werden.

andern Umgang durch ihre Tugenden. Sie war es, die mir von manchen Stükchen meiner angeblichen Freunde erzählte, welche gerade das Gegentheil von Dem waren, was sie zu bezweken vorgaben. So zeigt sich auf der Welt immer mehr Schein, als Wahrheit; selbst auf Seite der Lasterhaften.

Ich bin übrigens nicht der Einzige, welcher in seiner Lehre wechselte, d. h., zum Bessern zurükkehrte. Die Geschichte, auf die sich doch die Herren Freidenker so sehr berufen, beweiset tausendfach, daß gerade die Freisinnigsten zulezt, von ihrer bisherigen Thorheit überzeugt, die Frommsten und Angstvollsten wurden. Haben nicht Voltaire u. A. ihre Systeme verworfen und verwünscht? Sind nicht alle Anhänger der Gottlosen wie Sand zerstreut worden? Der Herr berührte ihr Gewissen, und die Schuppen fielen von ihren Augen. Ausser ihm war nun kein Gott, während er zuvor nicht existirte. Eine unbedeutende Krankheit, ein einfacher Tod, eine eitle Irrung waren im Stande, daß sie die Richtigkeit ihrer falschen Lehren gestanden — ein Grund, nie sich solchen Schwäzereien hinzugeben.

Trost ist daher nur in Gott, in seiner Religion. Diese wollen wir schäzen und üben, dieser treu anhangen!

V. Kapitel.

Ich freue mich, daß ich zurükgekehrt bin in den Schooß der Religion, daß ich entging dem mich umstrikenden Verderben. Dank rufe meine Seele zum Herrn aus munterer Kehle. —

Ich endige diese kleine Abhandlung mit dem Wunsche, daß junge Leute sich warnen lassen. *)

*) Hier fehlt offenbar die Ausführung. Wir wagen es auch nicht, zu ergänzen, sondern fügen noch bei, daß wir glauben, mit der Herausgabe dieser Schrift einigen Nuzen gestiftet zu haben. Thut Jeder das Seinige, so mag das Werk bald vollendet dastehen; in diesem Zweke ist auch ein Beitrag Geringkräftiger wohl dankeswerth.

Mannigfaltiges.

Nach Dr Friedlebens Börsenhandbuche hatten die verschiedenen Staaten bis 1832 folgende Staatsschulden: Baden 9 Mill. fl., Bayern 37 Mill. fl., Brasilien 233 Mill. Franks (à 28 kr.), Dänemark 270 Mill. Fr., Frankreich braucht für Jahreszinsentilgung allein 986 Mill. Fr., Groß-Britannien hatte 1815 über 700 Mill. Pfund Sterling (à 11 fl. ungefähr) Staatsschulden, Hannover 16½ Mill. Thlr., Neapel 500 Mill. Fr., Oesterreich 700 Mill. fl. im 20 fl. Fuße, Preussen 180 Mill. Thlr., Rom über 700 Mill. Fr., Rußland 350 Mill. Fr. Von anderen Staaten weiß man nichts Gewisses, die anderen Erdtheile haben für uns kein Interesse. Unter den Bankierhäusern glänzt besonders das der Rothschilde, das innerhalb 15 Jahren 2400 Millionen Franks auslieh.

England, welches jezt den Pascha von Egypten nicht zu unterstüzen scheint, bezog aus diesem Lande von 1823—33 an Baumwolle 380,319 Säke (à 160 Pfd.).

Die Mineral-Produktion betrug in neuester Zeit jährlich in ganz Europa: 34,000 Mk. Gold, 336,000 Mk. Silber, 8000 Mk. Platina, 500,000 Ztnr. Kupfer, 2 Mill. Ztnr. Blei, 27 Mill. Ztnr. Eisen, 110,000 Ztnr. Zinn, 200,000 Ztnr. Zink, 17,000 Ztnr. Braunstein, 34,400 Ztnr. Kobalt, 1300 Ztnr. Wismuth, 4000 Ztnr. Spießglanz, 7400 Ztnr. Arsenik, 42½ Mill. Ztnr. Kochsalz, 39,000 Ztnr. Quecksilber, 1 Mill. Ztnr. Stein- und 8 Mill. Ztnr. Braunkohlen, 160,000 Ztnr. Vitriol, 67,000 Ztnr. Salpeter, 6600 Ztnr. Schwefel.

Unter dem Namen Lantan wurde kürzlich von Mosander bei der Untersuchung des Cerits ein neues Metall entdekt, das als Oxyd eine sehr starke Basis ist und von Kalium nicht reduzirt wird.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ländliche Haus-Bibliothek.

(Fortsezung.)

Viele brave Eltern brachten uns für die ihnen empfohlenen Kinderbücher ihren Dank. Sie erkennen durch selbe an ihren Kindern bereits die Früchte reichen Segens und wünschen die angelegte kleine Kinder-Bibliothek noch zu vermehren. Dazu empfehlen wir denn:

Fränzchen der Knabe, und Franz der Jüngling. Mit Kupfern. Preis 48 kr. C. M.

Belehrendes und unterhaltendes Lesebuch für die Jugend beiderlei Geschlechts. Preis 40 kr. C. M.

Lehrreiche Geschichten und Erzählungen zur nüzlichen Belehrung und angenehmen Unterhaltung für die deutsche Jugend. Fünfte Auflage. Preis 24 kr. C. M.

Johann Caspar Lavater's Regeln für Kinder, durch Beispiele erläutert. Preis 40 kr. C. M.

Merkwürdigkeiten aus der Natur- und Kunstge- Geschichte, aus der Länder- und Völkerkunde. Preis 45 kr. C. M.

Christkatholische Lehre in Liedern, nach den fünf Hauptstüken des Katechismus. Preis 50 kr. C. M.

Erzählungen für das Herz der Kinder. Preis 45 kr. C. M.

Lebensregeln, Winke des guten Tons und der fei- nen Gesellschaft für Jungfrauen und Mädchen, welche in die grosse Welt eintreten. Preis 36 kr. C. M.

Sammlung nüzlicher und angenehmer Jugendspiele. Preis 15 kr. C. M.

Diese sämmtlich genannten Schriften sind von Kienreich in Gräz verlegt und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben.

Endlich empfiehlt sich zur Aufstellung in die kleine Hausbibliothek noch ganz besonders allen Standes-Klassen:

Der reinliche Jüngling, wie er seyn soll, oder Unterricht über die Reinlichkeit, in Briefen für junge Leute. Preis 30 kr.

Die Reise um den Bräutigam.

Ein Mädchen machte eine Reise,
Zu finden den Lieben,
Den Bräutigam,
Der treu ihr geblieben,
Sich ihrer annahm.

Sie scheute weder harte Wege, noch schlechtes Wetter, der Bräutigam war es werth.

Ein Männchen ist die Sonne,
Voll Kraft und süsser Wonne,
Ein Mann ist — kurz und gut —
Der Mädchen Leib und Blut.

Und als die eifrige Iduna ihn gefunden und überwunden hatte, siehe da, dann jammerte sie und starb schon nach 6 Jahren ihres ehelichen Leidens. Man gab ihr folgende Grabschrift:

Hier ruht zum ersten Mal sie aus,
Seitdem sie Männin ward im Haus.

Epigramme.

An Sie.

Kleine Augen, Hände, Füsse,
Klein sind wohl auch die Genüsse;
Bleibt auch jedes Uebel klein,
Dann, Geliebte! bist Du mein.

An einen Maler.

Er malt bei Tag und malt bei Nacht,
Und was er schafft, ward nicht gedacht.

Auf ein Buch.

Die Fetten werden früh Gebeln;
Drum ist auch dieses Buch so klein.

Auf den Morgen.

Junger Morgen,
Junge Sorgen.

An R.

Ich mache Dich zu meinem Erben,
Dann wirst Du sicherlich bald — sterben.

An Marie.

Deine Loken stören,
Wem sie auch gehören,
Deine Sprossen aber nicht
Auf dem weiten Angesicht.

Auflösung der Charade im vorigen Nro.:

Kugelzieher.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 22. 30. Mai 1840.

Das fatale Geschenk.

„Der kleine Amor läßt an seinen Gaben
Nicht sorgenfreie Herzen laben.

In einem italienisch-deutschen Städtchen ereignete sich zu Anfang dieses Jahrhunderts folgende Begebenheit, welche den Hauptzügen nach aus der Korrespondenz des Herrn Hauptbelden entnommen und den verehrten Lesern freundschaftlich mitgetheilt wird.

Marie, öfter die Ragazza dolce oder das angenehme Mädchen genannt, war die Tochter einer Bäkerswittwe. Die Mutter hatte 3 Töchter, ein schönes und zinsreiches Haus, ein lebhaftes Gewerbe und etwa 30,000 fl. baares Vermögen. Sämmtliche Habe erbte Marie, als ein heftiges Fieber neben vielen andern Töchtern aller Stände der Stadt Mariens Schwestern hinwegraffte. Doch muß zum Voraus im Zweke der Ehre des Herrn N. bemerkt werden, daß die Geschichte sich vor dem Tode jener zwei Schwestern zutrug, wenigstens den Haupttheilen nach.

Marie war jung, schön, reich und — was wohl die Hauptsache war — vernünftig und sittsam. Sie war bereits 18 Jahre alt, wohl manchmal gesucht, aber noch nie von Amors Pfeilen tödtlich verwundet. Die Mutter lebte wachsam und klug und liebte ihr Kind mit ächter Mutterliebe; nicht die gepuzte und angebetete, sondern die moralische und thätigkeitsliebende Tochter galt ihr am Meisten; Schönheit nannte sie, und nie in der Tochter Gegenwart, eine vergiftende Blende für Sinnlichkeitshelden.

Eduard, seinem Stande nach Rechts-Freund, seinem Herzen nach Edelmann, ging oft an Mariens Wohnung vorüber. Beide jungen Leute sahen sich gerne, die Anfangs gleichgiltigen Begrüssungen wurden endlich Beiden interessanter, und Eduard arbeitete dann immer eifriger, wann er Marien sah und grüßte, als wenn er auf seinem Wege in der Amtsstube ihrer nicht gewahrte. Daher stellte er öfter psychologische u. a. Betrachtungen an. Da Eduard erst 25 Jahre alt war, so konnte er ja wohl noch mit Liebesplanen einhalten. Er war sehr geschikt und überaus thätig, seine Rechtlichkeit und Menschenfreundlichkeit allgemein gerühmt. Als daher sein Herz lauter zu pochen begann, entschloß er sich, jede Gelegenheit, Marien zu sehen, sorgfältigst zu vermeiden; und er hielt, wie überall, auch in dieser kizlichen Angelegenheit, Wort. So vergingen mehrere Wochen des Winters, als durch einen Zufall die bereits ersterbenden Funken dieser Liebe in helle Flammen angefacht wurden.

Es war an einem schönen Frühlingstage, da in einer benachbarten Villa Marie, ihre Mutter und Eduard sich trafen. Sonderbar, beide Parteien auf — der Flucht. Marie nemlich und ihre Mutter flohen vor einem geräuschvollen Kirchweihfeste in den Schooß freudenvoller Einsamkeit einer Villa, Eduard vermied jenen Konkurs, weil vielleicht Marie dort sich — mit Andern unterhalten könnte. Da nun das Zusammentreffen Statt fand, konnte Eduard schiklicher Weise nicht stumm bleiben. Man unterhielt sich. Die beiden jungen Leute kannten sich schon, und die Mutter wurde von der Artigkeit des jungen Herrn N. so eingenommen und angeregt, daß sie es nicht merkte, wie Mariens Wangen heute besonders glühten. Man verweilte bis zum Sonnenuntergange und brach dann gemeinsam zum Rükwege auf. Die Mutter voran, die beiden jungen Leute bald

neben, bald hinter ihr; je nach Zufall und Verlegenheit.

Das Gespräch war sehr abwechselnd, bald unstet, dann wieder abgebrochen. Es ging im Innern der Personen zu viel vor, als daß der ruhige Konversationston hätte Plaz greifen sollen. Auf schönen Wegen durch die anmuthigste Gegend, die je ein Maler aus den Werken jenes grossen Malermeisters der Natur hätte zusammenstellen können, kam man an einen Bach, worüber ein sinnreicher Steg angebracht war. Die Mutter, welcher Eduard artig hinüberhalf, ging langsam weiter und Marie wurde nachher über diese entscheidende Stelle geführt, weil Schwindel hier hätte gefährlich werden können. Ein Verliebter würde auf diesen Weg hundert Hexameter liefern, ich nicht.

Der Böse ruht nicht, sagt man. Eduard ergriff bei dieser Gelegenheit Mariens Hand fest, und die Rechte ward wieder gedrükt; und als er seiner Gefährtin niedergeschlagenes Auge und hochrothes Antliz erblikte, begann folgendes Gespräch:

Er. Wie befinden Sie Sich immer, verehrte Signora? Sie sind so schweigsam!

Sie. Wohl im Ganzen. — Aber Sie lassen Sich so selten sehen! Waren Sie vielleicht unwohl?

Er. Durchaus nicht. Doch versichert mich Ihre Stimme zarter Theilnahme und das freut mich sehr.

Sie. Meine Mutter scheint Sie wohl leiden zu können und fragte mich um mein Urtheil.

Er. Würden auch Sie mich gerne sehen, wenn ich zu Ihnen einmal auf Besuch käme?

Sie. Ich? — Freilich würde es mir Ehre machen — wenn —

Er. Sie machen mich sehr glüklich.

Und nun waren sie wieder bei der Mutter, dieses Gespräch hatte ein Ende. Man kam auch bald zur Stadt und nahm dort anständigen Abschied, und Eduard wurde auf Besuch eingeladen.

Eduard ließ sich, nun er von guter Aufnahme Seitens Mutter und Tochter versichert war, so einen süssen Auftrag nicht wiederholen. Er kam und ging mit dem Vorsaze, nochmal zu kommen; denn die Mutter der verehrten ragazza dolce feierte den 51. Geburtstag, der mit dem Namensfeste zusammenfiel.

Noch bestand Eduards Liebe nicht im ausdrüklichen Worte, sondern nur im forschenden Herzen, in Mienen und bedeutsamen Bliken. Er beschloß daher, da er stets durch Scheue und kleine Umstände von mündlichem Antrage abgehalten wurde, schriftlich zu suppliziren und schrieb folgendes Briefchen (hier in kraftloser Uebersezung):

Meine Theure!

Ihr freundliches Benehmen gegen meine Person machte mir bisher so viel Unruhe, daß ich Sie herzlich bitte, mir zu erklären, ob ich auf Ihre mir werthe Gegenliebe rechnen kann. Ich bin so sehr von Ihrem gütigen Benehmen gefesselt und mein Herz spricht so heftig für Sie, daß eine Erklärung vielleicht noch rechtzeitig, vielleicht schon zu spät ist. Entschuldigen Sie meinen Antrag; den Antrag eines jungen Mannes, der Ihnen ausser einem redlichen Herzen und nur mittelmässigem Gehalte, dann einer unbeschreiblichen Liebe nichts bieten kann. Genehmigen Sie die Bitte, mir kurz zu erklären, ob ich durch Sie der Glüklichste, oder der Bedauernswertheste seyn muß. Anliegendes ist ein kleines Andenken. Ich verharre in Hochachtung

Ihr

ergebenster
N. N.

Dieses Billet in der Tasche, kam Eduard zum Frühstüke, wozu er geladen ward. Sein mündlicher Glükwunsch wurde sehr gütig von der Bäkerswittwe aufgenommen. Merkwürdig bleibt, wie Eduard und Marie und auch die Mutter bisher nie sich bestimmt über ihr Verhältniß aussprachen. Wir rechnen dieß dem edlen Charakter dieser Dreien zu. Auch dauerte diese Bekanntschaft erst gegen 3 Monate.

Als Eduard sich entfernte, drükte er heimlich sein Schreiben in Mariens Hand und eilte hastig über die Stiege. Er konnte heute wenig Ernstes überdenken; ihm klangen bald die Ohren,

bald dachte er an die Antwort, wieder sprach er mit sich, und dann wollte ihm das Gedächtniß untreu werden. Ein unschuldiges Wort, z. B. Parens, konnte ihn ganz konfus machen. So kam der Mittag, also die Feierstunde. Eduard eilte nach Hause, um sich umzukleiden.

Aber was geschah? Auf seinem Tische lag ein Briefchen, von der Magd der Bäkerswittwe gebracht; im Briefchen, vielmehr im unbeschriebenen Papiere, lag das Geschenk, eine schöne Steknadel. Die Nadel hatte ein Vergißmeinnicht mit den Buchstaben E D. vorgestellt, darüber eine Krone, worein Blätterchen geprägt waren — ein Bild des Lebenswechsels.

Nun beschreibe Einer Eduards Schmerz und Staunen! Wie verkehrt rannte er auf und ab, aß nicht zu Mittag beim „seidenen Mützchen", glich einem Wahnsinnigen. „Nein," sprach er zu sich selbst, „diese harte Beschämung verdiente ich nicht, gewiß nicht. Sollte es aber auch möglich seyn, daß ich mich so sehr an diesen beiden Personen irrte? Also das Geschenk war ihr zu schlecht, der Brief keiner Zeile Antwort, keines Namenszuges werth! Mein starkes Hoffen und langes Sehnen endet mit dieser Art Verachtung und mit solch tödtlicher Enttäuschung!"

Nach längeren Monologen und Exklamationen pro et contra beschloß er, sich sogleich versezen zu lassen, und schon fing er an, das Beste einzupaken. Dann wollte er wieder nicht so gegen alle Vernunft handeln. Wieder aber mußte im Geiste er zu Marien gehen und ihr Verweise geben. So ging es fort, bis ein Strom von Thränen dem vielgesteigerten Schmerze den ersten Todesstoß, der Vernunft wieder den ersten freundlichen Blik zuwarf. An Arbeit war für heute durchaus nicht mehr zu denken, auch nicht ans Ausgehen, bis die rothgeweinten Augen wieder ihr natürliches Ansehen erhalten hätten. Quis est homo, qui non fleret: Wer sollte sich aber seiner auch nicht erbarmen, der kein Herz aus Stein hätte?

Nicht besser beinahe ging es andererseits im Bäkerhause zu. Marie entfaltete den ihr von Eduard gegebenen Zettel mit aller Eile und — ruft Weh! Sie sieht die Nadel und erschrikt unaussprechlich stark. Eine Nadel hielt sie nemlich für das Zeichen unbeständiger Liebe, so wie alles Schneidende und Scharfe. Ohne sich recht zu besinnen, oder um Rath zu fragen, schikt sie eiligst die Magd auf Eduards Wohnung (Rosinen-Strasse), der aber vom Frühstüke, vom Gratuliren und vom Supplikeinreichen sogleich aufs Amt ging und also nicht mehr getroffen ward. Man mußte also den Zettel fremden Leuten geben, ein böses Omen. Eine kluge Magd wäre noch retour gelaufen und hätte gefragt; nicht so thats die allzugehorsame Giovanna.

Während nun Eduard voll von Vorwürfen war, war auch Marie untröstlich, sie wollte nochmal die Nadel betrachten, aber die Magd, welche von ihr eben gemessenen Befehl hatte, war schon weit fort, mit ihr das „fatale Geschenk". Was war nun zu machen? Wie sollte Eduard von der Uebereilung belehrt werden? Was mußten die Verwandten und Freundinnen sagen, die nach der Phantasie schon heimlich Marien zu neken und zu beweinen begonnen? War wohl auch die schnelle Rüksendung zu entschuldigen? Sey denn eine so schöne Nadel, ein nüzliches Messer, eine moderne Gabel das Zeichen der mißliebigen Liebestödtung? Wurde das Geschenk von dem Ersehnten in so böser Deutung und doch so viel Sinn übermacht? Mit diesen und ähnlichen Fragen und Zweifeln quälte sich Marie, über denselben blieb sie auch über Maß lang im Nebenzimmer.

Ihre Mutter suchte sie daher. Sie ging zuerst in die Küche, dann ins Schlafzimmer, endlich kam sie ins sogenannte Nebenzimmer. Dort findet sie ihre Tochter in tiefer Betrübniß, dort sieht sie ihr Kind, das allein und traurig. Sie fragt liebend, wie gute Mütter thun, um den Grund so plözlicher Aenderung, um diese Verborgenheit, dieses Farbenspiel des Gesichtes.

M u t t e r. Warum so angegriffen, Marie? Hast Du keine Freuden am heutigen Feste?

M a r i e. Verzeihen Sie, Mutter! — ich bin nicht recht — wohl — ich friere und —

M u t t e r. Wie, so plözlich? Kind, lüge

mir nicht! Sage mir offen Alles! Noch vor wenigen Minuten warst du froh und gesund.

Marie. Ach! — Ich bin ganz verwirrt. Morgen sage ichs Ihnen schon.

Mutter. Morgen erst wirst du gegen deine Mutter aufrichtig seyn? Nun, ich weiß genug.

Marie. Bleiben Sie, Mutter! Alles sollen Sie erfahren. Eduard gab mir bei seinem Fortgehen diesen Zettel da und eine Steknadel.

Mutter (las zuerst das Briefchen). Und was thatest du? Der Brief macht die Ehre. Eduard ist ein ordentlicher junger Mann und —

Marie. O, liebe Mutter! ich habe sehr gefehlt. Ich schikte ihm die Nadel zurük, weil ich dachte, spizige Sachen würden die Liebe unbeständig machen. Wenn ich nur Sie um Rath gefragt hätte. Ach! dieser Fehlgriff wird sich nicht wieder gut machen lassen, er wird für mich Arme schrekliche Folgen haben.

Mutter. Das ist freilich eine böse Handlung. Eduard wird uns das nicht mehr verzeihen. Er wird vielleicht zu einer Andern, zu einer Bessern gehen und die Welt dich verspotten. Er wird dich für thöricht und boshaft ausgeben und nie wieder zu uns kommen. Mein Geburts-Tag ist mir wahrhaftig durch diese deine Unklugheit sehr betrübt worden. Eine Zurükweisung, welche von edlem Herzen auf so offenes Anerbieten ausging, würde nach anderer Richtung erfolgt seyn.

Marie. Wissen Sie denn keinen Rath? Wenn Eduard, ach! wenn er einer Andern so freundlich begegnet, ich kann es nicht denken, nicht ertragen. Mutter, schreiben Sie ihm, ich bitte! Helfen Sie mir aus meinem Kummer, schiken Sie Johanna nach ihm!

Mutter. Wo denkst du hin? Ja, zu ihm gehen wollen wir; mündlich mag man sich besser verständigen. Ich will dir nicht Zwang anlegen, aber deine Beleidigung mußt du selbst wieder gut machen.

Unterdessen war Eduard unendlich gemüthskrank. Kläglich brütete er vor seinem Tische hin, als man an die Thüre klopfte. Erst das zweite Klopfen hörte er, und als er „herein“ rief — erschien die Bäkerswittwe, hinter ihr Marie: „Verzeihen Sie!“ sprach die Mutter, „meine Tochter da hat recht thöricht an Ihnen gehandelt. Ich bringe sie persönlich zu Ihnen. Wir rechnen es uns zur Ehre, Sie ganz zu besizen. Das Mädchen scheint Sie eben so sehr zu lieben, wie Sie Marien lieben; ihre Gefühle aber und Vorurtheile führten sie irre. Wenn daher ihre Reue und meine segnende Bewilligung Etwas über Sie vermögen, so lassen Sie Vergessenheit zu Theil werden und das heutige Fest mich ruhig begehen! Kommen Sie heute noch zu uns, oder gleich jezt mit, damit wir über das Vermählungsfest beim einfachen Mahle uns berathen. Sie sind ein braver junger Mann und werden mein Kind, mein einziges, gewiß glüklich machen. Mariens Aberglauben zu besiegen, sey Ihre Aufgabe.“ Und so nahm sie Marien bei der Hand und führte sie in Eduards Nähe mit dem Auftrage, um die Nadel zu bitten. Diese getraute sich Eduarden kaum anzubliken, und als sie seine Hand ergriff, erstikten Thränen ihre Sprache.

Wer beschreibt Eduards Glük? Es ward bald Hochzeit gehalten und Marie tadelte oft den Wahn, „daß scharfe Geschenke die Liebe untergraben sollten,“ an Andern mit vieler Lebhaftigkeit, stets ihre eigene Erfahrung zum Beweise anführend.

Noch fügen wir bei, daß Eduard ein hohes Alter und mit ihm hohe Ehrenstellen erlangte. Seine spätern Verbindungen waren sehr glänzend.

Das fatale Geschenk entschied also unerwartet freundlich. So bereitet uns das sogenannte Glük oft bitteres Leiden, das anscheinlich Peinliche führt uns noch öfter zum Heile. Nehmt daher Alles dankbar aus des Schiksals Händen!

J. P. B.

Bildungsanstalt für Hausfrauen.

Wir haben viele Bildungs-Institute für Knaben und Mädchen. Es hat aber noch Niemand daran gedacht, ausschliessend ein derlei ökonomisches auch für Hausfrauen zu begründen; nur das bisher zu Währing in Oesterreich allein

bestehende ist uns bekannt. — Zwar ist dasselbe für Töchter aus höheren Ständen berechnet, sollte man aber nicht eines auch für Mädchen aus der Klasse gewöhnlicher Landwirthe nachbilden können?

Das Programm, eigentlich der Statuar-Plan für jenes zu Währing lautet also:

„Lehr- und Erziehungsplan
der
von der hohen Nied. Oesterr. Landesstelle autorisirten
österreichischen
Hausfrauen-Bildungs-Anstalt
zu Währing.

Dieses Institut ist allein durch die redliche Absicht, das Wohl künftiger Familien zu fördern, zur Reife gediehen. Daß der Vorsteherin desselben Eigennuz fremd sey, beweisen die billigen Anforderungen für Das, was geleistet wird, und sich bereits erprobt hat. Zu diesem Behufe hat dieselbe ihr eigenes Haus Nro. 59 zu Währing, la belle vue genannt, mit seinem Zier- und Weingarten, dem nöthigen Meierhause, Pferde-, Hornvieh-, Schaf-, Schwein- und Geflügel-Stallungen und Bienenhütte versehen; im Innern des Gebäudes selbst Maschinherde, Wasch- und Bak-Küchen, Selch- und Branntweinbrennerei-Oefen gebaut, ihr Haus mit einer Hauskapelle versehen; mit den fünf Sälen und achtzehn Gemächern gehörig eingerichtet, durch Winterfenster, Heizen und Vorthüren selbst für die rauheste Jahreszeit in wohnbaren Zustand versezt, und mit demselben die Weinpresse, den Wein- und Milchkeller, Dresch-Tenne und Remisen, Futter- und Getreideböden auf das Zwekmässigste in Verbindung gebracht, so wie auch nahe liegende Grundstüke angekauft, damit ihre Zöglinge auf praktische Weise in jedem Zweige der Haus- und Landwirthschaft gründlich unterrichtet werden können, welchen Unterricht diese Anstalt für die weibliche Jugend als höchst nöthig erachtet, und selben mit dem intellektuellen in Verbindung bringt.

Der wissenschaftliche Unterricht besteht in der Religionslehre, im Lesen, Schreiben, Rechnen, der deutschen Sprachlehre, und dem Style, in der Geographie, Geschichte, Naturlehre und Naturgeschichte, in der italienischen und französischen Sprache, welche leztere als alleinige Umgangssprache in ihrem Hause von einer aus Frankreich gebürtigen Gouvernante praktisch geübt wird.

Um aber in den höheren Lehrfächern das trokene Memoiren zu verbannen, und thätig auf die Denkkraft der Mädchen zu wirken, wird dieser Unterricht durch Wilhelms naturhistorische Bildersammlung, durch ein vorhandenes Mineralien- und physikalisches Kabinet, ferner durch eine Sammlung zusammen zu legender geographischer Karten, und aller Landwirthschafts-Geräthschaften auf die angenehmste Weise versinnlichet.

Der landwirthschaftliche Unterricht besteht in der durch Augenschein zu erwerbenden Kenntniß des Feld- und Wiesenbaues, der Obst- und Blumenzucht, der Stallarbeiten und Viehbetreuung; ferner im eigenhändigen Gemüsegartenbau, indem jedes Fräulein ein eigenes Gartenbeet in den Musse-Stunden zur Betreuung erhält, und bei dem Anbaue, so wie bei der Ernte auf dem Felde die Arbeiten mit ansieht und kennen lernt.

Der hauswirthschaftliche Unterricht endlich begreift die Kochkunst mittelst eigener Handanlegung, praktisch geübt, dann die Kenntniß des Brodbakens, Fleischselchens, Seifen- und Kerzenbereitens, Butter-, Käse- und Schmalzgewinnens, der Speise-Einrichtung, Aufbewahrung der Vorräthe, des täglichen Vorgebens, des Arrangirens und Servirens einer Tafel, aller Wäschereinigungs-Methoden, der Hausrechnungs-Buchführung, und der Besorgung eines Weinkellers, welche Hausgeschäfte wochentlich unter die Fräuleins vertheilt, und durch das Tragen eines Geschäftsbandes am linken Arme angezeigt werden.

Hierzu kommt noch der Unterricht in allen gewöhnlichen Haus- und Mode-Handarbeiten, wobei vorzüglich darauf gesehen wird, daß die Fräuleins selbst ihre eigenen Wäsch- und Kleidungs-Stüke verfertigen. Auf Verlangen wird auch gründlicher Unterricht in Musik, Gesang, Zeichnen, Malen, der ungarischen und englischen Sprache ertheilt.

Zur Ausbildung aus obgenannten Fächern erachtet man bei Mädchen von 12—15 Jahren

eine Zeit von 3 Jahren nöthig, dahingegen jüngere Mädchen länger dem Institute anvertraut werden müßten. Hieraus folgt, daß diese Anstalt, Mädchen jeden Ranges und Alters, von 5 bis 19 Jahren, nach einer vorläufigen Prüfung beim Eintritte in das Institut, annimmt, wornach sich die Abtheilungen von selbst ergeben.

Der Hausordnung zu Folge wird täglich um 6 Uhr auf ein Glokenzeichen aufgestanden, angekleidet und laut gebetet, hierauf Milchkaffee mit Milchbrod gefrühstükt, worauf von 8—12 Uhr die Lehrstunden in den Lehrzimmern, Arbeits-Saale, auf den Feldern, in den Gärten, in den Ställen oder in der Küche Statt finden.

Um 12 Uhr ist Mittagsmahl, täglich vier Gerichte, an Sonn- und Feiertagen Dessert, zur Erlernung der feineren Bäkerei.

Auf die Ruhestunde von 1—2 Uhr folgen wieder bis 5 Uhr Lehrstunden, dann die Jause und Erholungszeit, um 8 Uhr das Abendmahl mit zwei Gerichten, endlich lautes Abendgebet und Ruhe.

Uebrigens wird jedes Vergehen oder Versehen der Fräuleins das erste Mal auf eine Gesez-Tafel aufgezeichnet, demselben die laufende Numer und eine Genugthuung beigesezt, welche für die Zukunft dann für Alle, bei ähnlichen Fällen, als Strafe ohne weitere Zurechtweisung dient, und als Sittengesezbuch auf das Strengste beobachtet wird.

Zum Beweise des Fortganges werden jährlich zwei öffentliche Prüfungen abgehalten, nebstbei es an jedem Donnerstage den Angehörigen, ja selbst distinquirten Fremden frei steht, sich durch Fragen an die Zöglinge von ihren Kenntnissen zu überzeugen.

Für obigen intellektuellen, land- und hauswirthschaftlichen Unterricht, sammt jenem der italienischen und französischen Sprache, ohne Unterricht in der Tanzkunst mit einbegriffen, für Kost, Wohnung, Bedienung, Beheizung und Beleuchtung, ja selbst für die Haus Wäschereinigung, hat man für ein Fräulein vierteljährlich in Vorhinein 80 fl. C. Mz. und bei dem Eintritte für die schon vorhandene Bettstätte, Couverte und Wasch-Büchsen 15 fl. C. Mz. ein- für allemal zu erlegen.

Nebst einfachen Kleidern und der nöthigen Leibwäsche mit einigen Vortüchern, hat jedes Fräulein 1 Eßbestek, 6 Teller, 6 Servietten, 6 Hand-Tücher, 6 Leinentücher, 3 Kopfkissen-Ueberzüge, 1 gehefteten Strohsak und 1 Matraze, 1 Kissen, 2 Deken, 1 Lavoir, Kämme, Bürsten und einen Schwamm mitzubringen, welches inventarisch aufgenommen wird.

Bei Krankheitsfällen sind Doktor und Arzneien von den Angehörigen zu bestreiten.

Der Austritt eines Fräuleins, welcher willkürlich ist, ist jedoch drei Monate vorher anzuzeigen, da die Pension, von dem Tage des gemeldeten Austrittes an gerechnet, noch ein Vierteljahr zu leisten ist.

Uebrigens wünscht man, daß sich jeder Jugendfreund, dem das Gedeihen dieser Anstalt Freude gewährt, von der wahrhaft herrlichen gesunden Lage des Lokales, der zwekmässigen Einrichtung desselben und der entsprechenden angenehmen Lehr-Methode, vor Allem aber von der Heiterkeit und Zufriedenheit der als Familienglieder betrachteten Zöglinge persönlich überzeugen möge.

Gottfried v. Dreger,
k. k. Beamter, und Mitglied m. gel. Gesellschaften
und
Therese v. Dreger,
geb. Freiin v. Menßhengen,
Eigenthümer dieser Anstalt."

Verbesserung der Strohdächer.

Noch sind viele Gebäude auf dem offenen Lande mit Stroh eingedekt, und die Besizer derselben zeigen wenig Lust, sie statt mit Stroh, lieber mit den aus Lehm gebrannten Dachziegeln einzudeken, und so vor Feuersgefahr zu sichern. Oft ist dieß auch gar nicht möglich, weil das Gebäude von Holz, der Dachstuhl von zu schwachem Holze gebaut ist, folglich ein schweres Ziegeldach nicht ertragen könnte. Diese Besizer von Strohdächern kommen oft in die Nothwendigkeit, ihr durch Alter schlecht gewordenes Strohdach theilweise oder in der Gänze mit neuen Strohscheibeln auszubessern. Diesen wird der Rath wohl will-

kommen seyn, wie die neuen Strohscheibeln besser, feuersicherer und dauerhafter zu verfertigen sind.

Man muß nemlich zum Deken ein ungedroschenes Stroh nehmen, ein solches, von welchem man blos die Aehren abgeschnitten hat. Ein solches Stroh, welches durch das Dreschen nicht zusammengeschlagen, gebrochen worden ist, dauert zweimal so lang, als ein gedroschenes, es wird von Mäusen und Vögeln nicht so zerbissen und durchwühlt, wie das gedroschene Stroh, an welchem auch die gedroschenen Aehren sind, in denen noch manches Körnlein zurükgeblieben ist, welches Mäuse und Vögel suchen und dabei das Strohdach zernagen und lokern, wo dann der Wind leichter eindringt und es noch mehr zerzauset.

Nebstdem muß man aber die fertigen Dach-Scheibeln, bevor man sie auf das Dach gibt, folgendermassen behandeln: Man macht in einer Grube einen von Steinen gereinigten Thonlehm mit Wasser dünn an, so daß die Flüssigkeit etwas diker ist, als der angemachte Kalk, den man zum Weissen gebrauchen will. In dieser Brühe, nachdem man sie recht stark umgerührt hat, läßt man jedes Dachscheibel etwa 20 bis 30 Augenblike liegen, nimmt es heraus, läßt es in der Luft im Schatten troknen, legt es dann abermals in die umgerührte Lehmbrühe, und wiederholt dieß nach der Troknung zum Drittenmale. Wenn man es zum Drittenmale aus der Brühe genommen hat, läßt man es nicht mehr ganz austroknen, sondern dekt, so lang es noch etwas feucht ist, damit auf die gewöhnlich Art das Dach. Ein mit solchen Dach-Scheibeln gedektes Dach wird weniger vom Winde zerzaust, weil das Stroh durch den eingesogenen Lehm oder Thon mehr an einander klebt, auch etwas schwerer ist. Ein solches Dach wird eben, weil es Thon- oder Lehmtheile enthält, nicht so geschwind Feuer fangen, und aus eben dieser Ursache wird auf einem solchen Strohdache früher Moos wachsen, welcher das Dach gegen die Feuersflamme ausserordentlich schüzt, so daß es weniger, als ein Schindeldach Feuer fängt. K.

Die privilegirte knechtliche Sonntags-Arbeit.

Die Kirche spricht: „Du sollst den Herrn
Am Sonntag huldigen und gern
Die ird'sche Freud', die schwere Last
Vermeiden, daß du Glauben hast."

Doch, eine Arbeit verrichtet der Mensch im Schweisse des Angesichtes — er tanzt. Er tanzt auf Kosten der Kasse, der Gesundheit, der Sittlichkeit; er tanzt in Wuth und Unmaß; er tanzt ohne Aufblik zu den Fragen: „1) Tanzen Weise? 2) Hat es einen Zwek, rasend zu drehen? 3) Wird man dadurch besser und glüklicher?" Das Tanzen verlezt am Meisten das Kirchengebot; beim Tanze fallen die meisten Aergernisse und Injurien; beim Tanze — — doch es hilft nichts. . . .

Die zehn Wuthen unserer Zeit.

1. Modewuth,
2. Badewuth,
3. Kunstwuth,
4. Gantwuth,
5. Genußwuth,
6. Widerstandswuth,
7. Freiheitswuth,
8. Schuldenmacherwuth,
9. Schreibewuth,
10. Reisewuth.

(Aus dem Werke: Sapienti pauca v. Dr. Berus zu Sincpam.)

Wie werden Schiffe geaicht?

In England wird von der größten Länge des Schiffes $\frac{3}{5}$ der größten Breite und so oft $2\frac{1}{2}$ Zoll abgezogen, als der Hekbalken Fuß über dem Kiele hat.

Arten des Leimes.

Leder-, englischer, Tischler-, Horn-, Fisch- und Mundleim. Die Namen erhielten sie nach der Materie.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Vermischte Nachrichten.

Veripolis, am 18. April. — In unserm Städtchen scheinen noch lauter einheimische Lehrer ansässig zu werden. Fünf Söhnchen Hiesiger sind bereits hier thätig, theils, weil sie sich widersezten, theils, weil sie geradezu von Landposten davonliefen, da doch mancher Landlehrer vergebens seinen Sohn sich zum Gehülfen erbittet. Einer, ganz einem Israeliten ähnlich, spielt öfter Komödie — freilich macht er sich nicht zum Natan den Weisen, — eine Beschäftigung, die unsers Wissens verboten und unserer Ansicht dem Lehrberufe nachtheilig ist. Möge sowohl die Konzentrirung eingeborner Lehrindividuen unterbleiben, als auch die Komödienspielerei lehramtlicher Individuen untersagt bleiben!

** — Man hat in lezter Fastenzeit bei uns angefangen, Kreuzerbrezel zu baken, welche aber die Herren Bäkermeister wegen Mangels an Liebhabern für so Theures bald wieder in Doppelgestalt als Zweierprezel erscheinen ließen. Die Brezel sind als Luxusbrod keinem Saze (vorschriftmässiges Gewicht) unterworfen; auch Eierbrod u. a. nicht. Nun entsteht aber die Frage: ob bei einem so wesentlichen Lebensmittel nur Luxusbrod geduldet werden soll? Ists auch anderswo so, daraus ist nur Konsequenz, aber noch kein Recht abzuleiten, dieser consensus gentium dürfte mehr ins Bereich der Mißbräuche gehören. Referent ist zwar kein Bäker, auch kein Rechtskundiger; aber so viel weiß er, daß die Lust, einem Modegebäke zuzusprechen, zu groß ist, als daß der Arme nicht auch Brezel möchte, und daß die Freiheit des Gerichtes, welches im gegebenen Falle verdoppelt klein erschien, am Ersten zu Unerfreulichem Anlaß geben kann. Woher stammt wohl diese Lizenz? Der Zukerbäker, Kaufmann u. A. dürfen hier nicht eingezählt werden. Sie haben Kapitalien ausliegen und können nicht auf bestimmte Abnahme rechnen; ihre Waare ist kein tagtägliches Bedürfniß; auch sie haben Elle und Gewicht; auch ihnen bestehen Drohgeseze für Uebertretungsfälle. Wir ersuchen daher um Aufklärung.

Passau. — So viel das Gerücht geht, befindet sich vor unserer Stadt eine eisenhaltige Quelle, nemlich auf der Beiderwiese, zwischen der Severinkirche und dem Lindenthale. Die Quelle liefert jedoch, da man ihrer nicht forschet, nur wenig Wasser. Wie wichtig würde ein solches Bad werden vor einer so schön gelegenen Stadt? Der achtsame M. R. Dr. N. wird demnächst eine kleine Beschreibung desselben Wassers liefern; so verlautet. Seit dem Aufblühen der Technik und der technischen Wissenschaften in Bayern wird also manches Interessante hervorgesucht. Möge Niederbayern, das wohl noch vielen Stoff bildet, der Forschung ferner empfohlen bleiben!

Viglione.

Die Blüten an den Zweigen,
Die sich von Kummer neigen,
Bekennen heut' mit mir,
Daß wir wohl nicht von hier.

Ein muntrer Vogel hüpfte
Vom kahlen Baum und schlüpfte
In meine Scheune fein,
Wie wir zum Himmel ein.

Ein Flökchen Schnee fiel wieder
Zur nassen Stelle nieder;
Zerflossen lag es nun —
Ach! Alles muß doch ruh'n.

„Nimm hin, Geschik! die Güter,
Send' Krankheit in die Glieder;
Nur gönne, noch einmal
Zu füllen den Pokal!"

So sprach einst Viglione
Im hergebrachten Tone,
Sah sich um Flaschen um —
Da trabt es brum, brum, brum.

Erloschen ist die Kerze,
Verschwunden sind die Scherze:
Ein Fremder tritt herein
Und bringt dehende Wein.

„Weß Stammes bist Du, Wehre?
Erzeugt' Dich Eh' und Ehre?
Nimm meinen Handschuh auf
Und wage einen Lauf!"

Der Gast spricht nicht und zierte
Zum Kampfe sich und führte
Mit schwerer Kling' den Kreis
Blutroth und halb schneeweiß.

Nun kämpften ohne Schreken
Die beiden wakern Reken;
Doch, Viglione fiel
Im schweren Kampfgewühl.

Da schwanden nun die Mächte,
Der Gast sprach: „Uebte Rechte;
Du nahmst Frau Arla mir,
Ich nur das Leben Dir."

Und seit derselben Stunde
Macht Einer noch die Runde,
Und mit der blut'gen Brust
Verscheucht er Flamm' und Lust.

Ist dreimal er gegangen
Im Kreise, in dem langen,
Sinkt er und ruft: „Gib mir,
Statt Arlen, Leben hier!"

B.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 23. 6. Juni 1840.

Was ist Bienenbrod?

An einem schönen Apriltage, wo die Bienen mit goldgelben Höschen an den Hinterfüssen von der Palmweide kamen, standen zwei Nachbarn vor einem Bienenstoke, im lebhaften Streite begriffen. „Heute tragen die Bienen viel Brut," behauptete der Eine, und „nicht doch, Nachbar! Wachs ists, was sie bringen," entgegnete der Andere. Jeder wollte für seine Meinung Gründe haben. Der Erste berief sich vornemlich auf das Zeugniß seines Vaters und Großvaters, der Andere aber auf die weisse und gelbe, wachsähnliche Farbe der Bienenhöschen. Zufällig kam ein Bienenvater dazu, und gab den Streitenden nachstehenden richtigen Aufschluß.

„Gefehlt von beiden Seiten! Nichts weiter tragen die kleinen Thierchen an ihren Füssen, als einfachen Blüten- oder Blumenstaub, oder — wie Bienenverständige diesen anders nennen — Bienenbrod. Weder Brut, noch Wachs kann in den Höschen seyn, weil Eines, wie das Andere nirgends ausser dem Stoke zu finden ist, und Beides nur im Stoke selbst erzeugt wird. Die Brut nemlich, d. i., die Bienenmaden oder jungen Bienen entstehen ursprünglich nur aus den Eiern, welche die Königin oder Mutterbiene in die Wachs-Zellen legt; und auch das Wachs wird eben so blos im Stoke aus den Leibern der Arbeitsbienen abgesondert, und in zusammenhängenden Zellen oder Waben angebaut. Doch, dieß hat vollkommene Richtigkeit: daß jene Höschen, welche die Bienen von Blumen und Blüten holen, wenn gleich nicht selbst schon Brut und Wachs, wenigstens ein unumgängliches Erforderniß sind, sowohl zur Bruterziehung, als zur Wachserzeugung.

1. Zur Bruterziehung. Das Ei, von der Königen auf der Zelle gelegt, entwikelt sich binnen 3 Tagen in eine Made. Diese würde nicht grösser werden, sondern verschmachten, wenn nicht zugleich für ihre Nahrung gesorgt wäre. Und eben zur Bereitung dieser Nahrung ist der Blütenstaub nothwendig, und wird dazu verwendet. Die Bienen zerkauen nemlich die heimgebrachten Höschen, vermischen den Staub mit Honig, Wasser und Speichel, und bilden daraus einen Brei, der nach dem Alter der Made dünner oder diker, milder oder schärfer ist, und umgeben damit ringsum ihr zartes Bienenkind. Dieses schwimmt nun gleichsam in dem süssen Brei, und nährt sich von demselben — als seiner ersten Nahrungsmilch — eben so, wie sich das im Hühnerei werdende Küchlein von dem es umgebenden Eiweisse nährt. Aber schon nach 8 Tagen ist die Made so weit herangefüttert, daß sie ferner keines Futterbreies mehr bedarf. Ihr Körper strekt sich jezt der Länge nach in der Zelle aus, und geht in den Nymphenzustand über, d. h., die Bienen überwölben die Zelle mit einem Dekel, und so eingesargt verwandelt sich die scheinbar leblose Made nach und nach in eine vollkommene Biene, als welche sie nach dem 21. Tage ihrer Geburt wirklich aus ihrer Grabeszelle aufersteht.

Diesemnach dient also der Blütenstaub als Speise für die Brut, und wo er mangelt, könnten die Bienen unmöglich junge erziehen.

Aber auch die alten Bienen (Arbeitsbienen) brauchen den Blütenstaub, und zwar nicht allein überhaupt zur Speise, sondern auch insbesondere

2. Zur Wachserzeugung. Im Winter leben die Bienen blos vom reinen Honig; im Sommer aber geniessen alle — Königin und Drohnen ausgenommen — nur Blumenstaub mit ein wenig Honig befeuchtet, und sparen dadurch einen grösseren Honigschaz ihren Herrn zusammen. Vorzüglich aber verbrauchen sie viel Blütenstaub zur Zeit des Wachsbauens; denn nur — wie die Erfahrung lehrt — wenn sie solchen in Menge sammt Honig haben, und damit so zu sagen, angestopft sind, schwizen sie bei hinzukommender hinlänglicher Wärme das Wachs aus, und bauen am Zellengebäude. Es geschieht dieß auf folgende Art: Die Arbeitsbienen hängen sich kettenweise in einem Klumpen über und auf einander; dann dringt zwischen den sechs Bauchringen der Hinterleiber das Wachs in zarten weissen Blättchen heraus, welche von den Bienen abgenommen, mit dem Zangengebisse zermalmt, und mit einem, aus dem Magen kommenden Safte oder Speichel durchknetet werden. Diese zerkaute Masse ist dann der Stoff, wovon der Zellen- oder Wachsbau aufgeführt wird.

Daß der Blütenstaub beim Wachsbauen eine sehr wichtige Rolle spiele, erkennt man schon daraus, daß nur zur Zeit, wo häufige Blumen blühen, und also viel Blütenstaub gesammelt werden kann, — vom Ende Mai bis über die Mitte des Monates Juli — die Bienen schnell und viel Wachsrosen bauen; daß hingegen nach Verlauf dieser blumenreichen Zeit bald der Wachsbau aufhöre, und selbst dann aufhört, wenn mit Ende Juli und Anfangs August noch starke Honigthaue fallen, und die beste Honigweide fortdauert. Auch hat man erfahren, daß Bienen, noch so reichlich und mit dem besten Honig gefüttert, dessen ungeachtet kein Wachs bauen, wenn ihnen nicht zugleich Blumenstaub zu Gebote steht. Zwar wird wohl bisweilen in einem Stoke auch schon im zeitlichen Frühjahre, und noch vor dem häufigen Ausfluge nach Blumenstaub ein Stükchen neuer Wachsbau gefunden; allein, dieser ist gewöhnlich nur Nothbau aus schon vorhandenem alten Wachse, und erscheint darum meistens nur in schmuziggrauer oder gelblicher Farbe."

Auf diese Weise ungefähr sprach zu den streitenden Nachbarn der Bienenvater; und endlich schloß er mit den Worten: „Also Keiner von euch Beiden hat Recht; weder Brut, noch Wachs tragen die Bienen an den Hinterfüssen, sondern nur kleine Kügelchen Blütenstaub. Weil aber dieser sowohl der Brut, als den alten Bienen zur gewöhnlichen Speise dient, wie uns das liebe tägliche Brod: so wird er nicht mit Unrecht auch Bienenbrod genannt." Und hiemit war der Streit geschlichtet.

Hiezu noch einige Bemerkungen, und zwar:

1. Ueber das Einsammeln des Bienenbrodes.

Die Bienenhöschen erscheinen in verschiedenen Farben, weil die Bienen verschiedene Blumen befliegen, die wieder verschiedenfarbigen Blütenstaub haben. Dieser hängt entweder noch an den Staubbeuteln, oder er ist schon herabgefallen und an den Wänden des Blumenkelches, oder er liegt auf dem Boden desselben, und wird von da mit Hülfe der Freßzange und Füsse, und mittelst des behaarten Körpers, der dabei als Bürste dient, von der Biene gesammelt und in Kügelchen an die Hinterfüsse befestigt. Lezteres verrichtet die Biene theils sizend auf der Blume, theils auch, indem sie auffliegt, und den zusammengebrachten Staub aus dem Maule und den Vorderfüssen an die Mittelfüsse übergibt, welche ihn sodann auf die Hinterfüsse bringen. Dieses Handlangergeschäft geht ausserordentlich schnell und künstlich. An den Hinterfüssen aber befindet sich an der auswendigen Seite eine kleine Vertiefung rings mit Haaren besezt, in welcher der Staub hängen bleibt, und wo sich eben die sogenannten Höschen bilden.

Besizt die Blume nebst dem Staube auch Honigsaft, dann befeuchtet die Biene alsogleich den erstern mit dem leztern; und das Höschen, welches sich dadurch um so fester an den Fuß anfügen läßt, erscheint hernach glänzend und mit Honig geschwängert. Mangelt aber dieser Honig-

Saft, so versezt die Biene den trokenen Staub mit ein wenig Speichel aus ihrem Inneren.

Wenn jedoch der Blumenkelch geräumig, und mit vielem, aber trokenem Staube versehen ist, gebrauchen die Bienen oft auch einen andern Kunst-Griff. Sie wälzen sich so lange in der Blume herum, bis sich eine bedeutende Menge Staub zwischen den Haaren ihrer Leiber festgesezt hat; hierauf fliegen sie damit — ganz bepudert — nach Hause. So pflegen die Bienen häufig das Bienenbrod vom Mohn, von Malven, Gloken- und anderen grösseren Blumenarten einzuschaffen.

Da — wie bereis erwähnt wurde — die feinen Haare des Bienenkörpers zum Einsammeln des Blütenstaubes nothwendig sind, so verrichten dieses Geschäft größtentheils nur die jüngeren Bienen, welche noch alle Haare haben, und deßhalb von Farbe mehr grau aussehen. Die alten Bienen hingegen, deren Haare durch häufige Arbeit schon abgerieben sind, und die deßwegen dem Auge mehr schwarz und glänzend vorkommen, widmen sich ausschließlich dem Geschäfte des Honigeinsammelns, wobei sie jener Härchen entbehren können.

Je gesünder ein Stok, und insbesondere seine Königin ist, und je fruchtbarer zugleich leztere an Eiern, desto grössere und häufigere Höschen bringen die Bienen ein. Daher sieht man gewöhnlich, daß junge Schwärme die größten und meisten Höschen eintragen. Kränkelnde und weisellose Stöke tragen nur kleine, halbe oder gar keine.

2. Ueber das Abladen des Bienenbrodes nach der Heimkehr in den Stok.

Die mit Blumenstaub zu Hause angekommene Biene weiß sehr geschikt ihre Höschen auszuziehen, und sich ihrer Last zu entledigen. Sie sucht nemlich alsogleich die Wabe und darauf die Zelle auf, wo das Bienenbrod niedergelegt werden muß, um es später nach Bedarf in der Nähe zu haben, stekt den Kopf in die Zelle, und visitirt, ob dieselbe gehörig gereiniget und vorbereitet sey. Dann hält sie sich mit den Vorderfüssen am Rande der Zelle fest, läßt die Hinterfüsse in dieselbe hinabhängen, und streift zulezt mit den Mittelfüssen die beiden Höschen ab. Hierauf geht sie unbekümmert fort, um neue zu sammeln. Bald aber nahet eine andere Arbeiterin, welche die hinterlassenen Bällchen mit dem Gebisse zerkleinert, und darauf eine dritte, die den Blumenstaub mit Honig aus ihrer Honigblase begießt, und beides wohl vermischt. Und so wird gleichsam fabrikmässig auch zugleich der Speisebrei für Alt und Jung zubereitet.

Die mit Staub bepuderten Bienen sezen sich über die Zelle, oder kriechen zum Theile hinein; schlagen dabei bald diesen, bald jenen Fuß unter und über sich, und streifen so den Blütenstaub von Bauch und Rüken ab.

3. Ueber das Aufbewahren des Bienenbrodes.

Auch im Spätherbste, wie nicht minder im Jäner, Februar und März, wo also kein Blüten-Staub gesammelt werden kann, haben volkreiche Stöke mehr oder weniger Brut, und brauchen Bienenbrod zum Futterbrei; sie müssen darum dasselbe noch vom Sommer her vorräthig besizen. Wirklich wird auch da nicht vergessen, einen solchen Vorrath bei Zeiten aufzuspeichern. In der Mitte des Stokes nemlich, wo die Bienen meistens das Winterlager aufschlagen, wird ein Magazin von Blütenstaub angelegt, d. h., die Bienen füllen mit demselben viele Zellen ganz an, und heben ihn so für den Winter auf. Um ihn aber gegen Verderbniß zu sichern, geht ihr Instinkt mit besonderer Klugheit zu Werke. Denn, wie schon beim Einsammeln die Bienen während jedes einzelnen Ausfluges nur Blumen einer und derselben Gattung besuchen, und niemals verschiedenartigen Staub zu ein Paar Höschen vereinen, eben so legen sie nie Höschen von verschiedener Farbe und von mancherlei Blumen vermischt unter einander in die Vorrathszellen, sondern immer nur Höschen zu Höschen von der nemlichen Blumenart.

Wenn jedoch eine Höschengattung die Zelle nur zum Theile ausfüllt, dann bedeken die Bienen

dieselbe erst mit einer Schicht Honig, ehe sie eine andere Gattung darauf füllen. Auch wird das Bienenbrod in solchen Zellen fest zusammengedrükt, und gleichsam eingestampft. Durch dieses Verfahren scheinen die Bienen der Gährung und dem Verderben des Bienenbrodes vorbeugen zu wollen, welche eintreten möchten, wenn verschiedenerlei Höschen, loker auf einander liegend, und unter einander vermischt, aufbewahrt würden.

Bei der Reinigung des Wachsbaues im Frühjahre findet sich manchmal eine Zelle, in welcher der Blumenstaub ungebraucht blieb, und verhärtete. Die Bienen ziehen dann solchen in ganzen Stökchen heraus, und werfen ihn dann aufs Flugbrett. Man kann daher öfters ganz deutlich die Schichten verschiedenfarbiger Höschen unterscheiden.

4. Ueber schädliches und unächtes Bienenbrod.

Mangel an Blütenstaub, so wie schlechtes und verdorbenes Bienenbrod äussern auf die Brut und den ganzen Stok den verderblichsten Einfluß. In anhaltend nassen Sommern erzeugen meistentheils nur deßwegen so viele Stöke Faulbrut und gehen ein, weil die Bienen nicht genug Blumen-Staub und nur solchen von minderer Güte eintragen können. Noch mehr schadet es den Bienen, wenn bei eingetretenem Blütenstaubmangel ihr Instinkt ausartet, und sie als Aushilfsmittel andern fremdartigen Staub in den Stok bringen. Man hat Beispiele, daß Bienen im zeitlichen Frühjahre Getreidemühlen besuchten, und Höschen von Mehlstaub holten. Eine natürliche Folge hievon war: die Stöke wurden faulbrütig und starben ab; denn der aus solchem Staube verfertigte Futterbrei muß in Gährung übergehen, zum Verderben der davon geniessenden Brut. Mehl und Alles, was vom Mehle stammt, verdirbt den Honig, und befördert dessen Säuerung, wenn es mit demselben in Berührung kommt. Daher gedeihen Bienenstöke in der Nähe einer Mühle niemals. Nebst der fortwährenden Erschütterung durch das Klappern des Mühlwerkes schadet denselben auch der feine Mehlstaub, der sich von selbst ein Paar Klafter weit um die Mühle verbreitet, und ebenfalls in die Stöke dringt.

Ein anderes Beispiel. Unlängst versicherte mir Jemand; er habe erst im heurigen Jahre bei einer Sägemühle Bienen von kiefernen Sägespänen Höschen machen sehen. Auch dergleichen Höschen dürften wegen der darin enthaltenen Holzsäure leicht Schaden stiften, besonders wenn sie in grösserer Menge eingetragen würden.

Endlich führe ich noch einen ähnlichen Fall an, und zwar aus eigener Erfahrung. Im Jahre 1836 waren der 20. und 21. März herrliche Frühlingstage. Es wehte kein Lüftchen, die Sonne schien heiß, und das Thermometer wies zu Mittag 18 Grad Wärme im Schatten. Da stürzten meine Bienen freudig aus ihren Wohnungen, durchkreuzten lärmelnd die Luft, und wollten mit Gewalt Arbeit haben. Aber wo sollte diese herkommen? — Die Pflanzenwelt lag noch im tiefen Winterschlafe; selbst die Haselnußstaude im fernen Walde hatte ihre Blütenkäzchen noch nicht entfaltet. Die Bienen flogen also nur leer in die Stöke zurük. Ich betrachtete eine Zeit lang ihren arbeitslustigen Flug, und verwunderte mich sehr, als ich bei etlichen Stöken nach und nach Bienen mit schwarzgrünen Höschen kommen sah. Während ich mir nun darüber den Kopf zerbrach, und in Gedanken alle Erstlingsblumen des Frühlings musterte, um die mit schwarzgrünen Blüten-Staub herauszufinden: da überraschte mich Jemand plözlich mit der Nachricht, daß unter der Dreschtenne des Bauers E. ein Bienenschwarm liege. Ich vermuthete höchstens einen irgendwo ausgezogenen Hungerschwarm — und ging hin. Aber kaum trat ich in das Scheuerthor, was sah ich auf der besonnten hölzernen Tenne? — Meine eigenen Bienen! — hier als Drescher angestellt! — Alle Fugen zwischen den Bohlen wimmelten von ihnen. Die lieben Thierchen fabrizirten sich da in aller Emsigkeit aus dem Scheuerstaube ihre schwarzgrünen Pantalons. Als ich diesen Staub genauer untersuchte, fand ich ihn grossentheils aus Grastheilchen bestehend, und erfuhr hernach, daß

man nicht nur am Morgen sehr grasreiche Gerste gedroschen, sondern auch am Tage zuvor auf der Tenne Heu abgeladen hatte. Der aromatische Grasgeruch dieses Staubes war es vielleicht besonders, welcher die Bienen zum Höschenmachen verleitet hat.

Bei aufmerksamer Beobachtung jener Stöke, welche den schwarzgrünen Staub eingesammelt hatten, zeigte sich jedoch später weder an Brut, noch irgendwo anders ein sichtbarer Nachtheil.

Meckl. J. N. Dettl.

Du sollst nicht stehlen.

Wie versündigen sich besonders die Landleute wider dieses Gebot? Es gibt Diebe in den Häusern. Hausdiebe sind manche Dienstboten, welche Brod, Mehl, Flachs u. dgl. entwenden. Wenn schon diese Sachen, einzeln betrachtet, nur Kleinigkeiten sind, so können sie doch den Hausherrn nach und nach in einen grossen Schaden versezen. — Unter diese Art Diebe rechne ich auch jene Taglöhner, welche in ihrer Arbeit nachlässig, faul und träg sind. Sie stehlen Gott die Zeit und der Herrschaft den Lohn ab. — Einer grossen Sünde machen sich besonders Diejenigen schuldig, welche in den Scheunen und Ställen, wie auch bei der Stroh-, Heu- und Flachsarbeit, auf das Feuer und Licht nicht Acht geben; denn dadurch kann in einer Gemeinde die entsezlichste Feuers-Brunst entstehen.

Unter den Handwerkern gibt es viele Diebe. Einige begehren für die Arbeit zu viel; andere arbeiten schlecht und nur so ins Gesicht hin, damit man nemlich ihre Dienste bald wieder brauche. — Auch muß ich die Bräuer und Wirthe nicht vergessen, welche das Bier wässern, oder ein kleines Maß haben; die Müller, welche für das Mahlen mehr Getreide nehmen, als ihnen gebührt, die Bäker, welche das Brod zu klein oder zu schwarz baken; die Krämer, welche ihre Waaren zu theuer verkaufen, oder wohl gar mit verkürzter Elle oder zu geringem Gewichte betrügen. Alle diese sind wahre Diebe, und es ist eben so viel, als wenn sie ihren Mitmenschen das Geld aus dem Beutel nähmen.

Es gibt Diebe auf dem Felde. Felddiebe sind Die, welche zur Erntezeit Garben, Gras und Heu stehlen; welche Andere überakern, übermähen, überzäunen, oder wohl gar das Markzeichen und die Grenze verrüken. Bei dem Allen halten sie sich doch für ehrliche Leute, weil sie nur das Feld und nicht die Häuser bestehlen. Mancher Dieb aber, der am Galgen weht, hat nicht so viel zusammen gestohlen, als sie.

Eine besonders schlimme Art Diebe sind jene Bösewichte, welche junge Fruchtbäume in den Gärten oder an den Strassen wurzellos drehen, abkniken oder sonst beschädigen. O, weinen möchte ich, wenn ich einen jungen schlanken Baum mit seinen Erstlingsfrüchten durch eine solche Bosheit verwelken sehe! Wie mancher arbeitsame Mensch würde sich durch seine Früchte erquikt, wie mancher Kranke damit gelabt haben? Wenn man erst den Schaden berechnet, der durch eine solche Schand-That angerichtet worden ist, indem nun alle Früchte verdorben sind, die der Baum künftig durch viele Jahre würde gebracht haben; wenn man denkt, daß der Eigenthümer nur verdrießlich wird, neue Bäume zu pflanzen — wahrscheinlich die Strafe ist nicht übertrieben, wenn in vielen Ländern solchen Baumfrevlern die Hand abgehauen wird. — Aber nicht nur an Obstbäumen, auch in den Wäldern werden dergleichen Bosheiten verübt. Um eines Stabs willen, den man einen Tag lang in der Hand führt und dann wieder wegwirft, schneidet man den schönsten jungen Waldbaum ab, der den Nachkommen so viel genüzt haben würde. Um etliche Schritte einen bessern Weg zu haben, oder auch blos aus Muthwillen reitet, fährt und geht man über Aker und Wiese weg; um sich an seinem Feinde zu rächen, tritt man ihm sein Blumenbeet nieder, haut seine Bäume um, reißt seine Pflanzen aus der Erde. Doch, weg mit den Unmenschen! — Gott sey gelobt, daß es dergleichen

Bösewichter nur sehr wenige gibt. Aber ein einziger in einer Gemeinde bringt Schaden genug, und wahrlich! das Zuchthaus wäre ein zu gelinder Aufenthalt für einen solchen Buben, der nicht nur selbst nichts Gutes stiften mag, sondern auch Andere verhindert, daß sie nichts Gutes stiften können, oder sie doch wenigstens abschrekt, an gemeinnüzigen Verbesserungen ferner Antheil zu nehmen.

Solche Diebe gehören unter die allerverabscheuungswürdigsten, und sie versündigen sich auf eine schwere Art an Gott und den Menschen, deßwegen wurde auch von der Regirung eine grosse Strafe auf den Baumfrevel gesezt. Hütet euch also, liebe Landleute, daß ihr nicht in diese Sünde verfallet und denkt stets an das Sprichwort: das Feld hat Augen und Ohren. Eure Schandthat wird doch an den Tag kommen, und ihr werdet der gerechten Strafe nicht entgehen!

Wohlfeiler Stuhlüberzug.

Man reibt zuerst die leinenen Stuhlpolster mit einem Mehlkleister, wozu man etwas Tischler-Leim gesezt hat, vermittelst eines Ziegelstüks tüchtig ein, und wiederholt dieses nochmal, wenn die Fugen der Leinwand noch nicht ausgefüllt sind. Wenn Alles troken ist, so reibt man die Polster nochmals mit einem trokenen Ziegelstüke gut ab, um sie etwas glatt zu machen. Wenn dieses geschehen ist, so streicht man die, auf angegebene Art vorbereiteten Stuhlpolster mit einer beliebigen Oelfarbe an, und bedient sich zum Malen eines gut troknenden Firnisses. Die auf diese Art angestrichenen Stuhlpolster nehmen sich gut aus, sind dauerhaft, können leicht gereiniget werden, und sind wohlfeil, indem ein solcher Ueberzug auf 1 Duzend Stühle höchstes $\frac{2}{3}$ Rthlr. kostet, wofür man gewiß auch nicht den schlechtesten Zeugüberzug haben kann.

Anstatt der Haare kann man die Stühle mit weichem getrokneten Moose aus Wäldern polstern, es klumpt sich nicht so leicht, wie die Kuh- oder Kälberhaare.

Statistische Uebersicht der Buchhandlungen Deutschlands 1836.

	Buchhandlungen.		Städte.
1. Oesterreich (ohne Italien)	95	in	32
2. Preußen	323	in	110
3. Bayern	102	in	34
4. Sachsen	142	in	19
5. Württemberg	50	in	15
6. Hannover	17	in	11
7. Baden	31	in	10
8. Kurhessen	12	in	7
9. Großh. Hessen	24	in	6
10. Holstein	6	in	4
11. 2 Meklenburg	14	in	11
12. Oldenburg	1	in	1
13. Nassau	7	in	4
14. 3 Anhalt	8	in	4
15. 2 Schwarzburg	5	in	3
16. 2 Hohenzollern	—	in	—
17. Liechtenstein	—	in	—
18. 2 Reuß	4	in	3
19. 2 Lippe	2	in	2
20. Waldeck	2	in	2
21. Hessen-Homburg	—	in	—
22. Die 4 freien Städte	44	in	4
23. 4 Sachsen (Fürstenth.)	40	in	14
24. Luxenburg (nicht mitgezählt)	—	in	—
25. Braunschweig	12	in	4

(Die Musikalien- und Kunsthandlungen sind nicht eingerechnet.)

Brennkraft einiger Oele.

1 Loth Oel von				Min.
Mohn brennt	3	Stunden	57	Min.
— — Sonnenblumen	3	„	32	„
— — Reps	3	„	9	„
— — Baumöl	2	„	46	„
— — Kerze	1	„	51	„
— — Buchöl	2	„	33	„
— — Nußöl	2	„	32	„
— — Senf	3	„	7	„
— — Hanf	3	„	30	„
— — Tabaksamen	4	„	7	„
— — Schnittkohl	3	„	33	„

Genuß.

Nichts ist mannigfaltiger, als der Genuß, ein Jeder genießt nach seiner Art, und wähnt sich glüklich.

Zwar schwindet bald die Täuschung, bald erkennt Jeder, daß nur momentaner Genuß ihn genarrt; allein, will man ferner eines ephemerischen Glükes sich erfreuen, so muß man bongré malgré sich gefallen lassen, abermals am Narrenseile zu ziehen.

Häufig begangene Thorheiten bessern die Menschen nicht. Man erkennt den Irrthum; doch Gewohnheit hat dieselbe naturalisirt, und deren Fortpflanzung steht nichts im Wege.

Die Erfahrung sollte freilich Manchen bekehren; aber will diese lehrreiche Warnerin auch manchmal ein Wort anbringen, so bemerkt man ihr höhnisch: es war immer so, und immer wird es so bleiben. Freundin Vernunft tritt zurük, die dummen Streiche bleiben vor wie nach an der Tagesordnung.

Wie viele Geizhälse wähnten beim Anblike ihres Mammons Erdengötter zu seyn; aber schlaue Diebe witterten die Fahrt reicher Beute. Fort war Genuß und Glük.

> Gibt es in unsern Zeiten darum weniger Geizhälse?

Des Prassers Seligkeit ist eine reich besezte Tafel; doch, eine wohl konditionirte Unverdaulichkeit benimmt ihm Appetit und Lust, der Doktor muß die Stelle des Koches, bittere Tropfen jene des perlenden Champagners und Medikamente die der Fasanen und Rebhühner vertreten.

> Die Gastronomie hat jedoch mehr zu-, als abgenommen.

Ewige Treue! ewige Liebe! schwört der Gatte der jungen Gattin; aber ein hübsches Zoffchen verstehts, der Ewigkeit Grenzen zu sezen. Der Schwur zerrinnt, wie Nebel an der Sonne.

> Nun, wir haben Gottlob auch Stubenmädchen und treue Ehemänner!!! die Menge!!!

Gleich Honigseim saugt der Herr Gemahl von den Rosenlippen seines Weibchens das holde Geständniß, er sey der Einzige, den je sie lieben werde. — Ein Hausfreund ..... der Gatte ist nicht mehr Einzig — und reibt sich die Stirne wund.

> Wir haben auch Weiber und Hausfreunde. Wer kann uns das Stirnreiben verbieten?

Unsterblich dünkt der Künstler sich, wenn übertriebenes Lob ihm gezollt wird; doch, wenn strenge Richter nur einmal den Mund spizen, so fühlt der Unsterbliche seine Unsterblichkeit.

> Haben wir denn den Mund verkleistert?

Einen Vorgeschmak paradisischer Seligkeit empfinden junge Mädchen, wenn Flattereien ihnen vorgesagt werden. Die Häßlichste wird als Venus, die Spröde als Lukretia gepriesen; ist aber von ernsten Absichten die Rede, so ist der Schwarm Anbeter in einem Fluge davon; sie suchten blos, fanden und — gingen.

> So machen wirs auch, suchen, finden und gehen, kommen auch dann und wann wieder — aber selten!

Alte Weiber, ja! ja! das ist das Wahre; vergebens würde die Beredsamkeit, die Schilderung des Triumphes, umsonst die geübteste Feder sich bemühen, die Wonne zu beschreiben, welche Dieselben empfinden, wenn Jugend man ihnen andichtet, wenn Runzeln als Liebesgrübchen betrachtet werden; allein, ein einziger Blik in den Wahrheitsspiegel, und der Zauber ist gelöst, alt bleibt alt, und Runzeln bleiben Runzeln.

> Sind die alten Weiber vielleicht jezt weniger zu bethören?

Wie Vieles könnte man noch hinzufügen, da die Quelle der Beispiele unerschöpflich ist; aber es wäre fruchtlos, denn die bösen Menschen berufen sich auf Salomon den Weisen, dieser sagte: „Alles ist eitel.“ Doch, wann sagte er dieß? etwa in seiner Jugend? Ei bewahre! wie er alt und für die Vergnügungen abgestumpft war. Prosit die Mahlzeit! wir geniessen fort bis an unser, Gott gebe, seliges Ende, NB. wenn wir können. Amen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Verwalter und der Bauer.

Ein Bauer hatte zum Gevatter sich erkoren,
Als ihm sein erstes Söhnlein ward geboren,
Den „strengen Herrn“; der nahm es an,
Der Bauer war ein gar zu lust'ger Mann.

Und als sie nach der Tauf' vertraut beisammen saßen,
Ein wenig des Respektes wohl vergaßen,
Es that, wie Mancher spricht, der Wein,
In Beiden heut' zur neuen Prob' das Sein'.

Da fällt es dem Verwalter bei, ein' Vers zu machen,
Und spricht: „Gevatter, könnt Ihr Besser's machen,
So sollet Ihr zehn Flaschen Wein
Erhalten aus dem besten Land am Rhein.

Sechs Wochen geb' ich Zeit, doch keine Stunde drüber,
Nun sinnet nach und bringts je eh', je lieber!“
Der Bauer liest's, und lacht, und spricht:
„Gevatter, diese Wett' verschmäh ich nicht.“

Und eh' sechs lange Wochen gänzlich sind verschwunden,
Des Bauers Verse auf der Liste stunden.
Laß hören, Freund! dein Verslein hier,
Geduld von unsrer Seite werde Dir:

Die beiden Nachbarn.

Lipperl. Mei Nachba, wo bist Du denn gwön?
Schaust teufelsfinster drein,
Als hätt'st Du fünfzig aufkriegt;
Mußt sakrisch fuchti seyn.

Hiesel. Der Kukuk soll die Herren holn!
Die gar koan Arma liebn,
Nöt segn, nöt hörn, die Reichen mögn
Uns no so sehr betrübn.

Schau her, hab da a Semmel kauft,
Du schiebst meinoad sechs Stuk
Auf Einmal in das Maul hinein,
Rutschen abi ohne Druk.

Die Luedabäker soll ma doch
Auf d' Finga aufi hau'n;
Ma därf nöt zahl'n, nöt wög'n das Brod,
Ma darf's nur recht anschau'n.

Wie 's Traid 60 fl. zstehn ist gwön,
Da ham 's Brod grössa gmacht,
Und jezt kosts nur 12 Guida erst —
Der Böka, ja — der lacht.

Lipperl. Mei, woaß, da därft ma alleweil
In d' Zeitung eini schreibn —
Des hilft uns nix, die ewi Klog,
Es wird beim Alten bleibn.

Schau 's Bier nur an, es ist so dünn,
Wie 's Wossa unt' im Bach,
Und hat, trinkst glei an Ema aus,
Koa Kraft und a koan Gschmach.

Und um dös theuer Geld kannst no
Recht liegerhafti wern!
Die Groß'n wissens oamoi z'gut:
Wir saufens dennascht gern.

Hat anno 17, denkst es no?
Da Hopfa ghaiss'n Herr,
Und d' Gersten erst! 's Bier kostete
Ein ainzig'n Groschen mehr.

Wann nur a Zsammahoitn war,
Dem Ding wüßt i an Stiel:
Wir hielten uns an Wossakrug,
Dann blieben Sechser viel.

Dann solln die diken Bräuer nur
Ihr Suzelwasser habn,
Und sollen sich mit Widerwilln
Am Essifassel labn.

Dann könnten Bräu und Bäker schön
Ins Steyerwagl stehn,
Und ihre fetten Gsichter brav
Im Spiegel wakeln sehn.

—l.

Epigramme.

Auf Gr*r.

Schiller, Göthe und Gr*r sind die poetische Dreifaltigkeit,
Göthe und Schiller die poetische Zweifaltigkeit,
Gr*r die poetische Einfältigkeit.

Von D*r.

Rath.

Das Rathen ist sehr schwer,
So spricht der gnäd'ge Herr.

Thaten.

Wie schön sind unsere Thaten,
Die wir — im Sinne hatten.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 24. 13. Juni 1840.

Die Familie Mirteswyl
oder
der Trost im Unglüke.

Als nach geendigtem 30jährigen Kriege manches Gut leer, manche Familie ausgestorben, ja, manche Gegend verödet war, baute sich Sigmund Mirteswyl und seine getreue Anna ein Haus auf der Stelle des eingeäscherten; ein einziger Sohn suchte ihr Geschlecht fortzupflanzen. Es war keine Hoffnung zu fernerer Nachkommenschaft mehr übrig. Das Vaterland erhielt seinen guten Zehent.

Das Haus stand in der Nähe eines kleinen Sees; für Bearbeitung des umfangreichen Gutes fehlten derzeit Hände, nur das Nöthigste ward erbaut, das Nöthigste geerntet.

Noch vor Sigmunds Tode übernahm sein Sohn Martin die väterliche, jezt schon etwas gehobene Wirthschaft, und die Mirteswyle pflanzten sich herab bis auf unsere schönern Tage; gesegnet in ihrer Arbeit und gelobt in den Reden der Nachbarn. Selbst 2 Beamte und 1 Priester gingen aus der einfachen Bauernstube hervor, und Alle bewiesen sonnenklar, wie zum weisen und edlen Leben eben keine vornehme Geburt erforderlich wäre. Daher stand auf der Hausthüre in etwas sonderbarer Art:

„Recht und Segen wurden hier geboren;
Auch die Landleut' sind nicht lauter Thoren!"

Der Inhalt unserer Erzählung ward aus der Zeit des französischen Revolutionskrieges vor Abfluß des 18. Jahrhunderts genommen, einer so inhaltsschweren Epoche neuester Zeit.

Philipp Mirteswyl, ein Nachkomme des edlen Sigmund Mirteswyl, des Erbauers des neuen Stammhauses, war Vater von 6 Kindern zwischen 3 und 19 Jahren, welche ihm seine liebe Katharina zubrachte. Die zahlreiche Familie, einige schwere Krankheiten und zwei gänzliche Mißjahre hatten den früheren Wohlstand erschüttert und herabgebracht; und Philipp war manchmal kleingläubig, ja unwillig, während sein treues Weib sich um so inniger an Gott im Gebete und Vertrauen hielt, je mehr des Elendes täglich anzuwachsen schien. Mit den Trostgründen der Religion wurde auch Vater Philipp dann immer wieder ermuntert; „es sey," fügte er hinzu, „wie Gott will, nicht wie ich verstehe."

So lebte man ziemlich zufrieden 19 Jahre durch, als sich nach dem Ermessen des manchmal unbegreiflichen Schiksals ein noch grösseres Unglük über Philipps Wohnung ziehen sollte, welches Unglük die Geduld Aller ganz in Anspruch nehmen sollte. Tröste Dich, Unglüklicher! mit diesem Beispiele, das Du liesest, wenn auch Dir kein ganz so erfreulicher Ausgang bevorstehen wird.

Die Franzosen hatten eben die Grenzen überschritten und die fremden Truppen zum Weichen gebracht. Sie breiteten sich fluthartig aus und kamen auch in das stille Thal, worin die Mirteswyl'sche Familie friedlich hausete. Von Dem, was die Feinde nahmen, wie sie forderten und welche Stokung im Hauswesen dieser ungeeignete Besuch hervorbrachte, das wollen wir hier nicht weitläufig erörtern; aber eine Gefahr von größter Wichtigkeit darzustellen, das bildet unsern Stoff.

Philipp hätte hundert Verdrießlichkeiten erlebt, wäre sein kluges und frommes Weib nicht stets dazwischen gekommen. Eines Abends jedoch brach das Unglük los, Katharina kam zu spät nach Hause.

Philipp vergaß sich im Streite mit einem Soldaten so sehr, daß er diesen schlug, und zwar tödlich verwundete. Der Thäter wurde daher sogleich fest genommen und zum Kapitäne geführt. „Das Mann kaput werden, ganz kaput,“ sagte Einer beim Wegführen.

Das Bauernweib war freilich sehr erschroken und flehte weinend um Gnade; den Kindern dagegen sprach es Muth ein und Hoffnung. Hierauf erkundigte es sich, wo der Kapitän wohne, dann sprach es zu den Kindern: „Kommt mit in unsere Kammer!“ Die Kinder folgten, wie immer, willig. Hier sprach es das so oft schon gebetete Gebet, und in ihm fand es Trost und Hülfe. Das erwähnte Gebet lautete:

„O Gott, der Du Alles nach Deinem weisen Willen ordnest und dem Bedrängten Trost schenkest, gib mir Muth im Unglüke, Hoffnung im Leiden! Sende Ruhe in meine Seele, Vertrauen in mein Herz! Verzeihe meine Vergehen, wenn sie der Erhörung meiner vertrauungsvollen Bitte im Wege stehen sollten! Trenne kein Glied dieser unserer Familie gewaltsam und laß es nicht geschehen, daß wir durch uns selbst unglüklich werden! Erhalte mir Mann und Kinder gesund und verleihe uns Gnade, Deinen Namen zu verherrlichen!“

Dieses Gebet wußte jedes Kind auswendig, wurde täglich gebetet, mit besonderer Wärme heute. Thränen rollten über die Wangen der Mutter; als aber Franz fragte, warum die Mutter weine, sprach sie von Anderm und gebot den Kindern allen, hier in der Kammer ruhig zu verbleiben, bis sie wieder zu ihnen hereingekommen wäre.

Und auf machte die gute Bäuerin sich, und Hoffnung hatte sie, erhört zu werden, weil sie wußte, daß Gott ein frommes Gebet nicht verschmähe, daß dem Herrn der Könige nur allein Alles möglich sey.

Durch mehrere Posten mußte die Bäuerin passiren, nicht ohne Schwierigkeit gelangte sie zum Kapitäne, einem menschlichen Krieger; und als sie vor ihn kam, fiel sie auf die Knie nieder, erzählte von ihrem und ihrer Kinder Elend und fügte die Bitte bei um Befreiung ihres Mannes, dessen Rettung Gott in des Kapitäns Hände gelegt hätte.

Der Kapitän war ein zwar mürrisch aussehender Mann, aber Einer von den wenigen Soldaten, die nicht blos nach der Klinge, sondern auch nach dem Geseze der Vernunft und Religion Andere richten. Die Bäuerin mußte sich niedersezen.

„Aber,“ sprach er, „wißt Ihr auch, daß Euer Mann des Todes schuldig ist?“

Das glaub' ich wohl, gnädiger Herr! erwiederte die Bäuerin; aber wenn mein Philipp todt geschlagen wird, müssen ich und 6 Kinder betteln gehen.

„Wie konnte sich aber Euer Mann so weit vergessen? In einem feindlichen Lande hauset des Soldaten Gewalt, und Kriegsrecht ist strenge.“

Mein Mann würde nicht so zornig geworden seyn, wenn Ihre Soldaten menschlich gewesen wären. Sie forderten des Nächsten Gut, schlugen meine Kinder und verlangten von mir schon öfter Unerlaubtes.

„Das mildert freilich Eures Mannes Strafe; Schade, daß ich nicht so ganz allein entscheiden kann.“

Ich bitte, gnädiger Herr, geben Sie mir meinen Mann zurük. Werden uns ohnehin vor Jahr und Tag nicht erholen können. —

Dann ging der Kapitän in ein Nebenzimmer, und beinahe eine halbe Stunde kam Niemand ins Zimmer. Die Bäuerin weinte und betete indeß inbrünstig um Gottes Beistand zur Errettung ihres Mannes aus Feindesgewalt; sie betete unaufhörlich zu Dem, der helfen kann und hilft, wo es nach seiner Weisheit seyn darf.

Endlich hörte man feste Tritte. Der edle Kapitän erschien und — führte der Bäuerin den Geliebten zu. „Lebet glüklich,“ sprach er, „und seyd auch gegen Andere barmherzig!“ Und schnell verschwand er in ein Nebenzimmer.

Niemand wohl beschreibt die Gefühle dieses bedrängten Ehepaares. Sie kehrten fröhlich heim. Als sie gegen das unheilsvolle Thal zukamen, wo sie ihr Haus zu erbliken hofften, sahen sie — einen rauchenden Gluthaufen. Die Soldaten hatten

durch Unvorsichtigkeit das Haus in Brand gestekt, und ausser den 6 Kindern blieb unsern Bauers-Leuten Nichts übrig. Philipp wollte vergehen vor Schmerz, sein tiefes furchtbares Heulen wollte nicht enden! Aber sein frommes Weib tröstete ihn auch in diesem Kummer wieder und betete desto fleissiger das oben erwähnte Gebet.

An den Wiederaufbau des Hauses war jezt nicht zu denken. Es fehlte Geld, es war Kriegs-Zeit, es stand der Herbst bevor. Man mußte also zunächst nur an eine Bretterhütte, welche vor Wind und Wetter schüzte, denken und Hand anlegen.

Unter dieselbe grub Philipp einen kleinen Keller — der alte war verschüttet und verkohlt — täglich einige Fuß Koth herausschaffend. Ihm hatten Noth und Kummer die Kräfte geraubt; mehr einem verzärtelten Städter gleich, als einem kräftigen Landmanne, ging ihm so recht die Arbeit nicht von der Hand.

Schon hatte er beinahe sein Werk für den Nothfall vollendet, als er eine Wand, welche er glättete, hohl fand; je mehr er daran pochte, desto mehr ward er überzeugt, daß hier eine geheime Oeffnung, vielleicht von Ureltern, angebracht seyn könnte. Er grub nach, und es währte lange, bis er hineingelangte. Das Erste, was er sah, war — Finsterniß; als aber Licht geholt war, erblikte er eine eiserne Kiste, die Geräthschaften zu enthalten schien. Sie konnte erst nach gar langer Mühe erbrochen werden.

Die erste Kiste enthielt eine zweite. Auch die wurde eröffnet, nur mit noch grösserer Mühe. Denn die Kiste konnte nicht herausgenommen werden, die vier schief angebrachten Füsse derselben schienen an die grössere angelöthet. Nicht durch ein Hängeschloß war zugesperrt. Man mußte demnach den Dekel durchschlagen. Ein Schlosser war nicht zu haben, durfte auch davon nicht in Kenntniß gesezt werden.

Bereits war es 11 Uhr Nachts geworden, man mußte vom Werke abstehen. Tausend Gedanken, viele Hoffnungen, aber auch Gewissens-Skrupel bemächtigten sich der Mirteswyl'schen Ehe-Leute.

Am andern Tage wurde die Arbeit fortgesezt. Man hoffte Aufklärung, und fand — eine dritte, kleinere Kiste. Wie, wenn am Ende in keiner Etwas wäre?! Aber die Noth brach hier wortwörtlich Eisen. Man fuhr fort, und durchschlug auch den dritten Dekel.

Doch, jezt erheiterte sich die Miene. Gold, reines Gold lachte entgegen. Es lagen 2000 Stüke Goldmünzen in der eisernen Lade. Wie sie hieher kamen, wußten Philipp und sein Weib sich nicht zu deuten.

Sie beschlossen endlich, den Zufall als Fingerzeug Gottes sich erklärend, das Geld zu verbergen und im kommenden Frühjahre sich ein neues Wohnhaus zu erbauen. Einen Theil erhielt die Pfarrkirche aus Dankbarkeit für wunderbare Errettung und Auffindung.

Die Dinge liegen nahe dir verborgen,
Such', quälen dich die schweren Sorgen!
Bald liegt ein Trost, bald Gold daneben,
Daran gewiß ein besser Leben.

Bältl.

Wie kann von den Krautfeldern eine höhere, als die gewöhnliche Rente erzielt werden?

Die Krautfelder gehören in der Regel zu den theuersten Grundstüken einer jeden Ortsmarkung, werden fast jährlich gedüngt, aber auch mit Gemüsen und Knollengewächsen jährlich besezt. Sowohl die grünen Gemüse, als auch die Knollengewächse werden in der Regel in der zweiten Hälfte des Juni als Pflanzen dahin versezt, sohin werden diese Gartenfelder gerade in den ersten drei Monaten, wo die Triebkraft der Natur am Stärksten wirkt, und in den Sommergärten bereits der Ertrag der ersten Pflanzung geerntet wird, nicht benüzt, ja oftmals, weil die Frühlingssaat und Bestellung der Kartoffelfelder zu viele Zeit und Hände in Anspruch nimmt, nicht einmal zur gehörigen Zeit und in längern Zwischenräumen gepflügt, sondern das Düngen und zwei- bis dreimalige Pflügen drängt sich nicht selten bis in die lezten vierzehn Tage vor der Bepflanzung zusammen, so daß der darauf verwendete Dung, besonders

in troknen heissen Sommern, gar oft mehr schadet, als nüzt.

Rechnet nun der Eigenthümer dieses Kraut-Feldes am Ende des Jahres den Kapitalzins, die Steuern und Grundabgaben, den Dung und Baulohn, so findet er nur zu oft, daß er seine ganze Ernte an Kraut ꝛc. viel wohlfeiler hätte kaufen, als bauen können. Ein solches Resultat sollte daher denselben billig zum Nachdenken bringen, wie er es angreifen müsse, um wenigstens den Lohn seiner Arbeit zu erzielen.

Ich will deßhalb einen Vorschlag zur Prüfung vorlegen.

Erstens würde ich mein Krautfeld schon vor Winters düngen, und mit Korn, oder mit Weizen und Korngemeng, oder, wenn das Feld mehr feucht als troken, und das Auswintern von Korn- und Weizengemeng zu befürchten wäre, mit lauterem Dinkel oder mit Korn- und Dinkel-Gemeng besäen. Um daher so viel Zeit zu gewinnen, daß dieses Feld noch gepflügt und besäet werden könnte, so würde ich den Dung entweder schon vorher hinausschaffen, auf einen grossen Haufen sezen und mit Erde bedeken lassen, oder wenn es thunlich wäre, müßte das nemliche Gespann, welches das Gemüse und Wurzelwerk abholt, den Dung mit hinaus nehmen.

Zweitens würde ich mit meiner Gemüse- und Wurzel-Ernte so viel eilen, als möglich wäre, damit der Getreide-Same, besonders das Korn nicht zu spät unter die Erde käme. Wäre keine Zeit vorhanden, das Feld noch vor der Saat zu düngen, so hat es gar nichts auf sich, solches nach der Saat obenauf zu düngen, besonders wenn dieses mit gut verwesetem Stallmiste oder Kompost geschehen kann.

Ist der Aker aber schon überdieß, wie gewöhnlich das Krautland, im Dunge gut gehalten, so kann die Kornsaat auch unbedenklich ungedüngt eingesäet werden, was auch den Vortheil hat, daß das Vieh das Korngras lieber frißt, als jenes von frisch gedüngten Feldern, weil der frische Dung dem Futter einen unangenehmen Geschmak mittheilt.

Drittens. Im Frühjahre, sobald das Korn stark in die Kiele gegangen ist, was gewöhnlich im lezten Drittel des Aprils geschieht, wird solches abgegrast und verfüttert. Weil aber das Feld kräftig ist, so schiebt das Korn zum zweiten Male, doch nicht stark; war aber Weizen oder Dinkel daruntergesäet, so entwikelt sich derselbe schnell, und gewährt 14 Tage später noch einen Schnitt.

Viertens. Es kommt nun auf die Zeit an, und die Witterung. Werde ich von diesen gedrängt, um mein Feld zum Pflanzensezen vorzubereiten, was nun ohne Dung geschieht, und wozu selbst ein einziges Pflügen zureicht, weil die Haue oder Hake ohnehin noch Vieles nachholt, und das Feld im vorigen Jahre vom Unkraute schon gereiniget wurde, so wird nun von diesem zweiten Schnitte, je nachdem er bedeutend oder unbedeutend ist, so viel als Gründung untergepflügt, als ich zu verfüttern nicht mehr Zeit habe, oder ich muß solches auf irgend einen freien Rasenplaz verführen, um Heu daraus zu machen; denn das vollkommene Dörren kann ich auf dem Krautfelde nicht mehr abwarten, weil solches seiner Kiele wegen längere Zeit, als das Wiesenheu nöthig hat. Habe ich aber das Korn ungedüngt gesäet, dann muß ich vor der Gemüse- oder Wurzelpflanzung das Feld wieder düngen, weil nach zwei Ernten immer eine Düngung folgen soll.

Demjenigen, welcher von meinem Rathe keinen Gebrauch zu machen Lust hat, weil er entweder denkt: „Michelskorn schon halb verlor'n“, oder, wie kann ich ein schönes Kraut oder Wurzeln erhalten, wenn ich meinem Felde, das ohnehin schon alle Jahre tragen soll, noch zumuthen will, zwei Ernten in einem Jahre zu liefern; diesem sage ich, daß er sich nur erinnern soll, daß hier nicht nur vom Körner-, sondern vom Futter-Baue die Rede sey, und daß ja Jeder weiß, daß

eine Wiese, die nicht unter die schlechten gehört, wenigstens zwei, wenn sie aber zu den vorzüglichsten gezählt wird, drei, ja vier Schnitte liefert. Dieser Fall ist aber nicht beim Wiesenbaue allein zu finden, sondern man kann sich bei allen Gemüsegärtnern davon überzeugen, welche es schon lange wissen, daß, wollten sie von ihren theuren Grundstüken nur Eine Ernte gewinnen, sie ihre Familien sicher nicht ernähren könnten. Geht nur nach Gochsheim und Senfeld, oder nach Kitzingen und Bamberg. Die beiden ersten Orte habe ich zwar nur wenig zu beobachten Gelegenheit gehabt, aber Kitzingen und Bamberg desto öfter; denn in der ersten Stadt verlebte ich meine Jünglingsjahre. Hier sah ich, wie hoch die Kultur getrieben werden könne. Der Besiz von zwei Morgen der ersten Klasse qualifizirt seinen Eigenthümer schon zu den Wohlhabenden; allein, durch seinen Fleiß nimmt er auch 3—4 Ernten in Einem Sommer herunter.

Er hat z. B. ein Spargelfeld. In dieses wird schon Winters, oder im Frühjahre Kupf-Salat und Pflanzen zum Verkaufe gesäet. Sobald die lezten zum Verkaufe und Selbstgebrauche ausgerupft sind, wird das Feld mit Gerste besäet, und mit einer Gartenhake mit äusserster Schonung der Spargeln leicht behakt. Anfangs August ist diese reif, wird geschnitten, das Feld wieder behakt und noch Winterkohl oder auch obere Kohlraben (ihres späten Wachsthumes wegen die besten für den Winter) gezogen, sohin in einem Sommer und auf dem nemlichen Felde Spargel, Salat oder Spinat, Pflanzen oder Sommerrettig, Gerste und zulezt Wintergemüse geerntet.

Ich weiß zwar, daß dieser hohe Kulturgrad aus verschiedenen Gründen nicht überall anwendbar ist, aber ich wollte auch nur den Beweis führen, daß alle Krautfelder zwei Ernten liefern können.

Nachtrag. So weit war ich mit diesem Aufsaze fertig, als ich Besuch von zwei sehr erfahrenen Landwirthen erhielt, denen ich meine Ansichten über diesen Gegenstand mittheilte, und sie um ihre Meinung darüber ersuchte. Beide erklärten dieselbe für richtig und ausführbar; Einer derselben machte mir aber folgende Aeusserung:

„Ich bin nicht nur von der Nüzlichkeit und Ausführbarkeit Ihres Vorschlages vollkommen überzeugt, sondern habe solchen schon durch mehrere Jahre auch praktisch vollzogen, jedoch auf folgende Art: Ich baue kaum so viel Kraut, als ich in meiner Haushaltung brauche, aber desto mehr Rangersen. Das dazu bestimmte Feld wird nun gut gedüngt, wie gewöhnlich bepflanzt, und zur gewöhnlichen Zeit gebrachet. Anfangs Septembers säe ich Korn hinein, und behake nun meine Wurzeln zum zweiten Male, was in der Regel von Andern nicht mehr geschieht. Durch dieses zweite Behaken, wobei ich den Boden gegen und um die Wurzeln zu ziehen suche, kommt nun der Same nicht nur in den Boden, sondern meine Wurzeln gedeihen besser, als andere, die nur einmal behakt wurden. Durch das Beiziehen kommt viel Same zunächst an die Wurzeln, die Kornpflanzen erhalten aber nach ausgezogenen Wurzeln desto mehr Raum, und bestoken sich, daß man im Frühjahre keine Lüken sieht. Das Ausziehen der Wurzeln geschieht aber zur Schonung der Kornsaat blos mit der Hand. Sie werden nun ausserhalb des besamten Akers auf einen Haufen gelegt und abgeführt. Im Frühjahre habe ich nun Futter, ehe ein Anderer daran denkt, weil das früher gesäete Korn auch früher abgegrafet werden kann, als das spät gesäete. Ist solches abgefüttert, so wird der Aker mit Grundbirnen belegt, die gewöhnlich noch schöner werden, als andere.

Wieder Rangersen darauf zu sezen, halte ich nach meiner Erfahrung eben so wenig für zuträglich, als zweimal Korn nach einander auf dem nemlichen Aker zu säen." Soweit der Erste; der Zweite machte aber noch die Bemerkung, daß, wenn man Gemüse darauf zu pflanzen gedenke, man nicht versäumen soll, die Pflanzen vorher zu sömmern, d. h., aus dem Beete, wohin sie gesäet wurden, und wo solche gewöhnlich zu dicht stehen,

solche einige Wochen vorher ungefähr 2 Zoll weit von einander im Garten zu verpflanzen, wodurch sie härter würden, neue Pflanzen schlügen, und dann, wenn sie auch 14 Tage später gesezt würden, die früher gesezten überholten. Dadurch gewinne man zugleich noch Zeit, den Aker, der Korn-Gras getragen habe, nach Wunsch in besten Stand zu sezen.

Da ich diese Bemerkungen für sehr nüzlich hielt, wollte ich solche daher sogleich beisezen, und meinen Lesern mittheilen. Uebrigens muß ich die Warnung gegen einen, in vielen Gegenden bemerkbaren allgemeinen Fehler, die sogenannten Kraut-Felder immer nur mit Wurzeln oder Kraut zu bepflanzen, wiederholen, und rathe ihnen vielmehr, diese Felder, die ohnehin Alles tragen, durch Abwechslung von Körnern und Futter oder auch Handelsgewächsen zu einem weit höheren Ertrage zu bringen. Sie bedürfen dann auch nicht jährlich Dung, sondern dieser kann auf andern Feldern angewendet werden, welche dann nach gutem Baue und gehöriger Düngung schönere Wurzeln und Kraut liefern werden.

G. J. Stöhr.

(Aus der landwirthschaftlichen Zeitschrift f. d. Untermainkreis.)

Der Maulwurf und die Maulwurfshaufen in Wiesen.

Man hat sonst den Maulwurf unter die der Landwirthschaft schädlichen Thiere gezählt, aber die nähere Erforschung seiner Lebensweise, seiner Nahrung und Eigenschaften hat gezeigt, daß er so, wie alle rechtschaffene Thiere, nüzlich, für die Erhaltung der Fruchtbarkeit unserer Erde nothwendig, und daß nur eine Ueberzahl der Maulwürfe, welcher aber der Mensch durch seinen Verstand leicht entgegen arbeiten kann, schädlich werden könne.

Der Maulwurf frißt keineswegs die Wurzeln der Graspflanzen unserer Wiesen, wie man sonst geglaubt hat, sondern er nährt sich einzig von Würmern, Insekten und ihren Larven, welche unter der Oberfläche unserer Grasplätze leben, die Graswurzeln fressen und dadurch unsere Wiesen-Pflanzen zu Grunde richten. Man hat sich davon überzeugt, indem man lebendige Maulwürfe eingefangen, jeden abgesondert in einem Glase aufbewahrt, dem einen Graswurzeln, dem andern Regenwürmer zur Nahrung gab. Dem blos Gras-Wurzeln zur Nahrung gereicht wurden, ist vor Hunger eingegangen; der aber Regenwürmer bekam, fraß sie und blieb bei Leben. Ein Freund der Naturforschung hat zwei lebendige Maulwürfe in einem Glase aufbewahrt, ihnen verschiedene Pflanzenwurzeln zum Frasse aufgetischt, aber sie frassen sie nicht, wohl aber pakte ein Maulwurf den andern an, als er zu grossen Hunger bekam, und verzehrte ihn. Es ist somit vollkommen erwiesen, daß die Maulwürfe fleischfressende Thiere sind, die unsern Wiesenpflanzen gar nicht schaden, sondern besonders die so häufigen rothen Erdwürmer, welche man Regenwürmer nennt, die Engerlinge und andere Würmer verzehren. Dadurch nüzen sie uns aber ausserordentlich. Gäbe es keine Maulwürfe, so würden die Erdwürmer auf unsern Wiesen, die man nicht umzugraben pflegt, wo also diese Würmer von andern Feinden nicht so, wie in Gärten und Feldern verfolgt werden können, sich ausserordentlich vermehren, die Wurzeln der Graspflanzen abfressen, und unsere Wiesen verderben.

Freilich wirft der Maulwurf ganze Hügeln Erde über unsere besten Wiesen; allein, auch das benüzt der fleissige Landwirth zur Verbesserung seiner Wiesen. Er wirft diese loker Erdhaufen von Zeit zu Zeit, besonders im Frühjahre und Herbste, mit dem Rechen aus einander, bevor sie fest werden, und verbessert damit seine Wiese. Denn unter einer über die Wiese zerstreuten, höchstens einen Zoll hohen lokern Erde, vervielfältigen und vermehren sich die Wiesenpflanzen.

Die Maulwurfshaufen machen daher in den Wiesen nur dem faulen Landwirthe Schaden und Verdruß, der sie nemlich nicht aus einander werfen will, oder der mit Widerwillen diese Arbeit als ohne Nuzen ihm zugewachsen ansieht. Wer die Maulwurfshaufen auf der Wiese hart werden läßt, der fehlt, weil auf denselben weniger Gras

wachsen wird, weil sie das Grasmähen erschweren, ja fast unmöglich machen.

Jede Thiergattung, und somit auch die Maulwürfe werden schädlich, wenn sie zu zahlreich vorhanden sind. Dieser Ueberzahl kann aber der Mensch durch das Abfangen abhelfen. Das Abfangen ist das sicherste, und keineswegs zu kostbare oder zu mühsame Mittel. Im Frühjahre und Herbste sehe man auf der Wiese nach, wo der Maulwurf Erde auszuwerfen anfängt, und tritt diese zusammen; man stekt ein dünnes Stäbchen in die eingetretene Erde; der Maulwurf wird nicht säumen, an demselben Orte seine angefangene Arbeit fortzusezen; eine zitternde Bewegung des eingestekten Stäbchen verräth dieß alsogleich, und nun sticht man mit einem scharfen Grabscheite schnell in die Erde, und wirft die anliegende Erde auf die Wiese; unter dieser wird sich auch der Maulwurf befinden, der, sobald er sich auf der Erdoberfläche befindet, höchst unbehilflich ist, und seiner Tödtung nicht entfliehet. K.

Der Gewinn der Entsagung.

Es kommt eine Zeit, da du verfehlte Wünsche segnest, oder erfüllte verwünschest.

Der Mensch träumt sich seine Zukunft voraus, er entwirft mit ängstlicher Genauigkeit seinen Lebensplan, und malt mit schimmernden Farben seine Glükseligkeit aus.

Die blassen Gespenster der Sorge, die gigantischen Schatten der Furcht, die Nebelgebilde des Zweifels umschweben den Eingang ins Zauberthal der Zukunft, auf dem das sanfte Mondslicht der Ahnung ruht, über dem die freundlichen Sterne der Hoffnung glänzen.

Der Mensch tritt zagend ein, und sieht sich um, und staunt. Die Zukunft ist zur Gegenwart geworden, und Alles anders, als er sichs verhieß; die düstern Traumgesichte sind verschwunden, und friedlich webt um ihn die Wirklichkeit.

Wo ihm die Hoffnung Paradise zeigte, da findet er nur einzelne Blumen; genügsam pflükt er sie und söhnt sich mit der Täuschung aus, und des Begehrens ungestümer Ruf in seiner Brust verliert sich in die sanften Laute der Entsagung.

Er ist nicht glüklich, doch er ist zufrieden; denn immer noch spricht ihn das Leben freundlich an, und ihm verklärt der Strahl von oben des Daseyns trübliche Gestalten.

Was ists denn, das ich wollte? ruft er aus und sieht umher — und findet für ein stilles unentweihtes Herz genug der sanften Menschenfreuden. Um seinetwillen ist ja aus dem Chaos mit allen ihren Reizen die Erde nicht hervorgegangen; in ihres Reichthumes unerschöpflicher Fülle lebt die Natur dem Vater aller Wesen und sich selber, nicht aber ihm zu Lieb.

Und wie eine werdende Sonne glüht in ihm das Ahnen einer höhern Bestimmung auf. Er fühlt es immer heiliger und höher, daß er und Alles, was da lebt und ist mit ihm, nur da sey um des Schöpfers willen. Er fühlt es immer heiliger und höher, daß nirgends für den Menschen ein Glük blühe, wenn er es nicht in fremden Herzen findet und selbstvergessend pflegt, und daß die Himmelsträume der Beseligung nur in der Seele lächeln, die mit Andern liebt und leidet, und mit des Trostes milden Blumen des Kummers finstre Loken kränzt. Und selig dehnt sein Herz sich aus und sprengt die Eisrinde der Selbstsucht; im warmen Strahle der Liebe gehet das Samenkorn der Tugend auf, und wird zur Palme der Unsterblichkeit. v. L.

Nuzen des Anis.

Aus ihm wird ein Oel bereitet, welches zu Liqueuren, besonders für Seereisen, verwendet wird und ein Hauptmittel gegen den Skorbut ist.

Werth des Bimssteines.

Er dient zum Poliren von Holz und Steinen, dann zum Rasiren der Seeleute (wegen des Schiffschwankens); in Italien zu Mauerkitt und Unterlagen für Freskomalereien.

Wie erkennt man verfälschtes Bleiweiß?

Man giesse verdünnte Salpetersäure darüber und es wird das reine Bleiweiß vom Schwerspath sich trennen.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Niederbayern. — In einigen Städten feiert man in den Elementarschulen so grosse Ferien, wie an den höheren Anstalten, z. B. zu Ostern 12—14 Tage, im September 6 Wochen; und doch sind zu Ostern und im Herbste nur 4 Wochen erlaubt. Solche Abnormitäten aber kränken den oft weit mehr mit Arbeit überbürdeten Landschullehrer und unterhalten den Dünkel eines nicht bestehenden Vorzuges oder einer besondern Ueberlegenheit — Eben so nennen sich manche Schulgehülfen (Schullehrergehülfen) immer Hülfslehrer, was wohl nicht seyn kann, da der Elementar-Lehrer Schullehrer sich zu nennen hat, der Gehülfe noch nicht Lehrer ist und lezteres Prädikat den Dozenten an lateinischen und technischen Schulen und an Schullehrer-Seminarien allerhöchst vorgezeichnet ward. Soll alle Titulatur kein Phantasma seyn, so muß man durchgreifend und konsequent betiteln und betiteln lassen.

Frage.

Wie wäre es, wenn die Vorstände der Aemter für ihr Personal hinsichtlich der Veruntreuungen und Fahrlässigkeiten haften müßten? In * ereignete sich, daß der Protokollist 700 fl. einzutragen unterließ und der Creditor sie verlor. Das Gericht wollte nichts wissen und der Protokollist war ganz mittellos. Sollte hier nicht der Ersaz in Abzug vom Gehalte zu zwei Theilen (des Direktors und Protokollisten) geleistet worden seyn? Es gäbe den Behörden viel mehr Ansehen oder Wirksamkeit, wenn in solchen Fällen Ersaz geleistet würde auf angegebene Weise. Muß doch auch die Magd, der Lehrer, der Soldat zc. büssen, wenn sie etwas ihnen Anvertrautes verlieren, verlezen u. dgl. Ein so gewissenloser Verlurst muß schmerzen. —

Polizeiliches Rezipe.

Man muß bei Angesehenen das Konkubinat gestatten, Wucherer nicht sehen wollen, die Polizeistunde mit einem Paar Mäßlein Bier hinausrüken lassen, die Handwerks-Bursche wegen Bettels arretiren und muthwilligen Verschwendern gute Monatgelder suchen, für Strassenreinlichkeit sorgen und Essig und Anderes vergiften lassen — um gut zu stehen!!!

Verwunderung.

Man hat bereits einen Schwer-, Luft-, Feuer-, Wärme-, Elektrizitäts-, Licht-, Güte- u. a. Messer, aber noch keinen Speise-Süß- und Sauermesser, da doch bestimmt 1) den Köchinnen damit gedient und 2) die Gesundheit unterstüzt würde.

Sonderbares Responsum.

V. Gott läßt auf dürren Bäumen Gras wachsen.
R. Ist aber auch darnach, Alleluja!
(Ortlepp's Schillerlieder.)

Das Hochamt.

Seht die dichte Menge schreiten
Zu des Tempels hehrem Raum,
Und die dumpfen Gloken läuten,
Man vernimmt der Worte kaum.
Eile bringt in Aller Glieder,
Frohe Blike grüssen sich,
Und dann senken sie sich wieder,
Ahnen Gottes männiglich.

Seht die dichte Menge knieen
Um Altär' und Kerzenlicht,
Wie die Seelen Ird'sches fliehen,
Jeder Dank und Bitten spricht!
Keiner klagte je vergebens
Seinem Vater seine Noth,
Denn, Er bietet ja des Lebens
Wonne, aber auch den Tod.

Seht den Priester Opfer bringen,
Weihen sich und Volkesherz;
Sehet all die Hände ringen,
Und verschwunden ist der Scherz!
In dem Flug der warmen Seelen
Läßt die Menge ird'schen Schein,
Und in diesem Gottvermählen
Spricht das Bess're ganz allein.

Und der Seraphssprache Schöne
Dringt in Seelenrührung ein.
Und des Chores fromme Töne
Bleiben reinen Seelen rein.
Alles eint sich in dem Einen,
Mancher hasset dort und da —
Aber jezo haßt er Keinen,
Jeden sühnt das Gloria.

Als das Amt zu End' gegangen,
Weiht das Kreuz noch jedes Haupt,
Heilig's Wasser ward empfangen,
Und getröstet geht, wer glaubt:
Jung und Alt entflieh'n den Hallen,
Zu dem Herde eilt der Mann,
Auf den Mienen Wohlgefallen,
Fängt er sein Gewerbe an.

Bättl.

Logogryph.

Mit K sezt man mit auf den Tisch,
Mit S macht man mich immer frisch;
Mit f bin ich schon matt und schlecht,
Mit h bin ich doch nirgend recht.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 25. 20. Juni 1840.

Pfingstferienreise
des Lautenspielers Candidus Pflugmann.

Eine Erzählung.

—

1.

So ists, und recht geschieht dir. Keine bessere Bescherung konntest du von Spielern erwarten; denn vom Dornstrauche sammelt man keine Trauben, spricht die ewige Weisheit. — O, mein treuer, frommer Alypius, wo bist du! und wie richtig geht deine Weissagung in Erfüllung! — Doch zum Entschlusse; soll ich ihr antworten? — Alles wohl erwogen, nein! Entdeken müßte ich sonst, was ich wahrhaftig nicht that, eitles Lob dafür einzuernten. Und was ists auch im Grunde? daß ich diesen Fourbier aus dem Kerker erlöste, worein er doch grossentheils meinetwegen eingesperrt ward, ist kaum der Rede werth, und daß ich Schulden für ihn bezahlte, weßhalb Andere ihn anklagten und um die Verlängerung der Haft anhielten, dafür hat Jener meine Schuld bezahlt, der keine Schuld hatte. Auch war es nur höchste Billigkeit, die alte Hanne zu entschädigen, die dieses Spukes wegen das Haus räumen mußte. Was also liegt Grosses hierin? — Und dennoch, ich glaube wahrhaftig, ich weine! Siehst, du edelsinniger, starker Kopf, sage, eitelsinniger, schwacher Tropf, das ist deine Stärke! der Verkauf zierlicher Gewande, eines Klaviers und einer Taschen-Uhr steht wie ein Riesenopfer vor dir; und drei leichte Zeilen einer weiblichen Hand werden zu Ketten, die dein Herz gleich einer Schlange umwinden und ihm alle Ruhe und Besonnenheit entsaugen! Und dennoch, ich kann, ich darf, ich will mich nicht erklären. —

2.

Horch, die alte Thurmuhr: Eins — zwei — drei! — zu Werke. Vor allen Dingen meine Messe aus C dur; dann die schönen Siebensachen für die Schwestern, das einzige Geschenk seit zehn Jahren. So und dann das Uebrige. — Sieh mich nicht so kläglich an, mein guter Kempis! Auch du reisest ja mit; bist du doch so leicht zu tragen! Und nun komm her, du mein alter, grüner, vielbespotteter, und doch so bequemer Frak, der mir allein von meiner Garderobe getreu blieb. So, der Reisebündel wäre geschnallt. Was noch? — Ach, ja freilich: — acht Groschen; es ist wenig, sehr wenig! — Meine Laute! — Bald hätte ich Undankbarer deiner vergessen, du mein Trost und meine süsse Freundin! Nein wahrlich, nichts auf Erden könnte dich mir ersezen.

So, und nun rasch zum Thore hinaus. Leb wohl, du guter, alter Martin! Wie friedlich er schläft! —

Blik auf, mein Candidus, und sieh:

> Freundlich blinkt der Morgenstern,
> Und, wie Lämmlein, ruhig wogen
> Weisse Wölkchen nah' und fern
> An dem blauen Himmelsbogen;
> Wirf die Sorgen auf den Herrn,
> Und dein Herz wird nie betrogen!

Hast du je ein schöneres Konzert und herrlichere Quartetten gehört, als das unendlich mannigfaltige Stimmengewirbel dieser freudigen Wald-Sänger, die, ohne kümmerliche Sorge des Tages, aus freier Brust dem Herrn jubiliren? Und wo wandeltest du je auf so reichen Teppichen, als auf dieser perlbesäeten Flur? Sieh nur, wie trübselig und kleinlich die Residenz unter diesem weiten Himmelsbogen erscheint! Und du weinest noch, wo

die Vögel des Himmels dich einladen, in ihr Jubel-Konzert einzustimmen und fröhlich im Herrn zu seyn! Pfui, schäme dich, Candidus!

Doch, laß hören, weßhalb weinest zu eigentlich? Daß du deiner Habe so ziemlich quitt bist? — Das ist nicht wahr; hat dich doch die Gnade des Himmels dir selbst und zwar gesund erhalten, und du kannst mit jenem Weisen sagen: „Alle meine Habe trage ich mit mir." Denn dein Jus hast du ja so ziemlich im Kopfe, und vier Länder stehen dir offen, deren Sprache du inne hast; nichts von der besondern Gabe des Himmels, von der freundlichen Tonkunst zu sagen, die einen sanften Zauber über dein Erdenweh verbreitet, und worin selbst deine Feinde die Virtuosität dir nicht absprechen. — Sieh nun, wie reich du bist, und danke deinem Herrn für so viele Schäze. — Was aber weinest du? — Daß der Vize-Präsident, der es immer herzlich mit dir meinte, über deinen Umgang mit Taugenichtsen dir einen derben Verweis gab, dich einen leichtsinnigen Gesellen schalt, der um kein Haar besser sey, als sie, und dem man kein Amt anvertrauen könne? — Frage dich einmal: Hatte er Unrecht? Und hast du die Frage beantwortet, so bessere dich. — Oder thut es dir etwa wehe, daß die sehnsüchtig erwarteten Pfingstferien gerade zu einer Zeit einfallen, wo der Aufenthalt in der Residenz dir zu einem unerträglich peinlichen Joche ward, und du endlich nach zehn vollen Jahren einmal die herzdurchdringende Bitte deines alten Vaters erfüllen und ihn besuchen kannst?

Nicht darum also weinest du? Nun, so sprich, was weinest du denn? Entdeke die Wunde dem Freunde; wir wollen sie sanft behandeln und sehen, ob wir sie heilen können. — Darum weinest du, ach, nur allzuwohl weiß ichs, weil Adelheid sich deine Besuche verbat; weil sie, an der dein Herz so innig hing, dich so ganz verkennt, deine treue, unermüdliche Sorgfalt für ihre Bildung so grausam vergilt, und gleisenden Geken ihr Ohr, vielleicht auch ihr Herz hingibt! — Still, Candidus, was sprichst du da? — Was, spreche ich etwa nicht wahr? Sagte sie mir nicht selbst, als ich in den lezten acht Tagen — dich, getreuen, grünen Frak nicht ablegte, ich sähe eher einem abgedankten Jägerburschen, als einem Rechts-Kandidaten ähnlich? Und schrieb sie mir nicht ausdrüklich, die Verhältnisse ihres Hauses gestatteten nicht, daß sie die Besuche eines jungen Mannes ferner annähme, der jeden guten Rath verschmäht, den Umgang mit bekannten Spielern nicht aufgeben wolle, und, dem Vernehmen nach, seine beste Habe verkauft habe, Spielschulden zu bezahlen und das Geld zu vertrinken? Wer kann das von mir sagen? Und wäre es auch, was — Du, Herr! weißt es — nicht wahr ist, wie und wann habe ich das je um sie verdient? — Doch, halt! — vielleicht, ja höchst wahrscheinlich, gab ihre Mutter diesen Brief ihr in die Feder; denn nimmermehr hätte sie dieß über ihr sanftes Herz gebracht; wirklich scheint auch der lichtgelbe Flek am Rande eine vertroknete Thräne! Nun, was weinest du abermal?

Ach, Freund Candidus! du willst mein Leid mir hinweg reden und drükst den Dorn mir immer ins Herz. Habe ich nicht, als man mir bereits vor vier Jahren drei Dukaten für eine Klavierstunde des Monats bezahlte, sie ihr, die sich mit ihrer kleinen Pension kümmerlich genug behilft, fort und fort für einen Dukaten gegeben? und habe ich nicht zur Zeit der Hausmiethe ihr diese und wohl noch einige Stüke mehr durch meinen alten Martin, im Namen eines alten Freundes, zurükgesendet? — Schweig, du eitler Prahler! und schäme dich; hast du denn des göttlichen Wortes so ganz vergessen, daß deine Linke nicht wissen soll, was deine Rechte thut? — Ach, ich würde deß auch nicht erwähnen; aber es trifft hier Alles zusammen; denn auch den Umgang mit Fourbier und Cantarini betrieb ich ja blos, daß ich durch Erstern in dem modischen Geplauder, durch Leztern aber in der Laute mich vervollkommnete, und dieß größtentheils, um ihre Bildung um so thätiger zu betreiben; und nun lohnen sie mir mit der Thüre!

Armer Candidus! du fängst an, mich wirklich zu bedauern; und ich würde dich auch nicht tadeln, ja vielleicht sogar deinen Edelsinn, sage Eitelsinn, loben, wenn du nur über dein gar so grosses Zartgefühl nicht vergessen hättest, daß Adelheid ihrer Mutter Eins und Alles ist; daß sie dich oft flehentlich ersuchte, den Umgang mit diesen verschrieenen Menschen abzubrechen; und daß sie den guten Ruf ihrer Tochter wie ein kostbares Kleinod, rein und unbeflekt, erhalten muß. Hättest du deinen eigenen schönen Namen, der nach dem alten Cornucopiä: weiß, rein, untadelhaft bedeutet, mit eben der Sorgfalt bewahrt, so wärest du jezt nicht in- und auswendig unrein. Und nun weine immerhin, wenn dir dieß das Herz erleichtert; weine herzlich, Stoff hast du genug dazu.

3.

Das friedliche Morgenglökchen eines nahen Dorfes tönte mir wunderbaren Trost ins Herz. Ich griff zur Laute und sang:

Ave, o Königin,
Gottesgebärerin.
Glänzender Stern!
Siehe, der Engel bringt
Botschaft, die lieblich klingt,
Botschaft vom Herrn.

Und, in der Demuth Sinn,
Gibst du, o Königin,
Ihm zu verstehn:
Ich bin des Herren Magd;
Wie du mir angesagt,
Soll mir geschehn;

Heil dir! In deinen Schooß
Sankt das Wort, hehr und groß,
Kindlich sich ein;
Nimmt unsre Menschheit an,
Wird mit Fleisch angethan,
Gleich uns zu seyn.

Unsere liebe Frau
Spende des Trostes Thau
Seelen in Pein!
Gib auch mir Kraft und Ruh';
Wolle, o Jungfrau, du
Mutter mir seyn.

4.

Neues Leben regte sich allmählig; einzelne Wanderer zogen hin, andere her; die reinlichen Milchnerinnen eilten der Residenz zu, und freundlich tönte ihr Gruß: Gelobt sey Jesus Christus! Ich fühlte es, ich athmete allmählig freier und leichter. Doch nicht lange, und die grämliche Sorge schlich heran und sprach abermal und abermal: Mein Candidus! drei lange Tagereisen bis zur Prälatur und nur acht Groschen! Zurük, sagte ich ihr, und schlug den Waldweg ein; du hast weder Siz, noch Stimme in meinem Herzen. Habe ich nicht vor der Hand ein frugales Mahl in der Tasche? habe ich nicht meine Laute und überdieß ein reiches Kapital? denn was auch der eifersüchtige, alte Hofkapellmeister sagen mag, ich hoffe, meine Messe aus C dur soll mir in der Prälatur Ehre und wenigstens so viel Geldes einbringen, daß ich mit Ehren zurükreisen kann; vielleicht auch mehr noch.

5.

Noch wenige Schritte und sieh, da sprudelte mir ein Krystallquell sein frisches Gewässer entgegen. Mein Candidus! sprach die innere Stimme, sieh, wie freundlich hier für dich aufgedekt ist! Fröhlich lagerte ich mich um den Quell, und gar sehr behagte mir mein spärlicher Vorrath. Ich fühlte mich überaus wohl in der traulichen Umwaldung.

Das ferne Gerassel eines Wagens störte mich in meinem Sieste. Es kam immer näher und näher. Ein wohlbeleibter Herr im Wagen sprach wie im Zorne: Ei, solche Leute sollen arbeiten; denn wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen; das spricht ebenfalls die Schrift. — Aber, mein Gott, erwiederte der Andere, sie arbeiten ja; und da sie nicht fundirt sind, ist es doch billig, daß, während einige dem Predigtamte und der Seelen-Sorge obliegen und andere sich dazu vorbereiten, anderer Seits für ihre Bedürfnisse gesorgt werde. Dazu halten sie ihren Chor genau und fasten strenge. — Ei, was Chorgeplärr und Fasten, darran kann unser Herrgott unmöglich Gefallen haben! — Hören Sie, sprach der Andere, das Gebet des Gerechten vermag viel; und wären der Gerechten nur fünfzehn gewesen, Sodoma und

Sommorha ständen heute noch. — Das Gespräch war mit dem Wagen vorüber.

Wem kann das gelten, fragte ich und sah zurük; und sieh da, von fern zwei Religiosen aus dem Kapuziner-Orden, einen Knecht hinter sich, der ihnen nachtrug, was sie von der christlichen Milde erflebt hatten. Euch einfachen und getreuen Gottesknechten also gilt dieser Groll! sprach ich. Ich erwartete sie und sprach von Herzen: Gelobt sey Jesus Christus! Kennen Eure Ehrwürden diese beiden Herren, die so eben hier vorübergefahren sind? — O ja wohl. — Sie haben da einen Freund und einen Feind. — Ich theilte ihnen das Gespräch mit. — O, der Herr Ober-Amtmann, sprach der Aeltere, ist bei Weitem so schlimm nicht, als er spricht, und thut troz seiner Reden unserm Kloster sehr viel Gutes. Aber freilich, widersprechen darf man ihm nicht, sonst vertheidigt er auch die ungereimteste Behauptung mit Heftigkeit.

Ich vergaß des Harms bei den Harmlosen und schloß mich an sie an. Das Bild meines Alypius stand mit lebendigen Farben vor mir. Kennen Eure Ehrwürden, fragte ich abermal, nicht einen gewissen Alypius Kreuzmann? Er absolvirte die Rhetorik und die philosophischen Studien mit mir, und trat, wie ich erst späterhin erfuhr, in Ihren Orden? O ja wohl, sprachen sie, er machte das Noviziat in unserm Kloster und vertritt gegenwärtig Kooperatorsstelle in einiger Entfernung von hier. Wir wurden bald vertrauter mit einander. Sie fragten mich nach dem Ziele meiner Reise. Ich nannte die Prälatur Oberheinach. Da gehen Sie am Nächsten über unser Kloster, sprachen sie. Wollen Sie mit uns kommen: unser Pater Guardian wird Ihnen die Hospitalität gewiß nicht versagen. — Siehst du, grämliche Sorge, sprach ich, wie eitel deine Furcht war? und wanderte, der Einladung herzlich froh, dem Kloster zu.

6.

Sehr gastfreundlich empfing mich der Guardian, ein ehrwürdiger Greis, der einem altadeligen Hause entsprossen, und erst in spätern Jahren in den Orden getreten war. Bei einer tief innerlichen Frömmigkeit und grossen Strenge war er überaus heiter, und erfreute sich, nach dem Apostel, immerdar im Herrn. Er erkundigte sich nach alten Bekannten aus der Residenz, und hörte, was ich erzählte, mit Lächeln und wie eine verklungene Mähre aus fernen Zeiten und Ländern. Sein Anblik flößte herzliches Vertrauen ein; ich offenbarte ihm einen Theil meiner Abenteuer, meine Unentschlossenheit und Besorgnisse für die Zukunft. Er hörte sie mit inniger Theilnahme und entfaltete in wenig Worten Schäze von Erfahrungen und Weisheit. Die Laute hatte er selbst einst als Meister gespielt. Sehr bedauerte er, daß mein Alypius nicht zugegen wäre, der nun den Klosternamen Bonaventura führte, und erzählte mir mancherlei Rührendes von ihm. Bleiben Sie, sprach er, wenn es Ihnen nichts verschlägt, noch morgen bei uns; wir wollen mehr mit einander sprechen. Ich nahm den Antrag willig an; und überaus wohl war mir in dieser klösterlichen Stille zu Muthe. Zu tiefen Betrachtungen führte mich diese Einsamkeit und die einfachen aber sinnvollen Bildnisse in dem langen Kreuzgange, die als lebendige Denkmale glorreicher Kämpfer Gottes das Herz unwillkürlich zur Bewunderung, Nacheiferung und Andacht anregten.

Gerührt schied ich den folgenden Morgen von dem Kloster. Der Greis hatte mir ein Empfehlungsschreiben an seinen alten Freund, den Chor-Meister der Prälatur Oberheinach, mitgegeben; und, auf sein Geheiß, geleitete mich der Kloster-Knecht bis zu einem Waldpfade, der in die fünf Stunden entlegene Stadt führte. Recht treuherzig wünschte dieser mir eine glükliche Reise. Auch während meines Aufenhaltes im Kloster hatte er in Einfalt und Liebe die kleinen Dienste in meinem Zimmer verrichtet. Sollte ich dem Manne gar nichts vergelten? Meine Armuth und meine Hoffart geriethen in Kampf. Leztere siegte. Schnell griff ich in die Tasche, und drükte dem Alten mein einziges Achtgroschenstük in die Hand.

Und nun gings in schnellem Schritte bergauf, thalab; ich fühlte mich frei, leicht und wohl. In den Hintergrund meines Herzens waren meine Stadtverhältnisse getreten, und nur die frische Erinnerung an das Kloster stand in friedlich mildem Ernste vor meiner Seele. Aber mählig und mählig umflog mich, wie ein Bienenschwarm, ein Heer kleiner Sorgen, die Last des Tages fing an, mich peinlich zu drüken, und ganz unheimlich ward mir in dem langen, öden, schaurigen Tannenwald. Ich griff zur Laute; es verfing nichts. Weit mochte ich schon gegangen seyn, als ich die kleine Stadt von fern erblikte. Der Weg dahin war noch weit, und bald war sie auch meinen Augen wieder entschwunden. Die Sonne kulminirte bereits, und auch die Hungeruhr sagte mir deutlich, es sey um die Mittagszeit. Sehr trübsinnig schritt ich weiter, da ward plözlich die Gegend frei, und auf einem nahen Hügel stand, von uralten Eichen rings umschattet, ein rührendes Bildniß unsers gekreuzigten Herrn. Sieh, mein Candidus! sprach ich, wer hier mit ausgespannten Armen deiner harret, und in wie schmerzlicher Liebe Seine Gesellschaft, die Mutter und Sein treuer Jünger, zu ihm aufbliken! Auch Ihn hungerte und dürstete, der Alles, sogar Sein Leben für Seine Feinde gab, und du klagst eines kleinen Ungemaches wegen! — Komm, vereinige dich Seiner Gesellschaft, und schütte dein Herz vor Ihm, dem treuen Helfer, aus. Ich kniete vor dem anziehenden Bilde nieder, und mein Herz löste sich in einen Strom von Thränen auf.

Neugestärkt und voll Vertrauens griff ich abermals zum Stabe, und wanderte zur Stadt, die kaum noch eine Viertelstunde Weges vor mir lag. Angst befiel mich in ihrer Nähe. Sieh, Freund, sprach ich, hättest du heute früh dich überwunden, und dem alten Manne, wie sichs ziemte, in christlicher Demuth gedankt, und durch dein prahlerisches Geschenk den Werth seines ganzen Werkes nicht geschmälert, so dürfte dir jezt beim Anblike der Stadt nicht bangen. Nur gerechte Strafe leidest du. Was sollst du darin? „Zu betteln schäme ich mich, und graben mag ich nicht.“ Bedenke jedoch, daß dieß Worte eines ungerechten Haushalters sind, und vergiß der Gerechten nicht, deren Beispiele du gestern und heute noch gesehen und bewundert hast. — Bist du nicht eben vor dem Bildnisse deines armen Herrn gekniet, und, gedenkest du Seines armen Dieners Franziskus nicht mehr, der in Demuth Almosen empfing? — Furchtbar sträubte sich meine Hoffart bei diesem Gedanken, und gern wäre ich ihr zu Hülfe gekommen; doch, ich wußte keinen Ausweg. Zu verkaufen hatte ich nichts; denn die Geschenke für die Schwestern waren ein Noli me tangere.

(Fortsezung folgt.)

Welches einfache Mittel gibt es wohl gegen die sich so vermehrenden Fliegen-Arten, die in der kleinen Landwirthschaft so häufig und lästig vorkommen?

Eine wesentliche Plage für Landleute, als auch selbst ihr Vieh, sind in den Sommer-Monaten, und gar in der Erntezeit, die sich nun auch so vermehrenden verschiedenartigen Stechfliegen, Bremsen, Müken, Gelsen u. a. m. Auf dem Felde wird das Zug- und Weidevieh, besonders bei herannahendem Witterungswechsel oft in der Art von ihnen beunruhigt, gequält, auch aufschwelend und blutend gestochen, daß die Kühe wild den Schwanz in die Höhe strekend, Schaden thuend, in die Getreidefelder, in die Sträucher, Waldungen, auch unaufhaltsam nach Hause laufen, um gleichfalls in ihren Stallungen Schuz zu suchen.

Auch die Arbeitspferde werden oftmals von diesen Plagegeistern so beunruhigt, daß sie auch ausschlagen, und ihre sonstige Folgsamkeit nicht recht beachten mögen, ob zwar sie wohl, hie und da üblich, durch einfach von Hanf oder Zwirn-Garn gestrikte Fliegenneze schüzend bedekt werden. Irre ich nicht, so ist in diesen Blättern wohl zur Abwehrung der Fliegen durch Bestreichen des Viehes von einem Kräuterabsude aufmerksam hingewiesen worden, doch, das mag als praktisch sich noch nicht genug bewährt haben. Kommt nun

das arme Vieh vom Felde in die noch meistens aus Holz bestehenden niedrigen, beengten Stallungen, wo die Dunstfeuchte von den Deken herabtröpfelt, zurük, so wird es wieder von einem Hizegrade und den gewöhnlichen vielen Hausfliegen empfangen und neuerdings gequält, daß man es mit Bedauern und um so mehr naß schwizend findet, als in vielen Gegenden noch das so nachtheilige warme, statt dem reinen kalten Wasser Getränke, für sie besteht.

Die Landleute sollten mehr als je bedacht seyn, eine Oeffnung mit Schuber in den Stall-Deken anzubringen, und die sonst mit Mist oder Stroh verstopften kleinen Stallfensterl durch eingerahmte Fliegenleinwand, oder noch besser mit feinem Rohrgeflechte, und die Stallthüre mit grober Leinwand, die oben befestigt wird, vermachen und verhängen. Auf diese Art wären die Stallungen im Sommer, der Arbeit unbehindert, gut luftig und hinlänglich dunkel, wodurch die Fliegen ganz unschädlich ihr quälendes Spiel verlieren, und auch nicht einzudringen vermögen. Die freie bewegliche Leinwand hindert das Vieh beim Ein- und Ausgehen durchaus nicht. Des Nachts können die Stallungen durch einen 4—5 Fuß hohen Gatter, äusserlich der Thüre angebracht, zugemacht und die Sperrkette, vor Diebstahl verschliessend, angelegt werden.

Die Spinnenzester, wo viele Fliegen gefangen und vertilgt, werden in Stallungen wohl nicht gerne geduldet. Den nüzlichen Schwalben, die besten Fliegenschnapper, wenn keine Bienen in der Nähe sind, muß ihnen und ihren Nestern im Stalle oder an Stallwänden gar schonend begegnet und ihnen ja nichts zu Leide gethan werden. In anderer Hinsicht werden die Fliegen in Stuben auch den Hausfamilien gleichfalls und besonders auch vor einem Wetterwechsel in ungeheurer Menge so eindringlich und selbst mit ihrem Stechen sehr lästig; auch verunreinigen sie mit ihrem Kothe alle häuslichen Bestandtheile, und verschlukt im Essen und Trinken verursachen sie Ueblichkeiten, auch wohl Erbrechen.

Den Molken beim Käsepressen, der Milch, wie deren Gefässen, sind sie wegen ihrer Nahrung sehr zugethan. Gegen ihren bessern Stubenschuz werden die Fehler begangen, daß die Fenster nicht geöffnet werden, wodurch den niedern, feuchten, unsaubern Wohnungen der so nöthige reine Luft-Zudrang der Gesundheit wegen versperrt wird. Die herumfliegenden Stubenvögel, wie die Meisen, Rothkehlchen u. dgl., wiewohl sie den Fliegen gut nachzustellen wissen, verdienen wegen der Unreinlichkeit und daß die Fenster zugemacht seyn müssen, nicht das Lob, als wie die Fliegenklatsche, die in keiner Haushaltung fehlen sollte. Eben so ist nicht gut zu heissen, daß die rothen Giftpilze aus dem Walde, nach üblicher Art zur Tödtung der Fliegen, zerschnitten, in Scherben mit etwas Molken oder Milch angegossen, herumgestellt werden. Ich erinnere mich eines Falles, daß, als nach dem Gebrauche die Pilze auf den Mist geworfen, am folgenden Morgen die Enten todt gefunden worden.

Der lästigen Fliegen, wie der Stubenvögel, aber hauptsächlich der Gesundheit wegen, ist den Landleuten sehr anzurathen, wohlfeile Fliegenleinwand in einfache Rahmen zu fassen, und sie wenigstens einen Theil des Stubenfensters den Tag hindurch einzupassen.

Es muß in der Natur oder Pflanzenreich doch verläßliche Mittel gegen die sich so vermehrenden vielen und lästigen Hausfliegen geben, ob dieses vielleicht nicht auch in einem kochenden Absude einer Blüte, Pflanze, Samen oder Wurzel, welcher etwa mit Molken, Milch u. dgl. vermischt werden könnte, bestünde.

Da es auf dem Lande keine Apotheken gibt, so werden die Leser dieser Blätter freundschaftlich aufgefordert, die ihnen allenfalls bekannten einfachen Tödtungsmittel *) der Fliegen, aber unbeschadet für Menschen und Hausthiere, geneigt durch Veröffentlichung mittheilen zu wollen.

*) Doch nicht Vogelleim; denn, auch die kleinsten Geschöpfe zu quälen, versündigt sich der Mensch gegen den Himmel.

Ohne Zweifel nehmen auch die verschiedenen grösseren und kleineren Arten von Fliegen in ihrer Vermehrung sehr zu. Hört man den Forstmann, auch er klagt über das starke Umsichgreifen des vielen Ungeziefers, das in Gegenden ganze Waldstreken hart beschädiget. Welchen Jammer hört man von Obstzüchtern, nicht zu erwähnen sind die Raupenheere, ihr grosser Schaden, und selbst die Rükgängigkeit der Obstkultur in Orten sind gekannt. Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß der Grund dieser Uebel wohl nur wesentlich in der zerstörbaren Verminderung der nüzlichen Sing- und Zug-Vögel zu finden ist. Diese, als natürliche Feinde der Ersteren, stehen in keinem Verhältnisse mehr.

Der Redaktion werden fernere Aufsäze aus dieser Feder sehr willkommen seyn.

Ein unmaßgeblichster Einfall.

Im Angesichte der gediegenen Piece: „Die Hypotheken- und Wechselbank für das Königreich Bayern vom Herrn Joseph Ritter v. Rhode ꝛc. (Nürnberg bei Campe, 1835), und bei der Erinnerung der von mir, und meinem verstorbenen Freunde Eduard von Schott anno 1819 der ersten hohen Stände-Versammlung Bayerns übergebenen gedrukten Winke über Staats- und Kommunal-Schulden-Tilgung, ist mir auf Einmal der sonderbare, jedoch unmaßgeblichste Einfall gekommen: ob Land- oder Stadt-Gemeinden durch Beihilfe unserer Nationalbank nicht doch auch einmal in die Möglichkeit versezt werden könnten, so Manches zum Wohle der Landwirthschaft, oder sonst zum Segen der Menschheit zu leisten, was am Wenigsten Einzelne erreichen, oder Aktien-, oder sonstige Vereine, erzweken können. Ich meine nemlich die Kultivirung öder Gründe, die Trokenlegung von Mooren und Sümpfen, die Beförderung des Nachwuchses an Bau- und Brennholz, die künstliche Aeker- und Wiesen-Bewässerung, Förderung der bergbaulichen Zweke, Errichtung ländlicher Distrikts-Getreide-, oder Grenz-Getreide-Magazine, oder Silos, oder derlei städtischer, Aufschwung der Obst- und Weinbau-Zucht u. dgl., (z. B. auch die Eisenbahnen ꝛc.)

Ein, die Menschheit segnendes Bedürfniß wären auch auf dem Lande Distrikts-Krankenhäuser, Pfründner-Anstalten und Spitäler, und in grössern Städten oder Märkten die Errichtung solcher Spitäler, die auch Leute von gebildeten Ständen einst ein sicheres Asyl — gegen Bezahlung — gewähren würden.

— — — — — — — — —

Die Nationalbank würde bei der gerichtlich garantirten Hypothek und deren bisherigen Fonds ꝛc. der Land- und Stadt-Gemeinden, ihre Rechnung um so leichter und um so sicherer finden, wenn diese Kommunen sich dahin entschliessen wollten und könnten, höherer Zinsen für das empfangene Kapital, sohin auch zugleich einen grössern und schnellern Tilgungs-Fond, gegen andere Schuldner dieser Anstalt, auszusprechen und einzuhalten, jedoch unbeschadet Anderer. — Salvo meliori!

Ein Vaterlandsfreund.

Heimat des Krapps.

Spanien, Frankreich, Pfalz, Holland, Schwaben, Süd-Oesterreich, Ungarn und die Levante produziren sehr viel Krapp. Er kommt gemahlen und in Wurzeln in den Handel.

Gebrauch des Kanariensamens.

Zur Appretur der Zeuge und des Papieres, manchmal zu Brod verbaken, dann als Vogelfutter.

Gedanken-Zunder.

Kein Haus unserer Erde ist wohl kleiner, als — das Tollhaus.

„Nach welcher Methode, mein Freund, unterrichtest du deine Kinder?" — „Nach ihrer Methode."

Es wird immer Leute geben, die nicht an einen Teufel glauben; aber täglich lernt man mehr an viele glauben.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Was müssen denn die Taidinger für durstige Leute seyn? Es wird da waldeinwärts ein kurioses Stückchen davon gepfiffen. Ein gewisser Holzhändler von Ausserzell machte mit dem Wirth von Taiding einen Handel. Er gab ihm für 2 Eimer Bier 8 Klafter Scheiter, womit der Handel geschlossen war. Als der Holzhändler mit seinen Fuhren, welche von Ausserzell erbeten waren, dem Wirthe das Holz brachte, wollte er dafür auch das Bier haben, und sich und seinen Leuten einen guten Tag authun. Kaum hatten sie sich gesezt, so drangen die Taidinger, so viel ihrer sind, — Männer, Weiber und Kinder — zur Thüre herein, vertrieben dem Holzhändler seine Fuhrleute, und tranken ihnen alles Bier zusammen. Die Männer tranken, bis keiner mehr stehen konnte; Einer dem Andern schüttete das Bier in den Mund, und die Weiber trugen in grossen Krügen so viel nach Hause, daß sie auch noch den ganzen andern Tag bis zur Nacht vollauf zu saufen hatten. Der Holzhändler mußte nun, ganz natürlich, noch aus seinem Sake auf den Handel zahlen, und als er so bereits schon 3 fl. für die Zeche honorirt hatte, meinte und sagte er, jezt könnte es doch bald genug seyn, und er sey über den Handel kein Bier schuldig. Da aber fielen die ungebetenen Gäste auch noch mit Schlägen über ihn her und warfen ihn zur Thüre hinaus.

So wurde die Geschichte uns schriftlich eingeschikt. Wenn es sich anders verhält, nehmen wir auch die Vertheidigung auf.

Das Ende vom Lied.

Ein Liebchen wollt' ich freien,
Drum ging ich Morgens hin,
Zu mustern ihre Reihen,
Zu forschen deren Sinn.

Und als ich Die gesehen,
Die meine Seele rührt',
Da ließ ich Andre gehen,
Ein Plan ward ausgeführt.

Ich sezte mich und machte
Ein Liebeslied zurecht,
So schön, wie's Keiner dachte,
Nicht lang und auch nicht schlecht.

Nun eil' ich zu der Lieben,
Les' ihr die Verse vor;
Sie will mich nicht betrüben,
Ist Auge und ist Ohr.

Und als ich es beschlossen,
Fragt' ich um ihren Plan,
Und sie sprach ganz verdrossen:
„Seht mir den Geken an!"

Privilegien der Frauen.

In einem Städtchen sonder Gleichen
War ein Verein aus Männerschwarm;
Dort sprach man oft von Krieg und Seuchen,
Doch, einmal ward der Streit recht warm:
Wohl Viele, nur nicht Alle, gaben Recht,
Daß Privilegien dem Weibsgeschlecht.

Seht, sprach ein kleiner, junger Dichter,
Die Meine hat der Rechte viel'!
Fällt mir nichts mehr in meinen Trichter,
Klingt nicht mehr hell das Saitenspiel —
Da guk' ich in das blaue Auge ihr,
Und plözlich reimen ganze Seiten mir.

Euch Alle mag ich wochenlange
Beschauen, find' ich keinen Vers;
Mir würd' mit jedem Blike bange,
Ich reimte wohl auf Elle Pers.
Das ist nun meiner Theueren Genie,
Ich werd' zum Dichter immer nur durch sie.

Und ich, versezt der Nächste, bringe
Kein Tröpfchen in dem engen Schlund,
Wenn ich nicht um Gesundheit ringe,
Denn ohne sie wär' ich noch Hund.
Sie macht mich zart und jung und voll Begier —
Das Alles, Bruder! schulde ich nur ihr.

Und ich, fiel Jener ein, ich würde
Nicht Kinder sehn an meinem Tisch;
Die nehmen ab mir viele Bürde,
Sie machen mich noch jung und frisch.
Möcht' ewig sehnen mich nach keinem Kind —
Wär' Gretchen nicht, die Lieb' blieb sechsmal blind.

Ja wohl, sprach jezt der geiz'ge Kragen,
Wie selig nenn' ich meine Frau!
Hätt' sie mich nicht zum Geld getragen,
Die Börse wäre mir noch flau;
Ich hätt' nicht Zinsen, hätt' kaum gute Zeit,
Die Gift hat mich schon dreissig Jahr' erfreut.

Ihr Sünder, ruft in jener Eke
Ein schwarzer Herr, wie bös' gedacht!
Ich bin kein solcher eitler Geke,
Der bei dergleichen Reden lacht:
Ich hänge an der Bibel immer fest —
Euch trägt der Kukuk in sein warmes Nest.

—l.

Auflösung des Logogryphs im vorigen Nro.:
Kalb — Salb — falb — halb.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 26. 27. Juni 1840.

Pfingstferienreise
des Lautenspielers Candidus Pflugmann.
Eine Erzählung.
(Fortsezung.)

8.

Schon stand ich mitten in der Stadt und betrachtete zagend die fremden Gassen und die auswendig grossentheils schön bemalten Häuser, als plözlich mir ein Gedanke durch die Sinne fuhr. Komm her, meine traute Freundin, du getreue Laute! rief ich aus, hilf du mir dießmal aus der Noth! Freudig und überaus wohl gemuthet wanderte ich dem ersten Gasthause zu, und bat als reisender Tonkünstler um die Erlaubniß, meine Kunst vor den Herren Gästen zu produziren. Der kleine dike Wirth blizte mich mit funkelnden Augen an. Was, schrie er mit gellender Stimme, ein Musikant ist der Herr? Schere Sich der Herr hinaus; da hätten wir viel zu thun, wenn wir jedem Landstreicher Unterkunft geben wollten. Hätte der Herr was Rechtes gelernt, so brauchte der Herr nicht zu betteln. Marsch, da wird nichts daraus.

Angedonnert stand ich vor der Thüre. Armer Candidus! was nun? Sollen wir uns dieser Schmach noch einmal aussezen? Nein, nein, nein! schrie die Hoffart überlaut, lieber verhungern! — Hörst du, sprach ich ziemlich kleinlaut zu ihr, du hast grosse Schulden abzutragen, und sollst nun einmal heute den Anfang machen. Zagend ging ich weiter, und nicht lange, so erblikte ich einen stattlichen Gasthof, wo viele Carossen hielten. In Gottes Namen also noch einmal. Ich betete wehmüthig, nahm dann meinen Hut submiß unter den Arm, und wiederholte meine vorige Bitte an einen jungen Mann, der hier eine Art von Oberschenk vorzustellen schien. Er wies mich an seine Gebieterin. Recht gern, sprach diese; aber will Er nicht früher ein Glas Wein trinken, Er sieht ja ganz erschöpft aus. Meine Hoffart verkroch sich, um nicht zu hören, daß mir der Obulus mangelte. Er wird Sich doch, sprach die Wirthin schlau, wohl getrauen, so viel zu verdienen, daß Er mir Sein Glas Wein hernach bezahlen kann? — Die Frau hat so Unrecht nicht, dachte ich, und griff, durch den Labetrunk gestärkt, mächtig in die Saiten.

Immer stiller und stiller wurde es in dem geräumigen, rings mit Tischen besezten, und von Gästen strozenden Speisesaal; auch meine Hoffart bekam hier ziemlichen Ersaz; denn nicht selten hörte sie es deutlich: der K..l spielt ja die Laute, wie ein Virtuose! Zaghaft schlich ich endlich mit meinem erbetenen Zinnteller von Tisch zu Tisch. Es strömte mir der kleinen Münze in reichlichem Maße, ja, mitunter auch der grossen zu. — Beim Element, rief plözlich eine ganze Gesellschaft, das ist ja der leibhaftige Pflugmann, wie er leibt und lebt! Was fällt dir für ein lustiger Schwank ein; hätte ich doch dessen dich nimmermehr für fähig gehalten. Ein lautes Lachen erscholl. Feuerröthe überflog mein Gesicht. Es waren Studirgefährten mit einigen Frauenzimmern aus der Residenz. — So komm doch, und laß dir erzählen! — Ich hatte mirs gleich gedacht, fiel die schlaue Wirthin ins Wort, die auf das Gelächter herbeigekommen war, der junge Herr wolle nur scherzen. Befehlen Sie, daß ich Ihnen hier deken lasse? — Das half mir zur Besinnung. Nicht eher, sprach

ich zur Gesellschaft, bis ihr mir nicht mein Scherflein für mein Lautenspiel reichet und ich vorher die Runde vollendet habe; denn ihr könnt euch doch wohl denken, daß ich einen Zwek damit verbinde. Lachend warfen sie mir einige Silbermünzen zu. Er geht auf Menschenkenntniß aus, meinten die Damen. Das sollte man in die Bürger- und Bauern-Zeitung sezen lassen, meinten Andere. Neugierige drängten sich zur Gesellschaft; das Gelächter wurde immer lauter.

Nun, so erzählt, sprach ich zurükkehrend. Weißt du, begann der Eine, daß man dich überall aufsucht? — Ich erschrak. Je, warum denn? fragte ich. — Dein alter Martin lief in der halben Stadt herum und heulte und meinte, sein armer junger Herr habe sich gewiß Leides angethan; du habest ihm einen Brief hinterlassen, er soll, falls du in vierzehn Tagen nicht zurükkehrtest, Alles, was noch im Zimmer sey, verkaufen, und den Ertrag als einen geringen Lohn seiner Treue behalten. Die Emendaler mit ihrer Adelheid brachte er zur Verzweiflung; und, um nicht zum Stadtgespräche zu werden, und sich zu erholen, sind sie heute zu einer fernen Verwandten aufs Land gereist. — Ich erblaßte. Das war sehr unbesonnen von ihm, sprach ich. — Nimm mirs nicht übel, Pflugmann, nahm der Neffe des Vizepräsidenten das Wort, der mit Mutter und Schwestern zugegen war, wer von euch Beiden war unbesonnener? Ich muß den Vorfall noch heute dem Onkel berichten, er ist, ohne an die Mähre des alten Martin zu glauben, sehr besorgt um dich, und nimmt es dir sehr übel, daß du dich nicht beurlaubt hast. — Ich war, sagte ich betreten, bei ihm, ihm zu sagen, daß ich eine kleine Reise nach Hause mache. Aber, kann ich dafür, daß er mich nicht zu Worte kommen ließ, und meines Umgangs mit Fourbier wegen, mich einen leichtsinnigen Gesellen nannte, dem man kein Amt anvertrauen könne? — A propos, sprach ein Anderer, Fourbier ist seines Arrestes entlassen; ein Unbekannter hat seine Schulden bei einem Heller bezahlt; er erhielt aber das Consilium abeundi; denn man vermuthet, daß er durch den nächtlichen Spuk, wobei, während er oben spukte, du unten, ohne zu wissen warum, den grossen Hammer nach dem Dreivierteltakte schlagen mußtest, seine alte Tante zu Tode erschreken wollte, um der Erbschaft früher theilhaft zu werden. — Was ist das? riefen die Damen, und liessen sich die Geschichte ausführlicher erzählen. — Mir schauderte. Ich entfernte mich schweigend, bezahlte, (denn des Geldes hatte ich so viel erhalten, daß ich bei mässiger Ausgabe meine Reise bequem vollenden und zurükreisen konnte), und sie waren noch in eifrigem Gespräche begriffen, als ich bereits verschwunden war.

9.

Wie ich zum Thore hinaus kam, ich weiß es selbst nicht mehr; denn überall war mein Herz. Gefühle wechselten mit Gefühlen, Vorwürfe mit Vorwürfen, feierliche Wehmuth mit geheimer Freude so sehr in meinem Innern, daß ich des Aeusseren ganz vergaß. Tief kränkte mich die Unbesonnenheit meines alten Martin, doch ward ich zugleich von seiner treuen Anhänglichkeit gerührt. Manches hatte ich ja seiner felsenfesten Redlichkeit vertrauen müssen, da ich seiner Treue bedurfte; aber ich zitterte, daß er in seinem übermässigen Eifer den Emendalerschen erzählt hatte, was sie nie erfahren durften. Ich verlor mich in Gedanken. Ein Wagen rollte daher. Da geht ja unser Lautenspieler! tönte es heraus; steigen Sie ein, junger Mann! — Ich dankte. Was sollte mir auch Gesellschaft in meiner Gemüthsstimmung? Allein, der Herr im Wagen lud mich mit so unwiderstehlicher Freundlichkeit zum zweiten und dritten Male ein, daß ich seiner Bitte nachgeben mußte. Er fragte mich, — wie es mir oft erging, — nach dem Ziele meiner Reise. Ich nannte ihm, wie gewöhnlich, die Prälatur. Sie dürfen auf guten Empfang rechnen, sprach er; denn Künstler dieser Art sind daselbst sehr willkommen. Ich erfuhr, daß er Beamter auf einer der Domainen der Prälatur war; und ausführlich erzählte er mir von der Wohlhabenheit der Unterthanen, und wie viele Künstler und Handwerker durch die Herrschaft zu Ehren und Vermögen gekommen wären.

Es dunkelte bereits. Ich übernachtete in demselben Dorfe, wo er, und des andern Tages um zwölf Uhr stand ich vor den Pforten der unermeßlichen und herrlichen Prälatur, am Ziele meiner Hoffnungen, nicht meiner Reise.

10.

Das riesenhafte Gebäude imponirte mir mächtig. In schauerlicher Ehrfurcht betrat ich dasselbe. Ein Ordensgeistlicher stand unter dem Eingange; ich fragte um den hochwürdigen Pater Chormeister. Der bin ich selbst, sprach er etwas rasch. Wer sind Sie? Wie heissen Sie? Was wollen Sie? — Ich bin Jurist und bitte um die Hospitalität. — Juristen böse Christen! sprach er kopfschüttelnd. Haben Sie Attestate? — O ja, und eben nicht die schlechtesten. — Lassen Sie sehen! — Nun, sprach er, und gab mir sie kalt zurük; lassen Sie Sich in das Studentenzimmer führen, Sie finden dort Gesellschaft. — Meine Hoffnungen waren erloschen. Ich verneigte mich schweigend und ging. Er sah mir nach, nahm meine Laute wahr, und fragte ziemlich gleichgiltig: Sind Sie musikalisch? — Ich habe den General-Baß gründlich studirt, hochwürdiger Herr, sprach ich, und spiele nebenher Violin und die Laute. — So! sprach er verwundert. Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt? — In meiner ersten Betroffenheit hatte ich vergessen, ihm das Empfehlungsschreiben des Pater Guardian zu überreichen; ich griff hastig darnach. Das Siegel flog. Er las, und immer heiterer wurde sein Angesicht. Brav, junger Mann! Ihr Empfehler ist ein Mann, auf dessen Urtheil man sich verlassen kann. Haben Sie die Messe bei Sich? — Ja, hochwürdiger Herr! — Wollen Sie mir wohl die Partitur mittheilen? — Mit grossen Freuden.

Mein Führer ward immer leutseliger, und ließ mir nun ein eigenes Gastzimmer eröffnen. Sie speisen im Beamtenzimmer, sprach er; Nachmittags werden wir uns länger sprechen. Er eilte mit meiner Partitur fort. Ich besuchte ihn im Nachmittage. Rasch ging er auf mich zu und sprach in sehr strengem Tone: Herr, haben Sie diese Messe komponirt? — Ich würde mich gewiß nicht unterfangen, Eurer Hochwürden eine Unwahrheit zu sagen. — Er legte mir die Fugen vom grossen Emanuel Bach vor. — Alte Bekannte, sprach ich, und sezte mich ans Klavier. Welche befehlen Eure Hochwürden? Er legte mir die schwerste aus allen vor. Ich sah sie durch, schlug das Heft zu, spielte sie auswendig und fugirte weiter und weiter. Er umarmte mich. Sie haben einen seltenen Effekt in Ihren Saz gelegt, sprach er; haben Sie Abschriften davon gemacht? Keine; ich selbst hörte sie nur ein einzig Mal. — Wenn Sie die Messe dem Stifte überlassen wollen, so bezahlen wir Ihnen dafür, was Sie billig verlangen können. Wir haben morgen duplex majus und unser Herr Regens Chori liegt eben jezt gefährlich krank. Sie könnten sie wohl selbst ausführen.

Ich führte seinen Wunsch zu seiner ungemeinen Freude aus. Nachmittags erklärte ich ihm, daß ich gesonnen sey, morgen mit Tagesanbruch abzureisen, um meinen alten Vater zu besuchen. Daraus wird nichts, sprach er; das kann nicht seyn; Sie müssen noch einige Tage bei uns bleiben. Nur auf meine triftige Vorstellung, daß ich die Pfingstferien nicht überschreiten dürfe, da ich noch ein Semester Jus zu hören habe, erhielt ich die Erlaubniß, doch nur unter der Bedingung, daß meine Messe indeß als Pfand meiner Rükkehr für die Pfingsttage im Stifte herbergen sollte; und, mit einem reichlichen Viatikum beschenkt, brach ich den folgenden Morgen auf.

11.

Schon lag die herrliche Prälatur mir im Rüken. In rosigem Lichte strahlten die hohen Zinnen den Abglanz der Morgensonne aus der Ferne zurük. Lange weidete ich mich an dem prachtvollen Anblike, bis ich sie mählig und mählig aus dem Gesichte verlor. Ob mir träumte, oder ob ich wirklich wachte, ich wußte es kaum zu entscheiden. Die frohen und wehmüthigen Erscheinungen auf dieser kurzen Reise gestalteten sich

zu lebendigen Träumen, und umwogten mich auf wundersame Weise. In dieß Spiel der lebendigsten Phantasie traten alte Gestaltungen aus der Vergangenheit; stille, feierliche Sehnsucht nach der Heimat erwachte; ich fühlte mich alt und zum Kinde verjüngt. Also, von dem Gewirre lustiger Bilder getragen, war ich bis zum Abende gewandert.

Da erleuchtete ein Schlaglicht der sinkenden Sonne die magische unferne Heimat, und schon erkannte ich am Rande des blauen Horizontes die zerstörte Ritterburg, und sah allmählig die Spize des alten Kirchthurmes deutlich hervorragen. Ich gedachte meines biedern Vaters, der Gespielen meiner Kindheit, und wie sie nun wohl zu wakern Männern aufgewachsen waren, und zumal des gemüthlichen alten Pfarrherrn, der nicht nur das Talent zur Tonkunst in mir gewekt, und in kurzer Zeit mich dahin geführt hatte, wohin Andere erst nach Jahren kommen, sondern auch überdieß die Rudimente der lateinischen und griechischen Sprache mit unermüdlicher Geduld, wiewohl nicht ohne manchen derben Schlag hinters Ohr, mir beigebracht, mein Herz der Religion erschlossen, und darin so fest mich begründet hatte, daß späterhin der blendendste Aberwiz nicht vermögend war, von festem Glauben an meinen göttlichen Erlöser und Herrn mich abzubringen. Gott vergelte dir, du guter Hirt eines räudigen Schafes, in Seinem ewigen Reiche, was du an mir gethan; denn schlecht fürwahr habe ich dir vergolten!

12.

Schon hatte ich die Anhöhe erstiegen und ruhte nun abermal auf dem alten Felsblok, wo ich vor zehn Jahren mit Knotenstok und Bündel und Zwilchrok ausgeruht, und beklommenen Herzens von der geliebten Heimat Abschied genommen hatte; und, bald den schönen neuen Thaler, den der Pfarrherr nebst einem Briefe an den alten Rath, nunmehrigen Vizepräsidenten, mir mitgegeben hatte, als ein unermeßliches Kapital betrachtend, in Gedanken die Herrlichkeiten vorkostete, die in der glänzenden Residenz mich erfreuen sollten; bald auch in dunkeln, bangen Ahnungen vor der bodenlosen Zukunft zu weinen begann. Wohin sind diese Jahre, und wie schnell flogen sie vorüber!

Ich fühlte mich sehr ermüdet. Ein leiser Schlummer befiel mich. Als ich erwachte, dämmerte es. Ich erstaunte, mich auf den Felsbloke zu sehen. Genau war mir, wie jenem Sultane, der den Kopf in den Eimer tauchte, und, in weniger als einer Minute, jahrelange Schiksale erfahren hatte. Hätte nicht mein Bewußtseyn, und mehr noch meine Atteslate, mich überzeugt, daß ich ein Kandidat der Rechte war, ich hätte mich für einen Träumer gehalten. Sogar Adelheid war für den Augenblik in den tiefsten Hintergrund meines Herzens gewichen. Nur Eines trat wehmüthig hervor, und überzeugte mich, daß ich nicht träumte. Nicht so kindlich kehrte ich zurük, als ich abgereist war.

13.

Es dunkelte immer tiefer, noch immer schwebte ich zwischen wachen und träumen, als ein fernes Geklingel zu meinen Ohren ertönte, das immer näher und näher zu kommen schien. Ich blikte schüchtern um mich. Da sah ich Lichter glänzen, und hörte durch das helle Geklingel wie einzelne Stimmen Betender. Immer näher und näher kam die Erscheinung. Ich unterschied einzelne Gestalten. Es war ein Priester, von einem Chorknaben und wenigen betagten Frauen begleitet, der von der unfernen Kirche die heilige Wegzehrung zu einem Sterbenden brachte. Ich harrte des Zuges, der mit einiger Befremdung den wandernden Lautenspieler ansah, schloß mich nach einer kurzen Anbetung an, und ging schweigend mit bis in den nahen Weiler, da er auf meinem Wege lag. Wie sehr erstaunte ich, in dem Priester meinen geliebten Alypius zu erkennen! Er selbst war in der Anbetung und Liebe Desjenigen so ganz vertieft, den er unter den Gestalten des Brodes trug, daß er mich kaum erkannte. Ich folgte in das Haus des Kranken. Es war ein neunzigjähriger Greis, den die ganze Umgegend den frommen Altvater

nannte. Voll heiliger Zuversicht und Hoffnung, und seine nahe Auflösung erwartend, lag er gleich einem heiligen Patriarchen, von schluzenden Kindern und Enkeln umringt. In flammender Andacht und Sehnsucht empfing er das Pfand der Unsterblichkeit; der Anblik des sterbenden Greises erschütterte mich tief; und, hätte ich je an dem Allerheiligsten zweifeln können, der lebendige Glaube, die freudige Hoffnung und inbrünstige Liebe, die das Angesicht des Altvaters sichtlich verklärten, hätten die luftige Spreu aller Zweifel von mir gescheucht. Ich fühlte die Nähe der Gottheit durch meine ganze Seele. Wie ein Engel Gottes tröstete Alypius den Sterbenden, und verhieß ihm, den folgenden Tag ihn wieder zu besuchen.

Ich harrte seiner in der Hausflur. Schnell und sinnig, und ohne mich zu sehen, ging er an mir vorüber. Alypius! rief ich. — Er blikte um sich. Mein Candidus! rief er, überrascht nach einem langen Blik. Gott sey gepriesen! Wenig Wünsche habe ich mehr für diese Welt; aber einer der ersten war, dich in diesem Leben noch einmal zu sehen. Kurz, aber herzlich und innig war unser Gespräch. Ich berührte unsere früheren Verhältnisse. Diese, sprach er, liegen wie Nachtgebilde vor mir, und geben mir Stoff zu reichlichen Thränen. O, mein Candidus! wie Vieles hätte ich dir zu sagen über dieß Leben, oder vielmehr über diesen vielfältigen Tod und über das Eine Nothwendige. Mit einiger Wärme erkundigte er sich über mein Thun und Lassen. Ich erzählte ihm. Möge die Gnade Gottes dich durch das Leben geleiten, schloß er, unsere Wege, Bruder! gehen weit auseinander; gebe Gott, daß wir einst zusammen kommen, und ewig bei einander seyn! Er segnete mich als Freund und Priester. Wir schieden.

14.

Bis ins Innerste bewegt, schritt ich dem heimatlichen Dorfe zu. Schon sah ich einzelne Lichter wie elektrische Funken blinken und hörte deutlich das Bellen der Haushunde. Nach wenige Minuten, und ich war beim väterlichen Hause. Hörbar pochte mein Herz. Ich blikte durch die kleinen runden Fensterscheiben, und sah bei einfachem Lampenlichte meinen greisen Vater, von den Hausgenossen umgeben. In patriarchalisch-christlicher Einfalt und demüthiger Andacht, die unserer weisen Zeit zum Gespötte ward, kniete er, nach alter häuslicher Gewohnheit, vor dem kleinen Wandaltar, und betete den Rosenkranz vor, den ich, so wie manches Gute, in der Residenz verlernet hatte. Sie vollendeten eben das gemeinsame Abendgebet, und Thränen traten mir in die Augen, als ich hörte, daß dasselbe mit einem andächtigen Vater unser für mich Sünder beschlossen ward.

Zum ersten Male fühlte ichs durch die ganze Tiefe meines Herzens, wie mein Vater, in frommer Besorgniß, meiner täglich im Gebete eingedenk war, indeß ich Monate und Jahre lang seiner nicht im Geringsten gedacht hatte; und gräßlich stand meine Undankbarkeit vor mir, daß ich eines solchen Vaters vergessen konnte, dessen ich nicht werth war, und den ich oft gern verläugnet hätte, wenn nicht mein Bündel, Knotenstok und Zwilchrok, womit ich meinen Einzug in die Stadt gehalten hatte, als ächtes Präservativ gegen meine äusserliche Hoffart gewirkt hätte. Denn Jahre lang war ich unter dem Namen Zwilchrok bekannt. Seines frommen Gebetes wegen vielleicht hatte der Allmächtige so vieles und so grosses Unheil von mir abgewendet, das über so manche meiner Gefährten ergangen war; denn kein Trug ist das Wort des Herrn: das Gebet des Gerechten vermag viel! —

15.

Unentschlossen harrte ich noch, als ich plözlich meines früheren Entschlusses mich erinnerte, und einige leise Akkorde auf der Laute anschlug, dann vor die Thüre trat, und als ein wandernder Lautenspieler um Herberge für diese Nacht ansuchte. Ich hörte, wie man innen Rath hielt, ob man mich aufnehmen sollte. Viel ward dafür, mehr dagegen gesprochen, als endlich der Alt-

vater entschied und sprach: Sey er, wer er will; er ist auf alle Fälle ein armer Mensch; und was man den Armen thut, — das Uebrige wißt ihr. Komm Er in Gottes Namen herein, sprach der zitternde Greis; so gut wirs Ihm diese Nacht machen können, soll Er's von Herzen haben. Wir sind zwar arm und haben nicht viel zum Besten, indessen werden wir mit Gottes Hülfe dennoch so viel finden, daß wir Ihm ein kleines Nachtmahl bereiten können; und somit gab er auch den Befehl dazu.

Ich konnte mich kaum enthalten, dem guten Vater um den Hals zu fallen. Wo kommt Er denn her, fragte er mich. Aus der Residenz, war meine Antwort. Ei, da kennt Er ja vielleicht meinen Candidus? — Candidus, fragte ich verwundert. Ja freilich, Candidus Pflugmann! Ei, nur gar zu gut kenne ich den Schelm, er hat mir viel Gutes und viel Böses gethan. Der Greis horchte hoch auf, und sein Angesicht entfaltete sich zu einem frohen Lächeln. Er sah mir starr ins Gesicht. „Mein Sohn Candidus!" Ich fiel ihm um den Hals; wir benezten einander mit unseren Thränen. Du bist groß geworden, mein Sohn! sprach er, und wills Gott, auch gut. Die Schwestern blikten scheu und vornehm auf mich. Ich war ihnen fremd geworden. Sie wollten freudig thun, es ging nicht. Selbst bei dem Anblike der Herrlichkeiten, die ich vor ihnen auskramte, und der blizenden Thaler aus der Prälatur, die ich unter sie vertheilte, thaute ihr Herz nicht ganz auf. Es that mir unbeschreiblich wehe. Der Vater sah es mir an den Augen an, und brachte einige Heiterkeit ins Gespräch. Es ward spät, die Mädchen gingen zu Beete. Ich fragte den Vater um die Ursache dieser auffallenden Befremdung. Du sollst sie morgen erfahren, sprach er, und wünschte mir eine freundliche gute Nacht.

(Schluß folgt.)

Bleifreie Glasuren für Töpfergeschirre.

1. 4 Theile kalzinirte Soda und 5 Theile weisser, eisenfreier Sand werden fein gepülvert und zusammengemengt. Das erhaltene Pulver wird in einen, inwendig mit Kreide ausgeriebenen Schmelz-Tiegel von dichtem Thone gethan, und der stärksten Hize eines Töpferofens ausgesezt; bei dem Herausnehmen hat es das Ansehen, wie Glas. Man pülvert es so fein als möglich, so ist es zum Gebrauche fertig. Diese Glasur bringt in die Töpfe ein, wird weder von Alkalien, noch Säuren angegriffen, und läßt sich schön poliren.

2. 32 Theile Glas, 16 Theile Borax, 3 Theile Weinstein werden auf obige Art behandelt, nachdem vorher der Borax besonders kalzinirt worden ist.

3. 50 Theile Soda, 90 Theile Kieselerde. Die Kieselsteine werden rothglühend in kaltes Wasser geworfen, gepülvert und mit der Soda geschmolzen.

4. 80 Theile Soda, 70 Theile Sand, 10 Theile weisser Thon; die Soda wird zuerst kalzinirt und dann mit den übrigen Bestandtheilen zusammengeschmolzen.

5. 3 Theile kalzinirte Soda, 4 Theile Quarz-Sand; Alles zusammengeschmolzen.

6. 1 Theil gepülverter Bimsstein, gemengt und geschmolzen mit 1 Sechzehntheil gepülverten Braunsteinoxyd.

Wider das Schimmeln der schwarzen Tinte.

Als ein vorzügliches Mittel dagegen hat sich das Kreosot bewährt. Zu einem Schoppen Tinte braucht man nur höchstens Einen Tropfen Kreosot zu schütten und dann die Tinte wohl umzuschütteln. Es wird sich hiernach niemals Schimmel auf der Oberfläche der Tinte bilden, wie lange man dieselbe auch aufbewahren mag.

Vorschläge zur Ersparniß des Holzes.

1. Einführung von Kochmaschinen, damit nicht an, sondern über dem Feuer gekocht wird.

2. Abschaffung der grossen und Anlegung zwekmässiger Oefen.

3. Entfernung der Feld- und Wiesenzäune; statt dieser, Anwürfe von Erde oder Anlegung lebendiger Zäune, besonders von Weißdorn.

4. Anpflanzung wüster Streken mit Obstbäumen oder Nuzholz.

5. Untersagung der Ausfüllung der Wege mit Holz.

6. Gehörige Zerkleinerung des Holzes. Es muß nicht gehakt, sondern gesägt werden.

7. Hinlänglicher Vorrath von Holz, damit es gehörig ausgetroknet ist.

8. Das Holz darf nicht im Freien der Witterung ausgesezt seyn, sondern es muß unter Dach und Fach kommen.

9. Einrichtung zwekmässiger Herde, Schornsteine, Kessel rc.

10. Abschaffung der Plenterwirthschaft und Einführung der geregelten Schlagwirthschaft.

11. Geregelte Anpflanzung oder Besämung der lichten Stellen.

12. Verlängerung der Schonungszeit.

13. Bessere Auswahl verschiedener Holzarten auf verschiedenem Boden.

14. Untersagung des Aushauens junger Stämme zu Pfählen.

15. Die Erde und andere Kräuter müssen als Streu benüzt, und Moos-, Nadel- und Schnödel-Streu nicht mehr so häufig gestreut werden.

16. Die Schuljugend muß mit Baumzucht beschäftigt werden.

17. Es müssen neue Brennmaterialien, vorzüglich Torf und Steinkohlen aufgesucht werden.

18. Bei Aufführung neuer Gebäude müssen Steine und Lehm mehr in Anwendung kommen, und nur Holz zum Dache und zum Ausbaue der Gebäude verwendet werden.

Wohlfeiles und gesundes Getränk.

Man kann sich ein Getränk bereiten, das alle guten Eigenschaften des Weines, Mostes und der Obstfrüchte hat, ohne ihre Nachtheile zu haben, da es ganz frei von Hefe ist, indem man eine Art Wein oder Most aus Zuker, Weinstein, Wasser und reinem Branntwein (Arak, Rum) zusammen sezt. Die Mischungen hierzu können verschieden seyn. Eben so kann man diesem Getränke durch Obstfrüchte, Blumen rc. jeden beliebigen Geruch und Geschmak geben. Hollunder-Blüte gibt besonders einen angenehmen Muskatellergeschmak, Himbeersyrup einen Veilchen ähnlichen rc. Durch das Alter verliert sich dieses Getränk.

Müken zu vertreiben.

In diesem Jahre sind die Müken sehr blutdürstig, stechen und verfolgen die armen Schlachtopfer bis in die Schlafkammer. Um nun von diesen unruhigen und pikanten Gästen nicht inkommodirt zu werden und ruhig schlafen zu können: sezt man ein brennendes Licht ins Nebenzimmer; die sämmtlich vorhandenen Müken werden sich um dasselbe versammeln. Schnell geht man nun ins Schlafgemach und macht rasch die Thüre hinter sich zu. Will man das Licht auspuzen, so darf man sich nicht lange dabei aufhalten, sonst verfolgen die Müken den Auspuzer.

Brodausbeute aus Roggen.

170 Pfd. Roggen geben 152¼ Pfd. Mehl und 13½ Pfd. Kleien, und 2 Pfd. dieses Mehles geben 3 Pfd. Brod, mithin geben 100 Pfd. Roggen 134 Pfd. Brod.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Gasthof mit unsichtbarer Bedienung.

In New-York befindet sich gegenwärtig ein Gasthof mit zaubermärchenhafter Einrichtung. — Man wird im ganzen Hause von keinem langweiligen Kellner, Aufwärter, oder sonstigem dienstbaren Geiste inkomodirt. Der Passagier oder Gast sezt sich gemächlich zu Tische; vor jedem Gedeke steht eine Art Speisezettel-Uhr mit einem beweglichen Zeiger, welcher auf die verlangte Speise gerichtet wird. Ein geheimer Mechanismus senkt sogleich das Teller durch eine unterhalb befindliche Röhre hinab ins Erdgeschoß, wo die Küche ist, und woselbst die durch die Speisezettel-Uhr angezeigte Speise von einer aufgestellten Person augenbliklich herbeigeschafft und eben so schnell durch die Röhre emporgehoben wird. Neben diesem Verdeke befindet sich eine grosse, mit Blumen geschmükte Weinvase, an welcher 8—10 Pippen mit den Namen der Weingattungen angebracht sind. Der Gast darf nur den entsprechenden Hahn drehen, um den gewünschten Wein in sein Glas einzulassen. Jede Umdrehung des Hahnes wird mittelst eines verborgenen Registrirwerkes — als für ein volles Glas geltend, in dem Küchenobservatorium angezeigt, und zu den gegebenen Speisen vorgemerkt. — Will der Gast seine Rechnung machen, so berührt er den neben angebrachten Glokenzug. und die Rechnung erscheint fast augenbliklich durch die Versenkung auf einem silbernen Teller, der das Geld in Empfang nimmt, und nach kurzem Verschwinden sogleich den Empfangsschein darüber präsentirt, welchen der Gast zu sich stekt, um ihn beim Abgehen dem Portier zu überhändigen. Sollte Jemand ein so schlechtes Gedächtniß haben, und die Rechnung zu bezahlen vergessen, so hat der Portier den Auftrag, ihn mit aller Artigkeit blos ein kleines Rekompens von 5 Dollars (gewöhnlich doppelt so viel, als die Rechnung betragen hätte), abzufordern, welches er nolens volens bezahlen muß, um seinen Fehler zu beschönigen. — Solche Fälle sollen häufig vorkommen — und Gastwirth und Portier sind damit vollkommen zufrieden. —n.

Kleider aus Pflastersteinen.

Herr Gaudin, der vor einigen Jahren die Entdekung machte, wie man mittelst des Sauerwasserstoffgas-Gebläses aus den Elementar-Bestandtheilen des Rubins diesen Edelstein so täuschend nachmachen könne, daß sich das Produkt von dem natürlichen nicht unterscheiden läßt, hat der Akademie zu Paris in Fäden gesponnenen Quarz, im eigentlichen Sinne den Sandstein des Pariser Strassenpflasters, zu sehr schönen, weissen, perlmutter-glänzenden, im höchsten Grade biegsamen, elastischen, sehr feinen, aber doch ungemein starken Fäden gezogen, vorgelegt, die auf eine leichte Weise und im Grossen hervorgebracht werden können. Dabei soll die Pracht der aus solchen Steinfäden gewebten Stoffe bei Weitem die der aus Glas gefertigten übertreffen.

Nerone.

Stark und blond gefärbet,
Ist Nerone nur,
Was des Schönen blühet,
Hat Nerones Spur.

Sie trägt schwarze Zähne,
Einen dichten Leib,
Schöne falsche Loken,
Troz dem ält'sten Weib.

Goldne Ring' am Finger,
Um die Brust ein Bein,
An den Füssen Bänder —
Selig, wär' sie mein!

Eine rothe Wange,
Die der Schweiß kaum stört,
Einen ächten Rüken,
Durch kein Buch bethört.

Was ist hierin Wunder,
Daß ein Jeder flieht?
Wenn er solche Dinge
An der Einen sieht.

So ist selbst im Geben
Leicht zu viel geschehn:
Ist ein Mädchen göttlich,
Bleibt es leichtlich stehn.

Gnomen.

Was der Weiseste auch denkt,
Ward da oben schon gelenkt.

Wenn die Sünder sich bekehren,
Wird der Himmel es nicht wehren;
Wenn die Guten Sünder werden,
War das Beste schon auf Erden.

Unter allen grossen Dingen,
Die dem Klügeren gelingen,
Flieht allein der wahre Ruhm
Vor dem eitlen Heiligthum.

Willst du von Fesseln des Satans dich lösen,
Wahre die Tugend und bess're die Bösen.

Als Gott die Erde schuf,
Erging an uns der Ruf,
Zu lieben seine Werke,
Zu scheuen seine Stärke.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 27. 4. Juli 1840.

Pfingstferienreise
des Lautenspielers Candidus Pflugmann.
Eine Erzählung.

(Schluß.)

16.

Höre, mein Candidus, sprach der Vater am folgenden Morgen sehr feierlich, als die Schwestern nach einem so herzlichen Morgengrusse, als möglich, sich zur Feldarbeit begeben hatten; nicht umsonst schrieb ich dir so dringend, zu kommen, deine Schwestern sind Bräute, sobald du willst. Ich wollte ihn unterbechen. Laß mich vollenden, sprach er. Du weißt es als Rechtsgelehrter am Besten, daß ich ohne deine Einwilligung nicht über das Häuschen und die Paar liegenden Gründe schalten kann, da du an beiden den bedeutendsten Antheil hast. Nun siehst du freilich nicht darnach aus, als ob du dessen entbehren könntest. — Ich brach unwillkürlich in ein lautes Gelächter aus. Daher also diese Thränen, sprach ich, und fiel dem Vater um den Hals. Beruhiget doch die armen Kinder ja sogleich; ich will es euch heute noch schriftlich geben, daß ich auf die ganze Erbschaft verzichte. Ich erzählte ihm alle meine Verhältnisse und Abenteuer, und daß ich im Nothfalle wohl, nach Vollendung meiner Studien, mir Rechnung auf ein kleines Amt in den Domainen der Prälatur machen könne. Und schlüge Alles mir fehl, schloß ich, so habe ich so viel gelernt, daß ich mit Gottes Hülfe auch ohne Amt in der Welt fortkomme.

Mein Aufenthalt war bei Weitem kürzer, als ich es mir gedacht hatte. Das Dorf war mir zu enge geworden; die Ideale meiner jugendlichen Tummelpläze waren mit der Jugend verschwunden. Selbst die, nun aufrichtige Treuherzigkeit der Schwestern, die mich liebkoseten, ihren guten Bruder nannten und ihre ganze Kunst zusammen nahmen, mir die besten Kuchen zu baken, konnte mich nicht fesseln. Ich schied nach einigen Tagen, mit dem Versprechen, wo möglich, auf Medardus zurükzukehren, auf welchen Tag die Hochzeitfeier meiner Schwestern festgesezt war.

17.

Reise mit Gott, sprach der Vater, und — er zeigte auf seine weissen Haare, — laß bald Etwas von dir hören! Medard, der liebste meiner einstigen Jugendgefährten und zukünftiger Schwager, trug mir den nun sehr erleichterten Reisebündel, und begleitete mich bis auf die Anhöhe. Er war trunken von seinem Glüke. O Candidus! sprach er, wenn du doch mit deiner Laute zu unserer Hochzeit kämest; das wäre eine Freude; du spielest sie so prächtig! Ich mußte herzlich lachen, und spielte dem guten Menschen zum Abschiede noch einmal sein Leibstükchen vor.

18.

Unaufhaltsam wanderte ich der Abtei zu und erreichte sie noch vor der Abenddämmerung. — Das nenne ich mir einen Mann von Wort, sprach der Pater Chormeister mit sichtbarer Freude. Ich sah es ihm an, daß er mir Wichtiges zu sagen hatte, und den Faden suchte, ein längeres Gespräch anzuknüpfen. Dießmal, sprach er, soll Ihr Meisterwerk am heiligen Pfingstsonntage mit allem

Glanze ausgeführt werden. Das Orchester wird zahlreich besezt seyn. Ihre Messe hat dem Herrn Prälaten sehr wohl gefallen. Sie werden sie doch wohl selbst wieder dirigiren? Mit größter Freude, sprach ich, wenn es nur der Herr Regens Chori nicht übel nimmt. Der, gab er mir zur Antwort, und sah mir dabei scharf ins Gesicht, hat seit Ihrer Abwesenheit das Zeitliche verlassen! — Man hat viel von Ihnen gesprochen, fügte er hinzu, und unser Herr Prälat wünscht Sie zu sehen. Ueberdieß erwarten wir ansehnliche Gäste, worunter Einige, mit denen ich Sie bekannt machen will. Aber freilich, — er musterte meinen Anzug, — so gehts nicht; doch dem kann ja abgeholfen werden. Nicht ohne Erröthen bemerkte ich nun erst, daß mein olim grüner Frak nicht mehr überall genau zusammenhing, so manches Andern nicht zu gedenken; und nun verzieh ich den guten Schwestern von Herzen, daß sie mich als den Zerstörer ihres Glükes und ihrer Hoffnungen gefürchtet hatten. Lange noch war die Chormusik der Zielpunkt unseres Gespräches; und höchst ungern verließ mich mein Gönner, der zu Geschäften des Hauses abgerufen ward.

19.

Mit grossen Schritten ging ich, mir allein überlassen, in meinem Zimmer auf und nieder. Vierhundert Thaler, eine schöne Wohnung mit einem grossen Garten im Städtchen, die Tafel im Hause, so oft mirs beliebt, und noch zweihundert Thaler zu verdienen. Schon drei Kompetenten hätten sich gemeldet. Ich soll es überlegen. Es verdient allerdings, überlegt zu werden. Nun, so überlege denn, Freund Candidus! Sollst du zehn Jahre im Schweisse des Angesichtes studirt haben, und nun, da du am Ziele bist, allen Hoffnungen und Aussichten entsagen? — Betrachten Sie jedoch auch, Monsieur Pflugmann, daß Sie nun erst, und zwar erst nach einem halben Jahre, anfangen sollen, zu dienen, und daß Sie wahrlich viele Jahre dienen müssen, bis Sie zu solchen Einkünften Sich erschwingen. — Erwägen Sie überdieß, daß Sie zum Juristen durchaus nicht geschaffen sind, da Ihnen alle Händel und Rechts-Streite von jeher aufs Allerinnerlichste zuwider gewesen sind. — Und dann, mein Candidus! war es ja längst dein stiller Wunsch, ein friedliches, Gott gefälliges Leben zu führen; und nun die Vorsehung so Vieles vorbereitete, daß du gerade zu diesem Zeitpunkte hier einträfest; damit sie deinen Wunsch dir gewähre, weisest du ihre gütige Hand von dir! — Ich schwankte und konnte zu keinem Entschlusse kommen; denn Eines lag im Hintergrunde meines Herzens, das wesentlich in diesen stillen Wunsch eingeflochten war. Ich fand keinen Ausweg aus dem Labyrinthe meiner Gedanken.

20.

In dem Augenblike pochte Jemand an die Thüre. Um Vergebung, sprach er, ich suche einen gewissen Herrn Pflugmann. — Sie sind nicht irre gegangen. — Nun, so habe ich den Auftrag, hinsichtlich Ihrer Drapirung Sie von Kopf bis zu Fusse zu messen. Wirklich zog er ein Kleider-Maß aus der Tasche, und that, wie er gesagt hatte. Ich staunte noch, als er bereits meinen Augen entschwunden war.

Voll unruhiger Gedanken wandelte ich noch lange sinnend im Zimmer auf und nieder; da harrte ich vor einem Bildnisse der hochgebenedeiten Jungfrau, das ich im ersten Augenblike nicht wahrgenommen hatte, und das mit einem Blike voll unaussprechlicher Milde auf mich herunter sah. Es schien mir liebreiche Vorwürfe zu machen, daß ich in so langer Zeit ihrer nicht, wie einst, gedacht hatte. Ich seufzte tief, empfahl in heissem Gebete der Mutter der Barmherzigkeit meine ganze Zukunft, und betete nach vielen Jahren zum ersten Male wieder den heiligen Rosenkranz.

21.

In meiner Unentschlossenheit vergingen Tage. Schon war der Vorabend des heiligen Pfingstfestes erschienen, und noch hatte ich keinen Entschluß gefaßt. Unruhiger, als je, ging ich zu Bette.

Der erste Strahl der Sonne wekte mich; und sieh, da blizte der Goldglanz funkelnder Knöpfe von einem feinen blauen Frak mir entgegen, der mit allem Zugehöre, — wie? war mir durchaus nicht erklärlich, — die Stelle meiner vorigen Garderobe eingenommen hatte. Freudig überraschte mich der Anblik. „Ey, wie du heute glänzen wirst!“ Von Aussen! sprach die innerliche Stimme. Wie ein Feuermeer flammte indeß die Sonne am Horizonte auf, und immer lauter wurde im Innern der Ruf des göttlichen Geistes, der am heutigen Tage in Gestalt feuriger Zungen über die Jünger gekommen war: „die Nacht ist vergangen, der Tag aber ist angebrochen; darum lasset uns die Werke der Finsterniß ablegen, und die Waffen des Lichtes anziehen.“ Fühlest du die Kraft dieser Worte? So ziehe denn den neuen Menschen an, und lege den alten ab. Auf! säume keinen Augenblik länger! Ein Blik auf das Bild der wunderbarlichen Mutter, die ihren Sohn mir entgegen hielt, kräftigte mich vollends. Ich stand auf und eilte in den Tempel des Herrn, meinen innerlichen Menschen gleich dem äusserlichen zu erneuern, und die heilige Feier durch das Siegel der Unsterblichkeit zu besiegeln. Schon waren die Stühle der heiligen Sühne von Schaaren frommer Gläubiger umringt, und als ich den Dom verließ, war er — so frühe es auch noch am Tage war — schon grossentheils erfüllt.

22.

Jezt tönten plözlich die Gloken; und von Dörfern der Umgegend wallten Schaaren, mit festlichen Kleidern angethan und duftende Pfingstblumen auf der Brust, unter wehenden Fahnen, der feierlich geschmükten Kirche zu, und laut strömte der Gesang:

Komm herab, o heil'ger Geist!
Geuß den Strahl, der Dir entfleußt,
In der Deinen Herzen ein.

Vater, hör' der Armen Schrei'n,
Komm, uns Gaben zu verleihn,
Komm, der Seelen lichter Schein!

Unsre Tröstung, unsre Rast,
Du der Seelen süsser Gast,
Süsse Labung zeuch herein.

Du, in Arbeit unsre Ruh',
In der Hize Kühlung Du,
Hülf' und Trost in aller Pein.

Heil'ger Lichtquell, sel'ge Lust,
Fülle Deiner Gläub'gen Brust,
Mit dem Licht der Gnade Dein.

Ohne Deiner Gottheit Strahl
Kann im Menschen nichts, zumal,
Nichts von Sünde ledig seyn.

Was beflekt ist, wasche rein,
Was verwelkt ist, laß erneu'n,
Und den Wunden Heil verleihn.

Mache weich, was spröd' und hart,
Wärme, was von Frost erstarrt,
Führ' auf sichern Pfad uns ein.

Gib, Herr! Deiner Gläub'gen Schaar,
Die auf Dich vertrauet gar,
Deiner Gaben Siebenschein.

Woll' der Tugend Lohn verleihn,
Laß das Ende selig seyn,
Daß wir ewig uns erfreun.

Karossen und Wägen fuhren auf, und bald wogte es von Fremden in dem unermeßlichen Gebäude.

25.

Endlich gab die grosse Gloke das erste Zeichen zum Hochamte. Vergeblich hatte ich den Pater Chormeister aufgesucht. Er begegnete mir, die Partitur in der Hand. Ich beugte mich, ihm die Hand zu küssen. Er umarmte mich, sah lächelnd auf meinen prächtigen Anzug, und sprach: Nun wirds gehen! Ein Blik entfaltete ihm mein ganzes Herz. Seyen Sie nur nicht furchtsam, sprach er, und verließ mich.

Ich eilte auf den Chor, und sieh, da wogte unter der hinzuströmenden Menge, die sich mit vergeblicher Anstrengung in die bereits überfüllten Tempelhallen einzudrängen bemüht hatte, — der Anblik versteinerte mich, — Adelheid, von ihrer Mutter begleitet, die ihr nicht ungerechte Vorwürfe machte, daß sie, ihrer langen Toilette we-

gen, nun dem heiligen Hochamte vor der Kirchen-Thüre beiwohnen müsse. Folgen Sie mir, meine Damen, sprach ich. Sie erschraken über die wohlbekannte Stimme. Wie ums Himmelswillen kommen Sie hieher? riefen Beide, vom Kopfe bis zu Füssen mich betrachtend, mit einem Blike, worin frohe Ueberraschung, reuige Beschämung, Zart- und peinliche Verlegenheit aufs Allerinnigste vereint waren. Folgen Sie mir schnell, sprach ich, wenn Sie noch Plaz bekommen wollen; das Uebrige hernach; und somit reichte ich der alten Dame den Arm und führte Beide auf den Chor. Es war mir nun klar, daß der alte Martin Alles ausgeplaudert hatte.

Ihre Verwunderung stieg, als Alles freundlich mich grüßte, und ich mich ernst und feierlich zur herrlichen Orgel sezte, mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes mich bezeichnete, und das erhabene, Adelheid wohlbekannte, zehnfach besezte und von fünfzig Singstimmen begleitete Kyrie anhub. Majestätisch und herzdurchdringend wogte der feierliche Hochgesang, und eine Freude, die an Eitelkeit grenzte, erfüllte mich, als beinahe die ganze Messe fehlerfrei durchgeführt war.

24.

Der Organist sammelte die Musikalien von den Pulten, das Personale des Orchesters verlor sich, und ganz leise und heimlich näherte sich beim Hinweggehen Adelheid und flüsterte schüchtern: Herr Pflugmann! Nur Ein Wort. Können Sie uns verzeihen? Wir haben Sie tief, tief gekränkt. Sie machen Sich Vorwürfe ohne Grund, sprach ich; es mußte kommen, wie es kam. Wir waren an der Pforte. Sie schwiegen. Ihr Blik weidete sich an dem prächtigen Anblike der rings mit blühenden Dörfern besäeten, unübersehbaren Fluren von grünen Wäldern durchwirkt, und von waldigen Felsgebirgen begrenzt. O, wem es gegönnt wäre, beständig hier zu wohnen! sprachen sie. — Feierlich und räthselhaft gab ich zur Antwort: Das hängt allein von Ihnen ab. Sie sahen mich verwundert an. Wir verabredeten uns, einander im Nachmittage noch einmal zu sprechen und schieden herzlich von einander.

Ich ward dem Abte vorgestellt und über alle Erwartung schmeichelhaft empfangen. Vergeblich suchte der Pater Chormeister mich im Nachmittage. Ich war im Städtchen. Wollen Sie unser seyn, sprach er, als ich zurükkehrte, so erhalten Sie jährlich noch eine Zulage von hundert Thalern für Ihre Person. Ich schlug ein; und traf am Tage des heiligen Medardus mit Adelheid und ihrer Mutter bei der Hochzeitfeier meiner Schwestern ein, wo Pater Alypius uns als das dritte Paar einsegnete; und kehrte nach einigen Tagen mit meinem alten Vater und Weib und Schwäherin nach Oberhainach zurük.

J. P. S.

Sehr beachtenswerthe Darstellung,

das unter gewissen Beschränkungen die Kühe ohne Nachtheil für die Melkung, für das Kalb und für ihre Gesundheit ein gutes Zugvieh sind.

(Aus dem Belehrungsblatte für den Landmann in Böhmen.)

Ich erinnere mich aus den Jahren meiner Jugend, wo ich unser Vaterland in allen Richtungen, und zwar, um Alles genauer zu sehen, zu betrachten und zu beobachten, größtentheils auf Fußreisen durchgewandert habe, daß ich in jenen Gegenden des Riesengebirges, deren Anhöhen und Thäler noch für den Getreidebau verwendet werden, z. B. auf den Gütern Nawarow, Gesseney, Semil u. s. w. häufig gesehen habe, mit Kühen akern, eggen, Futter und Getreidegarben nach Hause, Dünger auf Wiesen und Felder führen.

In einem Dorfe meines Gutes hat der Schmied 6 Mezen Felder. Er hält zwei Melk-Kühe, welche zum Zuge abgerichtet sind, er verrichtet schon seit einigen Jahren alle Feld- und Zugarbeiten mit diesen Kühen, und hat noch niemals einen Kreuzer für Akerung, Dung- oder Getreidefuhren ausgegeben. Seine Kühe sehen dabei recht gut aus, und da er nicht immer dieselben Kühe behält, sondern sie, wenn sie alt wer-

den, verkauft, so beobachtet er dabei, daß er niemals beide Kühe zugleich, sondern immer nur eine verkauft, damit die an die Stelle der verkauften eintretende neue Kuh an der Seite der alten, im Zuge bereits abgerichteten Kuh leichter das Ziehen lerne. —

Dem Beispiele dieses Schmiedes folgte der Bäker eines andern Dorfes meines Gutes, welcher 3 Mezen Dominikalfelder hat, vor einem Jahre; auch er bedient sich seiner zwei Kühe zu allen Arbeiten seiner Wirthschaft, und ich sah mit meinen Augen, wie diese Kühe ihm Ziegel, Steine und Lehm zugeführt haben, als er in seinem netten Häuschen Bauherstellungen vorhatte.

Sollten diese Beispiele: die Kühe einzuspannen, nicht auch für andere kleine Landwirthe, welche blos ein Paar Mezen eigene oder gepachtete Felder zu bewirthschaften haben, ja selbst für den Bauer, der 40—100 oder noch mehr Mezen Feld nebst Wiesen und Wald hat, lehrreich und der Nachahmung würdig seyn? Ich glaube ja. Warum soll der Häusler, der eine Kuh im Stalle hat, erst vom Bauer für Geld und gute Worte den Bezug ausborgen, wenn er seine Paar Mezen Felder akern, den Dung dahin oder die Ernte nach Hause führen soll? Der Bauer wird ihm den Bezug nicht eher borgen, als bis er selbst mit seiner Arbeit fertig ist, und dann ist gewiß zu dieser Feldarbeit nicht mehr die angemessene beste Zeit, und die Feldfrucht wird nicht so gut gedeihen, als wenn sie zur gehörigen Zeit wäre bestellt worden. Wäre die Kuh des Häuslers zum Ziehen abgerichtet, so könnten alle Feldarbeiten zur besten Zeit vorgenommen werden, die Ernten müßten dann auch gut ausfallen, besonders da Jeder, der sein eigenes Feld bestellt, gewiß Alles mit mehr Fleiß und besser macht, als ein gedungener Knecht.

Wer nur eine Kuh hat, und sie im einspännigen Zuge nicht zu sehr anstrengen will, der könnte sich mit einem andern ebenfalls klein befelderten Häusler, der gleichfalls nur eine Kuh hat, einverstehen, daß sie ihre zwei Kühe für die einem Jeden von ihnen vorkommenden Arbeiten zusammenspannen. Ja selbst jener Häusler, der gar keine Felder, aber doch eine Kuh hat, wird dabei nicht verlieren, wenn er diese zum Zuge abrichtet, weil er für Geld oder eine andere Entlohnung seinen Nachbarn manche Zugarbeiten mit seiner Kuh verrichten lassen, und so einen Verdienst haben kann, der ihm entgeht, wenn er seine Kuh zur Zugarbeit nicht benüzt.

Aber auch für den Bauer wäre es höchst nüzlich, seine Kühe zum Ziehen abzurichten, wenn er auch Pferde oder Ochsen für seine Wirthschaft im Stalle hat. In der Wirthschaft gibt es oft dringende Arbeiten, welche das gewöhnliche Zugvieh in der gewünschten Geschwindigkeit nicht bestreiten kann. Oft verspätet sich die Ernte, so daß man noch Getreidemandeln, Grummet einzuführen hat, wo schon die Zeit zum Winteranbaue da ist. Ein andermal verspätet sich durch ungünstige Witterung die Sommersaat. Es ist schon spät in der Jahreszeit, wenn die Felder zur Sommersaat hinlänglich ausgetroknet sind, und wäre es die höchste Zeit, daß alle Sommerfrucht angebaut wäre, aber aus Mangel an Bezug kann man mit dem Anbaue erst spät fertig werden, und die Folge ist — eine schlechte Ernte. Nicht selten ist die Witterung in der Schnittzeit höchst unbeständig. Heute wäre z. B. das beregnet gewesene Getreide auf dem Felde troken genug, um es einzuführen, aber der gewöhnliche Bezug ist nicht im Stande, alles trokene Getreide heute einzuführen, es muß bis morgen liegen bleiben, und morgen fällt wieder ein Regen, der es so sehr einnäßt, daß es unter mehreren Tagen nicht abtroknet, oder gar auswächst. Wie nüzlich wäre es in solchen Fällen, deren einer oder der andere fast alle Jahre eintritt, wenn der Bauer seine Kühe zum Ziehen abgerichtet hätte, die in solchen Fällen aushelfen, manchen Schaden verhindern könnten. Nebstdem gibt es in der Wirthschaft manche kleine Fuhren zu verrichten, welche die Kühe sehr leicht leisten könnten, welche aber jezt, weil die Kühe dazu nicht verwendet werden, von

dem eigentlichen Zugviehe bestellt werden müssen, das darüber seine Feldarbeiten versäumt. So z. B. muß im Sommer das grüne Kleefutter, im Herbste Waldstreu, manchmal zu Bauausbesserungen etwas Lehm und derlei zugeführt werden; warum könnten solche Fuhren, welche man etwas weniger als für Ochsen belastet, nicht auch die Kühe verrichten?

Man glaube ja nicht, daß eine mässige Arbeit den Kühen an ihrer Gesundheit oder an Milchertrag schade. So wie dem Menschen und selbst einer schwangern Frau eine mässige Arbeit gesund ist, eben so gedeiht sie auch der Kuh. — So, wie die Mutter, auch wenn sie arbeitet, ihren Säugling mit ihrer Muttermilch nährt, eben so wird auch die Kuh den Milchnuzen bei einer mässigen Arbeit liefern. Man hat beobachtet, daß Kühe, welche Vor- und Nachmittags eingespannt sind, etwas weniger melken, als solche, die müssig stehen, aber dafür ist die wenigere Milch fetter und butterreicher. Wenn aber die Kuh nur 2—3 Stunden im mässigen Zuge eingespannt wird, so läßt sie in der Melkung gar nicht nach. Es versteht sich von selbst, daß hochträchtige Kühe nicht eingespannt werden, damit sie durch die Anstrengung ihrer Leibesfrucht nicht schaden. Die Kühe haben einen schnellern Gang, als die Ochsen; man wird in 3 Stunden mit zwei Kühen mehr akern oder eggen, als mit einem Paar Ochsen. Auch sind Kühe, sobald sie zum Zuge abgerichtet sind — was sehr leicht ist, wenn man anfänglich die Kuh neben einem, den Zug gewohnten Ochsen einspannt — weit leichter zu lenken, als Ochsen. Dagegen haben die Ochsen mehr Kraft, sie können eine schwerere Last ziehen, als die Kühe. —

Der Häusler, welcher 2—8 Mezen Feld-Grund hat, kann alle dabei vorfallenden Feldarbeiten mit zwei Kühen leicht bestreiten, wenn er zur Zeit der Arbeiten auch nur durch 3 bis 4 Stunden im Tage seine Kühe einspannt. Der Bauer wird seinen ausgedehnten Feldbau besser bestellen, seine Brache vermindern können, wenn er zur Zeit der dringenden Feldarbeiten auch seine Kühe vor den Pflug spannt, und alle Tage mit ihnen 3—4 Stunden arbeitet. Die Vortheile, welche der kleine und grössere Landwirth von der Kühbespannung geniessen kann, sind demnach so einleuchtend, daß man sich in der That wundern muß, warum man besonders im flachen Lande so äusserst selten Kühe eingespannt sieht.

Obrigkeiten oder Pächter grosser Meiereien haben oft in ihrem Stalle 20—30 kräftige Kühe, und klagen doch in gewissen wichtigen Perioden, in der Saat, in der Ernte, daß sie mit der Zug-Kraft nicht auslangen, wo sie sich doch leicht durch Abrichtung der Kühe mehrere Bezüge schaffen könnten, selbst wenn jede Kuh nur 3—4 Stunden im Tage eingespannt wäre. Bei solchen grössern Landwirthen liegt der Grund, warum man sich der Kühe nicht zum Bezuge bedient, darin, weil das Gesinde zu faul ist, die Kühe zum Ziehen abzurichten. Um diese Faulheit zu verbergen, sagen die Leute, es wäre den Kühen ungesund, es wäre nachtheilig für den Milchnuzen, für die Abkalbung, wenn die Kühe eingespannt werden, was sich aber als unwahr darstellt, wenn wir die Beispiele betrachten, die uns die Gebirgsgegend und selbst einige Häusler im flachen Lande über das Kühgespann liefern. Daß aber der Bauer und der Häusler im Allgemeinen sich nicht entschliessen will, seine Kühe einzuspannen, gründet sich in dem Futter- und Streumangel, der im Allgemeinen bei unserm böhmischen Landmanne noch herrscht. Aus Futter- und Streumangel schikt der böhmische Landmann — Häusler und Bauer — seine Kühe vom Frühjahre bis zum Spätherbste auf die Weide unter der Aufsicht des Gemeindehirten auf Brachäker und Gemeindehut-Weiden, und ist froh, wenn er bei der Melkung seiner Kuh eine Hand voll frisches Grünfutter vorlegen kann, das er an Rändern oder in Feldern mühsam zusammenklaubt, oder von einem kleinem Stükchen Kleefeld oder endlich gar von seinen Wiesen auf Kosten der Winterfütterung nach Hause trägt. Würde er seine Kühe einspannen, so könnten sie nicht auf die Weide gehen,

er müßte ihnen im Stalle die volle Fütterung reichen, die er leider nicht hat.

Aber eben dieses Weiden des Rindviehes ist ein trauriger Uebelstand, der der Vervollkommnung der Landwirthschaft, dem Wohlstande unsers Landmannes so sehr im Wege steht. Durch das Weiden des Viehes geht der Dünger verloren, welcher das Wichtigste für den Landmann ist. Auf der Weide frißt das hungrige Vieh allerlei, auch schädliche Gräser, welche Krankheiten erzeugen. Eben durch das Weiden wird, sobald nur ein Stük Vieh eine anstekende Krankheit bekommt, die ganze Heerde krank, so daß oft alles Vieh in der Dorfgemeinde umsteht. Wegen diesen Nachtheilen und Gefahren haben bereits in vielen Gegenden Deutschlands, besonders in den fruchtbaren Rheingegenden und in dem gesegneten Ober-Oesterreich die Bauern das Weiden ihres Rindviehes über den ganzen Sommer längst aufgegeben und blos beibehalten, daß jeder Landwirth sein Vieh im Herbste auf seinen eigenen Feldern auf den Stoppeln weiden läßt, wenn da eine gute Weide ist. Der Erfolg dieser Einrichtung ist, daß die Bauern in diesen Gegenden viel wohlhabender sind, als sie es früher waren, weil sie mehr Dünger, mehr Milch, Butter, Getreide und Stroh erzeugen. Diese gute Einrichtung hätte auch bei unsern Bauern den besten Erfolg, wenn sie sich nur entschliessen möchten, mehr Futter in der Brachseite ohne Abbruch des Getreidebaues zu bauen. Wenn jeder Landwirth für jede Kuh, für jedes Pferd und jeden Ochsen einen halben Mezen Feld seiner Brache mit Luzrner oder rothen Klee, mit Esparsette oder Gemeng, je nachdem es dem Boden angemessen ist, anbauen möchte, dann hätte er über den Sommer gewiß genug Grünfutter; sein Vieh würde besser, gesünder genährt, wäre kräftiger und milchreicher, als es bei der jezt üblichen Weide ist; er könnte sein Vieh, so zu sagen, durch das ganze Jahr im Stall füttern und seine Kühe mässig einspannen, so oft es die Wirthschaft verlangt.

Es hat der Graf d'Angeville auf seinem Gute Lanpnes, unweit Genf in dem an Frankreich grenzenden Theil der Schweiz, alle seine Kühe zum Ziehen abgerichtet, und in seiner Landwirthschaft verwendet. Die Akerbau-Gesellschaft in Genf hat seine darüber geführten Berechnungen genau geprüft und gefunden, daß sich diese Einrichtung in jeder Beziehung gut ausgezahlt habe.

Auf der Herrschaft Tischnowitz in Mähren hat man ebenfalls die obrigkeitlichen Kühe zur Aushilfe bei der Wirthschaft mit dem besten Erfolg als Gespann benüzt.

Bei mir besteht seit mehreren Jahren die Einrichtung, daß die Kühe in alle Meierhöfe das Sommergrünfutter sich täglich zweimal selbst zuführen müssen, wodurch meinen Ochsen und Pferden viele Fuhren und Zeit für die Feldwirthschaft erspart wird. Zu jeder Fuhr werden andere Kühe eingespannt, wobei die Kühe nur sehr wenig angestrengt, und fast alle abgerichtet sind, um im Nothfalle auch bei der Feldarbeit auszuhelfen.

Diese Beispiele mögen den Landmann gleichfalls überzeugen, daß man ihm gewiß nichts anempfiehlt... anräth, was sich nicht schon in der Erfahrung als nüzlich bewährt hätte. K.

Wesentliche Verbesserung des Rauchtabaks.

Der geheime Hofrath Dr. Döbereiner in Jena hat gefunden, daß aller Rauchtabak, er heisse Kreller, kieserscher oder virginischer Kanaster, Portoriko u. s. w., wesentlich verbessert und sein Verbrennen in der Pfeife verzögert wird, wenn man ihn mit einem halben (oder selbst gleichen) Volumen gut ausgeglühter, gröblich gepulverter und von allen Staubtheilen befreiter Kohle vermengt. Die Kohle selbst muß recht porös und leicht verbrennlich seyn, damit sie einen Theil der im Rauchprozesse gebildeten empyreumatischen Produkte des Tabaks leicht einschlürfe, dadurch selbst zu Tabak werde, und mit dem eigentlichen Tabake zugleich verbrenne.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Das Oel in der Schafwolle.

In Frankreich sind Versuche angestellt worden, um den wirklichen Werth des Oeles in der Schafwolle sowohl als Dünger, als auch als ein, in den Künsten zu benüzenden Gegenstand zu ermitteln, und es hat sich daraus ergeben, daß dieses Oel oder Fett, das jezt gänzlich verloren geht, einen Ertrag von 1 Thlr. 16 Gr. von hundert Pfunden geben könnte. Es ist auch Grund zu der Annahme vorhanden, daß 3000 Pfund, troken, hinreichen würden, um 2¼ Aker Land zu düngen, wobei neun Zehntel an den Transportkosten erspart werden können. Es könnte wie Wasser über die Pflanzen gesprengt, oder um die Wurzeln herum gelegt werden; würde sich also vorzugsweise bei dem Gemüsebaue für grosse Städte anwenden lassen. — Welchen unermeßlichen Vortheil könnte der Akerbau von diesem Dünger ziehen, der jezt ganz verloren geht, der aber in einem Jahre im Durchschnitte zu 134,000 Tonnen (à 20 Zentner) dargestellt werden könnte!

Neues Gerbemittel.

Landerer schreibt aus Athen: Seit circa vier Monaten wird aus Griechenland ein neues sehr gerbstoffreiches Pflanzenprodukt nach Italien und Marseille exportirt, welches Nachrichten zu Folge die meisten andern zum Gerben angewendeten Mittel um Vieles übertreffen soll. Der Name dieser Pflanzensubstanz heißt Skinos, und besteht in den zu gröblichem Pulver gemahlenen Blättern, der Pistacia Lentiscus et Therebinthus, welche auf den meisten Bergen des P.l.pones in reichlicher Menge getroffen wird.

Kaffeemühle durch ein Eichhörnchen getrieben.

Ein Krämer in New-York, der drei Eichhörnchen besaß, brachte alle drei in einen Käfig von Draht in cilindrischer Form, dessen Achse von vier Fuß Länge auf kleine kupferne Räder wirkt, welche den Griff einer Kaffee- oder Pfeffermühle in Bewegung sezen. Die Maschine ist so sinnreich zusammengesezt, daß sie ein einziges Eichhörnchen durch sein unaufhörliches Umherspringen, sichtbar ohne Anstrengung, in Bewegung bringt. — Der Kaufmann schäzt die Kraft des Eichhörnchens auf 64 Pfund, und seine, von diesem Thierchen gedrehte Kaffeemühle liefert ihm in jeder Stunde ein Pfund gemahlenen Kaffee.

Consumtion eines Menschen.

Man hat aus Kuriosität berechnet, daß ein Mann von 60 Jahren, der ein bequemes aber regelmässiges Leben führt, während dieses Zeitraumes beiläufig verzehrt haben kann: 27,080 Pfd. Brod, 6080 Pfd. Fleisch, 4675 Pfd. an Gemüse; an Eiern und Früchten zusammen 37,835 Pfd.; an Flüssigkeiten aber 31,180 Litre Weine, Liqueur, Bier und Wasser.

Mein Vis-à-vis.

Mich drängte es, ein Lied zu singen.
Wem sollt' ich meine Leyer bringen?
Ich sing' von ihm, besinge sie —
Nun singe ich mein Vis-à-vis.

Hat mich die Nacht mit Schlaf umschlungen,
Bin ich dem trägen Bett entsprungen,
Vermisse ich am Fenster nie —
Mein überwaches Vis-à-vis.

Die Stadt zeugt viele Neuigkeiten,
Die sich von Strass' zu Strass' verbreiten,
Oft wünsche ich zu wissen sie —
Es referirt's mein Vis-àvis.

Schon oft wollt' ich die Muse malen,
Weil mir nur hohe Ding' gefallen,
Nun endlich meine Kunst gedieh —
Ich malte nur mein Vis-àvis.

Schweigt längst der Vogel in dem Wald,
Ist aller Lärm der Welt verhallt,
Droht mir der Schlaf und ruf ich: „Flieh!“
Dann wacht mit mir mein Vis-àvis.

Dem mußte ich ein Liedchen singen,
Dem mußt' ich meine Leyer bringen;
Ich sang so leicht und irrte nie,
Mich leitete mein Vis-à-vis.

B.

Gnome.

Ohne Zanken,
Ohne Wanken
Suche Pflicht!
Im Verwirren,
Im Verirren
Ruht sie nicht.

—l.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 28. 11. Juli 1840.

Inhalt: Betrachtungen über die in Feldfluren und Wäldern, an Wegen und Stegen befindlichen Kreuze. — Ueber Feuerspritzen. — Vorbeugungsmittel gegen die Ansteckung von natürlichen Poken bei Schafen. — Die Butterschaukel, Brutella, Butterwiege. — Empfohlene Heilmittel gegen Schafkrankheiten.

Betrachtungen über die in Feldfluren und Wäldern, an Wegen und Stegen befindlichen Kreuze.

Es ist wohl Jedem bekannt, daß uns Christen das Kreuz deßwegen ein heiliges Zeichen sey, weil unser Heiland Jesus, der seine beseligende Lehre, die ewigen Wahrheiten des Christenthums verkündete: am Kreuze, als ein unschuldiges Opfer, für die Menschheit hingerichtet wurde. Darum bezeichnen wir uns selbst oder unsere Kinder und Angehörige mit dem heiligen Kreuze, wenn wir ein wichtiges Werk beginnen, uns oder Andere in dem göttlichen Schuz empfehlen; wir begleiten unsere Segenswünsche mit dem Zeichen des heil. Kreuzes, wir beginnen und beschliessen mit demselben unser Tagwerk, unser Gebet. Die Geschichte sagt, daß die morgenländische Kaiserin Helena, Mutter des Kaisers Konstantin des Grossen, im vierten Jahrhunderte nach Christi Tod, in Jerusalem jenes Kreuz gefunden habe, auf welchem Christus gekreuziget wurde, und es nach Kostantinopel, wo die morgenländischen christlichen Kaiser ihren Wohnsiz hatten, brachte. Die Kirche verewigte dieses glükliche Ereigniß durch die Einsezung eines Festtages, welcher „Kreuzerfindung" benannt, und am 3. Mai gefeiert wird. Der Kaiser Konstantin ließ nun auf öffentlichen Pläzen, in Kirchen und Palästen Kreuze aufstellen, die Christen liessen es am Eingange ihrer Häuser aufstellen, um sie als christliche zu bezeichnen, und die grösseren Kirchen in Städten wurden in Kreuzform gebaut.

Das Kreuz ist das Unterscheidungszeichen des Christen von andern Glaubensgenossen, und nicht blos in den Kirchen, in den Wohnungen der Christen darf das Bild des Kreuzes als Erinnerungszeichen an unsere Erlösung von der Sünde durch Christus nicht fehlen, sondern wir finden es auch in den Feldfluren und Wäldern, auf Wegen, Brüken und verschiedenen Pläzen, wenn leztere gleich gegenwärtig keine religiöse Bestimmung haben, aufgestellt.

Der allgemeine Zwek, welchen die Frömmigkeit der Menschen bei Aufstellung der Kreuze in freien Gegenden hatte, war immer: die Vorübergehenden an den Tod unseres Erlösers, an seine göttliche, mit seinem Tode erkaufte Lehre zu erinnern, christliche Gedanken, gute Vorsäze beim Anblike des heiligen Kreuzes zu erweken. Dieser frommen Absicht soll auch jeder wahre Christ entsprechen. Aber wie selten geschieht dieß? Die Meisten, welche auf ihren Reisen, auf ihrem Gange zum Felde bei einem Kreuze vorübergehen, unterlassen wohl nicht, den Hut abzunehmen, oder sich selbst mit dem heiligen Kreuze auf der Stirne zu bezeichnen; aber meistens geschieht das ganz gewohnheitmässig, ohne daß der Vorübergehende sich von seinen irdischen Gedanken los macht. Ja, nicht selten gehen Diejenigen, welche einen Feld-, Holz- oder Hausdiebstahl beabsichtigen, gedankenlos bei dem Kreuze vorüber, ohne sich ihres sündhaften Vorsazes vor Gott zu schämen, ohne ihn als verbrecherisch zu erkennen, zu bereuen, aufzugeben. —

Andere gehen nach verübter böser That beim Kreuze vorüber, ohne Gewissen, ohne an Gott zu denken, welcher jede böse, noch so sehr im Verborgenen verübte That, entweder noch in dieser

Welt bekannt werden läßt, oder in der Ewigkeit straft. Noch Andere gehen vorüber, während sie über ihren Nächsten zürnen, und darüber nachdenken, wie sie sich an ihm empfindlich rächen wollen; der Anblik des heiligen Kreuzes erinnert sie nicht an Jesus, welcher lehrte: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, sey versöhnlich, nicht rachsüchtig, thue Gutes Denen, die dich verfolgen.

Noch Andere gehen beim Kreuze vorüber, während sie ihrem Nachbar die schändlichsten, oft sogar unwahre Sachen erzählen, und so an Ehre, an dem Rufe, ja oft an dem Fortkommen ihres Nebenmenschen unchristlich sich versündigen. Wird durch ein solches sündhaftes Betragen das vor uns stehende ehrwürdige Zeichen des heiligen Kreuzes geehrt? Wird da nicht die fromme Absicht des Aufstellers dieses christlichen Erinnerungszeichens ganz vergessen? Gewiß! und darum wollen wir uns von nun an fest vornehmen, so oft wir bei einem Kreuze vorübergehen, nicht blos mit dem Hute oder mit der Hand, sondern vorzüglich in unserm Herzen unsere Verehrung gegen den Stifter unserer heiligen Religion zu bezeugen. Wir wollen uns beim Anblike des heiligen Kreuzes an unsern Heiland Jesus Christus, an seine göttliche Lehre erinnern, welche uns befiehlt: Gott über Alles, den Nebenmenschen wie sich selbst zu lieben. Sind wir auf dem Wege, etwas Böses zu thun, und wir gehen bei einem Kreuze vorüber, so lasset uns vom Bösen abstehen, und statt den Weg des Verderbens weiter zu verfolgen, umkehren, und Gott bitten, daß er wolle den gehabten bösen Vorsaz um der Verdienste Christi willen verzeihen. So werden die von unserer heiligen Kirche gebilligten, priesterlich eingesegneten Kreuze in den Feldfluren, auf Wegen und Stegen dazu beitragen, daß wir christlicher, frommer, tugendhafter werden, was unser beständiges, ernstliches Bestreben seyn soll.

Nicht selten hatten aber jene frommen Christen, welche ein Kreuz aus Holz, Stein oder Eisen an einem Orte aufrichten liessen, nebst der Erwekung der Andacht der Vorübergehenden — noch eine andere Absicht, welche wir nicht übersehen sollten.

In früheren Zeiten war der Begräbnißplaz für die Verstorbenen um die Kirche herum, mitten im Dorfe oder in der Stadt. Unsere Vorfahren waren in dem Irrthume, daß die Ausdünstung der begrabenen, in der Erde faulenden Leichen den Dorfbewohnern nicht schade, weil die Anzahl der in gewöhnlichen Jahren Begrabenen nicht gar groß war. Kamen aber anstekende Krankheiten — die man in alten Zeiten gleich mit dem Namen der Pest bezeichnete — wo viele Menschen starben, da sahen auch schon unsere Vorfahren ein, es wäre für die Lebenden gefährlich, so viele Leichen mitten im Orte zu begraben. Unter solchen Umständen wählten sie einen vom Orte entfernten Plaz, er wurde vom Pfarrer eingesegnet, und man begrub die in der sogenannten Pestzeit Verstorbenen dahin. Fast jedes Pfarrdorf wird einen solchen Pest-Leichenhof — Kirchhof — haben, und da man, wenn die Krankheiten nachgelassen hatten, die Verstorbenen wieder im Dorfe bei der Kirche begrub, so hat man auf den verlassenen Pest-Leichenhof ein Kreuz aufgestellt, zur Erinnerung an die daselbst begrabenen christlichen Mitbrüder. Wer bei einem solchen Kreuze vorübergeht, der denke, daß die Reihe, zu sterben, über kurz oder lang auch an ihn komme; er wiederhole mit Nachdenken den christlichen Spruch:

Mit jeder Stunde, Mensch! eilst du dem Grabe zu;
Bedenk' es! Wie du lebst, so stirbst und fahrest du.

Er bete für seine daselbst begrabenen Vorfahren, und danke Gott dafür, daß er den Menschen immer mehr Gelegenheit anbietet, vernünftiger zu werden, dadurch Krankheiten auszuweichen. Er danke unserer weisen Regirung, welche die Verlegung der Leichenhöfe aus den Ortschaften seit 50 Jahren anbefohlen, und dadurch für die Gesundheit der Inwohner väterlich gesorgt hat.

Nicht selten sind Kreuze an solchen Orten aufgestellt worden, wo Menschen verunglükt sind. Es ist z. B. da ein Mensch beim Sand- oder

Lehmgruben verschüttet worden, oder es sind da die Pferde scheu geworden, dadurch ist der Wagen gestürzt, der Fuhrmann oder andere Leute vom umstürzenden Wagen oder auf eine andere Art getödtet worden. Hier wurde beim Steinbrechen ein Arbeiter von den losgerissenen Felsen, hier im Walde ein Holzhauer vom gefällten Baume getödtet. An einem andern Orte wurde Jemand von Räubern erschlagen, oder es wurde Einer da vom Blize getödtet, oder es ist Jemand an dieser Stelle erfroren. Kreuze, an solchen Orten aufgestellt, sollen uns auf unsern einsamen Wegen an die Lebensgefahren erinnern, von welchen der Mensch immer umgeben ist; wir sollen nachdenken, wie man solche Unglüksfälle durch Vorsicht und Besonnenheit an sich und Andern verhüten könne. Solche Kreuze sind also zugleich Warnungstafeln vor ähnlichen Unfällen, bei denen wir nicht gleichgiltig vorübergehen, dabei auch für den hier Verunglükten beten sollen, dessen Unglük uns vor ähnlichen warnt.

Oft ist da, wo sich ein Fahr- oder Fußweg in mehrere Zweige theilt, oder wo sich die Wege durchschneiden, ein Kreuz aufgestellt. Solche Kreuze, wenn keine andere Absicht bekannt ist, haben ebenfalls Menschenfreunde aufstellen lassen, welche das Irrefahren und Irregehen der fremden Reisenden damit verhindern wollten. Wer in der Gegend, durch die er reiset, fremd ist — und wie groß ist die Zahl solcher Reisenden — muß da, wo nur schmale Landwege, keine Kunststrassen sind, in den Ortschaften, durch die er kommt, um seinen weitern Weg nachfragen, sich ihn erklären lassen; denn nicht jeder Reisende kann sich einen wegkundigen Boten bezahlen. Um wie viel leichter ist es, zu erklären, welchen Weg der Reisende nehmen soll, wenn da, wo sich der Weg theilt, ein Kreuz steht, wo man nur zu sagen braucht, ob er bei diesem Kreuze den Weg rechts oder links wählen soll? Bei einer Reise durch Wälder, wo man selten Jemanden begegnet, den man fragen kann, wo man sich auch in die Weltgegenden schwerer findet, ist ein solches Kreuz da, wo sich die Wege theilen, schon gar von grosser Wichtigkeit. So oft ich mich auf meinen Wanderungen nach solchen Kreuzen und Heiligenbildern zurecht fand, dankte ich immer mit einem Gebete dem oft längst verstorbenen Menschenfreund, der es errichten ließ, als meinem Wohlthäter. Denn das Verfehlen des rechten Weges verzögert unsere Reise, bringt oft in Lebensgefahren, z. B. bei grosser Kälte in die Gefahr des Erfrierens.

Unsere Vorfahren waren nicht immer Christen. Vor beiläufig 1000 Jahren waren sie noch Heiden, die statt an den wahren Gott zu glauben, Abgötter angebetet, und mancherlei Aberglauben geübt haben. Da sie im Heidenthume geboren, erzogen wurden, so wollten sie sich, als christliche Religionslehrer nach Böhmen kamen, und unsere böhmischen Herzoge bereits getauft waren, doch nicht von dem Glauben ihrer Väter gerne trennen. Ja, selbst manche zum Christenthume bereits Bekehrte hingen doch noch aus Gewohnheit den heidnischen Gebräuchen an, besuchten die zur heidnischen Gottesverehrung bestimmten, meistens auf Anhöhen und in Wäldern gelegenen Pläze, und verrichteten da die gewohnten Opfer.

Um nun diese neubekehrten Christen und ihre Nachkommen von den heidnischen Gebräuchen zu entwöhnen, haben die damaligen Lehrer des Christenthums an solchen gewesenen heidnischen Opfer- und Begräbnißpläzen Kreuze, oder auch christliche Heiligenbildnisse aufgestellt, und dadurch bewirkt, daß die Neubekehrten an solchen, ihnen als Heiden ehrwürdig gewesenen Orten sich allmählig entwöhnten, und nicht mehr zu ihren Gözen, sondern zum Gott der Christen zu beten, und die christlichen Heiligen zu verehren. Solche Kreuze und Standbilder müssen uns merkwürdig auch deßwegen bleiben, weil sie uns erinnern an die finstern, unglüklichen Zeiten des Heidenthumes, weil sie uns auffordern, Gott zu danken, der die wohlthätige Menschenliebe verbreitende, wahre christliche Religion auch in unserm Vaterlande herrschend werden ließ.

Wenn wir die Veranlassung nicht wissen, warum gerade auf diesem Plaze in freien Fluren

oder im Walde, oft auf einem Baume ein Kreuz oder heiliges Bild stehe, sollen wir immer bemüht seyn, die Veranlassung zu erforschen; wir erfahren dadurch, was sich in dieser Gegend zugetragen hat, und das ist immer gut und nüzlich. Darum sollen wir, wenn wir die Veranlassung wissen, sie auch unsern Kindern erzählen, damit sie von unsern Nachkommen nicht vergessen werde. Da nun die Kreuze und heiligen Bilder auf Wegen, in den Feldfluren und Wäldern sowohl zur Ehre Gottes gereichen, als auch vielfältigen Nuzen zu unserer Erbauung, Besserung und Warnung gewähren, so sollen wir auch kein bestehendes verlezen, vielmehr wenn es durch die Länge der Zeit zu Grunde zu gehen droht, es ausbessern, oder durch ein neues ersezen, damit es auch bei unsern Nachkommen durch Erbauung und Besserung zeitliches und ewiges Wohl befördere.

Eines der grössten, schönsten und ältesten unter diesen Standbildern ist dasjenige, welches eine Viertelstunde ausserhalb unserer Kaiserstadt Wien vor der Mätzleinsdörfer Linie, an der Strasse nach Inneröſterreich und Steyermark rechts steht. Von diesem Standpunkte aus kann die grosse Kaiserstadt mit ihren unzähligen Palästen und reizbaren Umgebungen am Vollständigsten überblikt werden. Dieses herrliche, aus Stein gearbeitete Standbild wurde auf Befehl Kaiser Rudolphs II. erbaut, zum Andenken und zum Danke, daß am 29. Mai 1598 Adolph Schwarzenberg und Niklas Palfy die Türken geschlagen, die von lezteren besezte Festung Raab eingenommen, und so Wien von der Besorgniß befreit haben, daß die Türken bis an das Herz des österreichischen Staates vordringen werden. Noch vor wenigen Jahren konnte man die Inschrift lesen, welche die Bestimmung dieses Denkmals aussprach.

Woher der Name „Spinnerin am Kreuze" komme, welchen dieses Denkmal führt, darüber sind verschiedene Meinungen, unter welchen jene nicht die unwahrscheinlichste seyn mag, daß das Weib eines Soldaten, der im Kriege abwesend war, an den Stufen dieses Denkmals täglich mit ihren Kindern sich einfand, daselbst fleissig spann, und durch das ihr, von den Vorübergehenden gespendete Almosen sich mit ihrer Familie gut ernährte, bis ihr Mann gesund heimkehrte. —

K.

(Aus dem Belehrungsblatte für den Landmann in Böhmen.)

Ueber Feuersprizen.

Vor nicht langer Zeit las ich in einem Blatte einen Aufsaz, in welchem das Eingiessen und Anzünden von Weingeist als ein Mittel angerühmt wurde, das Einfrieren der Feuersprizen zu verhüten und die eingefrornen wieder schnell brauchbar zu machen. Da nun aber das dabei zu beobachtende Verfahren nicht näher angegeben war, durch das blosse Eingiessen und Anzünden des Weingeistes bei den angestellten Proben sich eine günstige Wirkung aber nicht zeigte: so glaubte ich durch fortgesezte Versuche vielleicht dem Ziele näher zu kommen, und hat sich dabei Folgendes ergeben, dessen Bekanntmachung ich nicht unterlassen zu dürfen glaube.

Es wurde nemlich in ein kleine Sprize, deren Stempel man hatte einfrieren lassen, ein Nösel (Seidel) Weingeist gegossen und angezündet, was jedoch gar keine Wirkung auf den eingefrornen Stempel äusserte oder äussern konnte, indem sich der Weingeist unter die hölzerne Unterlage verlief; und nur dann, wenn wenigstens 5—6 Nösel Weingeist eingegossen würden, was aber einen bedeutenden Aufwand, vorzüglich bei grössern Feuersprizen, herbeiführen müßte, möchte auf einigen Erfolg zu hoffen seyn.

Um daher auf eine andere Art wo möglich einen günstigeren Erfolg zu bewirken, wurde in den Cylinder jener Sprize, auf den hochstehenden Stempel, etwas Weingeist gegossen und angezündet, worauf in einigen Minuten der Stempel sich langsam in den Cylinder hinuntergedrükt, um zu sehen, ob auch in der Tiefe desselben der Spiritus fortbrennen würde, da gewöhnlich bei einer

Sprize mit zwei Cylindern, der eine Stempel hoch, der andere aber tief steht, beide Cylinder aber doch zu gleicher Zeit erwärmt werden müssen; allein, nach wenig Augenbliken erlosch die Flamme in der Tiefe des Cylinders, und dieß wiederholte sich bei allen ferneren Versuchen.

Dieser Umstand führte mich nun bald zu der Idee, ob es nicht zwekentsprechender wäre, ausserhalb der Cylinder einen Kranz von Kupfer anzubringen, in welchen der Weingeist gegossen und angezündet werden könnte, um dadurch die Cylinder gleichzeitig zu erwärmen, und es wurden sofort an einem Wass rbringer, der bekanntlich auf einer Schleife ohne Kasten steht, zwei dergleichen Kränze an die Cylinder gelöthet und durch diese Vorrichtung nicht nur eine äusserst schnelle Erwärmung der Cylinder, sondern auch eine grosse Ersparniß an Weingeist erzielt.

Die erwähnten kupfernen Kränze (Untersäze oder besser Spiritusfänge benannt) müssen nun aber so tief wie möglich am Cylinder angebracht und zwar auf das Verbindungsrohr (Gurgelrohr) aufgesezt werden, indem die Stempel bis auf dieses Rohr gehen.

Sollten an einer Sprize dergleichen Spiritusfänge nicht gut anzubringen seyn, so kann man auch statt derselben sich im Nothfalle eines blossen Schwammkranzes bedienen, welcher auf folgende Art gemacht wird: Man nimmt gewöhnlichen Waschschwamm, schneidet ihn in länglich dike Streifen, zieht durch dieselben einen Draht oder auch nur Bindfaden, benezt diesen Schwammkranz mit Weingeist, bindet ihn um den Cylinder und zündet ihn sofort an. Dergleichen Kränze können auch mehrmals benüzt werden, jedoch sind sie nicht so wirksam, wie die Spiritusfänge; auch geht viel Zeit und Weingeist dabei verloren.

Das Anzünden des Weingeistes selbst wird übrigens dadurch sehr erleichtert, wenn man Stüke gewöhnlichen Waschschwammes mit Weingeist anfeuchtet, solche anzündet und so brennend in die Spiritusfänge legt.

Sollten Gemeinden dergleichen Vorrichtungen an ihre Löschinstrumente anbringen lassen wollen, so diene hiermit zur Nachricht, daß solche vom hiesigen Sprizenfabrikanten Maiberg sehr gut und billig angefertigt werden; auch bin ich ich zu jeder, etwa noch zu wünschenden Auskunft-Ertheilung über obigen Gegenstand stets mit Vergnügen bereit. F. Bohne,

Unterdirektor der Feuerlöschanstalten zu Weimar.

(Aus dem Gewerbeblatte für Sachsen.)

Vorbeugungsmittel gegen die Anstekung von natürlichen Poken bei Schafen.

(Mitgetheilt durch Herrn Grafen Lipsky.)

In tellerförmig tief ausgehöhlten hölzernen Klözen, wovon pro 100 Schafe einer in der Schäferei aufgestellt und mit einer aus folgenden Spezies zu bereitenden Mischung angefüllt wird, reicht man diese, den Schafen sehr gesunde Mixtur so lange, bis irgend eine Gefahr der Anstekung noch vorhanden ist.

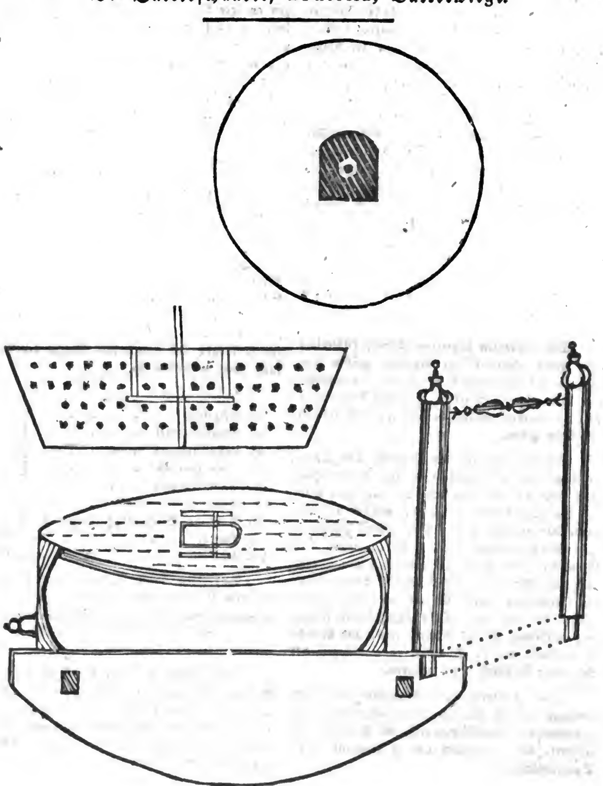
1.	Gestossenen Glanzruß	1	Pfund
2.	Holzasche	1	"
3.	Genzianwurzel	$\frac{1}{2}$	"
4.	Angelikawurzel	$\frac{1}{2}$	"
5.	Assa foetida	$\frac{1}{4}$	"
6.	Schwefelblume	$\frac{1}{2}$	"
7.	Antimonii crudi	$\frac{1}{2}$	"
8.	Russisches Birkenpech (Dziegiec)	2	Quart
9.	Hanföl	1	Pfund
10.	Küchensalz	26	Quart

Empfohlen durch Ignatius von Lipsky, aus dem Großherzogthume Posen.

(Gumprechts Mittheilungen aus der General-Versammlung deutscher Landwirthe in Potsdam.)

Gott könnte wohl die Menschen nicht härter strafen, als wenn er ihnen Alles nach Wunsch gehen liesse; denn der Mensch ist oft so blind und ungewiß in seinem Vorhaben, so unstät und uneins in seinen Wünschen, daß er oft selbst nicht weiß, was er wünscht.

Die Butterschaukel, Brutella, Butterwiege.



Die Butterschaukel, Brutella, welche nach Bedarf kleiner oder grösser seyn kann, als nach dem Maßstabe der vorstehenden Abbildung, ist ein rundes Gefäß von weichen Brettern von 21 Zoll Durchmesser, 10½ Zoll Höhe, von hölzernen oder eisernen Reifen oben und unten beschlagen, und am untersten Gestelle mit eisernen Haspeln von vier Seiten befestiget.

Oben ist eine geraume Oeffnung in Falz geschnitten, auf welche ein Brettel (Dekel gelegt wird, und mit einem hölzernen Riegel an den zwei hölzernen Seitenleisten befestiget werden muß. Damit dieser Riegel nicht verrükt werden kann, wird er mit einem hölzernen abgerehten Nagel, Stiften oder Knopf durchstochen, und in diese oberste Oeffnung giesset man den Schmeten hinein.

Inwendig ist ein hölzernes Brettel, unten von 20 Zoll, schief geschnitten nach dem Gefässe, 7 Zoll Höhe, oder so hoch, wie die ganze Butter-Schaukel, weniger Etwas. Dieses Brettel zum Durchseihen, dessen Löcher die Grösse einer italienischen Nuß haben müssen, wird von oben hineingelegt in die beiderseitige inwendige Aushöhlung, damit es fest stehen kann. Es soll in der Mitte getheilt seyn, damit es hineingestekt werden kann. Auf jeder Seite dieses Brettels seitwärts ist ein Leisten, in dessen Aushöhlung ein hölzerner Quer-Riegel durch die Spaltung gelegt wird, damit sich das Brettel nicht rühren kann.

Auswendig unten am Boden in der Mitte dieses Gefässes ist ein Loch mit einem Zapfen zum Herauslassen der Buttermilch.

Das unterste Gestell besteht aus zwei gegen einander auf zwei äussersten zirkelförmigen Brettern, oben 2 Schuh 6 Zoll Länge, und 8 Zoll in der Mitte der Rundung Breite.

Auf einer Seite stehen gegen einander zwei Latten-Stangen von 23 Zoll Höhe, oben verbunden mit 15 Zoll Breite. Darauf wird ein Band angebunden, und gebuttert; oder man kann mit der Hand die Bewegung machen, auch unten mit einem Fusse, nach Belieben verfahren.

Man kann entweder stehend, sizend oder liegend, mit der Hand oder mit einem Fusse Butter schlagen. Wenn es mit dem Fusse geschieht, kann man auch dabei striken oder spinnen. Kleine Kinder haben eine Unterhaltung damit, wenn sie wiegen dürfen.

Auf diese Art erzeugt man leicht und schnell die Butter, welche aus der obigen Oeffnung herausgenommen werden muß. Dann wird die Butterschaukel rein ausgewaschen und aufgehoben, nachdem man ein- oder mehrmal nach einander Butter geschaukelt hat.

Der Einsender wünscht, daß auch alle bayerischen Hausfrauen auf diese leichte Art die Butter schaukeln lernen und täglich sehr viel Butter ansbeuten möchten; denn diese Butterwiege, wo sie bereits bekannt gemacht worden, findet überall grossen Beifall, und wird nachgeahmt.

Regbenig, im Juni 1840.

Johann Baptist Jarosch,
Pfarrer.

Empfohlene Heilmittel gegen Schaf-Krankheiten.

Bei kachektischen Krankheiten (fäulichen) hat Thair China-Aufguß mit Rothwein mit Nuzen angewendet.

Bei einer Lämmerkrankheit, welche mit Auftreiben des Magens verbunden war, hob Rhabarber-Aufguß mit Branntwein das Uebel.

Zur Heilung der Lämmer-Lähme wurden 3 bis 4 warme Bäder aus Branntweinspülig und

zur Heilung der Klauenseuche Holzessig als Heilmittel anempfohlen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Philosophische Raisonnements über das bayerische Bier.

In Kühne's Schriften findet sich auch eine Stelle über das bayerische Bier, die wir für ergezlich und interessant genug halten, daß sie in diesen Blättern einen Plaz finde. Jeder, der bisher behaglich und ohne dabei etwas Weiteres zu denken, seinen braunen Nektartrank geschlürft hat, muß sich freuen, hier über den eigentlichen Biergeist aufgeklärt zu werden, und zu erkennen, welch ein welthistorisches Prinzip im Bier walte. „Denn (sagt Kühne) durch die ganze Weltgeschichte geht ein bierdiker Faden." Keiner von Denen, die diese Stelle lesen, wird von nun an mehr gedankenlos das Dekelglas an den Mund sezen, nein! er wird bei jedem kräftigen Zuge die Inspiration einer höhern Macht spüren; er wird im größern Style gleichsam mit dem Gefühle einer gewissen Mission das Geschäft des Biertrunks betreiben. Uebrigens ist das Raisonnement des genialen Schriftstellers so gutmüthiger und wohlwollender Art, daß Keiner, der seinen Gerstensaft lieb hat, befürchten darf, es könnte ihm etwa durch solche philosophische Reflexionen ein Tropfen des süßen Trankes verbittert werden. — Doch hören wir, was Herr Kühne sagt, in einem kleinen Auszuge. „Der lezte Erdenkloß sollte" (bei der Schöpfung des Menschen durch Prometheus) „ein Biertrinker werden. Die andern Geschöpfe hüpften und tanzten fort, sie hatten Aether genug im Leibe; schwerwandelnd aber ging der lezte Mensch einher, vierschrötig, finster, lebensfaul. Die Aetheressenz hatte bei ihm nur hingereicht, seine Lehmmasse in Fleisch umzusezen. Der Schöpfer aber blikte auf sein Werk und sah, daß es gut war. Es ist gut, daß Einer solid ist, und an seiner Schwere den Andern ein Exempel gibt. Er wird dereinst in böser Zeit, wo dieß Geschlecht mit den Fittigen der Freiheit aufrauscht, mein lieber Sohn seyn, der an der Scholle des Herkommens haftet. Er wird das Stillschweigen lieben, wenn alle Andern sich die Füsse verspringen. Er wird an der Materie kleben, wenn Alles sich lächerlich in der Luft versteigt. Nicht die Boksprünge seiner Zeit wird er lieben, nur seinen Bok. Die Ideen von Freiheit und Gleichheit werden ihm nichts seyn, es wird ihm Alles gleich seyn, ist nur sein Bok gut. — So sprach der Schöpfer, und so wurde der lezte Mensch, und der lezte Mensch war der erste Bierbayer. — —

„Steigt hinunter, ich bitt' euch, in den Münchner Bok-Keller! seht jene Bierpagoden hinter den Dekelgläsern verschanzt; jene dikgewölbten furchtbar ruhigen Menschen, mit kirschbraunen Wangen und halbverwachsenen Augen. Das sind die jüngsten Kinder des Prometheischen Fehltritts. Es sind die berühmten „P.." von München, oder auch nach Maßgabe ihres innern Gehalts — Zehn-, Zwölf- und Fünf- und Zwanzig-Mäßer genannt, wie man im Artilleriewesen von Zehn-, Zwölf- und Fünf- und Zwanzig-Pfündern zu sprechen pflegt. Zu allen Zeiten hat es bierbayerische Elemente gegeben, mit und ohne Bok; es sind die bleiernen Elemente jeder Zeit. Und wenn die europäischen Generationen, schnellkräftig, rasch und schnellbeweglich, bisher der Geschichte Flügel gaben, siehe! es ist die Zeit gekommen, wo Alles Bier trinken wird nach altbayerischer Art. Der Zeitgeist geht zu Bier. Da sezt er sich fest und steif und verwächst mit allen seinen Ideen zu einer ruhig dämmernden Masse. Kein junger Moselwein jagt ihm sein frisches Leben durch die Adern; kein Champagner schäumt durch das Herz mit süßen Träumen. Aber der Biergeist hat auch seine Reize. Ein Bier, das die Zwanzig-Mäßer „saftig" nennen, ist lieblich, einschmeichelnd, weich, es glänzt wie dunkles Gold, es perlt mit hundert Bogen, es fließt leicht und mild. Der tiefe Keller duftet mit seinem kühlen Athem dir aus dem Trank entgegen, die Kellnerin eilt geschäftig Krug für Krug, immer einzeln, Stiege ab und auf; wie ein Blumentopf steht das Glas im blechernen Untersaz vor dir, die zinnernen Dekel klappern; ein Biergesumm schwirrt durch Kopf und Herz und du versinkst in schwülen Traum. Der Wein beflügelt den Gedanken mit Centrifugalkraft. Das Bier regt deine Lebensgeister nur in so weit auf, um sich ihrer desto sicherer zu bemächtigen; es drükt dich mit allen deinen Planen und Hoffnungen dumpf zusammen. Die centripedale Kraft der Schwere herrscht im Geist des Bieres. — Zu Riesen werden deine Gedanken, wenn du Burgunder trinkst; einen Atlas zeugst du mit Ungerwein. Stürze Champagner, und ein schäumender Regenbogen steigt aus deiner Seele himmelan und tausend Mädchenköpfe lachen dir aus den Wolken entgegen. Aber ach! ach! vom Bierstoffe bewältigt, wird dein Geist nichts als dumme Bauernjungen von Gedanken zeugen. —"

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Convert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 29. 18. Juli 1840.

Ueber das Kochen der Kartoffeln durch Dampf.

Wir haben heuer ein ganz vorzügliches Kartoffeljahr. Wo man nur hinsieht, erblikt man weite Feldstreken mit dieser Erdfrucht bepflanzt, und in mehreren Gegenden, die ihre Getreidsfrüchte durch Hagelschlag einbüßten, ist die Kartoffel-Frucht nun ein Abwehr-Mittel drohenden Nahrungsmangels, das unsere Vorvorfahren noch nicht kannten und hatten. — Es ist vielleicht einigen Lesern erwünscht, zu erfahren, wann und wie sie nach Bayern kamen.

In Wiltmaister's churpfälzischer Chronik oder Beschreibung der oberpfälz. Haupt- und Regirungsstadt Amberg (Sulzbach 1783. 4. S. 581) findet man darüber folgenden merkwürdigen Aufschluß:

„Habe auch anbei nicht unterlassen wollen, von dem Erdäpfelgewächs nur kürzlich so viel anzuführen, wie solches zum erstenmal nach Amberg, und sodann in die obere Pfalz, dann so weiters gekommen sey; denn nachdem einige derlei Aepfel dem allhier gewesten Regirungskanzler Herrn von Pistorini ungefähr A. 1725 aus den Niederlanden zu einer Rarität überschikt, und dabei informirt worden, welchergestalten solche nicht allein angebaut, sondern auch; wie diese der Mensch geniessen, und das Vieh damit gefüttert werden könne, so hat derselbe einige derlei Aepfel zum Theil ganz, einige aber, wenn sie groß waren, zu 3 und 4 Theilen geschnitten, und in dessen Hausgarten im Frühjahr eingestossen. Als sie nun verblüht hatten, wurden solche zur Herbstzeit ausgegraben, und befunden, daß sich ein solcher Theil oder ganzer Apfel mit 10 bis 20 Stüken, wie ich bei ihm selbst gesehen, vermehrt habe, und da sie abgesotten, abgeschält und etwas mit Salz bestreut worden, waren sie wärmlicht wohl zu geniessen, und gaben eine sattsame Nahrung.

„Wie nun solches bekannt geworden, hatte fast Jedermann Begierde, derlei Aepfel zu überkommen, also zwar, daß nunmehro viele Felder angebaut, auch das Vieh, besonders die Schweine damit gefüttert werden, für welche aber die gesottenen Aepfel nicht geschöllet, sondern nur in einem Trog gestossen, und wärmlicht vorgeschüttet, jedoch daß ihr sonstiges Getränk nicht mit allzuvielen sothanen Aepfeln vermischt werde.

„Es ist auch schon so weit gekommen, daß nicht nur solche auf unterschiedliche Art für die Menschen zur Speiß gekocht, Nudeln in Röhren gebraten und Knödeln zugerichtet werden, welche dem gemeinen und arbeitsamen Mann eine hinlängliche Nahrung geben, sondern auch eine Sterke zum Waschen, und hieraus auch ein Haarpuder gemacht werde. Man kann sie auch wie den Zelleri zu einem Salat geniessen.

„Obwohl von den Bayern die Pfälzer anfänglich damit ungemein verirt worden, so haben sie doch dieses Erdäpfelgewächs bereits selbst schon so weit angebaut, daß sie solches auf die Märkte zum Verkauf überbringen.

„So nuzbar nun die Erdäpfel sind, eben so schädlich können sie dem Lande seyn, indem hiedurch weniger Getreid angebaut, und mit solchen

die Felder gar zu übermässig hergenommen werden, mithin der Getreidbau dermassen vermindert wird, daß nach der Hand hieran ein grosser Mangel zu besorgen seyn möchte.

„Und wenn das Fleisch von den Schweinen in den Kamin zum Selchen aufgehängt wird, so gibt die Erfahrung, daß die Fette davon abrinnt und das blosse Fleisch sperr (troken) wird; wünsche also einem Jeden guten Appetit dazu.“

Man sieht hieraus, daß der Erdäpfelbau in der obern Pfalz schon viel früher bekannt und verbreitet war, als in den umliegenden Ländern.

Denn ohne Zweifel wären die ersten Erd-Aepfel nicht aus den Niederlanden als eine Rarität überschikt worden, wenn man sie schon in dem angrenzenden Franken und Sachsen hätte bekommen können. Wahrscheinlich ist es auch, daß sie erst aus der obern Pfalz nach Bayern gekommen sind, wo man noch lange nach Willmeister's Zeiten ein Vorurtheil dagegen hatte.

So lange nun die Kartoffelfrucht bei uns bereits einheimisch ist, haben wir doch noch nicht gelernt, oder es zur allgemeinen Gewohnheit gebracht, selbe durch Dampf statt im Wasser zu kochen. — Wir haben das Geeignete hierüber schon in den Jahren 1821 Seite 309, 1825 Seite 222 dieser Blätter gesagt, dort aber mehr die Zubereitung durch Dampf für Menschen zum Zweke gehabt. Deßwegen soll hier die Absicht seyn, von der Zubereitung derselben durch Dampf für die Thiere zu reden.

Man hat zwar hie und da noch die Gewohnheit, dem Vieh die Kartoffeln roh zu stossen und zu füttern. Aber daß die Kartoffeln im gekochten Zustande für Milch- und Mastvieh zuträglicher, gesünder und mehr Nuzen bringend sind, ist eine ausgemachte Sache.

In grössern Oekonomien, mit welchen Brannt-Wein-Brennereien verbunden sind, erhält das Rind-Vieh die Kartoffel im sogenannten Brenntrank (Branntweinspülicht). Es gibt aber Oekonomen, welche eine Menge Kartoffel bauen, um durch sie das Heu und Grumet zum Theil zu ersezen, und das Kartoffelfutter mit dem Gesod zu vermischen. Das Sieden dieses Knollengewächses in Häfen und Waschkesseln erfordert viel Holz und Geschirr und die Kartoffeln werden großentheils wässerig, die oben liegenden bleiben nicht selten ungekocht. Diesem allem weicht man aus, durch Kochen derselben mittelst Dampf.

Zu Erreichung dieses Zwekes hat Herr Staats-Rath v. Hazzi in seinem „Katechismus über die Zucht, Behandlung und Veredlung der Rindvieh-Gattungen ꝛc.“ München 1836 Seite 27 eine sehr einfache und wohlfeile Vorrichtung angegeben. Der hochverehrte Herr Verfasser sagt: „Immer hat das Dämpfen der Kartoffel den Vorzug. — Man legt die ganzen (gewaschenen) Kartoffel in ein Faß mit einem durchlöcherten Boden; dieses Faß stellt man auf den gewöhnlichen Waschkessel mit warmem Wasser. Der Kessel muß aber einen hölzernen Kranz haben, worein das Faß paßt.“ Da diese Beschreibung etwas kurz ist, so will ich angeben, was ich nach mehreren Versuchen als das Tauglichste befunden habe. Ich nahm ein altes Bierfaß, welches 1 bayer. Scheffel Kartoffel faßt. Der eine Boden wurde durchlöchert mit etwa 25 fingergrossen Oeffnungen, der andere, der nach oben zu stehen kommt, erhielt ein rundes Loch in der Mitte, so groß, aber auch nicht grösser, als daß die größten Kartoffel leicht einfallen. In dieses runde Loch muß der Dekel ganz genau passen, jedoch so, daß man einen leinenen Flek dazwischen legen kann, um den Dampf fest einzuschliessen.

Der Dekel erhält einen eisernen Ring, um an demselben bei der neuen Füllung des Fasses geöffnet werden zu können. Ganz nahe am unteren Boden des Fasses wird auf der Seite ein Loch von 6 Zoll im Quadrat angebracht, dieses durch einen genau passenden, mit zwei eisernen Bändern und einem Schließhaken versehenen Dekel verschlossen. Bei dieser Oeffnung werden die gedämpften Kartoffel herausgenommen, und mit-

telst einer an das Faß anzuhängenden Rinne von drei Brettchen über die Kesselmauer in ein Geschirr geleitet, um sie da durch einen Stössel zu verkleinern, oder noch besser durch die bekannte Kartoffelwalze zu zerquetschen.

Das Faß muß mit dem obern Rande des Kessels gleiche Weite haben, und an seiner untern Kante mit einem wenigstens dritthalb Zoll breiten, von gewalztem Bandeisen gefertigten Reif gebunden seyn, damit der hölzerne Kranz sich recht gut anschliessen läßt. Dieser Kranz wird aus 3 Zoll diken und wenigstens 1 Schuh breiten Laden oder Bohlen verfertigt; Eichenholz wäre am Besten, jedoch genügt auch Föhren- oder Fichtenholz. — Vier Stüke werden über den Kessel in einander gefügt, das Faß darauf gestellt und nach dem eisernen Reif der Kreis gezeichnet, welcher herausgeschnitten wird, um in denselben das Faß einzusenken. Der Einschnitt dieses obern Kreises darf aber nur anderthalb Zoll tief gemacht werden; die übrigen anderthalb Zoll dienen dem Fasse als Träger, und kommen zwischen den Rand des Kessels und die Kante des Fasses zu stehen. Nun wird auch der untere Kreis ausgeschnitten, der um die Dike der Faßdaube enger und mit dem Kesselrande gleichlaufend ist.

Der Kessel (gewöhnlicher Waschkessel) muß von oben nach unten wenigstens 6 Zoll tief, fest und sorgfältig eingemauert seyn, damit zwischen ihm und der Mauer kein Feuer empordringen kann, welches den hölzernen Kranz bald zerstören würde. —

Nun wird die Kesselmauer oben mit Hafner-Lehm etwa 1 Zoll dik belegt, der Kranz darauf gedekt, so fest als möglich angedrükt, und die ganze Maschine ist fertig. Zu bemerken ist noch, daß das Zugloch des Feuers über das aufgestellte Faß hinausreichen muß, damit dieses nie von Feuer oder Rauch angegriffen werden kann.

Das Dämpfen selbst geht so vor sich: Der Kessel wird bis auf eine Hand breit an den Rand mit Wasser angefüllt; — mehr Wasser würde im Sieden über den Kessel sich erheben, die Mauer erweichen und abspülen, und allmählig dem Feuer den Zutritt an den Kranz öffnen — zu wenig Wasser wäre dem Kessel nachtheilig. Das leere Faß wird — die untere Oeffnung immer nach ein und derselben Seite gekehrt — in den Kranz gestellt und von oben mit Kartoffeln gefüllt, die Oeffnungen fest geschlossen und nöthigen Falls noch mit Lehm oder zerdrükten Kartoffeln verstrichen. Lezteres muß auch rings um das Faß herum geschehen, wo es in den Kranz eingesenkt ist. — Der Dampf des siedenden Wassers wird in zwei bis drei Stunden, je nach der Grösse des Fasses und Feuers, alle Kartoffeln vollkommen kochen und wasserfrei und mehlicht darstellen.

Als Kennzeichen, daß alles gedämpft ist, gilt der Dampf, der zwischen Kranz und Faß oder bei den Fugen des untern Thürchens herausdringt. Das Faß kann auf dem Kessel stehen bleiben, bis man diesen zum Waschen oder sonst braucht; hat man keine Kartoffel mehr, so soll der Kranz weggenommen und aufbewahrt werden. Das Wasser des Kessels, von welchem ein Theil im Dampfe entwichen ist, wird mittelst eines Stäbchens durch ein Loch des Faßbodens sondirt, um zu sehen, wie viel nachgegossen werden muß; dieß geschieht durch das Rohr einer Gießkanne beim untern Seitenloch auf den durchlöcherten Faßboden, oder kurzweg durch die runde Oeffnung im obern Boden.

Der Nuzen dieser gar nicht kostspieligen Vorrichtung besteht vorzüglich in der bessern Beschaffenheit der gekochten Kartoffel und in der Holz-Ersparung. — Mit dem nemlichen Brennmaterial (Torf leistet treffliche Dienste), welches zum Sieden von zwei Mezen erforderlich ist, können sechs bis acht Mezen gedämpft werden. Wer alle Tage ein Faß voll dämpfen kann, wird wohl daran thun, statt dessen alle zwei Tage zwei Fässer hinter einander zu kochen, weil das Wasser schon im Sieden und zu der vorhandenen Glut nur wenig Holz oder Torf mehr erforderlich ist, um auch das zweite Faß gar zu machen.

Schädlichkeit des Kornkaffees.

(Aus dem Gewerbe-Blatt für Sachsen.)

In einer Nr. d. Bl. vor. Jahres befindet sich eine mit H. unterzeichnete „Bitte um Belehrung“ wegen Schädlichkeit des Kornkaffee's für die Augen, welche dem Unterzeichneten erst jezt bekannt geworden, der für Pflicht hält, darüber Folgendes mitzutheilen:

Der Roggen, wie er gewöhnlich, mit wenig Ausnahme, bis jezt als Kaffee benuzt und getrunken ward, ist hizig und hat viel Schleim bei sich, welches beides nicht nur auf die Gesundheit im Allgemeinen, sondern besonders auch auf die Augen eine schädliche Wirkung äussert, so daß derselbe durchaus nicht zu empfehlen ist; da hingegen der Roggen ohne allen Zweifel nicht nur für die Gesundheit, sondern auch für den Geschmak das empfehlenswertheste Surrogat für den Kaffee ist, wenn er auf folgende Art zubereitet wird.

Das Haupterforderniß ist, daß man zu diesem Behufe den besten Sommer-Roggen — aber ja nicht Winter-Roggen — nimmt; dieser wird zuerst sorgsam gelesen und von allen fremdartigen Theilen gereinigt, hierauf in ein hinlänglich grosses Gefäß gethan und mit frischem Wasser übergossen, einigemal gewaschen, und 48 Stunden lang in kaltem Wasser unter mehrmaligem Umrühren gewässert, während welcher Zeit das Wasser 4 bis 6 Mal abgegossen und durch frisches ersezt werden muß. Je öfter dasselbe erneuert wird, desto schöner wird der Roggen. Unmittelbar nach Ablauf der 48 Stunden wird der gewässerte Roggen mit kaltem Wasser zum Feuer gebracht, und so lang gekocht, bis die Körner aufspringen; man wird finden, daß hiedurch sich eine Menge Schleim abgesondert hat, nur muß man das Kochen nicht zu lange anhalten lassen; sondern so bald man bemerkt, daß die Körner aufplazen, gießt man das heisse Wasser ab und wirft die Körner ungesäumt in ein, zu diesem Behufe schon bereit stehendes grosses Gefäß mit kaltem Wasser, spült sie in demselben rein ab, und sollte die Menge derselben so groß seyn, daß das Wasser durch die heissen Körner einen bedeutenden Wärmegrad annähme, so muß man das Wasser noch einmal erneuern, damit der Roggen völlig abkühlet. Nun wird das Wasser abgegossen, der Roggen ein wenig ausgedrükt und auf ein leinenes Tuch ausgebreitet, und so lange an der Luft — jedoch im Schatten — getroknet, bis die meiste Feuchtigkeit entwichen ist; dann troknet man ihn vollends in einer, jedoch nur mässig erwärmten Ofenröhre, hebt ihn zum Gebrauche auf, und brennt ihn wie Kaffee, jedoch ein klein Wenig schärfer.

Beim Brennen muß noch erwähnt werden, daß man nicht ganz so viel in die Trommel thun darf, als man nach Verhältniß der Grösse derselben vom Kaffee hineinzuthun gewohnt ist, und daß man während des Brennens öfters schütteln muß, als solches gewöhnlich beim Brennen des Kaffee's geschieht, weil er ausserdem ungleich ausfällt. —

Beim Kochen darf der so zubereitete Roggen nicht filtrirt, sondern nur gekocht und dann durchgeseihet und auf ein Loth desselben fünf gewöhnliche Tassen bereitet werden.

Will man diesen sogenannten Kornkaffee besonders schmakhaft haben, so koche man eine grosse Partie davon auf einmal, lasse ihn auf dem Saze stehen und giesse jedesmal nur so viel davon ab, als man zu trinken Willens ist, jedoch muß der abgegossene förmlich aufgekocht werden.

Der Unterz. und mit ihm viele seiner Bekannten trinken schon mehrere Jahre lang auf diese Art zubereiteten Sommerroggen ohne alle Zuthat von wirklichem Kaffee, und können dasselbe als ein für die Gesundheit sehr wohlthätiges und für den Gaumen höchst angenehmes Getränk — auch ohne Sahne — empfehlen, das im Geschmake dem Kaffee so nahe kömmt, daß bei sorgfältiger Behandlung selbst der eigensinnigste Kaffee-Trinker getäuscht werden kann.

Noch muß der Einsender in Hinsicht der Wirkung, welche dieser Kornkaffee auf die Augen äussert, ganz besonders hinzufügen, daß nach Versicherung eines seiner Bekannten, eines sehr geachteten und wahrheitsliebenden Mannes in bereits vorgerükten Jahren, derselbe seit dem mehrjährigen unausgesezten Gebrauche dieses Getränkes — jedoch ohne alle Beimischung von wirklichem Kaffee — die wohlthätigsten Folgen an seinen Augen verspürt hat, und es hiernach, wie auch aus dem Vorhergehenden erhellet, höchst wünschenswerth wäre, daß der Gebrauch dieses wirklich sehr wohlschmekenden Getränkes allgemeiner würde und man die kleine Mühe, welche die Zubereitung des Roggens auf vor angegebene Art verursacht, nicht scheuete, da man in mehrfacher Hinsicht dafür hinlänglich entschädigt wird.

Dresden. F. A. L.

Ueber Schmierseife.

Auf 100 Pfd. Lein-, Raps- oder Hanföl werden 80 Pfd. gut kalzinirte, kalireiche Pottasche angewendet, oder der Kaligehalt an Holzasche. — Die alkalische Lauge darf nur 75 Proz. reines kaustisches Kali und 15 Proz. kohlensäuerliches, nemlich Kali, wie es im Handel unter der Gestalt guter Pottasche vorkommt, enthalten. Es wird demnach ermittelt, wie viel frisch gebrannter Kalk 60 Pfd. Pottasche erfordern, um kaustisches Kali zu erhalten, dem hernach noch 20 Pfd. Pottasche zugesezt werden.*) Die sämmtliche Lauge wird auf 10 Gr. nach Beks Aräometer gebracht. Bis sie ganz vom Kalk ausgezogen ist, hat sie gewöhnlich diese Stärke, oder man verdünnt sie noch mit über den Kalk abgelaufenem Wasser, bis sie 10 Gr. anzeigt. Nun werden die 100 Pfd. Oel und die Hälfte der Lauge in den Kessel gebracht. Ueber dem Kessel oder an der Seite desselben kommt ein mit einem hölzernen Hahne versehenes Reservoir, in welches die zweite Hälfte der alkalischen Lauge gebracht wird. Kann man kein so grosses Gefäß anbringen, so nimmt man ein kleineres und füllt die Lauge nach.

*) Bei Bereitung der Lauge halte ich es für zwekmässiger und weniger umständlich, wenn die mit 60 Pfd. Pottasche und der erforderlichen Quantität Kalk bereitete kaustische Lauge ganz für sich gemacht wird, nachgehends die übrigen 20 Pfd. Pottasche in Wasser gelöst und durch Leinwand filtrirt, der hellen (klaren) kaustischen Lauge zugesezt werden.

Ist Alles zur Seifenbereitung vorgerichtet, so wird der Kessel zum Kochen gebracht und gut mit einem grossen hölzernen Spatel umgerührt. — So wie die seifige Verbindung steigen will, öffnet man den Hahn des Reservoir etwas und läßt langsam, jedoch ununterbrochen, Lauge zur kochenden Seifenverbindung laufen. Uebrigens sorgt man dafür, daß die Seifenmasse stets im Kochen erhalten wird und immerwährend ein dünner Strahl von Lauge, ohne daß die Seife aus dem Kochen kommt, zulaufen kann. Wenn nach dieser Vorrichtung alle Lauge in den Kessel gebracht ist, dann muß die Seife fertig seyn. Sie muß wie ein klarer Leim, nicht sulzig oder gallerartig vom Spatel laufen, und sich zwischen den Fingern etwas ziehen lassen, in welchem Zustande sie vollkommen ist.

Würde sie diese Eigenschaft nicht haben, dann muß man sie noch etwas länger, oder so lange kochen lassen, bis die Saponifikation vollendet ist. Unter diesen Handgriffen und bei den angegebenen quantitativen Verhältnissen der alkalischen Lauge zum Oel wird allezeit ein vollkommenes Produkt erhalten werden. Da bei diesem Verhältniß, die Lauge zu bereiten, der Kalk wenig Saz gibt, so bedarf es nur eines kleinen Aeschers, der auf dem Doppelboden mit ausgelaugter Holzasche bedekt ist.

In ökonomischer Hinsicht dürfte es für jede grosse Leinenbleichanstalt vortheilhaft seyn, sich die Schmierseife nach diesem Verfahren selbst zu bereiten, da ihre gute Wirkung beim Bleichen der leinenen Stoffe allgemein anerkannt ist. Ich seze die Schmierseife beim Kochen der kaustisch-alkalischen Lauge zu, wenn sich die Leinwand schon im halbweissem Zustande befindet, und reiche im Verlaufe der sämmtlichen Bleichoperationen zwei Laugen mit derselben. Die in der saponifizirten Lau-

stisch-alkalischen Lauge ausgekochte Leinwand lasse ich nach dem Herausnehmen aus derselben walken, bevor sie auf die Bleichwiese ausgelegt wird. Auf 200 Stüke sechs Viertel Ellen breite und 60 Ellen lange Leinwand rechne ich für jede saponifirzte Kalilauge 25—26 Pfd. dieser selbst bereiteten Schmierseife.

Die Schmierseife ist ihrer Wirkung nach stets etwas alkalisch oder eigentlich eine Auflösung von Kaliseife in einer schwachen Aezlauge. Sie enthält auch alle fremdartigen Salze, womit die zu ihrer Verfertigung angewendete Kalilauge verunreinigt war. Aus dieser Ursache muß man zur Bereitung besserer Seifen dieser Art die äzende Aschenlauge oder Potasche durch Filtriren, Abdampfen und Krystalisiren von den fremdartigen Salzen befreien.

Die Schmierseife wird in den Leinwandbleichen als Mittel gebraucht, die mechanisch anhängenden Unreinigkeiten leichter zu entfernen. In dieser Beziehung ist ihre Wirkung als vortrefflich anerkannt. Man sezt sie der kaustisch-alkalischen Lauge, in welcher die leinenen Gewebe gekocht worden, zu, und walkt die Leinwand unmittelbar nach der Operation des Auskochens. Durch das Walken wird die Entfernung des aufgelösten Farbestoffes und anderer Verunreinigungen bewirkt, welches durch die Anwendung der Seife in höherm Grade begünstigt wird. Die saponifizirte Kaliflüssigkeit ertheilt der Waare überdieß einen glatten und schlüpfrigen Angriff, wodurch im Walknapfe bei jedem Stoffe das nothwendige Fortrüken der Leinwand erleichtert wird.

In Niederdeutschland wird die Schmierseife in den gemeinen Haushaltungen zum Reinigen (Waschen) der Wäsche verwendet.

(B. d. E. G. B.)

(Aus dem Gewerbeblatt für Sachsen)

Regeln, welche bei der Grünfütterung mit Klee, Futtergemenge ꝛc. zu beobachten sind.

1) Das Grünfutter soll täglich frisch nach Hause gebracht und gegen jedes Verderben durch zu grosses Aufhäufen geschüzt werden.

2) Der Uebergang vom Troknen zum Grünfutter muß allmählig geschehen, so wie auch umgekehrt.

3) Ist das Grünfutter sehr blähend und enthält es überhaupt sehr viel Wässerigkeit, so ist es gut, trokenes Futter, z. B. Häksel mit zu füttern.

4) Wenn das Grünfutter zu lang ist, so muß es geschnitten werden.

5) Die Regel, die Futtergegenstände portionenweise vorzulegen, ist bei der Grünfütterung noch mehr als bei jeder andern Fütterung zu beobachten.

6) Das Vieh darf nach dem Fressen nicht gleich saufen.

7) Als ein widriger Zufall der Grünfütterung erscheint nicht selten das Aufblähen der Thiere, gegen welches Uebel eine Auflösung des Chlorkalkes für das wirksamste Mittel befunden wurde. Der Chlorkalk, welchen man bei den Materialhändlern zu kaufen erhält, wird in gut verkorkten Flaschen aufbewahrt, und beim Gebrauche rührt man 6 Loth Chlorkalk in einer Maß Wasser um, seiht dieses durch Leinwand und gießt es zu einer halben Maß dem Rindvieh ein. Sollte dieses Mittel nicht helfen, so muß man allerdings zum Trokar seine Zuflucht nehmen. Ob die in den neuesten Zeiten empfohlenen elastischen Luftentleerungsröhren die Vortheile gewähren, die man ihnen zugeschrieben hat, wird die Erfahrung lehren.

Essig-Bereitung.

Man befeuchtet eine beliebige Menge gepulverten Weinstein mit sehr gutem Essig, und läßt ihn dann im Ofem austroknen, dann pulvert man ihn neuerdings, befeuchtet ihn wieder mit Essig und troknet ihn; dieß wiederholt man vier bis fünf Mal und bewahrt dann das Pulver in einer Glasflasche auf.

Um augenbliklich flüssigen Essig zu erhalten: vermischt man 1 Loth dieses Pulvers mit sechs Loth Wassers oder besser weissen Weines und läßt fünf Minuten lang die saure Flüssigkeit den unauflöslichen Weinstein absezen.

Mittel, die Ratten zu vertreiben.

Ein bewährtes Mittel, die Ratten zu vertreiben, ist die Anwendung von Holzessig, den man in die Löcher gießt und womit man die nöthigen Orte bestreicht. Sie können den Geruch des Essigs nicht vertragen.

Lederwerk wasserdicht zu machen.

Ein Pfd. Schweinefett geschmolzen, 1 Pfd. Gummi-Elastikum klein geschnitten und in das Fett gethan, bis es aufgelößt ist; dann ein Drittel Pfd. Berger Leberthran hinzugefügt und die ganze Masse gut gerührt. Das Leder wird zuvöderst mit lauem Wasser mittels eines Lappens überstriechen, damit es weich und biegsam werde; alsdann läßt man das Leder troken werden und überstreicht es in der Wärme mit der geschmolzenen Masse. Die Wichse gibt dem Leder, nachdem man diese Auflösung mehrere Stunden hat einziehen lassen, allen Glanz sogleich wieder und kann troz aller enthaltenden äzenden Säuren nicht mehr nachtheilig einwirken, und Wägenverdeke, Pferdegeschirre, Reisekoffer, Fußbekleidungen werden weich und wasserdicht bleiben.

Gedanken-Zunder.

Menschlich fehlt der Mensch; darum soll man auch menschlich ihn richten. Welcher noch niemals gefehlt, greife zuerst nach dem Stein.

Der Lasterhaften wären mehr als fünfzig gegen hundert weniger in der Welt, wenn man nicht so redselig vor den Lastern warnte.

Viele Höflichkeiten gleichen dem Hutabnehmen in der Sonnenhize; es geschieht nicht um der Sonne ein Kompliment zu machen, sondern um sich des Schweisses zu erwehren, den sie erpreßt. —

Die heftigsten Tadler eines Fehlers sind zuverläßig selbst die Schuldigsten dieses Fehlers, denn wie der Schelm ist, so denkt er auch.

Hast du deinen Feind besiegt, so erkenne in ihm nicht mehr den Feind, sondern wieder den Menschen.

Furcht ist das schwächste Band, das die Menschen vereinigen kann; denn Wer anfängt zu fürchten, der hat schon aufgehört zu lieben, und dann ist ihm bei Gelegenheit der Haß schnell bei der Hand.

Es ist die größte Thorheit, das Leben zu lieben; und es ist die größte Thorheit, sich des Lebens so zu freuen, daß man es hinterdrein bereuen muß. Zwischen diesen beiden Extremen in der Mitte liegt die Lebenskunst.

Die ganze Grösse vieler Menschen besteht darin, daß sie schaden können, und, um ihr nichts zu vergeben, wirklich schaden.

Gut essen ohne Kosten, ist ein gesuchter Posten.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die ausserordentliche Nähnadel.

Zur lezten Industrie-Ausstellung in Paris gab ein Engländer, Namens Bolton, eine gewöhnliche Nähnadel, die man nur auf seine Bitte mit aufnahm. — Jedermann ging an der unscheinbaren Nadel vorüber, ohne sie zu beachten. Am Schlusse der Ausstellung zog endlich Bolton die Preisrichter zu seiner Nadel. Erst ließ er sie durch das Mikroskop untersuchen, und es war nicht die mindeste Ungleichheit auf ihrer Oberfläche zu entdeken. Dann nahm sie der Verfertiger und schraubte sie auseinander; da erschien eine andere von gleicher ausgezeichneter Arbeit; und so kam vor den Augen der erstaunten Richter ein halbes Duzend schöner Nadeln zum Vorscheine, welche eine in der andern stekte; — ein wahres Wunder der Kunst.

Eisen als Baumaterial.

Nach England muß man gehen, um den Werth des Eisens zu erkennen; denn die Engländer haben dieses Metall zu Dingen verwendet, wie man es kaum glauben sollte. Geschmiedetes und gegossenes Eisen sieht man dort unter jeder Form, — Maschinen, Pilaster, Säulen in allen Dimensionen, von einem Paar Zoll bis zu 4 Fuß im Durchmesser, Gas- und Wasserröhren, Dachtraufen, Geländer, Pfosten, Brüken, Hausfluren, Dächer, ganze Kais, Schiffe und Strassen. In dem St. Katharinen-Docks werden sechs Stokwerk hohe Lagerhäuser, die mit Waaren von ungeheurer Last gefüllt sind, von eisernen Säulen getragen, die sehr zierlich und schwach aussehen. Das Eisen eignet sich besonders zu Verzierungen an Gebäuden, namentlich an solchen im gothischen Geschmake. Zu dem Preise von 90 Franks für 1000 Pfund läßt sich ein Haus ganz von Eisen herstellen, das nicht höher zu stehen kommt, als eines von behauenem Steine.

Das Alter der Schminke.

Die Sitte, sich zu schminken, ist sehr alt. Schon Hiobs Töchter bedienten sich der Schminke, welche aus Spießglas bereitet war; und als der König Jehu die Prinzessin Isebel mit geschminktem Gesichte in ihrem Fenster sah, ließ er sie aus demselben herabstürzen.

Seit den ältesten Zeiten schminken sich die morgenländischen Schönen besonders die Augen. Grosse schwarze Augen galten bei ihnen von jeher für eine Schönheit, und um ihnen das Ansehen eines grossen Umfanges zu geben, färbten sie sich die Augenwimpern rings herum mit einer Schminke, welche in einer Mischung von Spießglas und Galläpfeln bestand. Die Alten kannten auch noch andere Mittel, die Schönheit des Gesichts zu erhöhen, z. B. Kreide, Bohnenmehl, Honig, Safran u. s. w. — Den alten Griechen war die Schminke schon im heroischen Zeitalter bekannt. —

Goldene Regel.

Um fröhlich zu seyn, mache man einen Traurigen fröhlich, man führe den Irrenden zurecht, gebe dem Bedürftigen, und vergebe dem Beleidiger.

Curiosum.

„Sambo", sprach der Plantagenbesizer, „Du Neger, fürchtest Du dich vor der Arbeit?" „Gott, der Allmächt'ge, segne Euch, Massa; ich mich nicht fürcht' vor der Arbeit, ich mich niederlege und schlafe fest gerade neben ihr."

An Sie.

„Weibchen, sey doch klug und lasse,
Eh' ich deine Grillen hasse,
Sprach ich einst zu Rosa, ich
Würde nimmer lieben Dich."

Und sie stand wie Schnee und Scheue,
Wissend viel der Pfleg' und Treue,
Ahnend keines Blikes Schuld,
Wieder hier auch die Geduld.

„Nun so sollst Du es erfahren,
Wie Du schon seit mehren Jahren
Immer Liebe, immer Treu' —
Weiß noch nicht, was Zanken sey."

Der Hund im Karzer.

Ein Hund, der einem Wolf ein Stük gestohlen,
Ward vor das hohe Tribunal befohlen,
Man läßt den Fuchs, den Staar, den Wolf und Raben
Zu Untersuchung dieses Frevels laden:
Das Resultat erscheint, der Hund werd' sieben
Tag' eingesperrt; vom Leu wird's unterschrieben.
Drei Tage liegt der Hund, schon schwach und mürbe,
Stets flehend, daß er frei, daß schnell er stürbe. —
Da kömmt der Leu, mit ihm der Sekretär,
Der ungeschikte, aber gute Bär.
„Freund! stiehlst du fürder?" ruft der Leu zum Hunde,
„Stehst du mit Dohlen denn im schwarzen Bunde?"
Herr! seufzt der Hund, dank schön für Deine Frage.
Daß Du erkennest, daß ich Wahrheit sage,
So nimm, denn bald ist's mit mir aus, die Lehre:
Frag' And're nicht zu sehr, laß Jene reden,
Die angeklagt, dann kommt das Recht an
Jeden.

R.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 30. 25. Juli 1840.

Was muß der Landmann wissen, der Fohlen erziehen will?

So wie das junge Thier geboren ist, so sucht es auch schon die Euter der Mutter. Dieß lehrt ihm ein angeborner Trieb (der Instinkt). — Nur manchmal wird es nöthig, dasselbe dabei zu unterstüzen oder die Stutte etwas still zu halten, welche nach dem ersten Werfen das Saugen des Jungen Anfangs nicht gut verträgt. Meistens aber findet das Saugen keinen Anstand. Dieses hat dann, wenn die Stutte zur Zeit fohlt, wo es Grünfutter gibt, für das Fohlen schnell die günstige Wirkung; denn, indem die Mutter reichlich saftige Kräuter, welche viele und gute Milch in ihr erzeugen, geniessen kann, und dabei ihr nicht die Gelegenheit fehlt, sammt ihrem Fohlen sich in freier Luft viel, doch ohne Ermüdung zu bewegen, so gedeiht lezteres trefflich und wächst zusehends. —

Wenn man eine Stutte alle Jahre tragen läßt, so wird sie, wenn das Fohlen ein Monat alt ist, wieder rossig.

Dadurch wird auch ihre Milch reizender und scharf, so daß das Saugfohlen, vom Genuß dieser Milch angegriffen, einen oft ziemlich heftigen Durchfall bekommt, und sodann ein gelber dünner und stinkender Mist (Koth) von ihm abgeht. Offenbar bleibt durch diesen Zufall das Fohlen in seiner Entwikelung des Körpers zurük, denn der Durchfall hört nicht eher auf, bis man die Stutte belegen läßt, weil sich dann wieder das Rossigseyn bei ihr verliert.

Wenn die Mutterstutte durch einen Zufall verhindert wird, ihr Fohlen säugen zu lassen, so kann man dasselbe mit Kuhmilch oder Ziegenmilch aufführen. Man hat zu diesem Ende auch Heu-Thee (eine Brühe oder einen Aufguß von Heu-Samen, Heublumen in kochendem Wasser mit Kuh-Milch gemischt) mit vielem Nuzen vorgeschlagen. Schon im Alter von 5 Monaten fängt das Fohlen an, einige feste Nahrungsmittel zu sich zu nehmen und nascht von dem der Mutter vorgestrekten feinen Heu spielend einige Halme weg, oder rupft im Garten, auf der Wiese etwas Gras ab.

Indem man nun die Fohlen in der Regel im Alter von 6—7 Monaten abzusezen (abzuspäneln) pflegt, so trenne man sie vom fünften Monate an nach und nach von der Mutter, gebe ihnen allmählig um so mehr festes Futter, je seltener sie an der Mutter saugen. In der guten Jahreszeit mögen sie sich dann auf der Weide selbst ihr Futter suchen; im Stalle aber müssen sie feines, weiches Grummet, Haferschrot und Kleienwasser erhalten.

Im Stalle, der sehr reinlich gehalten seyn, und darum die Streue öfters darin erneuert werden muß, läßt man sie Anfangs frei herumlaufen; doch fange man zeitig an, sie an die Halfter und das Anbinden zu gewöhnen. Auf jeden Fall aber vermeide man die Fohlen zu früh ganz abzusezen, indem dadurch die Gesundheit derselben oft sehr beeinträchtigt wird. Sollten sie um diese Zeit, wo sie noch saugen, hartes Futter zu sich nehmen, wie dieses so oft geschieht, wohl gar zu drusen anfangen, so lasse man sie noch länger an der Mutter saugen, und seze sie nicht ab, weil

sonst die Drusenkrankheit sie zu sehr angreift, oder selbe wohl gar eine schlimme Wendung nehmen könnte. Auch wollen verständige Pferdezüchter diesem Fehler, nemlich eben zu frühzeitigen und zu jähen Absezen (Abgewöhnen von der Muttermilch) die öftere Entstehung der Mondblindheit zuschreiben, welche, wie Ihr in dem Nachfolgenden hören werdet, eine von Zeit zu Zeit sich einstellende (periodische) Augenentzündung des Pferdegeschlechtes ist, und nach und nach zur gänzlichen Erblindung dieser Thiere Anlaß gibt; daher auch dieses Leiden, wie man weiß, unter die gesezlichen Gewährsmängel oder Hauptmängel gehört, und den Kauf eines solchen Pferdes ungiltig macht, wenn innerhalb 30 Tagen das Uebel erkannt und angezeigt wird.

Um daher die Entwikelung und Entstehung der periodischen Augenentzündung und anderer Krankheiten der Fohlen schon in ihrer ersten Jugend zu verhüten, geben verständige Pferdezüchter und Thierärzte den Rath: Man soll die Fohlen weit länger, als gewöhnlich ist, an ihren Müttern saugen lassen, denn das zu frühe Absezen, sagen sie, nöthige die jungen Thiere oft, nachdem sie einige Monate nur die so leicht verdauliche milde Muttermilch genossen haben, plözlich zu einer trokenen, harten, reizenden Fütterung überzugehen, die doch für ihre noch nicht gehörig ausgebildeten und schwachen Verdauungswerkzeuge nicht passend ist, und zugleich die Kaumuskeln zu sehr anstrengt. Durch das anhaltende und mühsame Kauen, welches das Fressen von ungeschrotenen Körnern, Erbsenstroh, Klee, Esparsette, Luzerne u. s. w. bei jungen Thieren nöthig macht, wird das Blut zu sehr nach dem Kopfe getrieben.

Weit besser sorgt man für die Gesundheit dieser jungen Thiere, wenn man sie, wie früher bemerkt wurde, allmählig entwöhnt; wenn man ihnen in den ersten zwei Jahren fast nur gutes Heu im Winter, dann im Sommer oft gutes Gras oder Futter vorlegt. So lange sie noch nicht gehörig entwikelt und im Wachsthume vorgeschritten sind, darf man sie nicht anstrengen, daher muß man sie nur nach und nach an die Arbeit gewöhnen, die sie dann im kräftigen Alter leisten sollen. Man halte sie entfernt von niedrigen und feuchten Orten, lasse sie nur auf trokene hüglige Weiden treiben, damit ihre Knochen fester werden; man sorge für einen geräumigen, reinlichen und gehörig gelüfteten Stall, und reichliche trokene Streue; man striegele die Fohlen so oft und gut als möglich, reibe sie ziemlich derb mit dem Strohwische ab, so werden sie gut gedeihen.

Da es in Hinsicht der Abwartung der Fohlen darauf ankommt, ihr Alter bestimmt zu wissen, so hat man die Veränderungen ihrer Zähne zu beachten, welche an gewisse Zeitabschnitte (Perioden) des Lebens gebunden sind und auf folgende Art Statt finden:

Im ersten und zweiten Jahre geschieht der Durchbruch der Zähne, deren man bei einem Fohlen in Allem vier- und zwanzig zählt, und die man auch in dieser Zeit Füllenzähne nennt. Allmählig und in kurzer Zeit werden diese abgerieben oder abgenüzt, und vom Anfange des dritten bis zum Schlusse des fünften Jahres findet sodann der Wechsel sämmtlicher vier- und zwanzig Füllenzähne nach einer gewissen Ordnung Statt. Mit dem fünften Jahre ist auch schon der Durchbruch der bleibenden oder sogenannten Pferdezähne vollendet und das Fohlen wird nun erst ein Pferd genannt.

Beim Pferde und zwar bei dem männlichen Pferde (dem Hengste) und bei den kastrirten oder verschnittenen Pferden (Wallachen) zählt man bekanntlich in Allem 40, bei der Stutte hingegen nur 36 Zähne in beiden Kiefern oder Kinnladen, und zwar 24 Bakenzähne, 12 Schneidezähne und 4 Haken oder Hakenzähne, welche leztere jedoch oft den Stutten fehlen, oder nur unvollkommen ausgebildet sind.

Den Durchbruch der Füllenzähne, wie dieser nach und nach in bestimmten Zeitabschnitten geschieht, so wie den ebenfalls in einer gewissen

Ordnung vor sich gehenden Wechsel der Pferde-Zähne und ihre allmählige Abnüzung oder Abreibung will ich Euch hier so viel wie möglich recht verständlich schildern, und um dieses leichter zu verstehen, dürfte es gut seyn, entweder einem von euern Pferden dabei ins Maul zu schauen, oder einen Pferdeschädel zur Hand zu nehmen.

Die Fohlen werden oft mit 12 Bakenzähnen geboren, wovon sie im Oberkiefer 6, und im Unterkiefer ebenfalls 6, und zwar auf jeder Seite 3 stehen haben.

Einige Tage nach der Geburt brechen die sogenannten Zangen (die Füllenzangen, die 4 mittelsten Schneidezähne, in jedem Kiefer 2) durch.

In der dritten bis fünften Woche darnach kommen (neben dieser zu jeder Seite 1, in jedem Kiefer also 2) die sogenannten Mittelzähne heraus, und bis zum sechsten Monate sind diese 8 Füllenschneidezähne (4 in jeder Kinnlade) mit einander und unter sich ausgeglichen, d. h., sie treten mit einander in gleiche Richtung so, daß der vordere und hintere Rand denselben gleich stehen und die obern und untern sich auf ihren Flächen gleich abreiben.

Vom sechsten bis zum achten Monate brechen die Ekzähne durch (in jedem Kiefer 2, nemlich zu jeder Seite 1).

Am Ende des ersten Jahres haben die lezteren sich unter sich und mit den Mittelzähnen ausgeglichen, und die Zangen haben sich schon sehr abgenüzt, die Kunden oder Bohnen abgerieben.— Das Fohlen hat nun seine Füllenzähne ganz (12 Baken-, 12 Schneidezähne — in Allem 24).

Im zweiten Jahre findet man nun folgende Veränderungen an den Zähnen:

Die Füllenzähne nüzen sich immer mehr ab. Im achtzehnten Monate (anderthalb Jahren) findet man die Kunde (Bohne) auch an den Mittelzähnen abgerieben, die Ekzähne haben ihre scharfen Ränder verloren.

Die Füllenzähne erscheinen überhaupt wegen abgeriebenen Kronen, und weil ihr dünnerer Hals zum Vorscheine kommt, schmäler; ihre sonst gelbliche Farbe ist weisser geworden. Die Abnüzung geschieht um 6—9 Monate später, als im Unterkiefer, obschon im ersteren die Schneidezähne sich früher entwikeln.

Gegen Ende des zweiten Jahres kommen die ersten Pferde- oder bleibenden Bakenzähne heraus. —

Man theilt die Bakenzähne in die vom 1, 2, 3, 4, 5, 6ten Plaze; der erste ist der vorderste, der sechste ist der hinterste Zahn, und beschließt die Reihe.

Vom Anfange des dritten bis zum Ende des fünften Jahres werden sämmtliche 24 Füllenzähne gewechselt und durch 40 Pferdezähne ersezt.

Mit dritthalb Jahren nemlich fallen die Füllenzangen aus und werden durch Pferdezangen ersezt; die übrigen Füllenschneidezähne sind noch mehr abgenüzt (ihre Kunden abgerieben). Die 4 Pferdebakenzähne vom fünften Plaze (die fünften in der Reihe) fallen aus und ein Pferdebakenzahn ersezt den ausfallenden ersten Füllenbakenzahn.

Ist das Fohlen volle drei Jahre alt, so hat es 32 Zähne, nemlich: 8 Füllenschneidezähne, (4 Mittel- und 4 Ekzähne), 8 Füllenbakenzähne (4 vom zweiten und 4 vom dritten Plaze), 4 Pferdezangen und 12 Pferdebakenzähne (4 vom ersten, 4 vom vierten und 4 vom fünften Plaze.)

Im dritten bis zum vierthalben Jahre fallen die 4 Füllenmittelzähne aus, und werden durch eben so viele Pferdemittelzähne schnell ersezt. Ausserdem zeigt sich bei Hengsten und Wallachen die scharfe Spize des Hakenzahns und zwar zuerst im Oberkiefer.

Im Hintermaule bricht nun auch der Bakenzahn vom sechsten Plaze (der lezte in der Reihe) aus, und der Füllenbakenzahn vom zweiten Plaze wechselt mit dem Pferdezahn desselben Plazes.

Ist das Pferd fünfthalb Jahre alt, so ersezen die Pferdeckzähne die ausgefallenen Füllen-Zähne. — Die Zangen haben sich an der Kunde schon etwas abgerieben; bei den Mittelzähnen fängt auch schon die Abreibung an.

Die Füllenbakenzähne vom dritten Plaze (die dritten in der Reihe) werden nun auch gewechselt. Die bei den Hengsten und Wallachen schon stark entwikelten Haken treten nun auch hervor, bei den Stuten nur zuweilen und unvollkommener.

Mit dem fünften Jahre ist nun der Durchbruch der 40 Pferdezähne vollendet.

Der Durchbruch der Pferdezähne geschieht zwar bei den meisten Fohlen in der Regel leicht, indessen ist bisweilen das Zahngeschäft mit krankhaften Zufällen verbunden, denn manchmal entsteht, hauptsächlich beim Wechsel der Eckschneide-Zähne (im vierten bis fünfthalb Jahre), besonders, wenn die jungen Thiere während dem Zahnen nicht gehörig geschont und nicht ordentlich gehalten, oder wenn sie zu sehr angestrengt werden, ein Fieber, welches man auch Zahnfieber zu nennen pflegt, nemlich abwechselnde Hize mit Kälte, Traurigkeit, verminderte Freßlust u. s. w. Dazu gesellt sich oft Husten, Augenentzündung, die Drüse und andere Krankheiten, welche oft von grossem Nachtheil für das Leben und Gesundheit der jungen Thiere begleitet sind.

Ein eintretender Durchfall gleicht dann noch am Besten dieses erregte Uebelbefinden aus, nur hüte man sich, dem Fohlen während des Zahn-Leidens Körner und anderes hartes trokenes Futter zu geben, indem dadurch ein Blutandrang zum Kopf geschieht, und die so zu befürchtende periodische Augenentzündung leicht erregt werden kann.

Bei Pferden edler Abkunft (Rassepferden) entwikeln sich die Zähne meistens etwas später, als bei den gemeinen Landpferden. Jedoch sind diese wieder fester und dauerhafter. Auch finden in Hinsicht des früheren und späteren Ausbruches einzelner Zähne, durch Zufälligkeiten verursacht, Ausnahmen Statt.

Wann sollen Futterwiken, welche man zum Winterfutter troknen will, gehauen werden?

Der Bauer Wolfram betrachtete eben seine Wiken, die gerade in der Blüte waren, als sein Nachbar Kühnl zu ihm kam.

Warum betrachtet Ihr Euer Wikenfeld heute so genau? redete ihn Kühnl an.

Ja, seht, Nachbar, versezte Wolfram, das geschieht, weil ich Willens bin, die Wiken hauen und troknen zu lassen.

Ei! thut das ja nicht, sagt Kühnl, das ist noch zu zeitlich. Ihr würdet nur wenig, und dazu noch sehr bitteres Heu erhalten, das von dem Vieh nicht gern gefressen wird. Ich lasse meine Futterwiken nicht eher hauen, als bis sie Schotten angesezt haben. Auf diese Art bekomme ich mehr und ein gutes süsses Wikenheu, welches von Pferden, Rind- und Schafvieh begierig aufgezehrt wird. —

Ja, ja! man sieht lieber Nachbar! sagte Wolfram, daß Ihr von den vielen Büchern, die gegenwärtig über die Landwirthschaft und den Futterbau geschrieben werden, kein einziges gelesen habt. In allen diesen Büchern steht: daß alle Gewächse, folglich auch die Wiken, dem Boden gar keine Kraft nehmen, ihn vielmehr noch verbessern, wenn sie in frischem Zustande und also in der Blüte gefechset werden, und daß der Boden nur dann an Kraft verliert (ausgesogen wird), wenn diese Gewächse reifen Samen tragen. Ihr seyd zwar ein alter Landwirth, aber verzeiht mir Nachbar, daß ich Euch sagen muß, Ihr haltet Euch zu sehr an das Alte, und glaubt, daß es am Besten ist, Alles so zu machen, wie es unsere Väter und Großväter gemacht haben.

Dieß geht aber heut zu Tage nicht mehr an. Die Landwirthschaft hat jezt eine ganz andere Gestalt angenommen; und Wer für einen guten Landwirth gelten will, der darf sich nicht an das Alte, Hergebrachte halten. Sehet Nachbar, wenn Ihr mit dem Hauen und Troknen Euer Wiken wartet, bis sie Samen angesezt haben, so

werden sie dem Boden viel Dungkraft entziehen, und Ihr werdet ein schlechte Winterfrucht nach den Wiken erhalten, wodurch Ihr Euch grossen Schaden machet.

Hiedurch war Kühnl beleidigt, und versezte etwas bitter: Ich glaube meinen Erfahrungen mehr, als Euren Büchern. Ihr seyd ein noch viel zu junger Landwirth, als daß ich erst von Euch lernen sollte.

Die beiden Nachbarn wären sicher in einen heftigen Streit gerathen, wenn nicht so eben der Verwalter der Herrschaft bei ihnen vorbei gegangen wäre. Da er aber schon von Weitem bemerkt hatte, daß sie in einem eifrigen Gespräche begriffen sind, so fragt er, worüber sie sich besprechen? —

Da der Verwalter allgemein als ein sehr verständiger und erfahrner Landwirth bekannt war, und von allen Unterthanen sehr geachtet wurde, so erzählten ihm die beiden Nachbarn ihren Streit, und baten ihn, zu entscheiden, wer von ihnen Recht habe.

Nach einigem Bedenken sagte der Verwalter: Ja, sehet, lieben Freunde! wenn ich Euren Streit aufmerksam erwäge, so finde ich, daß Keiner von Euch ganz recht, aber auch Keiner von Euch ganz unrecht habe. — Wolfram will seine Wiken in der Blüte hauen und troknen, weil er weiß, daß viele Landwirthe der Meinung sind, daß die Feldfrüchte nur dann dem Boden Kraft entziehen, wenn sie reifen Samen tragen; was nicht Statt findet, wenn sie in der Blüte abgemäht werden. Diese Meinung, obschon sie so ziemlich allgemein ist, ist dennoch nicht ganz richtig. Nur so viel kann man mit vieler Gewißheit behaupten, nemlich daß alle Früchte dem Boden, wenn sie in frischem Zustande gefechset werden, weniger Kraft entziehen, als wenn man sie reif werden läßt. Daß aber bis zur Blüte und vor der Reife des Samens dem Aker gar keine Kraft entzogen wird, läßt sich nicht behaupten. Ihr wißt aus Erfahrung, daß wenn man was immer für eine Frucht, zum Theil auf einen kräftigen, und theils auf einen sehr magern Boden erbaut, diese Frucht schon vom Aufkeimen des Samens an bis zur Blüte auf dem kräftigen Boden viel besser und ausgiebiger stehen wird, als auf dem kraftlosen; voraus gesezt, daß sonst alles Uebrige in beiden Fällen gleich ist.

Woher ist also nun auf dem kräftigen Boden die reichlichere Frucht entstanden? offenbar nur aus der Kraft des Bodens; sie hat also dem Boden bis zur Blüte dennoch Kraft entzogen, freilich weniger, als wenn man die Reife derselben abwartet. Diese Erfahrung gilt von allen Früchten, vom Getreide so gut, wie von Futterpflanzen.

Von den jungen Gewächsen, die breite Blätter haben, wie Erbsen, Wiken, der Klee und andere, wird behauptet, daß sie dem Aker bis zur Blüte nicht nur keine Kraft entziehen, sondern diesen noch bereichern (kräftiger machen). Auch gegen diese Behauptung läßt sich viel einwenden. Es ist war ganz richtig, daß Pflanzen mit breiten Blättern viele Nahrung aus der Luft einsaugen; allein auch diese Pflanzen gedeihen auf einem kräftigen Boden viel besser, als auf einem schlechten, obschon sie in beiden Fällen der Einwirkung der Luft ausgesezt sind, was auch hier nur der kräftigere Boden bewirken kann. — Man sagt: die Wurzeln, die nach der Fechsung solcher breitblättriger Gewächse im Aker verfaulen, geben demselben mehr Kraft zurük, als ihm die Früchte bis zur Blüte entzogen haben.

Allerdings geben diese Wurzeln auch durch ihre Verwesung dem Aker Dünger, und dienen vorzüglich dazu, einen sehr strengen, festen Boden lokerer zu machen, und dadurch zu einem bessern Ertrag zu bringen. Allein daß sie den Boden noch mehr bereichern sollen, muß bezweifelt werden, und dieß würde nur dann Statt finden, wenn erwiesen wäre, daß diese Gewächse, von welchen hier die Rede ist, und unter die auch die Wiken gehören, dem Aker gar keine Kraft entziehen, sondern vielmehr ihre ganze Nahrung aus der Luft erhalten, was jedoch nicht leicht zu erweisen ist.

Wolfram hat also vollkommen recht, wenn er sagt, daß eine bessere Winterfrucht zu erwarten ist, wenn die Wiken in der Blüte abgehauen werden, als wenn man damit wartet, bis sie Samen tragen. Allein Kühnl will ja nicht, daß man mit dem Hauen warten soll, bis sie Samen tragen; er sagt nur, daß er erst dann zur Fechsung schreitet, wenn sie Schotten ansezen.

Wenn er unter diesem Ausdruk versteht, daß man warten müsse, bis die Wiken abgeblühet haben, und Schotten mit noch sehr kleinen Körnern bilden, so muß ich ihm vollkommen recht geben, und ich selbst habe immer beim Futterwiken-Bau dieses Verfahren befolgt; denn man erhält wirklich, wie Kühnl richtig bemerkt, dadurch mehr und ein besser gereiftes, für das Vieh genußbares Wikenheu, als wenn diese Frucht in der Blüte, oder wohl gar bei dem Eintritte derselben, wie einige Landwirthe wollen, gehauen wird.

Man hat gar nicht zu besorgen, daß dadurch die nachfolgende Frucht leiden, oder der Aker zu stark angegriffen wird; denn zwischen fast leeren Schotten und reifen Samen ist ein grosser Unterschied. Nur soll das abgeerntete Wikenfeld sogleich gestürzt werden, daß es sich bis zur Einsaat der Winterfrucht gehörig abliegen kann, oder wie man auch sagt, daß es die nöthige Gare erhält. Wenn die Wiken nach dem gänzlichen Verblühen gehauen werden, so gaben 100 Pfd. frische Wiken 25 Pfd. Wikenheu; werden sie aber früher, beim Eintritte der Blüte gehauen, so erhält man aus 100 Pfd. nur 18—20 Pfd. Heu, also kaum den fünften Theil, während man im ersten Falle den vierten Theil der frischen Wiken bekömmt. —

Freilich, wenn man diese Frucht ganz reif werden läßt, wird die nachfolgende Winterfrucht in der Regel nicht so ergiebig ausfallen, als wenn sie in der Blüte abgemäht wird; theils weil reife Samen, wie Wolfram richtig bemerkt hat, den Aker mehr erschöpfen, theils aber auch weil dadurch die Wikenernte sehr verspätet wird, und zu wenig Zeit zum gehörigen Abliegen des Akers bis zum Eintritte der Wintersaat übrig bleibt.

Indessen hat doch auch die Erfahrung schon oft gezeigt, daß selbst nach vollkommen reifen Wiken, die man des Samen wegen anbaut, sehr schönes Wintergetreide folgte, welches jedoch nur in einem kräftigen, gut gedüngten Boden Statt findet, in welchem, wenn die Wiken nicht voraus gegangen wären, und man unmittelbar in die reine Brache gesäet hätte, das Getreide zu üppig geworden wäre und sich gelagert hätte.

Ich wiederhole daher, daß ich mit vielen andern erfahrnen Landwirthen es am Zwekmäßigsten finde, die zum Heu bestimmten Futterwiken erst dann abmähen zu lassen, wenn sie verblühet haben, wenn sie auch schon anfangen, Schotten zu bilden, was bei dem ungleichen Blühen derselben auch gar nicht anders seyn kann. Ihr Wolfram! thut daher nicht gut, wenn Ihr diese Frucht schon in der Blüte oder wohl gar beim Anfange derselben mähet; und eben so wenig kann ich billigen, wenn Kühnl mit dem Mähen wartet, bis die Schotten schon ziemlich grosse, wenn auch nicht reife Körner haben. Im ersten Falle, bei zeitlichem Mähen, ann man zwar in der Regel auf eine bessere Nachfrucht rechnen, man erhält dagegen aber weniger Futter; und beim zu späten Hauen kann wohl in manchen Fällen, besonders bei einem nicht sehr kräftigen Boden, die Nachfrucht geringer ausfallen, aber dagegen ist der Futterertrag grösser. Der rechte Zeitpunkt der Futterwiken-Ernte liegt auch hier, wie gewöhnlich in der Mitte, zwischen dem zu frühen und dem zu späten Mähen dieser Frucht.

Das, was ich eben gesagt habe, fuhr der Verwalter fort, gilt jedoch nur für den Fall, daß die Wiken zum Winterfutter getroknet werden. — Sind sie aber zur grünen Sommerfütterung bestimmt, so verhält sich die Sache ganz anders. In diesem Falle muß mit dem Mähen so zeitlich, als sich dieses thun läßt, der Anfang gemacht werden; weil sonst, besonders bei einer grossen

Feldfläche, die Wiken, welche zulezt zur Fütterung genommen werden, zu alt und fast reif würden, wo sie von dem Vieh nicht mehr gerne gefressen, und zum Theil in Dünger getreten werden; so wie auch wie früher erwähnt wurde, die Nachfrucht dadurch leiden kann.

Es ist mir, liebe Nachbarn! sehr lieb, daß Ihr beide Euch den Wikenbau angelegen seyn lasset; denn die Wike ist eine sehr schäzbare Frucht, die fast in jeder Gegend und in jedem Boden, wenn er nicht etwa sumpfig oder ganz entkräftet ist, gedeihet. Sie gibt einen ansehnlichen Ertrag an Futter, das allen unsern Hausthieren angenehm und gedeihlich ist. Sie kann in demselben Jahr auf demselben Aker, entweder vor der Winterfrucht oder auch nach der Ernte derselben als Futter gebaut werden, und sie hat noch das Gute, daß sie den Boden beschattet, wodurch vieles Unkraut vertilgt wird.

Die Wike wird fast immer im Gemenge mit Gerste und Hafer angebaut, wodurch ihr Ertrag noch ergiebiger wird, und die Wiken, indem sie sich um diese Halmfrüchte aufwinden, sich nicht so leicht lagern und faulen, wie dieses öfter geschieht, wenn sie rein angebaut werden.

Wenn die Wiken, um Samen zu erhalten, angebaut werden, so säet man gewöhnlich 2 n. ö. Mezen Samen auf 3 Mezen Feldfläche. Werden sie aber zum Futter angebaut, so muß dichter gesäet werden, etwa anderthalb Mezen Halm-Getreide, also auf 3 Mezen Feld 4 Mezen Samen. Zur Samenerzeugung darf nicht zu stark gedüngt werden, weil sich sonst die Wiken lagern und wenig reife Schotten geben würden. Futter-Wiken dagegen erfordern eine gute Düngung, wodurch ihr Ertrag auf das Doppelte erhöht werden kann. —

Den Ertrag an trokenem Heu, von im Gemenge gesäeten Wiken (von Mischling), wenn sie nach dem Verblühen gemähet werden, kann man nach der Güte des Bodens und der stärkeren oder geringern Düngung auf 10 — 16 Zentner von einem n. ö. Mezen Feld annehmen.

Einiger Orten werden die Futterwiken zum Troknen auf die sogenannten Reiter aufgehängt, die man auch zum Troknen des Klees anwendet. Dieses Verfahren ist besonders bei ungünstiger Witterung sehr zu empfehlen. Ist das Wetter aber beständig, so troknet das Wikenheu so wie das Kleeheu auch recht gut in kleinen Schöbern, die von Zeit zu Zeit umgesezt werden; man legt nemlich den obern troknen Theil des Schobers auf die Erde neben denselben, und fährt mit dem Ueberlegen so lange fort, bis endlich der unterste Theil des alten Schobers der oberste des neuen wird.

Vorzüglich schäzbar aber ist dieses Wiken-Futtergemenge für die grüne Sommerfütterung; indem es nach dem ersten Kleeschnitt bis zu dem Wiederaufwachsen des zweiten Klees eine wichtige Aushülfe gewährt.

Nur muß man, um immer frisches Futter zu haben, dieses Gemenge nicht auf ein Mal auf die ganze dazu bestimmte Fläche säen, sondern diese in mehrere Theile abtheilen und sie in Zwischenräumen von 4—6 Wochen besäen.

Dadurch kömmt der Landwirth in den Stand auch noch im Herbste frisches Futter zu haben, wo dieses gewöhnlich mangelt, wenn anders dieser Theil des Wikenfeldes zu einer Sommer-, nicht aber zur Winterfrucht bestimmt ist.

Die beiden Nachbarn fanden sich von den richtigen Ansichten ihres Amtsvorstehers vollkommen überzeugt und dankten ihm für seine freundschaftliche Belehrung. S.

(Aus dem Belehrungs- und Unterhaltungsblatt für den Landmann und kleinen Gewerbsmann Böhmens.)

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der grosse Diamant am russischen Scepter.

Die Geschichte dieses grossen Diamanten ist ziemlich merkwürdig. Er bildete eine grosse Zeit lang das einzige Auge eines indischen Gözen, und ward endlich von einem irischen Soldaten davon weggenommen, der ihn für eine Kleinigkeit verkaufte. — Nachdem er durch vieler Herren Hände gegangen war, kam er nach England, wo er geschliffen und geschnitten werden sollte, und soll endlich 1775 in Amsterdam an die Kaiserin Katharina von Rußland für 550,000 Thaler, eine Leibrente von 24,000 Thaler, und ein Adelsdiplom verkauft worden seyn. Er hat die Grösse eines Taubenei's und eine plattgedrükte eiförmige Gestalt; er ist ein vollkommener, fehlerloser Edelstein, und ohne den kleinsten Fleken; er soll 179 Karat wiegen.

Jährlicher Verbrauch von kostbaren Metallen.

Der jährliche Verbrauch von ungemünztem Gold und Silber in der ganzen Welt, d. h. die Menge, welche jährlich von den allgemeinen Fonds kostbarer Metalle genommen wird, und im Handel und Wandel verschwindet, soll nach einer vorgenommenen Berechnung 5 Millionen 893,241 Pfund betragen.

Wohnhäuser.

Es gibt in Südaustralien hölzerne, einstökige Häuser, mit zwei bis vier Zimmern, die vom Boden bis zum Dach vollständig sind, und nur zusammen geschraubt werden dürfen. Das Holz dazu kommt aus Kanada, hat in England hohe Zölle bezahlt, wird in dem theuren Lande verarbeitet und um die halbe Erde geschikt, und kann doch in der Mitte der Wälder von Australien wohlfeiler aufgeschlagen werden, als es dort gebaut werden könnte.

Eisentheile im menschlichen Blute.

Der Vorsteher der chemischen Arbeiten bei der medizinischen Fakultät zu Paris, Herr Barruel, glaubt nach vielfältigen Untersuchungen über das Daseyn von Eisen im menschlichen Blute, daß man aus einem Leichname so viele Eisentheile gewinnen könne, um eine Medaille davon zu schlagen, die so groß wie ein 40 Frankenstük sey. Auf diese Art würde man ein Mittel haben, das Andenken an einen berühmten Mann oder an eine geliebte Person dadurch aufzubewahren, daß man selbst einen Theil von ihr hätte.

Die Kunst: Eier zu sieden

ist noch nicht genug besprochen worden. Man bestellt oft weiche Eier und erhält hartgesottene. Ein Engländer, der Koch des Lord Wellington, hat einen Apparat erfunden, an dem eine Gloke das Zeichen gibt, wenn nach Anzahl der bestimmten Minuten das Sieden vollendet ist. Man kann dieses Sieden auf offener Tafel vornehmen. Man denke an unsere verbrannten Suppen, die manche belletristisch gebildete Ehefrau auftischt.

Um glüklich zu seyn,

fordere Niemand allzuviel von den Menschen, und noch weniger vom Glük; Jeder flehe vom Himmel Gesundheit und das Uebrige erwerbe sich eigene Kraft. Ruhe schmekt nur Dem, welcher nicht immer ruht. Welch ein schönes Gefühl, sich zugehören und am Segen des Herrn sich zu freuen. — Schönes häusliches Glük, welches der Himmel nur seinen Lieblingen schenkt. Wer dieß entbehren muß, der entbehrt das wahre Leben.

Zu kurz sind diese Erdentage,
Zu bald verrinnt der Tropfen Zeit.
O glüklich, Wer ihn unbereut
Verrinnen sieht, durch keine Klage
Des Lebens Lenz entweiht.
Die Freude beut auf allen Wegen
Uns ihren frischen Blumenkranz.
Schön ist das Leben und süß,
Sein Daseyn selbst dem Armen süß,
Den nur Hoffnung und Erinnerungen laben,
Und o Wer wäre, ders gern verließ
In Jugendkraft und bei des Glükes Gaben?

Lust und Leiden.

Aus der Prüfungsnacht der Leiden
Geht die Sonne ew'ger Freuden
Glänzend auf in frommer Brust.

Zu den hohen Himmelsbogen
Fliehet nur in Sturmeswogen
Das vom Glük betrog'ne Herz.
Und sein Streben
Kehrt vom Leben
Zu dem Ew'gen himmelwärts.

Engeln troknen dann die Thränen
Und dem Wahren nur und Schönen
Weihet sich der helle Sinn,
Den sein Glaube
Aus dem Staube
Trägt in beßt're Welten hin.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 31. 1. August 1840.

Inhalt: Was muß der Landmann für Fütterungs-Regeln wissen, der Pferde halten will? — Verhaltungsregeln bei Gewittern. — Durchsichtige Seife. — Gedanken-Zunder.

Was muß der Landmann für Fütterungs-Regeln wissen, der Pferde halten will?

Um seine Pferde gesund zu erhalten, ist vor allem Andern nothwendig, eine richtige Auswahl der Futterstoffe zu treffen. Bei uns kann man das Weiden der Pferde gänzlich mit Stillschweigen übergehen, da dieses nur in sehr wenigen Gegenden und höchstens Abends nach der Arbeit, neben der Stallfütterung Statt findet, dagegen in jeder guten Haushaltung die Stallfütterung die Hauptsache ist. —

Nach der Art, wie wir die Pferde benüzen, können das Gras der Weiden, die Kleearten, wie der Kopfklee, Esparsette und Luzerne, ohne Nachtheil für die Gesundheit der Pferde, nicht ausschließlich den Sommer über gefüttert werden, ausser, wo man sich nicht anders helfen könnte. Solches Grünfutter gibt den Pferden, die man stark anstrengt, keine Kräfte und erschlafft die Eingeweide. Ganz verwerflich ist aber die Grünfütterung bei Pferden, die von Natur zum dünnen Misten geneigt sind, dann auch bei solchen, welche schwach von Kräften sich mager halten, (schlecht füttern); denn wie sie oft Gras fressen, fallen sie noch mehr vom Fleische.

Grünes, saftiges Futter ist für die Arbeits-Pferde überhaupt nicht sehr dienlich, weil es zu arm am Nahrungsgehalte ist, und obgleich ihr Körper dabei an Ausdehnung zunimmt, so bleiben sie doch nur schwach, bauchig; und diese sogenannten Graspferde haben wenig Kraft und Ausdauer bei der Arbeit, und werden leicht krank.

An sich gesunden Pferden, die im Sommer stark arbeiten müssen, kann man zuweilen etwas Grasfutter geben, nur entziehe man ihnen dabei nicht das gewöhnliche Hart- oder Kernfutter, indem hier das Gras gleichsam nur die Stelle des Heues zu vertreten hat. — Man füttere ja nicht Grünfutter, Gras oder Klee, und Korn zu gleicher Zeit, sonst entstehen leicht gefährliche Koliken.

Weit nahrhafter als das Gras, ist der Klee. Er macht im Winter wegen mangelnder Körner-Fütterung sehr herabgekommene und sonst abgetriebene Pferde oft in kurzer Zeit dik, beleibt, glänzend von Haar, und diese können dann bei leichtern Dienstleistungen, auch ohne Hartfutter bis gegen Michaeli beim blossen Klee sich gut behelfen. Zeigt sich bei einem oder dem andern, oder bei mehreren Pferden eine sichtbare Anlage zu irgend einer Krankheit, wie z. B. zum Dummkoller, zum Dampfe, zu Stokungen im Hinterleibe, zur Fettleibigkeit bei trokener sparsamer Mistung, oder ist bei manchen Pferden eine Neigung zur langwierigen bösartigen Drüsenkrankheit vorhanden, so ist eine mehr monatliche Grünfütterung für so beschaffene Pferde von sehr grossem Nuzen, nur darf man die Sache nicht übertreiben. Auch hüte man sich, die Pferde kurz vor und kurz nach dem Genusse des Klee's saufen zu lassen, wodurch leicht Blähungs- oder Windkolik entstehen kann.

Manche Landleute haben bei uns den üblen Gebrauch, daß sie im Frühjahre den Pferden den ganzen Tag über so viel Klee, Gras vorsteken, daß sie sich, zumal die gierigen Fresser, überfressen müssen. Nur wenig auf ein Mal gebe man, und wenn das Pferd diese kleine Portion aufge-

fressen hat, warte man, ehe eine neue vorgestellt wird, wenigstens eben so lange Zeit, als es zum Fressen brauchte. Ferner muß das Grünfutter ganz troken verfüttert werden. Das zum Frühfutter bestimmte muß schon des Abends vorher geschnitten seyn. Insbesondere muß der Klee (der nebst andern künstlich erzeugten Futterkräutern nicht, ehe er zur Blüte gelangt, gefüttert werden sollte) niemals naß geschnitten, so wie er vom Felde kommt, den Pferden vorgelegt, sondern, ehe man ihn füttert, schon unter Dach und Fach ganz abgetroknet worden seyn. Am Besten aber ist es, solchen mit trokenem Rauhfutter — Heu oder Stroh — vermischt, den Pferden zu geben.

Reiner, schwerer und trokener Haber ist auf jeden Fall das gesündeste und zwekmässigste Pferde-Futter, und um deßhalb auch dem Korne (Roggen) und der Gerste vorzuziehen, weil die Haber-Körner genug nährende herbsüsse Bestandtheile enthalten und dabei mit einer bedeutenden Hülse umgeben sind, was die Gefahr, daß sich das Pferd damit überlade, sehr mindert, und das Gute hat, daß das Pferd beim Kauen die Haberkörner gut einschleimt (mit Schleim vermengt), was nicht wenig zur guten Ernährung desselben beiträgt. Dieser Hülse hat man es allein beizumessen, daß der Haber bei der Pferdefütterung den Vorzug vor dem Korn und der Gerste hat, welchen diese Hülse fehlt. Korn und Gerste sind noch einmal so nahrhaft, als der Haber. Es ist ein albernes Vorurtheil, daß das Korn oder die Gerste an sich eine ungesunde Fütterung gewähren, die Pferde steif machen u. s. f. Im Gegentheile ist das Korn für solche Pferde, die stark strappazirt werden, ein vortreffliches Futter, wenn man dabei 1) berüksichtigt, daß es noch einmal so viele nahrhafte Bestandtheile, als der Haber hat, 2) daß beim Kornfüttern die dem Haber eigenthümliche, dem Korne aber fehlende Hülse durch Zusaz von einem feinem Häksel (Häkerling) ersezt werden muß, wodurch die Pferde zum gehörigen Zermalmen der Körner gezwungen und verhindert werden, sie ganz zu verschlingen. Ein stark arbeitendes Pferd muß wenigstens 6—7 Pfd. Häksel bekommen.— Dann wird gewiß das Kornfüttern dem Pferde nicht schaden, und es werden keine Zufälle von Ueberladung des Magens zu befürchten seyn, die gewöhnlicher Weise dann entstehen, wenn die fast ungekaut verschlungenen Roggenkörner im Magen aufquellen. Gerste ist deßhalb den Pferden weniger gedeihlich, weil sie leicht gährt und Blähungen verursacht. Noch blähender, wiewohl sehr nahrhaft, sind Wiken, Erbsen, Linsen, Bohnen u. s. w., doch sind sie, mit Vorsicht gefüttert, bei Arbeitspferden nicht so leicht nachtheilig.

Man pflegt gewöhnlich, um besonders alten Pferden das Zermalmen der Körner zu erleichtern, sie einzuquellen, wobei man aber, damit die Körner nicht in der Wärme einen üblen Geruch annehmen, daß Wasser nur ein Paar Stunden vor dem Vermengen mit dem Häksel über die Körner zu schütten hat. Dem gewöhnlichen feinen Schroten der Körner, welches dem Futter ebenfalls einen üblen Geruch gibt, ist aber das gröbliche Zerreissen des Kornfutters auf einer Mühle vorzuziehen. —

Bekanntermassen sezt man beim Haberfüttern bisweilen auch, und namentlich den schlechten Fressern unter den Pferden, den sogenannten aufgeschürzten magern Pferden, noch mehr aber den starken Pferden Häksel zu. Der Häksel, der von Kornstroh genommen, nur wenig nährende Bestandtheile hat, hat, fein geschnitten, dem Hart-Futter beigemengt, vielen Nuzen: 1) beugt er dem allzugierigen Fressen mancher Pferde vor, damit sie nicht das Hartfutter ungekaut verschlingen, 2) dient er dazu, den Bauch grosser starker Pferde, welche von dem Genuß von ein Paar Mäßl Haber nicht gesättigt werden könnten, auszufüllen; und durch die grössere Ausdehnung und Spannung der Gedärme die Erzeugung der Lebenswärme zu vermehren.

Das Heu ist eine Lieblingsnahrung der Pferde. Wenn es troken, gewürzhaft, balsamisch riechend und rein ist, so ist es gewiß auch ein sehr gesundes Futter für diese Thiere, das ihne

selbst in vielen Krankheiten, wo sie das Hartfutter von selbst verschmähen, zuträglich bleibt. Gutes Heu ist in der That auch recht nahrhaft. — Weniger gedeihlich ist ihnen, das an gewürzhaften Samen reichere Grummet. Wenn man aber die Pferde blos mit Heu füttert, werden sie diklleibig, (bekommen einen Heubauch), kurzathmig und sehr zum Schwizen geneigt.

Sollen sie zu starker Arbeit gebraucht werden, so können sie durch blossen Heugenuß nicht bei der dazu nöthigen Kraft und Stärke erhalten werden. Mehr als 4—5 Pfd. für ein leichtes Reitpferd, 6—8 Pfd. für ein leichtes Wagenpferd, 9—10 Pfd. für ein schweres Zugpferd sind nicht zu rechnen.

Besonders unpassend ist der Uebergenuß von Heu für Reitpferde, die schnell laufen sollen; denn es füllt den Hinterleib an, ohne besonders Kräfte zu geben, und erschwert dadurch das freie Athemholen. Füttert man überdieß ein schlechtes (saures, schilfiges, langhalmiges, moosiges, geruchloses, oder wohl gar verschlämmtes, dumpfiges) Heu, so wird dadurch ein Pferd bald kränklich und siechhaft werden. Gewiß leidet die Gesundheit dieser Thiere, bei dem gewöhnlichen übermässigen Heufüttern, indem dadurch die Eingeweide ausgedehnt und gegen das Zwerchfell gedrükt werden, so daß dieses dann die Brusthöhle verenget, mithin die Lunge nicht recht ausgedehnt und das Athmen erschwert wird.

Für Pferde, (besonders für solche, welche viel und schnell laufen müssen) ist das Gersten-Stroh gedeihlicher, als schlechtes Heu; — an Nahrhaftigkeit dürfte es, in gleicher Quantität gefüttert, dem geringen Heu gar nicht nachstehen. Es wird beim Genusse des Gerstenstrohes der Hinterleib nicht so ausgedehnt und aufgebläht, so daß auch der Athem freier bleibt. Deßhalb kann es besonders zur Nahrung für kurzathmige (dämpfige) und zu troken mistende Pferde empfohlen werden. Pferde, die an Wiken gewöhnt sind, bleiben dabei gut bei Kräften, doch nur bei starken anstrengenden Arbeiten können Pferde Hülsen-Früchte gut vertragen. Daß aber diese Nahrung, den jungen Fohlen gegeben, Augenleiden verursacht (wegen der starken Anstrengung beim Kauen), dieses hat seine Richtigkeit.

Zur Ernährung kränklicher, angegriffener, geschwächter Pferde wähle man folgendes Futter:

1. Roggen- (Korn) oder Weizenklee, unter den angefeuchteten Haber vermengt, z. B. bei Entzündung des Rachens, während des Zahngeschäftes, der Druse u. s. f.; sie macht auch den Mist lokerer. Indessen ist die völlig ausgeschrotene Kleie (wenn sie nicht noch etwas Mehl beigemengt enthält) ein ganz gehalt- und kraftloses Futter, daß sogar mechanisch schaden kann, indem es sich in den diken Gedärmen in grossen Klumpen zusammen ballt.

2. Gerstenschrot mit Haber gemischt, ist sehr nahrhaft für abgefallene Pferde, und macht sie bald wieder beleibt.

3. Roggen-, das ist Kornmehl, eine Hand voll, etwas angefeuchtet, mit etwas Häkkel oder Haber vermischt — oder unter das Saufen gethan — ist ebenfalls sehr nahrhaft. Nur muß Krippe und Tränkeimer täglich gereinigt werden, damit sie nicht ansäuern.

4. Altgebakenes Schwarzbrod in Bissen geschnitten, mit Kochsalz bestreut — auch wohl mit Bier, Wein, oder Branntwein angefeuchtet, ist, besonders auf Reisen, für matte und entkräftete Pferde ein wahres Labsal und gereicht ihnen zur größten Stärkung.

Die sonst gebräuchlichen Frühlingskuren (wie z. B. das unnöthige Aderlassen, die schwächenden Purganzen — Abführungsmittel — und anderes tolles Zeug) die man in der Absicht unternimmt, um seine Hausthiere vor Krankheiten zu bewahren, damit aber eher krank macht, sind als ganz verwerflich und schädlich bereits schon oft bespro-

chen worden. Als unschädlich jedoch und selbst als heilsam mag jene Frühlingskur gelten, die man hie und da noch im Gebrauche hat, indem man gerne den sehr diken und fetten Pferden, ferner denen, die an der Lunge und Leber leiden, und aus dieser Hinsicht nicht an Fleisch zunehmen, sich immer mager und aufgeschürzt im Bauche halten, zum Dampf, zum Dummkoller eine Anlage haben, an Würmern leiden, zur Schäbe oder Räude geneigt sind, einige sogenannte blutreinigende Pflanzen, z. B. die Disteln, den Löwenzahn, die Graswurzeln, gestampft und klein geschnitten unter das Hartfutter mengt.

Man sticht die Kräuter aus, ehe die Disteln rauh und stachelig werden und ehe der Löwenzahn Blumen treibt. Man muß sie vor der Anwendung waschen, reinigen und troknen.

Aber nicht nur auf die Auswahl des Futters, sondern auch auf das Tränken der Pferde hat man seine Sorgfalt zu richten. Dieses Thier ist an sich sehr ekel und auswählerisch im Getränke, gewöhnt sich aber auch meist so an ein gewisses Wasser, daß es selbst beim stärksten Durst häufig nur wenig von einer andern Art Wasser saufen wird. Voll- und dikblütige, hizige, junge und feurige, starke, an trokene Fütterung gewöhnte Pferde saufen viel, und das häufige Tränken derselben, (sobald man ihnen nur nicht zu viel auf ein Mal vorsezt) dient zu ihrer Gesundheit.

Dagegen befinden sich abgemagerte, schwächliche Pferde, die zu langwierigen Durchfällen (zu dünnem Misten), zu Husten und Drüsenkrankheiten (katarrhalischen Ausschlagskrankheiten) geneigt sind, scharfe und aufgelößte Säfte und eine schlechte Verdauung haben, bei wenigem Saufen besser.—

Besondere Regeln in Beziehung auf die Fütterungsart der Pferde.

1. Durch eine mässige Anfeuchtung des mit Häkfel vermischten Habers wird das Futter verdaulicher.

2. Man schütte immer nur eine kleine Portion Hartfutter auf ein Mal vor und gebe, bevor solche aufgefressen ist, nichts Neues hinzu.— Eben so sollte man auch das Heu nur in kleinen Portionen auf ein Mal in die Raufen steken. Was aber das Pferd gar nicht fressen will, muß aus der Krippe herausgenommen werden.

3. Kränklichen Pferden gebe man täglich mehr als 3 Mal Futter, aber immer nur in sehr kleinen Portionen.

4. Man suche dem Pferde immer das Futter möglichst angenehm, appetitlich zu machen, was man am Leichtesten dadurch erreichen kann, wenn man öfters kleine Abänderungen damit vornimmt, z. B. etwas Brod mit Salz vorschneidet, das Futter mit Kochsalz bestreut, etwas Weizen-Kleie beim Futter beimengt, ein anders Mal wieder etwas von geschnittenen Disteln, Klee, Rettig u. s. f. gibt. Besonders ist es nöthig bei schlechten Fressern, (bei Pferden, die aus Mangel an gehöriger Freßlust zu langsam fressen) solche durch eine Abwechslung von wohlschmekenden Stoffen aufzuregen. —

5. Man glaube ja nicht, daß es erforderlich sey, um ein Pferd bei guten Kräften zu erhalten, ihm immer recht vieles Futter zu geben und ihm dabei viele Ruhe zu vergönnen.

Durch vieles Futter und wenige Bewegung bringt man es wohl meistens dahin, daß die Pferde dik beleibt, fett werden, aber solche allzudike, zu beleibte und zu viel ausgeruhte Pferde sind am Wenigsten gesund und am Allerunbrauchbarsten zu den gewöhnlichen Dienstleistungen. Denn übermässige Ernährung, zu vieles Fett schwächt die Kräfte, und ein sehr geschontes Thier hat keine Ausdauer bei der Arbeit. Manche Pferde nehmen auch bei dem reichlichsten Futter nicht am Fleische zu, sind aber dabei doch gesund, haben Kraft und Ausdauer u. s. f. Solche Pferde allzu reichlich zu füttern, hilft eines Theils nichts (denn sie haben nun Einmal keine Anlage zur

Beleibtheit — und diese ist bei einem gesunden Pferde nur Nebensache), andern Theils kann man denselben durch allzureichliches Füttern bei weniger Arbeit schaden; sie werden eben um deßhalb voll- und dikblütiger, je weniger Säfte zum Fett-Ansaze verwendet werden, worauf leicht die Anlage zum Blutschlag, zum Dummkoller und anderen Entzündungskrankheiten entsteht. Nahrung und Bewegung müssen miteinander im Verhältnisse stehen. Bei weniger Arbeit gebe man auch weniger Futter und umgekehrt.

6. Besonders aber sey man vorsichtig beim Uebergange von einer Fütterungsart zur andern. Nur allmählig darf man von einer trokenen zur feuchten Fütterung und umgekehrt von der feuchten zur trokenen Fütterung übergehen, indem ein zu schneller Wechsel des Futters den Pferden verderblich werden kann. Wenn es schon denselben sehr schädlich ist, wenn sie bei demselben Dienst an einen anderen Ort versezt, auf ein Mal viel mehr, oder viel weniger Futter derselben Art erhalten, als ihnen vorher eine längere Zeit hindurch vorgelegt worden war, obschon in ihrer Arbeit nichts verändert worden ist, so wird noch weit mehr es einen schädlichen Eindruk auf den Körper des Pferdes machen, wenn, z. B. das, vorher nur bei weniger weicher Nahrung aufgezogene junge Pferd nun auf Einmal mit vielem troknen Futter überladen wird.

Der Käufer will es schnell groß, dik und kräftig machen, und es wird durch solche zu rasche, voreilige Veränderung der Futterordnung verdorben, fällt in Dummkoller, in Augenleiden (die sogenannte Monatblindheit, Mondblindheit) in die Drüsenkrankheit u. s. f., oder es wird wenigstens das ganze Ausbildungsgeschäft des jungen Thieres in Unordnung gebracht; statt z. B. ein leichtes Reitpferd zu erziehen, erhält man einen plumpen schweren Akergaul!

(Aus dem Belehrungs- und Unterhaltungsblatt für den Landmann und kleinen Gewerbsmann Böhmens.)

Verhaltungsregeln bei Gewittern.

Die vielfältigen Unglüksfälle, die sich alljährlich durch entzündende und tödtende Blizstrahlen ereignen, sind dem Landmanne bekannt. Wenn man die Gelegenheiten, durch welche das Erschlagen von Menschen und Vieh herbeigeführt wurde, untersucht, so gelangt man zur Ueberzeugung, daß derlei Unglüksfälle meistens da sich ereigneten, wo man die ungeeignetesle Zufluchtsstätte gegen das Gewitter wählte.

Nachstehende Verhaltungsregeln werden daher dem Landmanne zur genauen Beobachtung mitgetheilt:

1. So oft sich ein Gewitter nähert, ist das Weidevieh bei Zeiten, jedoch langsam in die Stallungen zu treiben. Gewöhnlich wartet man mit dem Eintreiben, bis das Gewitter oder der Regen schon ganz nahe ist; dann wird die Heerde in solcher Eile eingetrieben, daß durch den hiedurch verursachten Luftzug das Einschlagen des Blizes herbeigeführt werden kann; das Vieh selbst durch die Erhizung beim geschwinden Treiben und durch die bei dem meist nachfolgenden Regenguß erfolgende Kühlung an der Gesundheit Schaden leidet. Kann man die Stallung nicht mehr erreichen, so hüte man sich, das Weidevieh in einen Wald zu treiben, und lasse es lieber im Freien stehen. —

2. Der vorsichtige Hauswirth sperrt bei annäherndem Gewitter alle Fenster und Thüren in seinen Gebäudebestandtheilen zu, und vermeidet jeden Luftzug für Menschen und Vieh. Nähert sich das Gewitter zur Nachtszeit, so wird Licht gemacht, das Gesinde gewekt, und so lange wach gehalten, bis das Gewitter vorüber ist, damit bei einem allenfalls durch Blizstrahl entstehenden Feuer gleich Hülfe bereit sey.

3. Ist das Gebäude mit einem zwekmässigen Blizableiter versehen, so ist es zwar in der Regel vor dem Einschlagen geschüzt; man vermeide jedoch während des Gewitters sich der ei-

fernen Stange des Wetterableiters zu nähren, oder sie zu berühren. Auch darf man sich bei Koch-Herden und Oefen nicht aufhalten, weil gewöhnlich der Bliz sich an den Rauchfängen herabzieht, daher man zur Gewitterszeit auch das Feuer auf dem Herde auslöschen soll.

4. Man begebe sich aus den höhern Wohn-Bestandtheilen in die zu ebener Erde, bleibe in der Mitte derselben, stelle sich nicht zu den Fenstern, oder zwischen die Thüre, oder in die Nähe von Wasserbehältern. Am Sichersten ist der Aufenthalt in Kellern, wohin der Bliz selten eindringt; aber auch da hat man Unglüksfälle erlebt, daß den in den Kellern Geflüchteten der Rükweg wegen durch den Bliz entstandenen Brand abgeschnitten wurde, oder daß sie durch den Dunst des Blizstrahles erstikten.

5. Gefährlich ist es, wenn sich die Haus-Genossen zu zahlreich in demselben Zimmer versammeln, besonders wenn dieses niedrig und klein ist. Die Ausdünstungen der Menschen ziehen, wie das Wasser und die Metalle, den Bliz an sich. Auch in Wirthshäusern, und andern Orten soll deßwegen die Versammlung vieler Menschen während des Gewitters vermieden oder aufgehoben werden. — Man handelt auch vorsichtig, alles Metall und Geld von sich abzulegen.

6. Die Thürme sind vor allen anderen Gebäuden am Meisten der Gefahr des Blizstrahles ausgesezt. Unzählige Beispiele kann man anführen, daß vorwizige Leute, die sich zur Zeit des Gewitters auf Thürme begaben, daselbst ihren Tod fanden, wie bekanntlich durch einen den Pilsner Kirchthurm betroffenen Blizstrahl 8 Personen umkamen. —

Eben deßhalb ist das Läuter der Thurm-Gloken zur Zeit eines Gewitters gefährlich, und durch Patente weise verboten worden, da sowohl durch den dadurch herbeigeführten Luftzug, als durch das den Bliz anziehende Metall die Gefahr des Einschlagens vergrössert wird.

Der Zwek des Läutens war, die Leute wach zu halten und zum Gebete aufzufordern; da jedoch bei einem heftigem Gewitter Jedermann in Lebensgefahr ist, und die Pflicht eines jeden Christen mit sich bringt, sich für einen solchen Unglüksfall vorzubereiten, so wird gewiß jeder Gutgesinnte — ohne das Geläute der Gloken abzuwarten — durch das majestätische Rollen des Donners zum Gebete gedrungen, und jeder ordentliche Hauswirth hält auch seine Familie und das Gesinde dazu an.

8. Derjenige, welcher auf der Strasse von einem Gewitter überfallen wird, ehe er seine Wohnung erreichen kann, gehe ja nicht schnell; langsam suche er in der Wohnstube des nächst gelegenen Hauses eine Unterkunft, und vermeide es, sich von aussen bei einem Gebäude unter ein Vordach oder Dachtraufe, oder unter ein Thor zu stellen und anzulehnen; kann er eine Wohnstube nicht erreichen, so ist es besser, wenn er seinen Weg langsam fortgeht.

9. Am Gefährlichsten ist der Aufenthalt während eines Gewitters in einem hochstämmigen Walde, da die Blize sich gewöhnlich in die hohen Bäume entladen; kann man daher sich nicht sobald aus dem Walde entfernen, so vermeide man, sich in der Nähe eines Baumstammes oder an denselben anzustellen, und bleibe von selbem entfernt, oder bleibe wenigstens auf der dem Winde entgegengesezten Seite unter den Aesten und dem Laube stehen, wo man wenigstens gegen Regen und Hagel geschüzt ist, weil der Bliz nie an dem Laube, sondern stets an dem Baumstamme herabfährt.— Man begebe sich in ein niedriges Gebüsch, entfernt von hohen Bäumen. Ueberhaupt trachte man, wenn man ja im Freien das Gewitter abwarten muß, sich in eine Niederung oder Vertiefung zu begeben, jedoch die Nähe eines Wassers zu vermeiden. Der Aufenthalt in der Nähe eines hohen emporragenden Felsens ist auch gefährlich, dagegen findet man in Höhlen, wo keine herabfallende Steine zu befürchten sind, mehr Sicherheit. Wenn man reitet, ist es besser, abzusteigen; wenn

Mehrere in einem Wagen gedrängt sizen, so ist die Blizesgefahr grösser. Auch darf man während einem Gewitter weder schnell reiten noch fahren. Die Hirten haben sich beim Viehweiden dadurch schüzen wollen, daß sie sich unter das Vieh legten; wiederholte Unglüksfälle haben jedoch sich ereignet, wo das Vieh sammt den unter selben gelegenen Menschen erschlagen wurde.

10. Wenn der Bliz ein Gebäude entzündet und Feuer entsteht, säume man nicht, sogleich nach den Vorschriften der Feuerlöschordnung zur Hülfe und Löschung herbeizueilen; versäume aber dabei nicht, sein Haus inzwischen zu verwahren und gegen Diebstahl zu sichern.

11. Bei heftigen Gewittern ergeben sich gewöhnlich auch grosse Wassergüsse oder Hagelschläge, welche an Feld- und Wiesengründen grossen Schaden verüben; man versäume daher nicht, sobald sich das Ungestüm des Wetters gelegt hat, seine Gründe zu begehen, den Beschädigungen des Wassers abzuhelfen, wie auch die allenfallsigen Reparaturen an den beschädigten Dächern bald herzustellen.

12. Wenn Jemand vom Blize getroffen wird, so muß man schleunigst die Hülfe eines Arztes suchen, indessen aber den Verunglükten in ein luftiges Zimmer bringen, ihn entkleiden, mit kaltem Wasser begiessen, etwas Essig in die Nase, auf die Zunge bringen, den ganzen Leib mit Flanell oder Bürsten reiben, bis sich Lebensspuren zeigen. Wenn in der Nähe kein Arzt ist, muß man doch gleich um ihn schiken, inzwischen aber auch den Hrn. Seelsorger, Amtsvorsteher, Schul-Lehrer, oder sonst einen Mann rufen, von dem man weiß, daß er durch Lesung guter Bücher und durch Erfahrung sich ausgebildet hat, und zu rathen im Stande sey, wie der Verunglükte am Zwekmässigsten zu behandeln sey. Eine Hauptsache ist, daß man in dem Zimmer, wo dieser Verunglükte sich befindet, nicht viele Menschen, sondern nur die wenigen lasse, welche Hülfe leisten, weil die Ausdünstung vieler Menschen für das schwache Leben des Verunglükten höchst schädlich ist.

J. M.

Durchsichtige Seife.

Man nimmt reine Talgseife, schneidet sie in dünne Spähne, läßt solche troknen und verwandelt sie in Pulver. Von diesem Pulver nimmt man etwa 2 Pfd. und thut solches in ein Gefäß, in welchem sich 3 Quart 36grädiger Spiritus befinden. Die Mischung wird in warmen Wasser gelinde erwärmt, und demnach in die Form gegossen. Will man solche färben: so wird zuvor der Spiritus gefärbt und demselben ebenfalls die wohlriechenden Oele zugesezt. Sobald die Seife erkaltet ist: wird sie geschnitten, oder wenn die Formen eigens dazu bestimmt sind: nimmt man sie heraus und läßt sie troknen, wobei solche ziemlich stark schwindet.

Gedanken-Zunder.

Der Haß ist der Vogel in Freiheit, die Liebe der Vogel an Leimruthen. Wen du hassen willst, das steht in deinem Willen; nicht aber Wen du lieben willst.

Wer gut zu wählen und sich einzuschränken weiß, dem genügen wenige Gerichte, wenige Arzneien, wenige Freunde.

Nicht die Kraft, nicht die Macht, sondern Die fürchte, die sich mit dem Schein derselben umgeben.

Der Mann von Werth macht sein Glük nur durch die Kunst: weniger zu scheinen, als er ist; der Mann von Unwerth hingegen durch die Kunst mehr zu scheinen, als er ist.

Die Wahrheit wäre nicht so selten, wenn die Menschen sie gerne hörten.

Mißtraue Keinem, wenn du die Menschen, — mißtraue Jedem, wenn du dich selber — liebst.

Wer, was er will, auch darf, will selten, was er soll.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die grosse spanische Schnupftabak-Fabrik.

In Sevilla ist die berühmteste Schnupftabak-Fabrik in Spanien. Das Gebäude derselben gleicht mehr einer Festung als einem Hause, wo man Schnupftabak macht.— Es hat vier regelmässige Fronten; zwei davon sind 600 Fuß lang Die Fabrik ist sehr im Verfall; in früheren Zeiten beschäftigte sie über 3000 Personen, ausser 300 Pferden und Maulthieren; vor 40 Jahren wurde diese Zahl auf 1000 Arbeiter und 100 Maulthiere herabgesezt.

Als ich sie besuchte, sagt Inglis, waren nur noch 400 Personen darin beschäftigt, und statt der 200 Mahlsteine, die sonst immer in Bewegung waren, brauchte man nur noch 4. Dieser Verfall wird theils durch den hohen Preis des Tabaks, theils durch den Paschhandel erklärt. — Man hat 50 Millionen Pfd. vorräthig.

Thee-Verbrauch.

Großbritannien verbraucht gegenwärtig jährlich 25 Millionen Pfund Thee; Irland beinahe 5 Millionen; die vereinigten Staaten 8 Millionen; Rußland 6 Millionen; Holland 3 Millionen; Deutschland 2 Millionen, und Frankreich noch nicht ganz eine Million.

Lebenslänge.

Die ersten zwanzig Lebensjahre dauern so lange, die lezteren so kurz. Die Jahre werden um so kürzer, je länger die Lebenselle ist, womit wir sie messen. Das Leben des Thätigen ist kurz, das des Trägen zu lang, denn die Lebenspläne des Erstern gehen über die Dauer des Lebens hinaus, die des Leztern erreichen sie nicht.

Schiffahrt des Lebens.

Wohlauf denn, die Anker gelichtet,
Wohlauf zur besonnenen Fahrt;
Der Lauf ist nach fernhin gerichtet,
Dort ist ja ein Kleinod bewahrt.

Es spriesset aus Demuth und Reue
Ein Pflänzlein so kräftig und zart,
Die Blüte ist Liebe und Treue,
Die Frucht ist dem Himmel verspart.

Wohl geh'n wir bei üppigen Auen
Mit irdischer Sehnsucht vorbei,
So steuert mit Gottes Vertrauen
Auch in den Beschwerden getreu.

Des inneren Lebens Genossen
Vereinigt durch Herzensverband,
So schiffen wir, Keiner verdrossen
Stets näher zum besseren Land.

Stekenpferde.

Galoppirt ihr spassigen Reiter;
Galoppirt nur weiter und weiter,
Will euch hübsch zuseh'n, nicht schimpfen noch lachen,
Will euch die Reitbahn fein eben noch machen,
Laßt mich nur ruhig, und fordert nicht toll,
Daß ich den Halzritt mit euch machen soll.

Tummle dein Rößlein, blondlokiger Junge!
Gib ihm den Sporn zum halsbrechenden Sprunge,
Heißt er nicht Amor, der prächtige Schimmel?
Faßt ihn der Koller, dann gnade der Himmel!
Dann trägt er fort dich mit Windesgesaus,
Gerade in's Siech- oder Narrenhaus.

Seht jenen Tollkopf, es springt seine Mähre
Höher und höher nach Ruhm und nach Ehre,
Rundum behängt er den hageren Rappen
Mit klingenden Schellen und flimmernden Lappen,
Nun jagt er diesseits im vollen Trab',
Fasset das Ziel und stürzt jenseits hinab.

Gönnt einen Blik jenem herrlichen Spasse,
In einer mit Thalern gepflasterten Gasse
Seht ihr dahin einen Habsücht'gen jagen,
Ach! nicht recht scharf ist sein Renner beschlagen,
Jezt strauchelt das Thierlein, — es fällt unser Held
Zerschlägt sich die Nas' an dem eigenen Geld.

Da reitet Einer, der sucht Antiken,
Jener dort forschet nach Käfern und Müken,
Der hier trabt langsam mit kupfrigen Wangen,
Rings ist sein Klepper mit Flaschen behangen,
Dieser hier will kurbettiren voll Stolz,
Scheint zu vergessen, sein Pferd sey von Holz.

Aber das schlimmste von allen den Pferden,
Meid' es, nie kann es gebändiget werden,
Wer es bestiegen, verläßt es nicht wieder,
Wirfts ihn auch ab, daß ihn schmerzen die Glieder,
Flügel besizt es, entschwebet der Erd', —
O! das ist gar ein gefährliches Pferd.

Weil's galoppirt in luftigen Sphären,
Soll auch sein Reiter von Luft sich ernähren,
Soll mit Gedanken und Reimen sich raufen,
Federn kauen und Tinte saufen,
Bis er dann — stürzend — verliert den Zaum,
Und hängen bleibt an dem Lorbeerbaum.

Castelli.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 32. 8. August 1840.

Inhalt: Ehestand des Herrn Candidus Pflugmann, wohlbestallten Regenschori zu Oberhainach. — Die Nacht und der Morgen. — Die Audienz. — Altdeutsche Sprüchwörter.

Ehestand des Herrn Candidus Pflugmann, wohlbestallten Regenschori zu Oberhainach.

Junge Jahre fliehen,
Und der Mensch flieht mit,
Und es folgen Mühen
Ihm auf jeden Schritt.

Es schloß einst unser vielgeliebter Bruder Emanuel eine seiner anmuthigen Erzählungen, die Samenkörner zu mancherlei reichen Entwiklungen in sich faßte, schnell und überraschend ab, und warf dabei die sehr wichtige Frage auf: „Bei wie viel Begebenheiten wohl ein vollkommener Schluß zu beobachten und aufzufinden sey; und ob nicht vielmehr mancher Schluß erst der rechte Anfang einer ganz neuen Begebenheit werde?" Wirklich ist jede Begebenheit nur ein einzelner Gang in dem unabsehbaren Labyrinth, worin wir wandeln, und wo der Baumeister Alles dergestalt ordnete, daß ohne Unterlaß Ende aus Anfang und Anfang aus Ende entsteht, sich verflicht und in einander greift. Dasselbe gilt, wie natürlich, auch von unserm Herrn Candidus Pflugmann, nunmehr wohlbestallten Regenschori und Ehemann in dem Städtchen Oberhainach. Denn also verliessen wir ihn, (siehe in Nro. 27 d. Bl. Seite 212) und abgeschlossen war allerdings jene Erzählung bis zu seiner Heirath, womit, einem altherkömmlichen Brauche zu Folge, gewöhnliche und ungewöhnliche Erzählungen gern zu schliessen pflegen. Wahrscheinlich aber wäre sein ganzes übriges Leben verborgen geblieben, wenn nicht einige freundliche Leser und Leserinnen unserer Blätter sich für ihn interessirt und angelegentlich nach ihm erkundiget hätten.

Es ist nun freilich eine gar eigene Sache um das menschliche Treiben, und nicht ohne guten Grund führen manche Erzähler ihre Begebenheiten nur bis zur Heirath; denn dem jugendlichen Alter allein scheinen noch einige Reste jener ersten paradisischen Glükseligkeit verliehen, und es wiegt sich in süssen Hoffnungen, und ringt sie festzuhalten, und malt in wachenden Träumen mit Zauberfarben eine glükselige Zukunft aus; und nicht ohne Antheil sehen wir diesem magischen Spiele zu, wohl selbst uns mitzuverjüngern und des süssen Traumglükes mitzugeniessen. — Allein Träume sind Schäume; der Traum zerrinnt und das ernste Leben beginnt; denn „Alles unter der Sonne ist Eitelkeit und Geistestrübsal." Es donnerte dem Manne der Fluch: „Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brod essen alle Tage deines Lebens; dem Weibe aber: „Ich will deine Plage vermehren, und du sollst deine Kinder mit Schmerzen gebären und unter der Gewalt des Mannes seyn, und er wird über dich herrschen." Also welken die jugendlichen Rosen, und Dornen trägt die vom Fluche getroffene Erde; wie denn auch jener Apostel, der troz seiner schweren Kämpfe mit dem Fleische dennoch frei blieb, daß er dem Herrn ungestört diente, beschließt: „Die so sind (verheirathet nemlich), werden Trübsal des Fleisches haben." Und weil diese Trübsal im ehelichen Leben allgemein ist, schließt auch jeder Erzähler gern, bevor dieselbe heranbricht.

Doch vielleicht ergeht es unserm Candidus besser; ihn trieb ja nicht Habsucht, noch sonst eine unedle Absicht, höchstens einige Eitelkeit, die überhaupt der Grundcharakter seines sonst gutartigen Gemüthes scheint, zu dieser Ehe. Wenigstens glaubte er es, wie überhaupt so Mancher, der an dieser Krankheit leidet, sich als den Ein-

zigen in seiner Art betrachtet und ernstlich den Wahn hegt, ihm müsse Ausserordentliches begegnen, bis Erfahrungen und Trübsale ihn endlich überzeugen, daß „alle Menschen grosse Mühsal haben und ein schweres Joch auf allen Adamskindern lastet", und daß, wenn irgend Friede auf Erde zu finden ist, dieser nur in einem Herzen wohnt, das guten Willens, das heißt, dessen Wille nach den ewigen Gütern (denn nichts Irdisches, sondern Gott allein ist gut) gerichtet ist. Und nur im Verhältnisse, als dieser Wille gut ist, ist auch der Friede, und nach dem Verhältnisse dieses Friedens das Glük des irdischen Lebens groß, klein oder Schein. Und von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir das Lebensglük unsers Candidus betrachten.

Jahre waren verflossen, Pflugmann hatte sich eingewohnt, die Fehler seiner neuen Nachbarn, Freunde und Gönner — und sie die seinigen, — aufgespürt, sein Verhältniß zu ihnen breit getreten, und so lange die fromme und besonnene Mutter Emmendaler lebte, — leider starb sie noch im ersten Jahre seines ehelichen Lebens, — ein ziemlich vergnügliches Leben geführt. Ob dieses noch so ist? — Wir wollen sehen. Sehr feierlich sieht es in der zierlichen Wohnung aus, es scheinen Anstalten zu einem häuslichen Feste gemacht zu werden; vielleicht gar ein Namenstag, wo Alles geehrt und gefeiert und verherrlichet, Gott und der glükselige Himmelsbürger ausgenommen, dessen Name zum Schilde mancher Schwelgerei mißbraucht wird. Alles glänzt gefegt, erneuert, her und hin; von den Schreinen, frisch gescheuert, blizt das Zinn. Nur ist die gestrenge Frau nirgends zu sehen, was uns ein böses Zeichen bedünkt, weil gute und sittige Hausfrauen ohne dringende Noth sich nicht leicht entfernen; und bestärkt wird unsere Vermuthung durch den sinnenden Ernst, der auf der Stirne des Herrn Regenschori sich lagert; denn dieser sizt so vertieft an seinem Arbeitstische, als dächte er über einen schweren Fugensaz nach, und als wolle sich Manches nicht fügen, oder gar aus den Fugen gehen. Armer Candidus! Längst war er aus dem idealen Traume erwacht und nicht wenig betroffen, daß sehnsüchtige Hoffnung so sehr täuschen, irdische Freude so bestandlos seyn kann; dann verhehlte er sich selbst seine wohlbegründete Betrübniß, endlich suchte er sich innerlich zu ertrösten; da aber gleich Anfangs die vornehmen Leute im Städtchen sich gewundert hatten, wie ein junger Mann von Bildung täglich zur Kirche gehen kann, und er sich doch selbst zu den Vornehmen mitrechnen, wenigstens an sie anschliessen mußte, wich auch dieser Trost von ihm, und ganz unheimlich ward ihm in seinem eigenen Herzen.

Was ihn aber gegenwärtig ganz insbesondere zu so ernsthaften Gedanken führt, könnte uns der gutmüthige Greis erklären, der mit bedenklichem Kopfschütteln in den schön geschmükten Zimmern umhergeht, die prächtigen Möbeln betrachtet, die seit drei Jahren zum zweiten Male und zwar immer schöner gewechselt hatten und so zierlich waren, daß er bei der gnädigen Herrschaft seines Dorfes bei Weitem keine solchen gesehen hatte; ferner das kostbare Service von Porzellain, nebst Spiegel, Uhren ꝛc., und dabei nicht recht begreifen kann, wie ohne Gewinnst eines grossen Looses, so viel Herrlichkeiten dieser Art sich hier vereinigen konnten; so wenig als ihm eingehen will, wie die Frau Tochter, gleich einem Chamäleon, mit jeder Woche sich in einem anders gefärbten, neuen Gewande präsentirt. Doch auch er ist still und hütet sich sorgfältig, in die häuslichen Angelegenheiten des Sohnes sich einzumengen und ihn zu stören, dessen Sorgen er ahnet, noch weit mehr aber mit der hochgebildeten Frau Tochter über derlei zu sprechen, als welche dem Stande, der das tägliche Brod der Erde im Schweisse des Angesichts abgewinnt, ohne dieß — wie natürlich — über die Massen abgeneigt ist.

Die bedenkliche Stille wird plözlich unterbrochen. — Herein, ruft Candidus, und ein sehr ernster Mann tritt mit einer Art von Dreistigkeit vor ihn hin, überreicht ihm nebst einigen Rechnungen vom vorigen Jahre einen neuen Konto über Spizen, Nesseltuch ꝛc. für die gestrenge Frau, und bittet sehr zudringlich um prompte

Bezahlung. Candidus sieht die Papiere durch, erblaßt und bittet um Aufschub bis künftige Woche, wenigstens bis morgen. — Der Ehrenmann aber wird zudringlicher, denn er hat gemessenen Befehl, nicht ohne edles Metall zurükzukehren, woran Herr Pflugmann eben jezt gänzlichen Mangel zu leiden scheint. Endlich läßt er sich gleichwohl zu Unterhandlungen herbei, ruft aber noch unter der Thüre sehr nachdrüklich: Aber morgen gewiß; sonst — —

Biograph hörte einst, es sey — wo nicht in allen, doch in den meisten sogenannt romantischen Erzählungen allen grausamen Verlegenheiten dieser Art dadurch vorgebeugt, daß jederzeit ein englischer Lord oder sonst ein grosser Gönner im Hintergrunde stehet, der alsbald mit freigebiger Hand hervortritt und aller Bedrängniß auf ein Mal ein Ende macht. Wünscht er aber auch seinem Candidus in seiner gegenwärtigen grossen Noth einen Patron dieser Art, so weiß er gleichwohl, — und vielleicht einige Leser mit ihm, — daß dieß in allgemeiner Wirklichkeit sich nicht also verhält, und zwar darum nicht, weil die Vorsehung durch weise Geseze alle einzelnen Verhältnisse des Menschen dergestalt lenkt, daß jedes Unrecht und jede Unbesonnenheit von ihrer milden Gerechtigkeit zum Wohle des Fehlenden und seines Nächsten durch Ordnung, das heißt hier, durch Strafe, geschlichtet wird, die im genauesten Verhältnisse zu der Schuld stehet, ob auch der Mensch diese Strafe nicht immer erkennt. Und deßhalb glaubt er auch, daß gegenwärtige Noth unsers Candidus, die sicherlich zu seinem Besten führt, eine Folge und auch Strafe seiner schlaffen Hausregirung und unzeitigen Nachgibigkeit sey, welcher Meinung auch der Altvater ist, der sich nicht länger halten kann, sondern seufzend beginnt, wie folgt:

Du dauerst mich von Herzen, mein Candidus! müßte ich derlei öfters mit ansehen, es brächte mich bald in die Grube. — Aber, nimm mirs nicht in übel, ich habe dir es gleich Anfangs gesagt, bei einem Leben dieser Art kann der Segen Gottes unmöglich über dein Haus kommen. Noch kommt deine Frau nur am Sonntage, und auch da nur, wie an deinem Verlobungstage mit ihr, vor eitel Puzen, meist zu spät in die Kirche; und du selbst hast aus lauter Menschen-Furcht die Furcht Gottes aus den Augen verloren. Es ist wirklich zu erstaunen, daß du mit einer so grossen Besoldung für dein Weib und dich nicht zureichest, während andere mit weit Wenigerem eine zahlreiche Familie ernähren; und du erinnerst mich lebendig an die Erzählung aus dem alten Legendenbuche, von jenen zwei Handwerkern, von denen Einer ein Haus voll Kinder, der Andere aber nur ein Weib zu ernähren hatte, und deren Ersterer gleichwohl so gesegnet ward, daß er dem Zweiten noch aushalf, der bei tag- und nächtlicher Arbeit nicht so viel aufbringen konnte, sich und sein Weib zu ernähren und zu kleiden. Gewiß erinnerst du dich selbst der Geschichte und weißt folglich auch, daß jener seinen Segen bei dem heiligen Opfer holte, dem er täglich beiwohnte.

Vater, fiel Candidus ein, der von Angst betäubt, des Altvaters Wort nur zum Theile hörte, und auf Mittel sann die dringende Noth abzuwenden: ihr versteht das nicht: Wer unter den Wölfen ist, muß mit ihnen heulen. — Ich könnte dir, sprach der Greis, mit einem andern Sprich-Worte antworten: Mitgestohlen, mitgehangen; aber dein Heulen erinnert mich zu sehr an jenes Heulen und Zähneklappern, was nach einem solchen Wolfsgeheul folgt. Gott erbarme sich! Und somit ging er auf sein Stübchen und sehnte sich mit Wemuth nach seinem Dorfe zurük. Candidus aber kleidet sich an und spricht: Vielleicht hilft mir der Pater Chormeister noch dieses Mal aus der Noth, und geht zwischen Angst und Hoffnung der Abtei zu.

„Wo Pflugmann heute wieder bleiben mag? Längst ist die Mittagsstunde vorüber; sollte er wohl im Stifte speisen?“ — Möglich, sprach der Altvater. — „Immer thut er mir das zur Unzeit, und gerade dann, wann ich mit ihm zu reden habe.“ — Es ist eben nicht schwer zu errathen, wessen Stimmchen diese Strafrede ausspricht; und es scheint als erklängen Herrn Pflug-

mann von fern beide Ohren von diesen Tönen; denn ernstlich und schnell, in ein tiefes Selbstgespräch versunken, schreitet er die Anhöhe hinab, dem Hause zu. Wahrscheinlich hat er keine glüklichen Geschäfte in der Abtei gemacht; denn gewaltig unwirsch, ja zornig sind seine Blike. Ob er etwa statt einer Anweisung auf Gulden eine Zurechtweisung wegen Schulden bekam? Vermuthen könnte man dieß aus seinem Alleingespräche, wovon zwar das Hörbare nur aus Fragmenten besteht, die aber durch das Unhörbare ergänzt, etwa so viel heissen, als: Was sollst du auch länger an diesem unbedeutenden Orte versauern, wo man ein Genie, wie du, gar nicht zu schäzen weiß? Von der Bahn deines ganzen künftigen Lebensglükes haben sie dich abgebracht, und glauben noch Wunder, wie dankbar du seyn müssest, da du um elende hundert Thaler mehr Besoldung erhältst, als dein Vorgänger. Längst hättest du nun in der Residenz eine Rathsstelle und wärest in eine solche Verlegenheit nicht gekommen; oder — aber es hätten alle deine Freunde und Klienten gewetteifert, dich daraus zu erretten.

In diesem Tone gehts noch lange fort, und der nunmehrige Herr Regens erinnert sich nicht mit einem Gedanken daran, wie submiß er wenige Jahre früher in eben dieser Abtei eingesprochen hatte, und daß nicht diese, sondern pflugmännische oder pflugweibliche Eitelkeit, die gegenwärtige peinliche Verlegenheit herbeigerufen hat. Auch bedenkt er nicht, ob er wohl, falls er wirklich, — was wir indeß aus guten Gründen bezweifeln, — statt des Chor's den Rathhaussaal beträte, besser berathen wäre; und wie gern überhaupt der Mensch über das Unangenehme des Augenbliks, das Gute seines Berufs vergißt; und daß, wie oft er auch seinen Standpunkt ändern und wenden mag, gleichwohl Alles, was er Irdisches hofft oder erhascht, wenigstens eben so viele Mängel als Annehmlichkeiten darbietet, weil er, — wo Alles schlecht und vergänglich ist, — vergeblich nach etwas Gutem greift, und die ewige Vorsehung dadurch selbst uns das Elend der Vergänglichkeit in seiner ganzen Naktheit zeigt, damit unser Herz sich davon losschäle und nach den bleibenden Gütern der Ewigkeit strebe.

Doch hieran denkt in diesem Augenblike Herr Pflugmann gar nicht; denn seine — von beschämter Eitelkeit, Noth und Zorn erbitterten — innerlichen Augen und Ohren sind blind und taub, und in solcher Stimmung betritt er die Wohnung, wo seine Pflugfrau, die, wie aus folgendem Gespräche erhellt, überhaupt nicht recht geboren scheint, an Einem Joch und Pflug mit ihm zu ziehen, die obige blinde Strafrede nunmehr in eine wirkliche Anrede verwandelt, worauf er aber, vielleicht zum ersten Mal in seinem Ehestande, mit kaltem Ernste erwiedert: Ich hatte doch dafür gesorgt, daß du während meiner Abwesenheit eine Lektüre zum Zeitvertreibe hättest. — Oder hast du etwa noch nicht gelesen? — so lies.

Die Frau Regens aber greift neugierig zu den Rechnungen, liest, erschrikt, birgt schnell ihr Erschreken unter einen schelmischen Blik und spricht sehr unbefangen: Das ist ja deine Sache; und fügt schmeichelnd hinzu: Sieh, daß du dieß bald in Richtigkeit bringst, denn ich brauche nothwendig noch eine ganze Garniture und überdieß einige Sommerkleider; und der Mann hat gerade jezt so schöne moderne Waaren, daß Einem das Herz im Leibe lacht, wenn man sie nur ansieht.

Bei diesem unerwarteten Postulate aber verläßt der alte Pflugmann, der immer an einer gewissen Scheu vor Ungewittern litt, das Zimmer; den jungen Pflugmann aber droht die Fassung zu verlassen, und nur nothdürftig ermannt er sich und spricht: Adelheid, ich bitte dich, schränke deine übermässige Puzsucht ein, denn ich muß es offen gestehen, ich weiß nicht, woher ich's nehmen soll.

Mit dieser Antwort hatten die Gewitterwolken sich auf der weiblichen Stirne gesammelt und der erste Bliz brach folgendermassen los: Du wirst doch nicht wollen, daß ich die Allerlezte in der ganzen Stadt seyn soll? . . . Ohnehin muß ich mir deinetwegen so Vieles gefallen lassen, und

so Vielem entsagen. Du mußt nur bedenken, daß ich nicht von einer Bauernfamilie bin, sondern daß mein Vater Oberzollverwalter war, und daß ich adeliche Verwandte hier habe, denen ich keine Schande machen darf. — Diesem Blize aber rollte folgender Donnerschall nach: „Wie oft soll ich diesen täglichen Refrain noch hören?“ — — Und es blizte abermals und heftiger: Warum bist du mir in den Weg getreten? Wärest du nicht gewesen, ich hätte in der Residenz standesmässig geheirathet; hier bin ich das Weib eines simplen Regenschori, und muß es mir gefallen lassen, daß jede Andere den Rang vor mir hat, und mich über die Achsel ansieht; und sogar das Nothwendigste kann ich nicht ein Mal ohne bittre Vorwürfe erhalten.

Der Bliz hatte getroffen; das Gewitter war entladen; die Wolken neigten sich, und es stand Regen bevor. „Gott, sey mir Sünder gnädig!“ sprach jener Zöllner, dessen Zoll dein Vater nicht obverwaltete, rief Candidus, und ich spreche es ihm von Herzen nach. Und mit diesen Worten erhob er sich und ging schweigend in sein Arbeitszimmer.

Nicht lange und die Frau Chorregentin tritt leise hinein, sieht nicht ohne Rührung den ganz vernichteten Candidus auf den Knieen, unter heissen Thränen und mit so grosser Inbrunst vor einem Krucifixe beten, wie sie ihn noch nie gesehen, und spricht nun ganz sanft: Sey nicht mehr böse, Candidus! sieh, ich hatte dir heute deine Lieblingsgerichte machen lassen, und du kamst auch so spät. Er stand auf und sprach, innerlich jedoch: Ach, säß ich noch froh und frei mit meiner spärlichen Kost an jener Waldquelle, und nicht an diesem bodenlosen Abgrunde! sezte sich schweigend an den ganz wohl besezten Tisch und erfuhr nun, was auch wir erst mit ihm erfahren, daß die Wohnung deßhalb so zierlich hergerichtet war, weil die Frau des Hauses eine gar stattliche Gesellschaft zu Kaffee und Spiel eingeladen hatte.

Es ist die Reihe an mir, meinte sie, und wir können es doch nicht geringer geben, als der Oberamts-Controlleur, die Forstverwalter'schen, und — und — und —. Du hast Recht, sprach der auf's Neue betäubte Candidus mit bitterer Ironie, und ich muß es mir ja zur Ehre rechnen, eine so vornehme Gesellschaft unter meinem Dache zu empfangen. Auch muß ich deine Vorsicht bewundern, daß du gerade heute sie eingeladen, denn wahrscheinlich empfange ich morgen einen ernsteren Besuch und übermorgen könntest du sie dann schwerlich mehr mit Ehren empfangen. Sie blikte fragend zu ihm auf. Die Ursache, sprach er, solltest du wohl errathen; es ist mir die Pfändung angedroht, wofern ich morgen nicht bezahle, und das kann ich nicht.

Adelheid verstummte; doch nicht lange und sprach: Ich kann nun nicht mehr absagen. Gib mir die Rechnungen her, und damit du siehst, was du für ein gutes Weib an mir hast, will ich dieß Mal selbst Rath schaffen. Sie sprach's, kleidete sich eilig um, und als Candidus von äusserer Besorgniß angetrieben ihr folgen wollte, sah er auf dem nieblichen Puztischchen, dem Altar der Eitelkeit, das alte, von der redlichen Mutter ererbte Schmukkästchen geöffnet, und erschrak, als darin das Hauptkleinod, ein kostbares mit einem stattlichen Diamanten beseztes Halskreuz fehlte, das allerdings den Betrag der Schuld weit überwog, und sammt der Besizerin verschwunden war.

Es ist fünf Uhr Nachmittags. Voll Freuden sizt Candidus vor seinem Pulte und schreibt mit erstaunlichem Eifer; der Altvater ist ausgegangen, den alten Gärtner in der Abtei heimzusuchen und meint unter Weges, er habe wohl noch Kräfte genug, Gartenarbeit zu thun; und ein im Frieden verdientes und gesegnetes, wenn auch nur kärgliches Stük Brod, bekomme besser, als das unfriedliche und ungesegnete Gnadenbrod bei Kindern. Die Frau Chorregentin aber hat vollauf zu thun, ihre Küche zu regiren: denn da wallt es und siedet, brauset und zischt, wie wenn Kaffeesud mit Kohlenglut sich menget; zum Herd hinab rieselt der bräunliche Gischt, und Flut auf auf Flut sich ohne Ende dränget; und es will

sich nimmer erschöpfen und leeren, als sollte die Soirée sechs Wochen lang währen. Ueber und über sind Frau, Magd und Nachbarin beschäftigt, das schöne Gebäk zu ordnen, die Assietten zu gruppiren, und überhaupt so manches und manches Köstliche zu bereiten, das nach liquidirten Rechnungen von den noch übrigen Silberlingen erkauft war, um welche das strahlende Kreuz, das Hauptkleinod und Pfand der Erlösung in die Hände der Juden war überantwortet worden. Mit wohlgefälligen Bliken weidet die Küchenregentin sich an allen diesen Herrlichkeiten, die in der That an Glanz alle Assembléen bei Weitem übertreffen, denen sie in Oberhainach beigewohnt hatte, daß sie, vor Freude über die bevorstehende Uebersättigung ihrer Eitelkeit, für den Augenblik sowohl vergißt, daß sie ein Kreuz gehabt hat, als daß nun bald ein weit schwereres darauf folgen würde.

Biograph aber gewinnt indeß Zeit, eine Bemerkung einzuschalten, die der weise Altvater ein Mal, zu ihrem nicht geringen Aerger, gegen die Frau Tochter geäussert hatte. Er hatte nemlich in seiner Einfalt gemeint, die göttliche Vorsehung habe, der Eitelkeit und dem Uebermuthe, so wie dem daraus entspringenden Verderbniß des Menschen, Grenzen zu sezen, die Verhältnisse des Lebens dergestalt geordnet, daß er nur durch Mühe und Anstrengung zum Nothwendigen, selten zu Ueberfluß komme, ja sie habe dieses Gesez nicht nur für den einzelnen Menschen, sondern selbst für reiche Könige und Staaten festgesezt, die eben deßhalb mit grosser Umsicht und weiser Sparsamkeit vorgehen müßten; und darum habe auch sehr wahrscheinlich der sonst so freigebige Schöpfer die Gebirge im geringen Maße mit edlen Metallen begabt, die überdieß noch der Erde mühsam entrungen werden müßten.

Hieraus aber ging allein schon hervor, daß der Mißbrauch dieser Gaben Gottes grosser Frevel sey, und daß, Wer von jedem vergeblichen Worte Rechenschaft fordert, eine ungleich strengere Rechenschaft von jedem vergeudeten Groschen fordern werde, da jenes Weib des Evangeliums, selbst mit dem Lichte in der Hand, einen verlornen Groschen gesucht und nicht eher geruht habe, bis er wieder gefunden war.

Es hatte aber die Frau Tochter aus angeborner Liberalität, derlei langweilige, befremdende inhumane Reden ihm verziehen und dabei nicht geringe Großmuth geübt, zumal der Altvater zugleich nicht undeutlich zu verstehen gab, daß diese Rechenschaft weit strenger ausfiele, woferne das Weib den mühsam erworbenen Gewinn des Mannes an unnüze und sündliche Eitelkeit vergeudete. Woher sollte auch ein Bauersmann, der nie in der Residenz gelebt hatte, guten Ton und feine Sitte kennen? Und wie konnte sie, die beides so genau kannte, durch derlei Alltagsreden irre werden? Sie hatte an Wichtigeres zu denken, zumal heute, wo sie sich selbst ein so grosses Triumph-Fest gibt.

(Schluß folgt.)

Die Nacht und der Morgen.

(Eine Parabel.)

Nicht lange nach Mitternacht rief Allmed, der weise Lehrer, seinen Jünger Sadi von seinem Lager und sprach: Mache dich auf, wir wollen über Feld gehen, vor der Hize des Tages, zu dem Hause deines Vaters. — Da sprang Sadi freudig von seinem Lager, nahm sein Gewand, und folgte dem Lehrer seiner Jugend. Ach, welche Nacht! sagte der Jüngling, als sie hinaustraten in's Freie; Allmed aber antwortete: wir wollen ihre Herrlichkeit schauen auf Tabor.

Jezt wandelten sie rüstig das Gebirge hinan, und gelangten auf die Höhe, und lagerten daselbst. Es war aber eine grosse Stille, und die Gestalt des Himmels war ganz klar wie ein schöner Saphir, und die Sterne standen wie ein grosses Heer, und funkelten, und das Meer glänzte von Ferne. —

Sadi aber erhob sich von seinem Size und wandte seine Augen gen Himmel und auf das

Meer und verstummte. Und Allmed that seinen Mund auf und redete dann und wann in heiligen Sprüchen: „Hebet euere Augen und sehet, Wer alle diese Dinge gemacht hat.“ — „Er zählet die Sterne und nennet sie alle mit Namen.“ — „Unser Herr ist groß und von grosser Kraft, und ist unbegreiflich, wie er regiret.“ — „Du, Herr, bist es allein, du hast gemacht den Himmel und aller Himmel Himmel, die Erde und was darauf ist, das Meer und was darin ist.“ — Du machst Alles lebendig, und das himmlische Heer betet: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“

Da der Lehrer also redete in der Stille der Nacht, zitterte Sadi und verhüllte sein Haupt, denn es war ihm eine Furcht angekommen. Da rief Allmed: schaue, der Tag beginnt! und siehe, es war die Zeit der Dämmerung, und die Morgenröthe breitete ihre Flügel über die Enden der Erde. Und das Meer erschien in seinen Ufern, also auch die Bäume, und das Gebirge, und das Gewölk am Himmel gegen Morgen glänzte wie Purpur und Rubinen; darauf kam die Sonne und ging auf; die Berge rauchten, und das Meer glühte wie fliessend Gold, und nun ertönten die Stimmen der Vögel ringsumher, und Thiere des Feldes regten sich, und die Menschen wandelten zwischen den Kornähren, in Gärten und Weinbergen. Die Morgensonne aber umstrahlte Sadi und seines Lehrers Antliz. Da schaute Sadi voll von Freude das Angesicht seines Lehrers. Allmed aber that seinen Mund auf und sprach: Siehe, Sadi, so groß als seine Allmacht ist, ist auch seine Liebe. Da fiel Sadi seinem Lehrer um den Hals, und weinte vor Freude. — Allmed aber breitete seine Arme über ihn aus, und segnete den Jüngling. Darauf nahmen sie ihre Stäbe und wandelten zur Heimat Sadi's, und Sadi war freundlich und stille den ganzen Tag, und seine Eltern freuten sich ihres Sohnes, und sprachen untereinander: Wie sollen wir es Allmed vergelten, was er unserm Kinde erweiset? Sie wußte aber nicht, was sich auf dem Berge begeben hatte.

Die Audienz.

Ein Bäuerlein von derbem Schlage
Begab sich nach der Residenz,
Zu bringen eine bittre Klage
Vor seines Königs Audienz.
Gehüllt in seinen Hochzeitrok,
Das Ek des Huts am rechten Orte,
Und in der Hand den Knotenstok,
Gelangt er an des Schlosses Pforte.
Im Vorsaal herrschte weit und breit
Ein tiefes schauerkaltes Schweigen,
Und keine Seele will sich zeigen,
Doch endlich kommt nach langer Zeit
Ein stolzer Mann im Gallakleid.
Der Bauer naht gekrümmt und schief
Dem grossen Herrn, und bükt sich tief
Mit langem Krazfuß: „Exzellenz,
„Könnt' —“ „„Nein!““ „O hört nur, was ich sage“
„„Komm Er an einem andern Tage,
Wir geben keine Audienz! —““
Drauf mag er noch so tief sich büken,
Er wendet ihm den breiten Rüken.
Da schallt es aus dem Hof hervor,
Zwei stolze goldbedekte Rosse
Zieh'n eine prächtige Karosse,
Und nähern sich des Schlosses Thor.
Der König kommt. Mit bangem Zagen
Tritt erst der Bauer vor ihn hin,
Dann wird er bald beherzt und kühn:
Er lehnt sich lächelnd an den Wagen,
Und freundlich hört der Fürst ihn an.
Doch seht, im goldverbrämten Roke
Sizt jezt der stolze Grobian
Als Kutscher auf dem Chaisenboke.
„Herr Kutscher,“ rief der Bauer munter,
„Ihr sizet hoch, seyd auf der Hut,
Und lenket Eure Pferde gut,
Sonst fallt ihr in den Koth herunter!“

. . . . .

Die kleinsten Herrn sind meist die Groben,
Sie suchen ihr gering' Gewicht
An Unerfahr'nen zu erproben;
Doch wahre Hoheit thut dieß nicht.

Altdeutsche Sprichwörter.

Mit Geduld und Zeit
Wirds Maulbeerblatt zum Atlaskleid.

Wer die Wahrheit wollt' begraben
Müßt' dazu viel Schaufeln haben.

Nach dem Spiele wollen Alle wissen,
Wie man hätt' eigentlich spielen müssen.

Mußt das kleinste Ding nicht verunehren,
Eine Nadel kann einen Schneider nähren.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Das Gewitter.

Düstre Wolken umziehen drohend den Himmel, thürmen sich hoch empor, wie sich Gebirge, himmelanstrebend, stolz in die Lüfte erheben.

Todtenstille beherrscht Wälder und Fluren, leise Zephyre weh'n, flüstern in Zweigen, ängstlich verbergen sich in Gebüschen die Vögel.

Jezt erhebt sich der Sturm; brausend entwurzelt er die Bäume des Hains, wirbelnd erheben staubige Wolken hoch sich empor in die Lüfte.

Und der schlängelnde Bliz zukt durch die Wolken, und zersplittert den Baum, der Jahrhunderte trozend den Stürmen, Zeiten sah kommen und schwinden.

Erhaben rollt im Gebirg der Donner, wiederhallend am Fels, Hochgefühl erregend wallt er durch Thäler, und die Gebirge erbeben.

Auen zittern ringsum, Fluren erseufzen, und es dröhnet der Fels bis in sein Inneres. Schäumende Wogen schlagen an's zitternde Ufer.

Nacht verschlinget den Tag, Finsterniß hüllet in ein schwarzes Gewand Blumengefilde, wenn in den Wettern tönet die Stimme Jehovas.

* * *

Herr der Natur, der Allmacht und der Stärke!
  In Libans Ceder, wie im Moos,
Im Seraph wie im Wurm, in jedem deiner Werke,
  Wie bist du hehr und groß!

Es zükt der Bliz aus grauen Wolkenschleiern,
  Durch die der Donner langsam wallt,
In Demuth soll der Psalm, Herr, deine Grösse feiern,
  Ob er im Sturm verhallt.

Ernst ruht die Schöpfung, aber tiefer, jäher
  Verbirgt das Nachtgewölk den Tag.
Jezt traf der Wetterstrahl — jezt wieder — näher, näher
  Und dichter Schlag auf Schlag!

Allmächtiger! du Schreklicher im Wetter!
  Du Gütiger, dem Dank ertönt!
Der Regen tränkt die Saat, des Fruchtbaums welke Blätter,
  Wie er die Flur verschönt!

Und eh' der Angstruf zu dir aufgeflogen,
  Wird durch die Brüke, bald im Rund,
Im Siebenfarbenglanz hoch übers Land gezogen,
  Uns deine Gnade kund.

Was halten Sie vom Herrn Z., sagte ein guter Freund zum andern. „Je nun! er hat ein Paar grosse Tugenden, Höflichkeit und Aufrichtigkeit.“ So? das höre ich in der That zum ersten Male. „Sie können sich darauf verlassen,“ erwiederte der Andere, „nur schade, daß er sie so verkehrt anwendet, — vor den Augen ist er höflich, — und aufrichtig hinter dem Rüken.“

Naive Reime eines Hausknechtes.

Bei einer öffentlichen Anstalt in P... wurde, der Holzverschwendung Einhalt zu thun, die Einrichtung getroffen, die Zimmer nach dem Grade der Kälte zu heizen, welche der Thermometer täglich angab. — Einer der Hausknechte verfertigte darauf, ohne alle fremde Beihülfe — nachstehende naive Reime:

Hört, Christoph, Martin oder Peter,
Hört! und befolget meinen Rath:
Betrachtet doch den Thermometer,
Und blikt genau nach seinem Grad;
Und darnach heizt so temperirt,
Daß Keiner schwizt und Keiner friert.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 33. 15. August 1840.

Inhalt: Ehestand des Herrn Candidus Pflugmann, wohlbestallten Regenschori zu Oberhainach. (Schluß.) — Auch Etwas über die Nüzlichkeit der Kühbespannung.

Ehestand des Herrn Candidus Pflugmann, wohlbestallten Regenschori zu Oberhainach.

(Schluß.)

Es dämmert bereits, und sehr vornehm harret das Wachs auf den schön versilberten Leuchtern, die Gesellschaft zu beleuchten, die mählig das reich möblirte Paradezimmer nebst Nebenstübchen erfüllt. Schon haben die bürgerlichen Damen, so wie ein entfernter, adeliger Oheim nebst Fräulein Töchtern, respektive Cousinen, Plaz genommen, den eleganten Hausrath — wie billig — bewundert und sich um Karten und Spieltische gruppirt. Doch schliessen hievon sich aus die Frau Oberamtskontrolleurin und Forstverwalterin, die es doch eigentlich an Glanz zu übertreffen gilt; denn diesen ist vorzüglich nur darum zu thun, Andern in die Karte zu sehen, ohne sie jedoch so frappant auszulegen, wie der weiland eifrig-fromme und humoristische Pater Abraham von Sankta Klara gethan haben soll, der in den vier Farben der Karte allerlei wundersame Dinge, als: die vier Haupt-Tugenden oder wohl gar die vier lezten Dinge zu erwägen, ein Herz rein zu bewahren, ein Kreuz zu tragen, einen gekreuzigten König nachzuahmen und auf diesen Ekstein allein zu bauen, ꝛc. fand.

Haben sie aber auch weder Herz, noch Pique, noch Trefle in der Hand, so sind sie gleichwohl vom Herzen pikirt, und trefflich spielen sie die Ehre des Nächsten mit; denn ganz heimlich flüsternd, können sie nicht genug über die erstaunliche Eleganz erstaunen, ja nicht einmal während der ganz vortrefflichen Erfrischungen und Restaurationen, welche die Hausfrau von feinem Geschmake, mit sehr graziöser Freigebigkeit und imponirender Höflichkeit kredenzt, — des Medisirens sich enthalten. Denn es gehet ihnen zu Herzen, sich von der hergekommenen, noch so jungen Frau schon an Eitelkeit überboten zu sehen, nachdem es doch stadtkundig ist, daß die selige Emmendaler ihr nur ein winziges Erbe hinterließ und daß Herr Regens seinen Einzug in sehr ärmlichen Anzug gehalten hatte. —

Biograph enthält sich, ein Mehreres von diesem Gespräche mitzutheilen, woran allmählig mehrere Damen, ja sogar einige Herren mit sichtlichem Vergnügen Antheil nehmen; denn er sezt als gewiß voraus, daß derlei die Nächstenliebe untergrabender, und weit verderblicherer Zeitmord, als Spiel und jedes andere gesellige Vergnügen, das christliche Zartgefühl seiner etwaigen Leser und Leserinnen höchlich beleidigen müßte, da, zumal leztere aller Verleumdung abhold, durch friedliche, erbauliche und religiöse Gespräche wohlthätig auf die Gesellschaft einwirken, und durch freundliches, jedoch streng christliches Benehmen dahin wirken, daß alle Lippen sich scheuen, in ihrer Gegenwart vergiftete Spott- und Scherzreden auszusprechen und unter dem Schleier des Geheimnißvollen, die Fehler ihrer Schwestern und Brüder zu entfalten; denn von ihnen spricht ja eigentlich die heilige Schrift, die uns Männern befiehlt, den Frauen gebührende Ehre zu geben, daß: „Männer, die nicht an das Wort Gottes glauben, durch den Wandel der Frauen ohne das Wort gewonnen werden, wenn sie ihren keuschen Wandel in der Furcht betrachten."

Es scheint indeß, als hätte die Hausfrau Einiges von dem stillen Gespräche erhorcht; denn nicht ohne Mißmuth, vielleicht ob der etwas zu grellen Wahrheit, sizt sie nun neben dem altadeligen Herrn Oheim und spricht in unerschöpflicher

Gnade von den Verdiensten ihrer Ahnen mütterlicher Seits, so wie nicht minder von den vieljährigen Diensten, die ihre Voreltern väterlicher Seits dem Staate geleistet hatten, und wovon, wie natürlich, so viel Abglanz auf sie zurükfiel, daß derselbe, wenigstens von dieser Seite, den Reichthum und die sonstigen Vorzüge ihrer Nachbarinnen bei Weitem überstrahlt.

Die gekränkten Damen fühlen den Stich, und sinnen vergeblich auf Rache des Augenbliks. Doch es scheint, als hätte ein freundliches Geschik sich mit ihnen verbunden, denn genau in der Sekunde, als die halbadelige Wirthin mit triumphirenden Bliken nach den beiden Gegnerinnen schielt, treten unangemeldet und ganz arglos zwei junge Bäuerinnen von einem kernfesten Landmanne eingeführt, in das hell beleuchtete Paradezimmer, sehen sich, ohne von so viel Glanz geblendet zu werden, nach dem ganz in sein Spiel und allerlei Gedanken vertieften Herrn Regenschori um, und rufen, ohne sich im Mindesten geniren zu lassen, ganz treuherzig: Grüsse dich Gott, Bruder Candidus! Ganz erschroken und etwas mehr als rosenroth im Angesicht, erhebt sich die Hausfrau, die so höchst unerwartete, die süsse Hoffart so fatal störende Visite schnell aus ihrer Gegenwart und vornehmen Gesellschaft zu verbannen; diese aber nichts Arges ahnend, begrüssen die schöne Frau Geschweih mit ganz fröhlicher Aufrichtigkeit, und meinen, der Herr auf der gepolsterten Bank dort, sey wahrscheinlich der neue Herr Vetter. Da stokt plözlich die ganze Assemblee. Der neue, verlegene Herr Vetter beißt sich in die Lippen, Candidus sinnt auf guten Rath, die beiden Damen aber brechen plözlich in ein boshaftes Gelächter aus, das weiter um sich greift, erheben sich, bedauern recht sehr — daß sie zu so ungelegener Zeit gekommen, wollen aber die Familienverhältnisse der Madame Pflugmann nicht länger stören und empfehlen sich zu Gnaden.

Candidus hat bereits den wakern Medardus und seine beiden Schwestern auf das Stübchen des Altvaters abgeführt; die trübe leuchtenden Kerzen beleuchteten das öde Prunkzimmer, die tief beschämte Xantippe aber ist vernichtet und weint vor Zorn über das rohe Bauernvolk, das die so lange vorbereitete, so theuer erkaufte, so klug geleitete und Alles, was man bisher gesehen hatte, an Glanz übertreffende Soirée, durch ihr plumpes Dazwischenkommen zum Gelächter und Stadtgezische gemacht hatte.

Wohlweislich läßt Candidus den ersten Sturm verbrausen. Er hatte sicheres Oel, den Sturm zu beschwören, doch waffnet er sich indeß nur mit dem Harnische der Geduld, kommt also gerüstet hinab, empfängt den vollen Ausbruch der furchtbarsten Erbitterung mit wahren Heroismus und spricht ganz gelassen: liebe Adelheid, ich bitte dich um Verzeihung, daß du gegen alle meine Absicht so unglüklich bist; doch sieh, die Sonne ist bereits untergegangen, laß also für heute deinen Zorn fahren. Gegen alles Vermuthen aber brechen die Flammen des Zornes auf diese kalte Erwiderung erst lichterloh aus, da greift Candidus ruhig zum Oele und spricht: wenn du mich zwei Sekunden lang ruhig anhören willst, so wird dein grosser Verdruß sich heute noch in grosse Freude verwandeln. Da nimm und lies. Adelheid stuzt, als sie das verpfändete Diamantkreuz in der Hand ihres Mannes blizen sieht, greift befremdet nach dem Briefe, und ruft ganz in Freude aufgelöst: Du bist doch wahrlich ein guter Mann, mein Candidus! Nein, das hätte ich nimmermehr erwartet!

In jahrlanges Dunkel verhüllt sich nun die Lebensgeschichte unseres Candidus; was hier folgt ist ein Auszug aus einem Schreiben an seinen Freund und einstigen Gönner, den Pater Chor-Meister der Abtei Oberhainach. Der Brief selbst ist aus dem Kapuziner-Waldkloster Fichtenhöh datirt. — Ob auch alle frühern Verhältnisse meines Lebens, wie abgeschiedene Träume, in weiter Entfernung hinter mir schweben, so steht gleichwohl die Erinnerung an Oberhainach viel zu lebendig vor mir, als daß sie je erlöschen könnte, da mein Aufenthalt daselbst so wesentlich in mein Leben eingriff und meine gegenwärtige Glükseligkeit vorbereitete. Denn wie wunderbar die Vorsehung wirkt und wie Vieles sie vorbereitet, ihre Kinder dahin zu führen, wohin sie nach ihren ewigen An-

ordnungen kommen sollen, davon bin ich, wie E. H. dieß aus dem reichen Schaze Ihrer Erfahrungen kund ist, nicht das einzige Beispiel. Dieß im Vorübergehen und als Antwort auf Ihr Erstaunen. Wer könnte übrigens E. H. liebreichen und dringenden Aufforderung widerstehen? Gerne will ich Ihnen also mittheilen, wie es zuging, daß ich nun als ein geringer Diener des Herrn in Seinem Hause wohne. —

Es haben Sich wohl Manche über meine plözliche Abreise gewundert und sich viel bemüht, die eigentliche Ursache derselben aufzufinden; ich selbst hingegen wunderte mich keineswegs, als ich späterhin erfuhr, E. H. hätten solche meiner entrüsteten Eitelkeit beigemessen; nur ist mir dabei das Einzige leid, daß Sie Sich auch nur eine Sekunde lang über Ihre wohlgegründete, väterlich ernste Zurechtweisung Vorwürfe gemacht haben. — Wahr ist es allerdings, Ihre Worte trafen mein Herz wie ein Pfeil, und ich verließ Sie in höchst unmuthiger Stimmung, doch hätte mich dieses schwerlich bewogen, Oberhainach über Stok und Stein zu verlassen, selbst wenn es mir damals möglich gewesen wäre. Näher der Wahrheit kam die Gemahlin Ihres damaligen Herrn Oberkontrolors, die ihre ächt weibliche Rache aufs Alleräusserste trieb. Die Demüthigung war grausam, und meine, an keine Demüthigungen dieser Art gewöhnte Gattin hätte die Schmach gewiß nicht lange überlebt. Der Herr lasse sie im Frieden ruhen; sie war troz ihres Leichtsinnes ein gutes Weib, und besser wäre sie sonder Zweifel gewesen, wenn ich selbst besser gewesen wäre. Sie starb wie eine Heilige.

Was mich mehr als manches Andere wunderte, ist der unbedeutend scheinende Umstand, daß es ruchbar ward, sie habe kein Kreuz mehr — ich dagegen ein um so viel schweres gehabt, nachdem doch ersteres kaum ein Stunde verpfändet war. Hätte ich das Schreiben um einen einzigen Tag früher erhalten, so war allem Ungemach vorgebaut; allein Alles war so wohl berechnet, daß der Eitelkeit die Strafe nicht ausblieb, und sie dennoch nicht grösser ausfiel, als wir sie ertragen konnten. Was jenes Schreiben enthielt? — E. H. erinnern sich doch wohl noch des gewissen Singspiels oder der sogenannten Oper, die ich vor vielen Jahren geschrieben und nach der Residenz gesendet hatte? — Lange hatte ich keine Kunde darüber erhalten, bis ich endlich zu meinem grossen Verdrusse erfuhr, sie sey verloren gegangen.

Denken Sie Sich daher die überraschende Freude, als ich gerade zu jener Zeit von einem mächtigen und geliebten Freunde aus der Residenz die Nachricht erhielt, es sey seinen Bemühungen gelungen, nicht nur das Singspiel aufzufinden, sondern auch troz aller Ränke der Bosheit, die es verborgen hatte, auf die Schaubühne zu bringen, wo es mit vollem Beifalle aufgenommen ward. Zugleich enthielt der Brief einen alsogleich zahlbaren Wechsel auf eine stattliche Summe, und dringend forderte der Freund mich auf, nicht lange zu säumen, da meiner eine vortheilhafte und annehmbare Anstellung als Kapellmeister bei dem fürstlichen Hoftheater harrte.

Ich spreche hierüber wie von einem längst Verstorbenen, und nicht ohne Lächeln kann ich jener Zeit gedenken. Denn Wer schilderte meinen Jubel nach einer so grossen Noth und so mancherlei Kränkungen meiner tief innerlichen Eitelkeit? selbst ihre süssesten Vorspiegelungen waren nun bei Weitem übertroffen; denn es harrte ja meiner in der Residenz ein glänzender Schauplaz meines Werthes, der in dem kleinen Städtchen ganz übersehen wurde, und ich gelangte auch zu einem vollkommnen häuslichen Glük, denn nun mußten doch die täglichen Vorwürfe verstummen. Voll dieser Freuden und noch weit grösserer, die meine geschäftige Eitelkeit ohne Unterlaß schuf, säumte ich nicht, so schnell als möglich aufzubrechen, und schrieb in meinem Triumph E. H. jenen schnöden und undankbaren Scheidebrief, worin ich es mir als ein gutes und großmüthiges Werk anrechnete, meinem Nachfolger, Ihrem nunmehrigen Regenschori eine Stelle einzuräumen, um die er mich immer befeindet hatte. Mein guter Vater selbst erstaunte nicht wenig über diese plözliche Aenderung, wovon er indeß in prophetischem Geiste wenig Gutes weissagte, weßhalb er sich auf alle Art weigerte, mit uns zu kommen, und den dringen-

den Bitten seiner andern Kinder nachgab, und mit ihnen nach seinem geliebten Dorfe zog, wohin er sich ohnedieß beständig zurük gesehnt hätte.

Es war ein sehr trüber Morgen, als wir in der Residenz anlangten, und ich weiß nicht, welche Ahnung mich bei dem Anblike der grossen, in Nebel gehüllten Stadt befiel. Es war ein wirkliches Vorgefühl Dessen, was über mich ergehen sollte. Sehr betroffen ward mein Freund, der Sohn des verstorbenen Vicepräsidenten, nunmehr selbst Rath bei dem Justizhofe, als ich bei ihm eintrat. Ich war des zu spät angelangten Briefes wegen, troz meiner schnellen Reise, selbst zu spät gekommen, denn es war indessen einem ehemaligen Bekannten, Namens Cantarini, durch seine mächtigen Gönner gelungen, die erledigte Kapellmeisterstelle an sich zu bringen, und ich mußte mich mit der Versicherung begnügen, die nächste vakante Stelle zu erhalten. So ward ich für meine Versündigung an E. H. bestraft.

Viel Zeit liegt seit jenem Ereignisse hinter mir; dennoch kann ich noch immer nicht ohne Wehmuth daran denken, wie tief die Verstorbene dadurch erschüttert ward; wie sehr ich übrigens auch einsehe, daß die gütige Vorsehung es also zu ihrem und zu meinem Heile geleitet hatte, denn ihr ganzes Gemüth ward dadurch umgestimmt, und das sonst stolze, eitle, unandächtige Weib ward demüthig, sanft und wahrhaft gottesfürchtig. Nie hörte ich die ganze Zeit hindurch auch nur den leisesten Vorwurf aus ihrem Munde; willig verkaufte sie ihr Geschmeide, als die Noth immer drükender ward, und ertrug es sogar ohne Klage, als wir einige Zeit hindurch uns mit der Unterstüzung behalfen, die Pater Alypius uns verschaffte, der nun als Provinzial sich in der Residenz aufhielt. Allein der stille Harm untergrub ihr Leben, die Zeit der Entbindung erschien und sie entschlief im Herrn sammt dem Kindlein, das sie geboren hatte. —

Ich schweige von dem ungeheuren Schmerz, der mein ganzes Inneres zerriß; die Welt war mir mit ihr ausgestorben. Leidige Tröster kamen und verwundeten mein Herz noch tiefer; und ich begann es lebendiger als je zu fühlen, wie leer und nichtig alle Freuden und Tröstungen der Welt sind. Ich verschloß meine Trauer in mein Herz und klagte vor dem Herrn allein, in Dessen Händen mein Leben lag, und Seine Barmherzigkeit milderte meinen Harm durch den Balsam Seiner Gnade.

Sinnend wandelte ich in der mir einst so wohlbekannten, nun fremd gewordenen Stadt umher; ich erkundigte mich nach alten Bekannnten; Viele waren hinüber gegangen; auch mein alter Martin war entschlafen, auf dessen Wiedersehen ich mich so sehr gefreut hatte. Neue Häuser, ja ganz neue Gassen waren während meiner Abwesenheit emporgestiegen, und Menschen, die ich als Kinder verlassen hatte, führten nun selbst eigene Kinder an der Hand. Also bauen die Menschen, essen und trinken und heirathen und werden vermählt, und denken nicht weiter, bis der Herr plözlich zu richten kommt.

Endlich ward mir ein Amt angetragen; ich hörte den Antrag mit grosser Kaltblütigkeit an; denn das neue Theater meiner Eitelkeit war von Personen besezt, die ich nicht kannte und die mich so wenig interessirten, als wie ich sie; ja ich darf es E. H. nun wohl bekennen, meine Eitelkeit war untergangen, denn das Licht der Wahrheit ging in meinem Innern auf. Deutlich waren mir nun die Worte des Apostels: „Die Gestalt dieser Welt geht vorüber;“ viele mir so wichtige Erscheinungen waren an mir selbst vorübergegangen, und sogar ihre Spur war verschwunden; Alles um mich her hatte sich gewandelt, und ich sah mich allein in der Welt.

Also in Betrachtungen versunken, stand ich eines Morgens einsam an der Eke einer Gasse und sah lächelnd das Gepräge des flüchtigen Tages, das so ernst in die Zeit blikte, als wollte es dieselbe fesseln, und das gleichwohl noch vor dem Tage selbst erstarb. Prunkende Zettel luden ein, die wechselnden Stunden schnell zu geniessen und riefen abwechselnd zu Concerten, Schauspielen, höchst sehenswerthen Merkwürdigkeiten, Ballfesten u. dgl.; und was entfalteten andere nicht alles für neue Erscheinungen im Gebiete des feinen Geschmakes und erkünstelter Bedürfnisse der Ei-

telkeit! Eine Menge Gaffer traten neugierig hinzu, lasen und verschwanden, Andere folgten ihnen, lasen und verschwanden gleichfalls; und ich stand und sah, wie Leute, gleich mechanischen Puppen, ohne Liebe, mit sehr bedeutsamer Miene hin und wieder eilten, sich geschäftig im Leben drängten und sehr Wichtiges zu thun hatten; und es ergriff mich gewaltsam, denn ich betrachtete Manchen und Manchen, dem man es auf den ersten Blik ansah, daß er ein grosses Geschäft vor sich hatte, das er um keinen Preis versäumen mochte; und ich befragte mich: weßhalb wohl mühen die Leute sich so ab und tragen die so schwere Last des Tages, ohne sie zu fühlen? Und ich gab mir dann selbst Antwort: Ein kärgliches Leben zu fristen, oder Schäze zu sammeln, die der Räuber stiehlt, die Motte zernagt, oder der Erbe vergeudet. Und wie Viele gibt es wohl in dieser ungeheueren Menge so vielfach und so wichtig Beschäftigter, die auch nur mit Einem Gedanken an das wichtigste Geschäft des Lebens denken, das Tag für Tag zerrinnet und mit einer Ewigkeit schließt, wo die bebende, von der Welt geschiedene und so unendlich weit von ihr entfernte Seele ernten soll, was sie im Leben gesäet hat.

Ich blikte in mich selbst, und mir ward etwas mehr zu Muthe; denn ich vertiefte mich so sehr in das Eine Nothwendige, daß ich es gar nicht fühlte, wie eine freundliche Hand die meinige drükte, bis es zu meinen Ohren tönte: „Was stehst du hier den ganzen Tag und bist müssig?" Ich blikte auf; Pater Alypius stand vor mir.— Ohne mich lange zu besinnen, antwortete ich: „Niemand hat mich gedungen." Ist das dein Ernst? fragte er mich. — Nie habe ich mit mehr Ernst gesprochen, als eben jezt, beschloß ich. Noch ist der ganze Tag nicht um; und habe ich auch einen grossen Theil desselben verloren, so bin ich doch fest entschlossen, den noch übrigen zu retten, und den besten Theil zu wählen, den Niemand mir nehmen soll. Ich folgte ihm schweigend. E. H. errathen das Uebrige.

Nach wenigen Wochen einer ernstlichen Ueberlegung reiste ich mit meinem P. Provinzial nach dem Waldkloster Fichtenhöh, von wo ich 10 Jahre früher ein Empfehlungsschreiben an E. H. mitgebracht hatte, empfing bald nach meinem Noviziate die heiligen Weihen, und fand hier unter Armen unsterblichen Reichthum und einen Frieden, den die Welt nimmermehr zu geben vermag. Wer unsern Herrn Jesus liebt, der allein kann die Grösse meiner Glükseligkeit ermessen.

Auch Etwas über die Nüzlichkeit der Kühe-Bespannung.

Die in diesen Blättern Seite 212—215 angeführten Vortheile der Kühbespannung veranlassen mich, zur Aneiferung und Unterstüzung der guten Sache, aus meiner eigenen kleinen Landwirthschaft den Beweis zu geben, daß man sich bei der Kühbespannungs-Wirthschaft wirklich grossen Nuzen schaffen kann.

Aus der Dorfschule kam ich in die Stadt-Hauptschule und nach deren Beendigung zur Erlernung eines Handwerkes. Nicht lange, so starb mein Vater; sein schriftliches Testament bestimmte mich nach meiner Volljährigkeit zur Uebernahme der hinterlassenen kleinen, robattfreien Wirthschaft, dessen Anwesen 15 schlesische Scheffel Aussaat hatte, und wozu eine hübsche Wiese, ein Wäldchen, etwas Strauchwerk, ein Obst- und grosser Gäegarten mit einbegriffen war. Bei einer zahlreich zurükgebliebenen Geschwister-Familie begann ich als ein junger Mensch, die nicht ungewohnte schwere Landarbeit unter Beaufsichtigung der Vormünder und meiner Mutter, die Bewirthschaftung meines künftigen Eigenthums, wo von jeher die Felder-Akerung durch 3 oder 4 Kühe von gewöhnlichem Schlage, betrieben wurde. In dem Haus- und Gedenkbuch fand ich wohl, daß dieses von Vorfahren auch durch Ochsen oder ein Pferd geschehen, doch sie kehrten immer wieder zu den nüzlichen Kühen zurük, und in der That, wie ich das aus eigener Erfahrung sagen kann, läßt sich die Feldarbeit durch Pflug und Wägen mit den gut folgsamen Kühen ohne Beeinträchtigung ihres sonstigen Nuzens, recht gut und zwekgemäß besorgen, vorausgesezt, daß sie ordentlich behandelt, nicht zu viel angestrengt, rein gehalten und gehörig gepflegt

werden. Die Zugkühe haben ein noch sanfteres Naturell, als die stehenden Melkkühe, wovon der mehrseitige Umgang der Menschen die Ursache seyn mag; es ist daher das Einlernen zur Arbeit, selbst bei ganz ausgewachsenen, gar nicht schwierig, und beim Jungvieh ist es schon gar leicht; dieses schließt sich, besonders bei dem Nachhausefahren, oft eng an ihre bespannten Mütter an, als wollten sie gleichsam dadurch zu erkennen geben, schon sey die Zeit hiefür auch ihnen. Gegen Ende ihres dritten Jahres wird damit begonnen, und wirklich spielend erlernen sie dieses, besonders wenn sie in die Pflug- oder Eggenschleife, oder im leeren Wagen beim Heimkehren öfters versuchsweise eingespannt werden. Geschieht die weitere Bespannung schon im angestrengt beladenen Zuge, so darf freilich nicht übersehen werden, daß den Kalbinnen durch die einfache Vorrichtung an der Wage — Wage zugegeben, und sie mit kürzerer Arbeitszeit schonend gewechselt werden müssen, bis sie die Arbeit mehr gewöhnt und für sie erstarkt herangewachsen sind. Das Joch wird zum Zuge der Kühe seltner, noch eher die hölzernen Biegel, die oben gern aufdrüken, verwendet; aber am Zwekmässigsten sind die Kummete mit Rüken- und Bauchgurten versehen.

Kühe von Natur aus ohne Hörner sind in der Arbeit andern vorzuziehen. Zwei Kühe leisten im Zuge, wenn auch nicht so anhaltend, so viel, als ein Akerpferd; der Gang der Kühe ist etwas rascher und nicht so schwerfällig, als der der Ochsen. Ohne Nachtheil können die Kühe Vormittag drei und Nachmittag über zwei Stunden füglich zur Arbeit verwendet werden. In jedem Gespann sind sie gut verfügbar; wie verstehen sie den beladenen Wagen von Anhöhen, bevor der Rad-Schuh eingelegt wird, mit den um ihren Hals geschnallten Deichselketten aufzuhalten; wie anbefohlen geben sie die Köpfe auf die Seite und beschränken das Vordringen des Wagens. Geht die Fahrt mit 3 oder 4 Kühen bespannt durch Hohl-Wege, so muß freilich ihr Fuhrmann sich vor die Köpfe der Deichselkühe plaziren, ohne jedoch zu besorgen, daß ihn die Hörner, die Fußtritte, oder die vordere Wage gerade sehr inkommodirt. War die Akererde etwas bündig und gesezt und mit wenigen Steinen gemischt, so spannte ich gewöhnlich 3 Kühe neben einander vor den Pflug; war dessen Stellung regelrecht, so ging ich auch ganze Furchen, ohne ferner zu halten, noch einen Treiber zu gebrauchen, nebenher.

Die mancherlei üblichen Abrichtungsworte, wegen geschwinden, langsamen, vorwärts, zur Seite und auch etwas rükwärts Gehen, dann das Umkehren und Haltmachen verstehen und begreifen sie sehr gut. Auch ist das Einfangen auf der Weide zum Gespann ohne jede Schwierigkeit. — Ist im Sommer die Beunruhigung der verschiedenen vielen Stechfliegen und Bremsen, gegen welche sie sich im Zuge nicht so zu schüzen vermögen, groß, und zeigt etwa die Leitkuh, welcher der Lenkstrik an den Hörnern befestigt ist, nicht genügende Folgsamkeit, so darf ihr nur die ganz einfache Schlinge vom Lenkstrik um's linke Ohr gelegt werden; und habhaft zu jeder nöthig wendenden Richtung ist man ihrer sogleich. — Auch die gemachten Versuche selbst in Schlitten, wozu durch die Wintermonate das nachtheilige Faulen und Schwinden des Düngerhaufens im Hofe, wie auch die gesammelte Mistjauche (Gille) die Veranlassung gab, um nicht für das Ausführen durch Pferde zahlen zu müssen, fielen ohne Nachtheil befriedigend aus. Die Kühe befanden sich bei ihrer Trächtigkeit in der frischen Luft am Schnee-Feldwege ohne Hufbeschlag, bei berüksichtiger Anstrengung recht wohl. Einzeln, in beladnen Schlitten gespannt, schien ihnen behaglicher, als wenn 2 neben einander zogen, wahrscheinlich war da ihre Beleibtheit die Ursache. Die Kühe hochträchtig einzuspannen, ist nicht rathsam; sondern 5 bis höchstens 6 Wochen vor ihrem Kalben muß das vermindert werden. Im schlesischen Erzgebirge, wo von den benannten Gütlern oder Häuslern ihre grösseren und kleineren Anwesen seit undenkdenklichen Zeiten durch Kühgespanne bearbeitet werden, konnte ich nie, wie durch eigene Erfahrung, zu der Ueberzeugung gelangen, daß bei Zugkühen der Ertrag an Milch und Butter geschmälert werde, noch weniger, daß sie etwa gelte bleiben, sich später begatten, schwer kalben und gebrechliche Käl-

der haben; oder in der Aufzucht einen schwächeren, kleineren Schlag bilden. — Im Gegentheile fand ich, daß die sämmtliche Race von Zugkühen stärker, grösser, auch reinlicher, als Bauerkühe waren, was aber auch der besseren Pflege und Obsorge zugeschrieben werden mag.

In Schlesien wie in Mähren wird der jährliche Nüzungsertrag von einer Zugkuh auf 30 56 kr., und von einer arbeitslosen Melkkuh auf —32 kr. Conv.-Münze veranschlagt. — Sonderbar, die sämmtlichen Bauern, nur mit wenigen Ausnahmen, sind zu ihrem vielen Nachtheil der Kühebespannung ganz entgegen und abgeneigt. — Es liegt das in ihrer Gewohnheit, und wie ich oftmals bemerkte, in einer Art von Scham, mit Kühen zu arbeiten. Ja, es heißt: das haben unsere Väter und Urgroßväter auch nicht gethan, die Kühe geben dann keine Milch, auch sind sie faul, stüzig und naschhaft, auch kann man nicht reiten, in Hohlwegen nicht neben ihnen gehen, sie treten leicht auf die Füsse u. d. m. Möchten sie doch besser ihre eigenen Klagen beachten, wonach ihnen die Pferde oftmals die Hälfte von ihrem ganzen Fruchtertrag wegfressen. Welche ungeheure Menge von Körnersorten könnten jährlich erspart werden, wenn mehr Zugkühe verwendet würden? Wie genügsam ist das Hornvieh, sowohl im Sommer, als auch im Winter mit seiner Fütterung? Dieses, bei Beschränkung der Erstern, würde leicht vermehrt, besorgter gepflegt, wodurch die Racen verbessert, — und bei angewendeter Mastung blieb in manchen Provinzen und Ländern die fremde, theure Zutreibung von Schlachtvieh, mit der einschleppenden Rinderpest ganz weg. — Der Bauer hat wöchentlich 2—3 Robotstage, nebstbei auch Gemeindefuhren, auch für die Schule und den Pfarrhof, so wie die Regirungsvorspann zu leisten. Angenommen, es regnet einige Tage; was bleibt ihm oftmals an Zeit in einer Woche für die eigene Bewirthschaftung übrig? Auch in der kleinen Wirthschaft kömmt öfters auf einen halben Tag, ja auf einige Stunden sehr viel an; wie leicht könnte man sich durch einige Paar abgerichtete Kuhbezüge mit dem besten Nuzerfolge aushelfen, und Rath geschafft werden, wozu auch die Weiber und Mägde leicht die Hände bieten könnten. In den Kriegsepochen sah man diese häufig männliche Feldarbeit verrichten.

Wohl gar bald mögen sich die meisten Menschen, die aus dem wilden Auer- und Büffelgeschlecht abstammenden Kühe für ihr erstes Hirtenleben zahm und heimisch gemacht haben. Also schon lange finden sie sich in die menschlichen Wohnungen aufgenommen, von diesem für ihre Dienste erzogen, besorgt und gepflegt, behaglich in dieser ihrer wohlthätigen Abhängigkeit, was sie auch durch Gefühl gleichsam in ihren Mienen ausdrüken. —

Die Kühe haben ein empfindsames Gefühl, was sie gegen die Fliegen, durch das Streicheln mit der Hand oder durch Püzen mit der Striegel und Bürste veroffenbaren. Wird lezteres nicht gethan, wie streken und biegen sie sich hin, um von einander beleckt zu werden, ein Beweis, wie sie auch für die Reinlichkeit eingenommen sind. Auch scharf ist ihr Geruch; man sieht, wie sie auf der Weide die Gräser durch blosses Berühren sogleich ausscheiden; — und auch den Witterungswechsel mit aufgestekten Kopf durch Schnaufen, auf mehrere Stunden, ja halbe Tage und länger, im Voraus verläßlich anzudeuten wissen. Unstreitig gehören sie wohl zu den allernüzlichsten Hausthieren der kleinen Landwirthschaft. Selbst nach dem Tode ist von der Hornspize bis zur Fußklaue, Alles, Alles dem Menschen nuzbar. Ja, wie merkwürdig sind sogar die an ihren Eutern, bei kränklichem Zustande, vorkommenden Blattern (Kuhpoken) geworden, die die Menschheit durch Einimpfung gegen ihre Blattern, vor dem größten Unglük des Blindwerdens schüzen.

Die Redaktion, aus der Feder des unbekannten Einsenders einen denkenden Landwirth erkennend und ehrend, wünscht von demselben mehrere Beiträge in diese Blätter.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Flüssigkeit zum Verlöschen des Feuers.

Der Capitän Manby hat in der lezten Zeit seine Aufmerksamkeit auf die Darstellung einer Flüssigkeit gerichtet zum Verlöschen des Feuers. Seine Entdekung ist so einfach als wichtig. Sie besteht in einer Auflösung von Pottasche in gewöhnlichem Wasser, welche die verzehrende Wirkung des Feuers sogleich aufhält. Die Anwendung so zubereiteten Wassers verlöscht augenbliklich die Flammen. Ein brennbarer Gegenstand, der von dieser Flüssigkeit getroffen wird, entzündet sich nicht; denn wenn das Wasser verdünstet ist, bildet sich eine Kruste von Pottasche, welche die Einwirkung der Luft verhindert, und deßhalb auch das Verbrennen, so wie die Mittheilung der Flamme auf die anstossenden Theile. — Die Erfindung ist anwendbar auf weibliche Kleidungsstüke, Spizen u. dgl., ohne daß dieselben dadurch beschädigt werden.

Man sprach in einer Gesellschaft über Erfindungen. Endlich sagte Jemand: „das größte Unheil hat gewiß die Tinte hervorgebracht, ich möchte wohl wissen, Wer diese erfunden hat?“ — „Ich meine,“ erwiederte ein Anderer, „diese Erfindung gehe in das graueste Alterthum zurük, ich wenigstens halte den Hirten Paris für deren Erfinder, denn er war es, der zuerst Gebrauch von einem Gallapfel machte.“

Als einst in Gesellschaft die Rede von den nun erloschenen Kapiteln der secularisirten Domstifte war, sagte ein munterer Kopf: „Alle Kapitel im heiligen römischen Reiche sind aufgehoben, bis auf die, welche manche Ehefrau ihrem theuren Ehegefährten liest.“

Jemand, welcher der französischen Sprache nicht eben recht mächtig war, sollte in derselben eine Anrede an eine regirende Frau halten. Daß man Könige Sire titulire, wußte er wohl, wie aber Königinnen? — Er besann sich nicht lange, sezte eine weibliche Endung hinzu und fing seine Anrede feierlich an: Sirene!

Eine Pariser Dame fragte einen Gelehrten: was es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit dem Erdbeben habe? Der Gelehrte machte ihr davon eine sehr ausführliche Beschreibung, und suchte ihr diese Erscheinung aus physikalischen Gründen zu erklären. Die Dame hörte ihm sehr aufmerksam zu, als er aber seine Belehrung schloß, sagte sie: „Wissen Sie wohl, mein Herr, ich finde es sehr unartig, daß man hier in Paris, den Mittelpunkt alles Schönen, Grossen und Erhabenen, nicht von Zeit zu Zeit auch eine Erderschütterung veranstaltet, um dem Publikum einen anschaulichen Begriff von diesem Naturphänomen zu geben.“

Denken und Wirken.

Rastlos durchwallen sich säuselnde Lüfte
Hoch in des Aetherlichts geistigem Meer;
Irdischen Quellen entstiegene Düfte
Mischen sich wirbelnd in's glänzende Heer
Kreisender Welten; sie bringen durch Klüfte,
Lichten und ragen durch Nebel einher;
Fächeln das bangende Drüken der Hize,
Brechen sich Bahnen mit schlängelndem Blize.

So dringt auch des Denkens Kraft, ewig frei und kühn
Durch Natur und Wissenschaft, Zeit und Raum dahin.
Aus des Körpers engen Haft, mag sie rasch entflieh'n,
Nach den Tiefen, Fernen, Höh'n, darf sie, leicht beflügelt, späh'n.

Strahlende Blike beleuchten die Erde,
Wenn in dem Osten der Jüngling erwacht.
Wirkend entfließt ihm ein segnendes Werde,
Troknet er Thränen der fliehenden Nacht,
Grüßt er Paläste und ländliche Herde,
Bis er das Grosse, das Kleine, vollbracht.
Aber viel wäre des Guten vernichtet,
Hätten nicht Lüfte die Pfade gelichtet.

Auf des Wirkens grosser Bahn, die kein Blik durchdringt,
Geht der Wesen Heer hinan, das zum Ziele ringt,
Was ein jedes hier gethan, sich in's Ganze schlingt.
Glüklich! war des Denkens Helle, unsers Wirkens erste Quelle.

Thränen und Zähren.

Die Thränen gehören dem Leide,
Die Zähren sind Kinder der Freude,
Und beide erzeugt von Schmerz,
Verwunden und heilen das Herz.

Charade.

Wie sich im Diamantenglanz
Des Thau's die Blumen krönen,
So sieht man auch den Thatenkranz
Durch's erste Paar verschönen.
Die Dritte sah man kräftig zieh'n
Zum Kampf im Freiheitskriege,
Sie schmükte mit dem Lorbeergrün
Die schön errung'nen Siege.
Das Ganze giesset Himmelslust
Und Freude auf dein Leben,
Und lebt es still auch in der Brust,
Einst wird's im Licht sich heben.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Coubert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 34. 22. August 1840.

Wie soll für Kranke der Thee bereitet werden?

Wenn ich auf meinem Gute Kranke besuchte, und für dieselben, auf Anordnung des Arztes, oder wenn keiner da war, in Folge meines ertheilten Rathes ein Thee bereitet werden sollte, traf es sich meistens, daß die Hausmutter dieses gar nicht verstanden habe. Dieser Fall mag wohl auch in andern Dörfern eintreten. Da in den meisten Krankheiten vom Arzte ein Thee verordnet wird, dessen Bereitung aber den Hausleuten überlassen wird, so dürfte es wohl nicht schaden, wenn ich hier die Art und Weise erzähle, wie die verschiedenen Arten Thee bereitet werden sollen, damit sie wirksam sind.

Der Thee wird manchmal aus den Blüten, ein andermal aus Blättern, und wieder ein andermal aus Wurzeln der Pflanzen bereitet.

Die gewöhnlichsten Blüten, aus welchen man einen heilsamen Thee bereitet, sind folgende: jene der Kamillen, des Himmelbrandes oder der Königskerze, des Holler- oder Fliederstrauches, der Lindenbäume. Zu Thee verwendet man die Blätter von folgenden Pflanzen: Krausemünze, Melisse, Raute, Rosmarin, Bertram, Kerbelkraut, Kardobenedikt. — Endlich werden auch manchmal Wurzeln als Thee gebraucht, und zwar: die Graswurzeln, Quecken, die Wurzeln der Cichorien, des Süßholzes, der Kletten, der Bittersüß.

Welcher Thee, das ist, aus welchen Blüten, Blättern oder Wurzeln er für den Kranken bereitet werden soll, muß der Arzt, oder wenn keiner vorhanden ist, sonst ein verständiger Mann, der den Zustand des Kranken selbst gesehen hat, bestimmen. Hier soll nur gesagt werden, wie eine jede Art Thee bereitet werden soll, damit er wirksam sey. Wenn zur Bereitung des Thee's Blüten, z. B. Kamillen, Hollerblüte u. s. w., oder Blätter, z. B. Krausemünze, Melisse u. s. w. genommen werden, so gibt man diese Blüten oder Blätter in einen rein gewaschenen irdenen Topf. In einem andern reinen Topf läßt man ein reines, frisches Brunnenwasser stark kochen; das siedende Wasser wird dann auf den in dem andern Topf befindlichen Thee gegossen; hierauf wird dieser Aufguß zugedekt, eine gute Weile, und zwar bei einem Blätterthee länger, als bei einem Thee aus Blüten stehen gelassen, damit das heisse Wasser die auflösbaren Theile des Thee's in sich aufnehme. Sodann wird dieses auf den Thee gegossene Wasser durch eine reine Leinwand in einen andern Topf übergegossen, damit die abgebrühten Blüten oder Blätter zurükbleiben. Diese durchgeseihte reine Flüssigkeit ist nun der Thee, den man dem Kranken zu trinken gibt.

Wird aber der Thee aus Pflanzenwurzeln bereitet, so gibt man die Wurzeln in einen reinen Topf, gießt darauf die vorgeschriebene Menge kalten Brunnenwassers, und läßt diese Mischung am Feuer nach der Vorschrift des Arztes oder Rathgebers eine bis zwei Stunden kochen. Alsdann wird der Thee gleichfalls durch eine reine Leinwand gegossen, damit die Wurzeln zurükbleiben, und die durchgeseihte Flüssigkeit dem Kranken zum Trinken gereicht. Das Kochen der Wurzeln ist deßwegen nöthig, weil die Wurzeln weit härter,

als Blätter oder Blüten sind, ihre Säfte von dem Wasser erst dann aufgelöst werden können, wenn sie durch das Kochen weich werden.

Nur der Thee aus isländischem Moos, den man auch Kramperlthee nennt, und der in Lungensuchten, Abzehrung sehr heilsam ist, muß auch gekocht werden, obschon er nur aus Blättern besteht; weil seine Blätter sehr troken und holzartig sind. Wenn ein Thee aus Baumrinden oder gewissen Holzspänen verordnet wird, was manchmal, wiewohl selten, geschieht, so muß er ebenfalls wie der Thee aus Wurzeln gekocht werden.

Wie viel Blüten, Kräuter oder Wurzeln auf ein Seidel Wasser zur Theebereitung genommen werden sollen, hat der Arzt zu bestimmen. Gewöhnlich nimmt man auf ein Seidel so viel, als man mit dem Daumen und den zwei vordern Fingern ergreifen kann.

Auch muß der Arzt bestimmen, wie viel Thee der Kranke auf ein Mal trinken soll. Gewöhnlich reicht man dem Kranken auf ein Mal so viel, als in den Becher einer Kaffeeschale geht, oder wenn man keine Kaffeeschale hat, gibt man ihm in einer andern Schale bis 10 Eßlöffel voll. Tritt hierauf die erwartete Wirkung, z. B. der Schweiß, Linderung des Leibschmerzens oder der Ueblichkeiten nicht ein, so wiederholet man nach einer halben Stunde die Gabe abermals. Kindern, schwachen Personen und Greisen muß man nur die Hälfte dieser Portionen auf ein Mal geben. — Ein jede Hausmutter sollte alle Jahre frisch, folgende Blüten, Pflanzen und Wurzeln einsammeln, im Schatten nach und nach troknen, und jede Gattung für sich allein in einer Schachtel an einem troknen, nicht geheizten Ort aufbewahren: Hollerblüte, Kamillen-, Himmelbrandblüte, die rothen Blätter des blühenden wilden Mohns, Lindenblüte, die Blätter der Melisse, der Krause-Münze, der Hasenppapel (Malve), des Wermuths, der Raute, des Salbeis, des Bertram, die Gras-Wurzeln, die Wurzeln der Cichorie, des Bittersüß, der Kletten.

Da der Landmann entfernt von Apotheken wohnt, da der Arzt, wenn er den kranken Landmann besucht, nicht die Heilmittel schon mitbringen kann, da die vorbenannten Pflanzen größtentheils dem Landmanne wohl bekannt sind, oder von andern gezeigt werden können, da eine Schale Thee, beim Anfange des Unwohlseyns einer längern Krankheit nicht selten vorbeugt, so ist die Einsammlung dieser Pflanzen, und ihr Vorrath im Hause gewiß von größter Wichtigkeit, von bedeutendem Nuzen.

Bei dieser Gelegenheit muß man nachfolgende wohlgemeinte Rathschläge ertheilen:

1. Man säume nicht, den Arzt gleich im Anfange der Krankheit rufen zu lassen. Denn wenn die Krankheit schon länger dauert, ist Hülfe schwerer.

2. Man berathe sich in der Krankheit nicht mit unwissenden Leuten, die von der Arzneiwissenschaft nichts verstehen, man nehme von ihnen keine Arzneien, das würde mehr schaden, als nüzen.

3. Kann man daher keinen Arzt haben, so ist es besser, nichts oder höchstens einen Thee aus Holler- oder Himmelbrandblüte einzunehmen. Dabei bleibe man ruhig im Bette, suche in Schweiß zu kommen, esse keine feste Nahrung, sondern höchstens eine klare Suppe, trinke dabei viel reines Brunnenwasser, durchaus aber kein Bier, Wein oder Branntwein, geniesse auch kein Gewürz, wie z. B. Ingwer, Pfeffer u. s. w.

4. Man glaube ja nicht, daß man von ein Mal Einnehmen gleich gesund werden könne. — Man muß so lange einnehmen, als es der Arzt anordnet, und zwar so oft, und in der Zeit, und in der Menge, wie es der Arzt vorschreibt, denn die Arzneien wirken nur nach und nach. Ueberhaupt muß Alles genau befolgt werden, was der Arzt anordnet.

5. Mit den Kranken soll kein Anderer in demselben Bette liegen, weil sonst der Gesunde auch krank würde.

6. Den Kranken darf man nie allein lassen,

besonders wenn er irre spricht, phantasirt, sonst könnte er sich leicht Schaden thun.

7. Wenn der Kranke in Schweiß gerathen ist, soll er nicht vom Bette aufstehen, weil er sich verkühlen würde; wenn der Schweiß endlich nachläßt, soll man ihm ein anderes durchwärmtes Hemd vorsichtig anziehen.

8. Der Kranke soll, um seine Ausleerungen zu machen, nicht aus dem Zimmer oder gar in den Hof gehen, weil er sich verkühlen würde.

9. Man soll den Kranken nicht mit vielen, schweren Federbetten bedeken, auch soll die Krankenstube nicht zu stark geheizt seyn. Hize beschwert den Kopf des Kranken und schadet ihm.

10. Kranke, welche einen Ausschlag, z. B. Friesel, Masern, Scharlach haben, darf man nicht in die freie Luft gehen lassen, selbst dann nicht, wenn der Ausschlag bereits abzutroknen anfängt, sonst entsteht die Wassersucht. Erst nachdem der Ausschlag ganz abgetroknet, und die abgetrokneten Häutchen abgefallen sind, soll sich der Genesende in einem lauen Bade im Zimmer baden und nach ein Paar Tagen in die freie Luft bei trokener Witterung gehen.

11. Bei Erkrankungen soll der Kranke bei Zeiten mit den h. Sakramenten der Sterbenden sich versehen lassen, auch seinen lezten Willen in Gegenwart dreier rechtlichen Zeugen aussprechen.

12. Wenn der Kranke sich etwas besser fühlet, darf er doch noch keine feste Nahrung essen, ausgenommen Das, was ihm der Arzt ausdrüklich erlaubt, sonst verschlimmert sich die Krankheit wieder. K.

(Aus dem Belehrungs- und Unterhaltungsblatt für den Landmann und kleinen Gewerbsmann Böhmens.)

Ein Beispiel von der Urbarmachung eines sogenannten todten Bodens.

(Von einem Landmanne eingesendet.)

Vor mehr als vierzig Jahren (das Jahr selbst kann jedoch nicht angegeben werden), wo die französischen Kriege die Gegenden des Rheinstromes furchtbar verwüsteten, und im Kriegsgetümmel so manche gute Wiese und Feldflur unter dem Hufe des Streitrosses zertreten wurde, hatte das Rheinthal ein noch weit herberes Schiksal durch eine der größten Ueberschwemmungen zu ertragen. Der Regen, welcher sich daselbst und besonders gegen die Schweiz hin, durch drei Wochen fast Tag' für Tag in Strömen ergoß, verursachte endlich eine solche Wasserhöhe, daß dieses herrliche Thal mehr einem See mit bewohnten Inseln, als einer Feld- und Wiesenfläche ähnlich war.

Die Bewohner der nächsten Ufergegend suchten von ihrer Wohnung aus mit ängstlichen Bliken ungefähr den Ort auf, wo ihre besten Aeker und Wiesen überflutet waren; aber mit noch schwererer Besorgniß dachte man an den Zustand, in welchem nach dem Zurüktritt des Wassers diese Gründe werden gefunden werden. Was man besorgte, zeigte sich dann auch nicht nur als wirklich, sondern das Unglük war noch weit grösser, als man es sich vorgestellt hatte.

Mehrere hundert Joch der besten Felder, welche in diesen Sommer als Brache bereits zum zweiten Male geakert, und wegen ihrer tieferen Lage der Strömung am Meisten ausgesezt waren, fand man nach Ablauf des Wassers nicht wie gewöhnlich blos überschwemmt, sondern die gesammte, umgepflügte, fruchtbare Akerkrume war ganz vom Wasser fortgetragen, und statt der Brachfelder mit fruchtbarem Weizenboden sah man nichts als kahle, gelbe und röthliche Lehmstreken.

Es läßt sich leicht denken, welchen schmerzlichen Eindruk dieser Anblik auf die Eigenthümer gemacht hat. Doch als der erste Schreken vorüber war, faßte man mehr Muth und fing mit

Entschlossenheit an, ein Unternehmen zu wagen, und mit Ausdauer fortzusezen, welches Jeder früher für schädlich gehalten haben würde. Der zähe Lehmboden nemlich, den kein Akersmann sonst mit der Pflugschaare berühren wollte, wurde jezt geakert! Fleiß und Ausdauer erhielten auch hier bald den verdienten Lohn. Schon nach der zweiten Pflügung zeigte sich der Boden viel mürber, und als im künftigen Sommer die Arbeit wiederholt wurde, konnte man sich schon mit der sichern Hoffnung trösten, daß bei gehöriger Bedüngung diese Aeker ehestens wieder ergiebige Weizenfechsungen liefern werden. Man baute im Herbste des dem Unglük nachgefolgten Jahres wirklich wieder Weizen in diese Felder, und nach zwei Jahren, in welchen sie im Herbste und Frühjahr fleissig bearbeitet, mit Kartoffeln und Haber bestellt und dabei fleissig gedüngt wurden, gaben diese Felder wieder so schönen Weizen als vor der Ueberschwemmung.

Ein Biedermann jener Gegend wollte aus diesem Ereignisse für das Allgemeine Nuzen ziehen, und gab deßwegen ein Buch heraus, in welchem er auf dieß Beispiel sich gründend, alle jene Landwirthe, welche wegen zu wenig Fruchterde auf ihren Feldern nur geringe Fechsungen machen, ermahnte, zu dem vorhandenen fruchtbaren Boden von der geeigneten Unterlage etwas hinzu zu akern; man könne dieses mit sicherm guten Erfolge thun, da es doch weit leichter sey, den zu seichten Boden zu vertiefen, als aus der Unterlage allein neue und fruchtbare Aeker zu schaffen.

Besonders thue man dieß im Herbste bei Umpflügung der Stoppeln, wo im künftigen Jahre Haber angebaut werden soll. Hier kann immerhin von dem Untergrunde, wenn dieser nicht aus Sand besteht, ein bis zwei Zoll herauf geakert werden.

Dem Haber schadet dieses durchaus nicht, und da in der Regel darauf Brache und Düngung zur Winterfrucht folgt, so sind, ehe leztere wächst, zwei Jahre und zweimalige Saatbestellungen vorüber, wo Regen, Wärme, Luft u. s. w. schon so wohlthätig auf den Boden eingewirkt haben, daß die heraufgenommene Erde nicht mehr zur todten, sondern zur fruchtbaren Erde gerechnet werden kann, und es auch seyn wird.

Ferner bedauerte der Verfasser dieses Buches, wie so mancher Landwirth einen blos mageren Sandboden besize, welcher durch einige Beimischung seiner schwerern und tauglichen Unterlage zur vorzüglichen Güte erhöhet werden könnte, allein diese von der Natur so nahe dargebotene Wohlthat verabsäume u. d. m.

Einige Bruchstüke des oben benannten Buches, woraus sich aber das Jahr der statt gefundenen Ueberschwemmung nicht entnehmen ließ, kamen mir vor 9 Jahren durch einen alten Krieger auf einige Stunden in die Hände, welcher bei Gelegenheit der Erzählung von den ersten Feldzügen gegen Frankreich mir dasselbe überreichte.

Wie kann man den Meerrettig (Kren) ausrotten, wenn man den Grund zu was Anderm benüzen will?

Es wurde an uns die Frage gestellt: ob es denn kein ausgiebiges Mittel gebe, den Meerrettig (Kren) aus den Gärten zu vertilgen?

Wir vermuthen, daß der Garten, aus welchem der Kren ausgerottet werden will, früher ein Grasgarten mit einigen Obstbäumen war, in welchen vor undenklichen Zeiten Meerrettig gepflanzt, und sein Fortkommen ganz der Natur überlassen worden ist, indem man sich begnügte, so oft man Meerrettig brauchte, ein Paar Wurzeln auszugraben, ohne, wie es doch seyn sollte, alle Jahre alle Wurzeln herauszuheben und nach gehöriger Vorbereitung des Grundes und der Wurzeln, leztere wieder frisch zu legen. —

Zu dieser Vermuthung bestimmt uns der Anblik so mancher Bauerngärten, in welchen leider noch immer das Grabscheid nichts zu thun

bekömmt, die nichts als Grasplöze mit einigen unordentlich stehenden, krüppelhaften Obstbäumen sind, und wo auf einem schattigen Plaz der Kren immer weiter und tiefer sich ausbreitet.

Will man endlich der bessern Einsicht folgen, und diesen so schäzbaren nahen Hausgarten in einen ordentlichen Obst- oder Gemüsegarten umwandeln, dann hat man allerdings seine Noth, um den Kren auszurotten. Denn da er so viele Jahre in der Erde ruhig belassen wurde, so hat er nicht blos unzählige Seitenwurzeln, und aus diesen neue Triebe auf die Oberfläche gemacht, er ist auch so tief in die Erde gewachsen, daß es äusserst schwer hält, die ganze Wurzel bis an ihr Ende auszugraben. Dem ungeachtet ist die Ausrottung des Krens nicht unmöglich, nur fordert sie einen langen anhaltenden Fleiß.

Es versteht sich von selbst, daß ein Grund, aus welchem der da befindliche Kren ausgerottet werden soll, gleich anfänglich sehr tief umgegraben, und alle Krenwurzeln, so tief man nur kann, aber auch alle noch so kleinen Seitenwurzeln gesammelt und beseitiget werden müssen. — Da aber dem ungeachtet einige Wurzeln, besonders in der Tiefe des Grundes bleiben werden, die ausschlagen, so thut man am Besten, wenn man in ein solches Grundstük, aus welchem man den Kren ausrotten will, Kartoffeln, türkischen Weizen, Dorschen, Rüben, kurz solche Früchte pflanzet, welche zu ihrem Gedeihen ein öfteres Behaken fordern.

Bei jedem Behaken muß man die ausschlagende Triebe des Krens möglichst aus der Tiefe herausreissen und vertilgen, und dieses Behaken so oft wiederholen, als der Kren ausschlägt. In den Sommermonaten ist das Vertilgen dieser ausschlagenden Krenblätter schon gar nothwendig.

Läßt man im Sommer keine Blätter aufkommen, schneidet man sie unter der Erde so oft ab, als sie sich zeigen, so muß die Wurzel absterben; denn wenn die Wurzel durch die Blätter im Sommer aus der Luft keine Nahrung bekömmt, so kann sie nicht leben. Wer überhaupt irgend ein Gewächs, das nicht blos, wie z. B. Rittersporn, der Flachs, das Getreide u. s. w. nach seiner Beschaffenheit durch einen Sommer lebt, sondern durch mehrere Jahre aus seinen Wurzeln wieder ausschlägt, ausrotten will, muß nicht so sehr im Herbste und Frühjahre, sondern vielmehr in den Sommermonaten es zu vertilgen trachten. Denn in den Sommermonaten sind Pflanzen weniger aufgelegt, neuerdings aus der Wurzel auszuschlagen. —

Wer daher Hahnenbutten, Dorngesträuche, u. s. w. aus Feldern und Wiesen sicher vertilgen will, der grabe sie im heissen Sommer aus, und den so tief wurzelnden Kren und Huflatig kann man nicht anders los werden, als wenn man seine Blätter, so oft sie sich zeigen, und besonders in den Sommermonaten, abschneidet.

Uebrigens ist der Krenbau an Orten, wo ihm die Bodenbeschaffenheit zusagt, ein sehr einträglicher Bau, und da er für die Zurichtung einiger Speisen und als Arzneimittel höchst nüzlich ist, so sollte jeder Landmann ihm ein passendes Stükchen seines Gartens einräumen. Der Kren wird aber nur dann schöne grosse Wurzeln treiben, und einen guten, ihm eigenthümlichen Geschmak haben, wenn er in einem gehörigen Boden, und auf eine zwekmässige Art gebaut und gehörig gepflegt wird. Wenn man sich aber, wie dieß gewöhnlich geschieht, um ihn gar nicht bekümmert, wenn man ihn zwischen Gras und Unkraut sich selbst überläßt, so kann er nicht gedeihen. K.

Beobachtung über das Salz.

(Von Dr. Rosch)

Das Salz, womit die Speisen täglich gewürzt werden, löst sich nicht in dem Maße auf, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Dieß kann man deutlich sehen, wenn man die übrig gebliebenen Brühen einen oder mehrere Tage auf-

hebt, um sie wieder zu gebrauchen. Diese gestandenen Brühen sind allemal viel salziger im Geschmake, als der anfänglich nach der ersten Zubereitung genossene Theil derselben war, und es ist somit unbestreitbar richtige Erfahrung, daß die feinen Salztheile sich in der Zeit erst völlig aufgelöst haben. Die Eigenschaft der Schwerauflöslichkeit ist nun einem Salze in höherem Grade eigen, als dem andern, und je schwerer die Auflösbarkeit des Salzes ist, um so grösser ist der Uebelstand.

Macht man von dieser Erfahrung die Anwendung auf den täglichen Gebrauch, so muß man den Schluß machen, daß in unseren Speisen stets zu viel Salz enthalten sey, obgleich wir es durch die Geschmaksorgane nicht wahrnehmen, und daß sich der Ueberschuß erst später im Körper auflöst und Nachtheil bringt.

Ich habe daher die Anordnung getroffen, daß in meiner Wirthschaft stets aufgelöstes Salz in Glasbouteillen vorräthig seyn muß, und daß diese Auflösung in Wasser (dieses Salzwasser) statt des Salzes den Speisen zugegossen wird, und habe gefunden, daß wirklich dadurch merklich weniger Salz verbraucht wird, ohne daß dadurch die Speisen dem Geschmake nach weniger gesalzen wären, als früher.

Der Gegenstand scheint mir nicht unwichtig, denn der tägliche Genuß zu vielen Salzes ist gewiß Veranlassung zu mancherlei Uebelständen, worunter auch die Ausschlagskrankheiten der Kinder zu zählen seyn möchten. Auf jeden Fall ist der Gebrauch des Salzwassers eine Verbesserung in der Hauswirthschaft, auf die ich aufmerksam machen will.

Rothe Tinte.

Eine wohlfeile, gute rothe Tinte erhält man auf folgende Art: Man bereite in einem zinnernen Gefässe aus anderthalb Unzen Fernambukholz mit 6 Unzen Regenwasser ein Dekokt und seze dann 4 Skrupel reine Salzsäure, 2 Drachmen gepulvertes arabisches Gummi und 5 Gran Zinnsalz zu.

Ländliche Stille.

Sey mir gegrüßt, du freudenreiche Flur,
Du holdes Thal, durchwiegt von Frühlingslüften!
Dich liebt die segnende Natur
Und schmükt mit Schönheit deine Triften.
Ein Paradis erblik' ich nah' und fern,
Wo malerisch sich alle Reize gatten.
An der Quellen Rand, in deiner Bäume Schatten
Gehen Hand in Hand die Musen gern.

* * *

Wie es sich so wohl lebt in der ländlichen Stille! Das städtische Geräusch zieht die Gedanken hin und her, verwirrt uns Sinn und Gemüth, wekt düstere Bilder in der Seele, und beunruhigt auf vielfache Weise das Herz. Man wird müde und stumpf; man fühlt sich beengt und unsicher; man kann etwas nicht finden, was man immer suchen muß — sich selbst kann man nicht finden. Die rechte Freudigkeit vermag nicht aufzukommen. Unser menschliches Wesen, das wir immer in klarem Bewußtseyn haben sollten, verbirgt sich vor uns.

Die ländliche Stille gibt mich mir selbst zurük; die Gedanken sammeln und ordnen sich. Es ist in mir so wach, so lebendig, und doch so gelassen. Die düstern Bilder verschwinden, heitere treten an ihre Stelle, und wenn zuweilen ein schwermüthiges sich naht, so hat es Züge des Lächelns im Angesichte; in der Stille wird seine Trauer eine sanfte Rührung. Es ist wieder ganz mein, was ich bin, was sich in mir regt, was ich am Liebsten denke und fühle, — ich kann es ausdenken, ausfühlen — was mich umgibt, was ich gewohnt bin, zu mir rechnen.

Alle Sinne sind geöffnet den Eindrüken einer schönen Welt, die rings um mich blüht, auch der schwächste geht mir hier nicht verloren. Jegliches Schöne, Herrliche, Rührende findet bei mir die zarteste Empfänglichkeit, und das Schönste, Herrlichste, Rührendste bringt mir am Tiefsten ins Herz. Tausend Dinge, die mir sonst fern und fremd sind, und die doch das menschliche Wesen in mir wohlthuend ansprechen, sind mir hier nahe, verständlich, innig vertraut. Den Geist der Natur vernehme ich in der Stille, die mich umgibt.

Ich höre sein gelindes Weben, höre geheimnißvolle Worte, die er mir leise zuflüstert. Ihn scheint die heilige Stille zu feiern.

Süsser duften mir in der Stille Kräuter und Blumen; heiterer wölbt sich über mir der Himmel; lieblicher schimmern mir die Farben der Schöpfung, majestätischer wälzt der Strom sich dahin; und alles Befreundete wird mir befreundeter, alles Helle erglänzt mir noch heller, alles Sanfte wirkt noch sanfter auf mein Herz.

Was ich noch irgend Unruhiges in die Stille mitbringe, das besänftigt sich. Kein heftiger Wunsch, keine bange Sorge, keine lebhafte Begierde, kein erschütterndes Gefühl bleibt in der Seele zurük. Alles wird still in der Stille, so still das ganze Herz, und in der Stille so demüthig, so willig und bedürftig, sich Gott zu ergeben. Friede, himmlischer Friede wohnt hier im Herzen; o! könnte ich doch immer so vollkommen Eins seyn mit mir selbst!

Die besten Triebe des Herzens machen in der Stille sich auf, das Herz zu beherrschen. In der Stille ist das Herz voll Liebe, und der Glaube gewinnt in der Stille sein kräftigstes und seligstes Leben. Ein anderes Wesen fühle ich mich in der Stille. So Vieles wird laut, was sonst schweigt, und so Vieles versinkt in tiefes Schweigen, was sonst bis zur Betäubung laut ist. Neue Kräfte meines Wesens fangen an, sich zu entwikeln und zu äussern, und mit Entzüken empfinde ich ihre Regungen. In der Stille erwacht in der Brust, was ich nicht nennen kann, was so herrlich, so selig ist, Vorgefühl der Verklärung, der ewigen Freude, und oft findet das Herz sich gehoben, so wunderbar, so mächtig in die Räume des Lichts und der Wonne.

In die Stille trage ich meinen Schmerz, und er löset bald in sanfte Wemuth sich auf. — In die Stille eile ich mit meiner Freude, und da erst wird sie Herzensfreude, reine Menschenfreude, heilige Gottesfreude. Und welch ein Genuß, in der Stille über sich selbst und seine höchsten Angelegenheiten nachzudenken, sein Herz zu erforschen, sich mit Gott zu unterhalten — wo er dem Herzen so fühlbar, der Drang seiner Liebe so stark wird! Recht innig, recht selig beten kann man nur in der Stille. Aber auch das Gebet — in der hellen Morgenstille, in der sanften, dunklen Abendstille, wie mächtigt dring es zum Himmel!

O, daß es mir vergönnt wäre, mein Leben immer in der Stille zuzubringen! wie rein und still würde mein Herz werden! Ich muß hinaus in das Geräusch der Welt; da ist meine Bestimmung, und ihr will ich leben. Doch immer muß ich euch preisen, ihr glüklichen Stunden, die ich der Stille weihen kann — meinem Herzen und meinem Gott.

Der Weizenhalm.

Ein Vater hatte mit seinem Sohne ein hohes Gebirge erstiegen; hier sahen sie die Sonne aufgehen im herrlichen Glanze, und vor ihnen lag das Meer und die unermeßliche Ferne. Auch sahen sie ein Gewitter um die Mitte des Berges und der Donner rollte zu ihren Füssen. Alles dieses ergriff das Gemüth des Jünglings, daß er die Herrlichkeit des Schöpfers laut verkündete. Der Vater aber schwieg. Als sie nun wieder in das Thal herniederstiegen, lobte der Vater die wallenden Kornfelder, und ihren erfreulichen Anblik. — Da sprach der Jüngling: Wohl, mein Vater! aber auf dem Berge dünkte Gott mir näher, und seine Allmacht offenbarte sich sichtbarlich. Nur deine Sinne waren mehr erschüttert, antwortete der Vater; wohnet aber der Unsichtbare in deinem Herzen, so erkennest du auch in dem einzelnen Halme seine Allmacht, Weisheit und Güte. Da zog der Sohn einen Weizenhalm aus und sagte: Mein Vater, lehre mich dieses. Da nahm der Vater den Halm und sprach: Siehe, aus einem verwesten Körnlein erwuchs dieses neue Leben! Erkennst du hier die Allmacht Dessen, der dieß Wunder zum Geseze gemacht hat? — Siehe, daß der zarte Halm sich erhebe, und doch nicht zerknike, stüzen ihn diese einfache Knoten. Erkennst du des Bildners einfache Weisheit? — Und nun betrachte die volle Aehre und du siehst auch seine Güte.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Tinktur, um abgetragene wollene Kleider zu reinigen.

Man zieht ein halb Pfund Buchenaschen mit 1 Maß kochendem Wasser aus, sezt ein Achtelpfund Seife, die in einer halb Maß Wasser gelöst ist, dazu, rührt dann ein Viertelpfund Ochsengalle ein, und zulezt eine Mischung von anderthalb Maß Weingeist, ein halb Loth Ammoninal-Flüssigkeit, 2 Eßlöffel Lavendelöl. Sollen die Kleider glänzend werden: so müssen sie, wenn sie mit dieser Tinktur gereinigt und troken sind, noch mit einem Abiud von einem halben Pfund Flöhsamen und 3 Maß Wasser, welchen man durchseiht, und mit einer Viertelmaß Ochsengalle versezt, bestrichen, und wenn sie troken sind, gut gebürstet werden.

In einer Stadt am Ufer des Lemans ließ man einen Luftball in die Höhe steigen. Der Wind trieb ihn nach einem abgelegenen Dorfe, wo er sich langsam wieder niederließ. — Ein altes Weib, auch einige Hennen waren die Ersten, welche ihn erblikten. Die Hennen erhoben ein erschrekliches Geschrei und die gute Alte ihrerseits fing an zu rufen: — „Heiliger Himmel, ihr Nachbarn! die Hennen erschreken; kommt eilends, den Mond zu unterstüzen, sonst wird er auf uns herabfallen."

Einem vornehmen Herrn brachte ein Bedienter die Einladung zum Mittagsessen. „Ich werde aufwarten", antwortete jener. — „Gott behüte," versezte der Bediente: „aufwarten werde ich, Euer Gnaden sollen nur blos zum Essen kommen."

Veränderlichkeit des weiblichen Geschlechts.

Es wechseln die Weiber so schnell, wie der Wind,
Sie brennen gar leicht und verlöschen geschwind,
Wie Seifenblasen so schimmernd und hell,
Entzükt ihre Lieb' und zerplazt auch so schnell.

Sie loken so innig, sie loken so süß,
Als wär' ihre Liebe das Paradis;
Doch wehe Dem, der ihren Schwüren traut,
Er hat auf fliegenden Sand nur gebaut! —

Sie flechten, sie weben ein zierliches Garn,
Und füttern und speisen mit Hoffen und Harr'n,
Drum fliehet ihr Männer die Mädchen geschwind,
Weil reizende Mädchen Sirenen nur sind!

Auch sind ihre Herzchen mitunter sehr weit,
Sie wechseln die Liebe, wie jegliches Kleid,
O, gebt mir mit Liebe, mit Mädchengunst!
Die Liebe der Mädchen ist flüchtiger Dunst.

Das Gold.

Laßt's dem Sänger nicht entgelten,
Wenn er jezt einmal dem Gold,
Troz der Menge lautem Schelten,
Frohen Sinn's ein Liedchen zollt.

Auf der Hoffnung grünem Kleide
Glänzt der Gürtel goldenlicht,
Gold trägt auf der bunten Weide,
Tief im Kelch Vergißmeinnicht.

Golden strahlt der Aehren Welle,
Golden prangt am Ast die Frucht,
Sonnenglanz und Mondeshelle
Gold'ne Farbe sich ersucht.

Golden strahlt aus blauen Weiten
Mir der Sterne lichte Schaar,
Golden sind der Harfe Saiten,
Golden Liebchens weiches Haar.

Golden sind der Freude Schwingen,
Gold im Becher freut den Blik,
Wenn mich Liebchens Arm' umschlingen
Kehrt die gold'ne Zeit zurük.

Ach, an Liebchens warmen Herzen
Flieht mich nicht der gold'ne Traum,
Und vom dunkeln Schwarm der Schmerzen,
Hab ich eine Ahndung kaum.

Liebe die sich nur empfinden,
Die sich nicht besingen läßt,
Deine gold'ne Fesseln binden,
Ewig mich — an Liebchen fest.

Lichtes Gold, von dir umzogen,
Glänzt der Wolken-Saum so schön,
Wirst mir bald aus hellen Wogen,
Gold'ne Zukunft auferstéh'n?

Auflösung der Charade im vorigen Blatte:
Edelmuth.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 35. 29. August 1840.

Welchen Einfluß äussert der religiös-sittliche Zustand eines Volkes auf die Gewerbe?

(Aus Marienberg.)

In einer der frühern Versammlungen unsers seit nun fast einem Jahre still und ruhig wirkenden Gewerbevereins, welcher sich von Zeit zu Zeit gewerbwissenschaftliche, wie praktische Fragen zur Beantwortung vorlegt, war auch die wichtige Frage aufgestellt worden: „Welchen Einfluß der religiös-sittliche Zustand eines Volkes auf die Gewerbe äussere?"

Zwei Mitglieder des Vereines hatten in der am 12. Januar d. J. abgehaltenen Versammlung diese Frage schriftlich beantwortet, und zwar das eine dahin, daß religiös-sittliche Bildung einen sehr wohlthätigen Einfluß 1) auf die Betreibung der Gewerbe habe, indem ein religiös-frommer Sinn (Ehrfurcht gegen Gott, Liebe und Vertrauen zu Gott) nicht nur den Beruf als den von Gott Jedem angewiesenen Posten ansehe und daher mit demselben zufrieden mache, sondern auch viele schöne auf Betreibung des Berufs wohlthätig einwirkende Tugenden, wie Fleiß, Ordnung, Mäßigkeit, Bescheidenheit etc. lehre, und dadurch ein gutes Unter-, Fort- und Auskommen sichere, somit das eigene Wohl und zugleich des Ganzen Wohlfahrt befördere; eben so 2) auf den Vertrieb der Produkte, indem Ehrlichkeit und Redlichkeit, Umsaz und Absaz, Waarenbestellung und ausgedehntere Konexion erzeugten, den Geschäfts- und Wirkungskreis erweiterten, so wie besseren Verkehr, grösseren Kredit beförderten, da Jedermann mit einem rechtschaffenen Menschen und reellen Arbeiter, wie Geschäftsmann am Liebsten zu thun habe im Handel und Wandel; aber auch noch 3) auf die bürgerliche Stellung der Gewerbtreibenden, denn ein religiös-sittlich gebildeter Gewerbsmann werde, wie seine Pflichten als Mensch und als Christ, so auch als Bürger des Staats und der Gemeinde erfüllen; seine Kinder aufziehen in der Furcht und Vermahnung zum Herrn; Religion und Gottesfurcht, kirchlichen Sinn und Tugend seinen Untergebenen und Pflegbefohlenen, Gesellen und Lehrlingen empfehlen und einprägen; die Zunft und Innung, der Stadt und des Vaterlands Bestes befördern; dadurch aber Ansehen und Vertrauen gewinnen, Achtung und Liebe geniessen, Einfluß und Geltung bekommen in jeder Hinsicht; ausgezeichnet werde er werden in der bürgerlichen Stellung, zu Ehrenstellen erwählt von seinen Mitmeistern, wie von seinen Mitbürgern.

Nach der Beantwortung des anderen Vereinsmitgliedes äussere der religiös-sittliche Zustand eines Volkes seinen Einfluß auf das Gewerbe dadurch, daß er hauptsächlich zu einer vernünftigen Thätigkeit leite, Muth und Ausdauer in jeglichem Berufe gebe; zum Fortschreiten und zur Vervollkommnung im Gewerbe ansporne; Laster aller Art, welche auf das gewerbliche Leben einwirken und nur zu oft den Ruin der Familien begründeten, möglichst entfernt halte; wobei an die Laster der Trunk- und Spielsucht vornemlich erinnert wurde; daher auch vor selbst verschuldeter Armuth schüze, und so, wenn auch nicht auf ein Mal, doch endlich einen gewissen Wohlstand herbeiführe; Rechtlichkeit beim gewerblichen Verkehre eintreten lasse und dadurch

gegenseitiges Vertrauen im Kaufen und Verkaufen erweke und hierbei zugleich grössere Nachfrage und somit auch grösseren Umsaz des Gewerbskapitales veranlasse; so wie endlich den Kredit des Volkes und namentlich des Gewerbstandes sichere und hebe.

Je grösser die Vortheile sind, welche demnach der religiös-sittliche Zustand eines Volkes dem Gewerbe, der Ueberzeugung und der daraus hervorgegangenen Uebereinstimmung beider Beantworter der gestellten Frage zu Folge, gewährt, um mit so grösserem Eifer sollten die Mitglieder aller Gewerbevereine unsers Vaterlandes auch dahin streben, in ihren Familien und in ihren Umgebungen göttlichen Samen auszustreuen, damit die Saat, wenn auch nicht sogleich, doch für die Zukunft ihre reichen Früchte trage; ja, alle sollten ihre Kräfte dem Werke religiös-sittlicher Bildung zuwenden, namentlich in einer Zeit, wo von mehreren Seiten Klagen geführt werden, daß der religiöse Sinn erkaltet und die Sittenreinheit nicht mehr wie in früherer Zeit vorhanden sey.

Mögen diese Klagen auch öfters übertrieben seyn, so ist doch so viel gewiß, daß in lezterer Beziehung die Einfachheit früher Jahrhunderte bei den Gewerbetreibenden nicht mehr gefunden wird, und daß dem Gewerbstande hier und da der Vorwurf, der in jenen Klagen liegt, mit Recht gemacht werden könne. — Es ist aber nicht dieser Vorwurf allein, der ihn trifft, es liegt auch der vor, daß er nicht selten dem Zustande äusserer Behaglichkeit und öfters auch des Wohllebens und somit der Unthätigkeit sich hingebe, bevor er noch rüksichtlich seiner Kenntnisse und Fertigkeiten, seines Gewerbebetriebes und Einkommens zu derjenigen Selbstständigkeit gekommen sey, die für ein behagliches und glükliches äusseres Leben nothwendig erfordert werde.

Laßt uns darum, meine Brüder, den festen Vorsaz fassen, jene Klagen dadurch zu beseitigen, daß wir, da uns die Kenntniß der Grundlage zu einem glüklichen Gewerbsleben in der Religion, in dem Erfahrungssaze: „Bete und arbeite, so hilft Gott allzeit" gegeben ist, an dem so wichtigen Werke religiös-sittlicher Bildung arbeiten, so viel in unsern Kräften steht, so weit es in unserem Kreise liegt, nach innen und aussen, so lange es noch Tag ist, damit wir nicht nur für materielle, sondern auch für geistige Zweke wirken, denn nicht blos das Irdische und Vergängliche — nein, auch das Himmlische und Ewige zu suchen, sind wir berufen. Fester Wille aber nur reift die Saat, denn fester Wille ist schon die halbe That. Wohlan zur reichlichen und unermüdlichen Aussaat auf diesem weiten Felde! — herrlich und gesegnet wird die Ernte seyn.

(Aus dem Gewerbeblatt für Sachsen.)

Auch ein Paar Worte über Herrschaften und Ehehalten.

(Vergl. S. 225 v. Js. und 140 h. Js. d. Bl.)

Die ungeheure Menge Ehehalten, derer die verschiedenen Familien in einem Staate bedürfen, scheint es allerdings wichtig genug zu machen, daß man über derselben, und ihrer Herrschaften wechselseitige Pflichten einige Beobachtungen anstellt, besonders da Hintansezung oder Nichtkenntniß dieser Pflichten schon gar so oft von den nachtheiligsten Folgen war.

So wie die Ehehalten, welche sich in fremde Dienste verdingen, allerdings schuldig sind, ihre Pflichten in allen Punkten auf's Genaueste zu erfüllen, so müssen im Gegentheile auch ihre Herrschaften Alles mit der äussersten Gewissenhaftigkeit in redliche Erfüllung bringen, was sie so einem Dienstboten bei seiner Annahme versprochen haben. Kost, Lohn, gutes Unterkommen soll allemal das Vorzüglichste seyn, auf welches der Vorstand eines Hauswesens zu sehen hat; denn, wenn der Ehehalt vom Schiksale schon zum Dienen bestimmt ist, so bleibt er doch immer ein Mensch, und aus eben dieser Ursache ein eben so edles Geschöpf, als sein Herr und seine Frau selbst sind.

Man weiß es wohl, und die Nothwendig-

keit erfordert es oft, da dergleichen Leute aus natürlicher Trägheit, theils auch oft aus Bosheit, ihre Schuldigkeit nicht thun, daß sie mit Ernst zu selber angewiesen werden müssen; aber die Art, mit welcher man dieses bewirkt, soll immer so beschaffen seyn, daß man aus unserem Betragen schliessen könne, wir haben freie Leute, und keine Sklaven vor uns. — Die Maulschellen und die Stokschläge sind dem Ehehalten nie angenehm, wenn sie auch von der gnädigen Frau oder dem gnädigen Herrn kommen, und den gestrengen Herrn, so wie die gestrenge Frau, berechtigt dieser ihr Ehrentitel keineswegs zu solchen Grausamkeiten. Diese Art, mit Dienstboten umzugehen, ist ein wahres Polizeiverbrechen, und verdiente, Andern zum warnenden Beispiele, allezeit öffentlich geahndet zu werden. Ist mir ein Diener oder eine Magd nicht anständig, befolgen sie meine Befehle nicht, lassen sie sich durch kein Zureden, durch keine Warnungen auf bessere Wege bringen, so habe ich ja freie Macht, sie aus meinem Dienste auch vor der Zeit fortzuschiken; und begehen sie ein Verbrechen, das ich nicht befugt bin, zu bestrafen, so gibt es jeden Orts Obrigkeiten, welche mir um so eher hilfreiche Hand bieten werden, als sie selbst wohl wissen, daß Niemand sich sein Recht selbst verschaffen, Niemand seinen Bruder schlagen, und Niemand Tyrann über seinen Nebenmenschen seyn darf.

Ich glaubte Anfangs, daß die Frauen jene Mädchen, welche sie in ihre Dienste zu nehmen gedenken, darum vorzüglich um ihren Taufnamen fragen, damit sie selben im Falle der Noth sogleich rufen können. Allein! da ich nur ein sehr geringer Kenner von der jezigen Mode bin, so mußte ich in der Folge bald erfahren, daß bei mancher Frau die schändlichen Namen: Trampel, Drache, gemeiner Fezen, faule Sau und Erzkanaille, mit den Namen: Lottchen, Nannchen, Evchen oder Suschen eine, und die nemliche Bedeutung haben. Dieses ist nun freilich das Betragen nicht, welches wir gegen unsere Dienstboten beobachten sollen. — Sie sind uns Ehrfurcht und Gehorsam schuldig, und sie werden uns beides mit desto grösserer Willfährigkeit leisten, mit je mehr Menschenliebe und Herablassung wir ihnen begegnen. Diese Herablassung muß aber auch nicht in einen Mißbrauch unserer Vorrechte ausarten. Der Herr muß nicht glauben, daß er die nemlichen Pflichten gegen seine Magd, wie gegen seine Frau habe, und die Frau muß nicht irre werden, und in gewissen Zeitpunkten den Diener für ihren Herrn ansehen. Hier wäre ein weites Feld für einen Sittenprediger, wenn er die unseligen, oft schreklichen Folgen zeigen wollte, welche dieser Unfug schon verursacht hat. Mir sey es genug, zu sagen: daß derselbe alle Achtung, und die Lust zum Gehorsam aus den Herzen der Ehehalten verbannt, oft ganze Familien entzweit und zu Grunde richtet, und uns alle Freimüthigkeit benimmt, unsere Untergebenen in nöthigen Fällen zu ihren Pflichten anzuweisen, weil uns unser Gewissen immer vorsagt: sie werden dir dein böses Herz vielleicht selbst vorwerfen.

Ehrliebende Ehehalten rechnen es sich zur Schande an, wenn sie vor der gewöhnlichen Zeit aus ihrem Dienste verwiesen werden, und haben noch obendrein das Unglük, meistens kein gutes Unterkommen mehr zu finden; daher sollen gutdenkende Herrschaften diesen Umstand recht nahe beherzigen, und diese armen Leute nicht durch Chikane nöthigen, ihren Dienst zur Unzeit zu verlassen, oder durch eben diese Chikane scheinbare Ursachen herausgrübeln, sie aus ihrem Hause auf diese Art fortzuschiken.

Glauben sollte man es nicht, aber Wahrheit, traurige Wahrheit ist es, daß oft Kaprize, niederträchtiger Eigennuz, Vorliebe zu andern Ehehalten, thörichte Neigung, immer mit ihren Leuten zu wechseln, oder der unchristliche Geldgeiz und die Begierde, den Dienstboten ihren verdienten Lohn zu entziehen, manchen Herrn und manche Frau veranlaßt, sie mit den ungezogendsten Muthwillen so lange zu hudeln, so lange zu chikaniren, bis sie den Dienst freiwillig verlassen, oder solche Nattern Ursachen herauszwingen, sie aus denselben mit leerer Hand fortzujagen.

Die Folgen, die aus solchen unverantwortlichen Bedrükungen entstanden sind, sind auffallend und schreklich, und mir selbst ist ein unglüklicher Knecht bekannt, der aus dieser Ursache von Kummer und Schande beladen in die tiefste Melancholie, von dieser in Verzweiflung gerieth, in selber eine Mordthat beging, sich selbst bei Gericht angab, und dann vor etlichen Jahren den Kopf durch das Schwert des Henkers verlor.

Man sage mir nicht, daß solche unbillig mißhandelte, unglükliche Leute ihre vorgesezte Obrigkeiten haben, wo sie ihre Klage hinbringen, und sich Recht verschaffen können. Schon die Furcht vor dem Mächtigern und Reichen, ihre drükende Armuth, auch oft die Gerichtstaxen, die verschiedenen Gerichtshöfe, worunter ihre ehemaligen Herrschaften gehören, und weitläufige Prozesse benehmen ihnen allen Muth, ihre Rechte zu vertheidigen; und sie müssen unterliegen, weil sie zu schwach sind, aufrecht zu stehen.

In dieser Hinsicht, glaubte ich, würde es jedem Staate sehr vortheilhaft seyn, wenn ein eigenes Ehehaltengericht aufgestellt würde, wo dergleichen Klagen sowohl von Herrschaften als Ehehalten vorgebracht, und ohne Rüksicht auf das Fotum, wo ein oder der andere Theil sonst hingehört, sogleich entschieden werden könnten. — Der Vorstand dieses Gerichtes müßte aber auch Das seyn, was er in Betracht eines so wichtigen Amtes seyn soll und muß. Keine Bestechung, kein Respectus humanus, keine Advokatensprünge, keine Verwandschaft, keine unedeln Leidenschaften sollten vermögend seyn, ihn auf Irrwege zu führen, und zu einem ungerechten Urtheile zu verleiten. Die so schädliche Bequemlichkeit mancher Richter, mit welcher sie ihre Partzeien oft halbe und ganze Tage lang warten, oft mehrere Wochen lang laufen lassen, müßte da darum gänzlich verbannt seyn, weil ein solcher Richter jede Stunde, die ein armer, dienstloser Ehehalt zu seinem Nachtheile versäumt, vor Gott verantworten muß. In diesem Falle wäre ich mit dem Vorschlage verstanden, daß keine Herrschaft einen Dienstboten annehmen dürfte, welcher nicht mit einem Zeugnisse seines Verhaltens von seiner vorigen Herrschaft versehen ist, weil diese Zeugnisse vom obigen Richter untersucht, und der Richtigkeit wegen von ihm unterschrieben werden müßten. So ein Ehehaltengericht könnte, meines Erachtens, an jedem ansehnlichen Orte, in jedem Gerichtsbezirke errichtet, und dem in dieser Sache getrieben werdenden Unfuge um so leichter gesteuert werden, als es manchem politischen Kannengiesser besser anstünde, sich zu einer so gemeinnüzigen Anstalt zum Wohle der Menschheit gebrauchen zu lassen, als bei den gewöhnlichen Zunfts- und Handwerks-Zusammenkünften über nichtsbedeutende Possen, oder die Auslegung eines alten, schmuzigen Freiheitsbriefes so viele Tage und Stunden zu verschwenden.

Hier muß ich noch eines Umstandes gedenken, denn ich wünschte, daß er allen Familien-Vorständen, welche Ehehalten haben, recht nahe am Herzen läge. Sie sollen nemlich wissen, daß, wenn eine Ehehalt in ihren Diensten erkrankt, sie schuldig und gehalten sind, für seine Pflege und Wiederherstellung nach Kräften zu sorgen. Man weiß es wohl, daß es nicht jeder Herrschaft möglich ist, in diesem Falle Alles auf sich zu nehmen; es gibt aber Spitäler, Krankenhäuser und andere Armen-Anstalten, wo sie diese Unglüklichen durch ihre Fürsprache und Verwendung hinbringen und ihnen die schuldige Hülfe verschaffen können; und hier muß ich noch überhaupts bemerken, daß ich manches Spital, manche Pfründe mit solchen armen Leuten angefüllt, lieber anschauen möchte, als wenn sie von eingekauften Faullenzern strozen, die oft noch obendrein Pensionen beziehen, Handelschaften treiben, und das erkaufte Spital blos für das Obdach ihrer Faulheit betrachten.

Aus obigen grossen und wichtigen Pflichten der Herrschaften gegen ihre Ehehalten, können diese leztern die Grösse und Wichtigkeit der ihrigen gegen ihre Vorgesezte leicht selbst bestimmen. Sie sind ihnen Liebe, Ehrfurcht, Gehorsam, die ausbedungenen Arbeiten und unverlezliche Treue im genauesten Verstande schuldig. Jede Viertel-

Stunde, jede Minute, in welcher der Dienstbote seine Schuldigkeit nicht thut, ist ein offenbarer Diebstahl, den er wider seine Herrschaft begeht. Sie muß die Kosten auf Lohn und Unterhalt bestreiten, und man muß also aus allen Kräften trachten, ihr selbe durch Fleiß und Arbeit wieder hereinzubringen, oder doch wenigstens zu erleichtern. Der Dienstbote soll seiner Herrschaft Nuzen auf alle nur mögliche Art befördern und Schaden abwenden; daher ist es eine unverzeibliche Sünde, wenn es derselbe im Hauswesen so anstellt, daß die Mutter, die Schwester, Freundin, oder der Liebhaber mit aus des Dienstherrn Schüssel ißt, wenn er auf den Marktkorb schlägt, die Speisen verfälscht, und den unedlen Gewinnst in das Kaffee- oder Methhaus, auf den Tanzboden, oder zu den Lottokollekteur trägt, oder auf den Luxus und die Kleiderpracht verwendet.

Es ist unaussprechlich, welchen Schaden solche untreue Ehehalten in einem Hauswesen in einem einzigen Jahre anrichten können. Hier einen Pfennig, da einen Kreuzer, und dort ein Groschenstük auf solche Art auf die Seite gebracht, macht oft mehr aus, als Kost und Lohn für 3 und 4 Mägde in einem vollen Jahr betragen. Dieser Schade ist noch weit beträchtlicher in öffentlichen Gewerbshäusern, wo sich der Herr oder die Frau durch einschläfernde Worte und scheinheiliges Betragen täuschen lassen, und solchen Unholden die Einnahme des Geldes anvertrauen.

Ich stelle hier kein selbst erschaffenes Ideal vor Augen, und ich getraue mir zu behaupten, daß unter 100 Lesern, welchen dieses Blatt zu Gesicht kömmt, mir gewiß 99 Recht geben, und die Wahrheit meiner Angabe aus eigener Erfahrung bestättigen werden. Noch schändlicher, noch abscheulicher ist das Verbrechen jener Ehehalten, welche unverschämt genug sind, sich an die Koffer und Kästen ihrer Herrschaften zu wagen, und formale Hausdiebe zu machen.

Nebst der ordentlichen Strafe, die jeden Orts auf den Diebstahl geschlagen ist, sollte die Strafe auf das Verbrechen des Hausdiebstahls nach aller Billigkeit, durch einen bedeutenden Zusaz geschärft werden. Dem auswärtigen Diebe kann ich Thür und Thor verriegeln, dem ungetreuen Ehehalten aber muß ich aus Nothwendigkeit diese Mühe ersparen, und ihm wenigstens das Wohnzimmer offen lassen. Wenn nach meinem Gedanken jeden Orts das obige Ehehaltengericht bestünde, so würde viel dergleichen Unfug nicht getrieben werden können; und die in dieser Sache erlassenen, so vielen trefflichen und heilsamen Verordnungen würden nicht fruchtlos ablaufen. So eine Obrigkeit würde auf das Betragen und die Aufführung der Ehehalten seines Orts ein obachtsames Auge halten lassen, sie selbst kennen lernen, und sich nach und nach in den Stand sezen, über die vorkommenden Klagen desto richtiger entscheiden zu können. Sie würde nicht gestatten, daß mit marschirenden Regimentern, oder durchziehenden fremden Völkern sich unbekannte auswärtige Weibsbilder, die heimlichen Vorraths-Magazine so manchen Soldatens, sich hereinschleichen und Unheil anrichten können. Sie würde durch die ihr eigene Gewalt solche Dienstboten, welche zur Unzeit, oder eben in einem Zeitpunkte wo sie die Herrschaft nicht entbehren kann, welches den armen Landmann leider! noch sehr oft trifft, den Dienst heimlich oder mit Gewalt verlassen, in selben zurükweisen, oder ins Zuchthaus bringen lassen, kurz! sie würde in wenig Zeitraum Alles leisten, was man in Jahrhunderten nicht hat zuwegebringen können.

Die Dienstboten sind unentbehrliche Theile der häuslichen Gesellschaft, und sollen sich wie die Glieder einer Kette an selbe anschliessen. Daher müssen sie Alles sorgfältig vermeiden, was Zwietracht und Uneinigkeit in dieser Gesellschaft anrichten kann; nicht Frau, nicht Herr, nicht Kinder, nicht Geschwisterte, nicht Blutsverwandte gegen einander aufhezen, nicht von einem Hause zum andern plaudern, die Herrschaft verkleinern, ihre Ehre antasten, alles Dieses sind wahre Polizei-Verbrechen, die niemals ungestraft hingeben sollten. Starrsinn, Widerwillen und Faulheit will ich dem Ehehalten noch eher verzeihen, als nur ein

einziges von obigen Lastern, weil ich dieses verbessern, oder den Schuldigen aus meinem Dienste verweisen, mithin dem Uebel auf ein Mal abhelfen, die verlezte Ehre nicht gleich wieder ersezt, die angefachte Zwietracht abgethan, oder die zugezogene Feindschaft vermieden werden kann.

Der Dienstbote, der die geheiligten Bande der Ehe zerreißt, und durch Verführung oder andere Kunstgriffe den Herrn oder die Frau in sein Garn zieht, ein geheimes Liebesverständniß mit selbem unterhält, Kindern und Freunden das Ihrige abstiehlt, ist ein Ungeheuer in der menschlichen Gesellschaft und müßte mir unter allen Polizeiverbrechern auf das Schärfeste bestraft werden.

Wäre ich irgendwo ein solcher Ehehaltenrichter, wie manche Scheinjungfer, die auf Kosten ihres ehemaligen gnädigen, gestrengen, oder wohlweisen Herrn aus dem Gemeindesäkel seiner Familie zehrt, wie mancher Galantom, der mit dem Beutel seiner gnädigen oder tugendreichen Dienst-Frau nach Belieben schaltet, müßte mir auf ewig an einen Ort wandern, wo sie auf öffentliche Unkosten unterhalten, und zur anständigen Handarbeit angetrieben werden müßten.

Gegen das Aufblähen oder die Trommel-Sucht ꝛc. des Rindviehes.

Folgende zwei Rettungsfälle habe ich aus dem Munde ganz schlichter Landleute, in deren Wahrheitssinn Mißtrauen zu sezen, ich keine Ursache habe. Der Sonderbarkeit wegen können sie als Anekdoten benüzt werden.

Der eine Erzähler, ein Mezger, weiß mit dem Trokar sehr wohl umzugehen. Jeder, der die Stelle zum Einschlagen dieses Instrumentes, so wie das Verfahren damit nicht kennen sollte, würde durch sein blosses theoretisches Begreiflichmachen es gewiß im Augenblike lernen können. Zum Unglük ist in seinem Orte kein Trokar, und da er sich mit Viehkuren überhaupt und auch mit dieser Hülfsleistung eigentlich nicht abgibt, sondern blos in Verlegenheiten gerufen, beispringt, so hat er sich selbst keinen angeschafft. Einst wird er in die Nachbarschaft gerufen, um einer aufgebläheten Kuh zu helfen, oder sie zu schlachten, um aus dem Verlurste wenigstens das Fell zu retten. Er verlangt ein trokarähnliches Instrument, aber nichts kann aus der ganzen Umgebung beigebracht werden, als ein grosser eiserner Zirkel. Diesen sezt er auf und schlägt mit einem Stük Holz darauf, aber er geht in die dichte, durch das Aufblähen gewölbte Haut nicht ein, sondern glitscht ab. Der Versuch wird wiederholt und mehrmals geschlagen, aber die stumpfe Zirkelspize kann nicht durchdringen. Die Erschütterung in dem thierischen Körper, welcher diese handfeste Mann verursachte, mag stark gewesen seyn, und nur ihr, glaube ich, ist es zuzuschreiben, daß gleich darauf die Blähungen mit grossem Getösse abgingen und das Thier gerettet war. —

Bei einem anderen Trommelsuchtsfalle litt die Kuh schon etliche Tage. Man gibt ein, Alles, was aus der Ueberlieferung Jedem als gerathenes Mittel nur irgend erinnerlich ist; jedoch umsonst, das Thier bleibt am Sterben; um den Totalverlurst zu verhüten, hat man ein Axt hingelehnt, äussersten Falls durch Schlagen und Schlachten der Kuh wenigstens die Haut noch als Ausbeute zu bekommen. Endlich schlägt ein neuangekommener Rathgeber Quekfilber (Argentum vivum) vor; das wird gleich durch einen Eilboten aus dem nahen Städtchen geholt; 4 Loth davon sind jezt da; man füllt sie dem Thiere ein, und siehe, nach wenigen Minuten erfolgt eine Eruption per anum von Wind, Koth und Schleim, verkleinert, ähnlich dem Wasserstrahle einer Feuersprize; das aufgetriebene Thier bekömmt wieder seine vorherige Form und ist gerettet.

Bei diesem lezteren Aufblähungsfalle war die Akerwinde (Convolvulus arvensis) Ursache; man hatte solche dem Thiere in Menge und zwar gleich nach dem Waschen, ohne alle Strohbeimischung vorgeworfen.

Man hat auch in hiesiger Gegend die Erfahrung gemacht, daß Erdnußkraut (Lathyrus tuberosus) gefährlich aufblähend wirkt, weßhalb man solches nur in kleinen Portionen, oder mit Beimischung von Stroh gibt.

J. W. Krause.

Ungleicher Nahrungsgehalt der Kartoffeln zu verschiedenen Zeiten.

Viehmästern und Branntweinbrennern, die ihren Vortheil verstehen, wird es nüzlich seyn, zu erfahren, daß 240 Pfund Kartoffeln

im August 23—25 Pfd. Stärkemehl
im Septbr. 32—30 „ „
im Oktbr. 32—40 „ „
im Novbr. bis März 38—45 Pfd. Stärkemehl
im April 38—48 Pfd. Stärkemehl
im Mai 28—20 „ „

enthalten und also einen ganz verschiedenen Werth haben, ein ganz verschiedenes Erzeugniß liefern müssen, je nachdem sie zu früh, oder zu spät oder zur rechten Zeit verbraucht werden.

Eine ähnliche Verschiedenheit findet man bei allen Futterpflanzen. Man hat gefunden, daß der Nahrungsgehalt ihrer Stengel, Halme und Blätter steige, bis die Blüte aufbricht, indeß er mit dem Ansaze und der Entwiklung des Samens wieder abnehme. Ebenso findet man, daß Pflanzen, deren Gewürz- oder Farbestoffe wir benüzen, zu gewissen Zeiten reicher an diesen Theilen sind; daß gewisse Düngerarten, eine gewisse Behandlungsweise des Bodens den Gehalt an Nahrungsstoffen, an Zuker, an Farbe, an Oel u. s. w. vermehren, vermindern, wie z. B. dem aufmerksamen Weinbauer bekannt genug ist, in den übrigen Zweigen des Feldbaues aber zu wenig beachtet wird.

Ueber solche Verhältnisse gibt uns die Chemie Aufschluß, die vielen Landwirthen so entbehrlich scheint, während die Fabrikanten und Gewerbsleute ihren Werth von Jahr zu Jahr besser zu schäzen wissen.

Leichtes Mittel, den flüssigen Dünger auf Felder und Wiesen zu bringen.

Mit Recht rühmt man den flüssigen Dünger (Sotte oder Jauche) als eine allgemein zu wenig beachtete Quelle von Fruchtbarkeit, vielleicht wegen der Schwierigkeit, ihn fortzuschaffen. Es gibt indeß ein leichtes Mittel hierzu, das ich hier bekannt machen will.

Nach der fast allgemein eingeführten Art habe ich auch neben der Miststätte eine Art von Tümpfel, worin das Regenwasser und der Abfluß aus den Misthaufen sich sammelt. Im Winter, wenn dieß gefroren ist, lasse ich das Eis aufhaken, mit Haken heraufziehen, und so läßt es sich leicht auf die Aeker und Wiesen bringen. — Nach ein oder zwei Tagen, je nachdem der Frost ist, wird dieß wiederholt, und so läßt sich in einigen Tagen der ganze Tümpfel ausleeren.

Dieses auf die Aeker verstreute Eis zergeht nach und nach beim Thauwetter und seine befruchtenden Theile lösen sich langsam auf und destilliren gewissermassen auf den Aekern, wo sie ein kräftiges Wachsthum bewirken. Der Vortheil dieses Verfahrens besteht darin:

1) die Frostzeit zu benüzen, wenn die Fuhren aufgehört haben, wo dann wenig bei der Feldarbeit zu thun ist;

2) das Fortbringen des flüssigen Düngers und das Einfüllen desselben in Fässer zu vermeiden;

3) daß dieser Dünger zur vortheilhaftesten Zeit benüzt werden kann, nemlich im Winter auf niedrigen Wiesen, wo zur andern Zeit die Wägen nicht gut ohne Nachtheil hinkommen können; und

4) auf vortheilhafte Art diese Tümpfel auszutroknen, die beim ersten Thauwetter oder starkem Regen sonst übergelaufen wären und wobei der größte Theil der nahrhaften Stoffe verloren ginge.

Daudin.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Fäulnißhemmende Flüssigkeit.

Man erhält diese Flüssigkeit nach Prof. Hare, wenn man 1 Theil Terpentinöl mit 2 Theilen Weinessig und 4 Theilen Schwefelsäure der Destillation unterwirft, das Destillat dann mit Ammoniakflüssigkeit sättigt und durch eine zweite Destillation reinigt. Zwei Tropfen davon schüzen ¼ preuß Quart Milch 9 Tage lang vor dem Gerinnen; ebenso läßt sich Fleisch mehrere Monate gut erhalten. Auch andere flüchtige Oele liefern durch Behandlung mit Weingeist und Schwefelsäure ein ähnliches Produkt.

Bei Gelegenheit eines Jubiläums in einer kleinen Stadt, verordnete der Stadtrath an die Bürger, sich sämmtlich bei der angeordneten Feierlichkeit einzufinden, weil sie wohl schwerlich wieder ein solches Fest erleben werden.

Eine Frau, die eben ihren Mann beerdigt hatte, kam zum Pfarrer des Dorfes um ihn zu dem, auf dem Lande üblichen Traueressen einzuladen, und ließ sich durch seine abschlägige Antwort nicht abschreken, ihn wiederholt zu bitten, doch ja an der kleinen Lustbarkeit Theil zu nehmen.

Ein Mann mit einer Drehorgel leierte jüngst in dem Hofe eines Hauses sein „tanti palpiti" herab. Ein Mann von seiner Bekanntschaft trat zu ihm, und fragte ihn, wie es ginge? — „Ei" sagte er: „Es geht mir zwar nicht sehr gut, aber wenn ich das bischen Musik nicht könnte, so müßte ich vollends verhungern."

Ein junger Mann, der sich etwas im Essen und Trinken zu Gute zu thun pflegte, antwortete allezeit, wenn man ihm sagte: — „Sie leben vortrefflich." — „Das ist wahr, so lange es hier noch ledt," – da klopfte er an die Geldtasche, „und hier Alles gesund ist", auf den Bauch klopfend, „so soll und muß man hier keine Noth leiden lassen", hier wies er auf den Mund."

Ein Weinhändler unterhielt seine Gäste vielfältig mit Anekdoten aus dem lezten Befreiungskriege, die er bei Besuchen von Militärpersonen, wenn solche bei einer Flasche Wein in seiner Weinstube sich wechselseitig ihre Kriegsabenteuer erzählten, gehört und ins Gedächtniß sich eingeprägt hatte. Einer seiner neuen Gäste fragte ihn daher: Sind Sie denn mit zu Felde gewesen? Ehe der Befragte zur Antwort kommen konnte, versezte ein alter Gast: — „Das nicht, aber bei ihm geht es doch immer sehr kriegerisch zu. Er selbst hat einen Schuß, sein Wein einen Stich und seine Gäste haben gewöhnlich einen Hieb!"

Ritter Unverstand.

Ein Ritter reitet durch das Land
Das ist der Ritter Unverstand,
Ein wahrer Proteus von Gestalt,
Bald klein, bald groß, bald jung, bald alt.

Man sieht ihn fast zu jeder Stund',
Zufrieden lächelt Aug' und Mund,
Sein Kopf ist groß, doch etwas hohl,
Und ewig ist dem Manne wohl.

Stets bläht er auf sich mit Gewalt,
Im Wappen ist ein Frosch gemalt,
Sein Schwert ist stumpf, doch lang und schwer,
Die Spize fehlet seinem Speer.

Und immerdar weiß er Bescheid,
Sein Wort ist manchmal etwas breit,
Doch meist entschieden und bestimmt,
Zuweilen klingts fast wie ergrimmt.

Mit Allen thut er eng' vertraut,
Er spricht gern viel und überlaut;
Am Meisten von sich selbst er spricht,
Woran's ihm nicht an Stoff gebricht.

Der gute Mann wird oft verlacht,
Doch öfter wird er wohl bedacht,
Man hält ihn, ist er nicht bekannt,
Für seinen Vetter, den Verstand.

Oft auch sucht man ihn auf mit Fleiß,
Weil man ihn gut zu brauchen weiß,
Denn er wagt Das, was Keiner wagt,
Und er sagt Das, was Keiner sagt.

Das Grosse ruft er aus für Klein,
Das Winz'ge lobt er ungemein,
Und hört auch Niemand auf sein Wort,
Er schreit es unermüdet fort.

Nichts ist ihm hoch, nichts tief genug,
Er führt die Feder, führt den Pflug,
Auch sah man ihn so manches Jahr
In Doktorhut und Mantel gar.

Kurz, unser Ritter Unverstand
Ist in der ganzen Welt bekannt,
S'ist keine Stadt, kein Dorf, kein Haus,
Wo er nicht schon ging ein und aus.

Oft ist er dann so gut maskirt,
Daß Mancher schwer ihn kennen wird,
Nur gukt, was er auch trägt, sein Ohr
Ein wenig übers Kleid hervor.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 36. 5. September 1840.

Ueber die Holzentblössung der Berge, die Mittel, ihr Einhalt zu thun und das Wiederbewachsen der dazu geeigneten Streken zu bewerkstelligen.

Die Berge spielen in der Natur eine bedeutende Rolle durch ihren Einfluß auf die Luft-Erscheinungen, d. h., auf die Winde, Gewitter, Regen, Schnee und Temperatur. Diese Wirkungen machen sich auf grosse Streken hinaus bemerkbar und sind wohlthätig oder nachtheilig, je nachdem die schroffen Gegenden mit Pflanzen bedekt oder von denselben entblößt sind.

In diesem Aufsaze habe ich mir vorgenommen, diese Wirkungen gegen einander zu halten, ihre Ursachen anzugeben, die Bergbewohner auf das grosse Interesse aufmerksam zu machen, daß sie anregen muß, ihre Holzungen zu schonen, ihnen die Mittel zu zeigen, welche sie anzuwenden haben, so viel wie möglich den durch unkluges Verfahren angerichteten Schaden wieder gut zu machen.

Wohlthätige Wirkungen der Beholzung der Berge. — Sind die Berge mit Holz bedekt, so entspringen auf ihnen Quellen und Bäche, welche die Felder beleben und bewässern und durch ihre Vereinigung grosse Wasserströmungen bilden, die so nüzlich sind zur Fortbringung der Erzeugnisse der Natur und des Kunstfleisses; zahlreichen Heerden schenken sie ausgedehnte Weiden; sie geben Holz zum Schiffs- wie zum Hausbau, für den Künstler und für die Heizung; sie mässigen die Heftigkeit der Winde, ziehen die Wolken an und halten sie auf, daß sie in Regen sich auflösen oder vom Frost gefesselt in den höhern Regionen Schnee absezen, der bei der Wärme des Sommers Wasser gibt; endlich gewähren sie dem Feldbaue auf den Hügeln und in den Ebnen Schuz.

Nachtheilige Wirkungen der Holzentblössung der Berge. Wenn aber die Hand der Menschen unkluger Weise das Holz zerstört, welches die höheren Bergebnen umgibt, wenn um einiger dürftigen Ernten willen sie die leichte Lage von Pflanzenerde aufwühlt, welche die Felsen bedekt; wenn endlich der Zahn der Heerden den Wiederanwuchs der Bäume verhindert, dann graben die Regenwasser, keinen Widerstand findend, sich tausend Kanäle, die immer breiter werden, je weiter sie sich von den Gipfeln entfernen und in tiefen ausgerissenen Höhlen enden. Diese Wasser führen die Erdlage weg, die nicht mehr von den Baumwurzeln gehalten wird und rauschen dahin als zerstörende Ströme; der während des Winters aufgehäufte Schnee läuft bei zurükkehrender Wärme an den Abhängen hinab, und da diese ungeheuren Massen keinen aufhaltenden Damm mehr finden, stürzen sie in die Thäler, zerstören in ihrem Sturze Wiesen, Heerden, Dörfer und Menschen. Ist einmal der Fels nakt, dann untergraben ihn heimlich die in die Spalten dringende Wasser, machen ihn loker und bröklich; er sinkt in Trümmer und diese häufen sich am Fusse des Berges. Dann ist das Uebel ohne Rettung; die von der Höhe verschwundenen Forste steigen nie wieder hinauf.

So ist also die Folge der Holzentblössung der Berge das Wegschwemmen der Pflanzenerde, Unfruchtbarkeit dieser Berge selbst, Verminderung der Wasserquellen, Vermehrung des Wassers auf

der Oberfläche, Bildung von Strömungen und zusammengeballten Schneemassen, welche die niedern Felder zerstören, sie mit ungeheuren Felstrümmern überdeken, die jedes Jahr sich erneuernd bald blühende und volkreiche Thäler in wüste Gegenden verwandeln. Diese Folgen zeigen sich allenthalben, wo der Mensch das Werk der Natur nicht zu achten wußte.

Der Reisende, der Griechenland besucht, findet anstatt der schönen Wälder, womit die Berge bekränzt waren, anstatt der reichen Ernten, die eine kunstfleissige Nation einsammelte und die zahlreichen Heerden, welche die Gefilde blühend machten, nichts, als kahle Felsen und dürren Sand. Vergebens sucht er mehrere Flüsse, deren Namen die Geschichte aufbewahrt hat, sie sind von der Erde verschwunden. —

Folgen der Zerstörung der Holzungen auf den Alpen und Apenninen in Italien. — Die Zerstörung der Wälder auf den Alpen und Apenninen hat in vielen Distrikten von Italien grossen Nachtheil hervorgebracht. Man schreibt ihr eine grosse Unregelmässigkeit im Laufe der Gewässer zu; Austretungen der Hauptflüsse und Anschwemmungen in denselben; Verschüttung mehrerer Thäler in den Apenninen durch die Strömungen; Bildung von Sümpfen, die der Gesundheit schädlich sind; das Sinken der Temperatur, die mehrerem Anbau, besonders dem des Oelbaums nachtheilig zu werden droht; endlich eine grosse Verminderung der Erzeugnisse und, als deren Folge, der Bevölkerung, die vormals so bedeutend war, daß man noch jezt darüber erstaunt.

Die Königreiche von Neapel und Sizilien haben nicht den Nachtheil erfahren, der das übrige Italien betroffen hat, und verdanken diesen Vorzug der Erhaltung der meisten Waldungen auf ihren Bergen.

Die Schweiz, deren Bewohner, auf eine kleine Streke pflugbaren Feldes beschränkt, nur mühsam für sich und ihre Heerden Nahrung finden, erkennt jezt die Nothwendigkeit an, dem Urbarmachen ein Ziel zu sezen und Mittel aufzusuchen, die Schonung ihrer Waldungen mit dem Feldbau in Einklang zu bringen.

Spanien ist das südlichste Land von Europa, wo die Wälder am Wenigsten Schaden gelitten haben. Die zahlreichen Gebirgsketten, welche das Land im Norden umgeben und sich nach Nord-Ost und Südwest erstreken, sind mit Wäldern bedekt, deren Erhaltung man den geringeren Fortschritten des Akerbaues zuschreibt. Die grossen Berge im Innern dieses Reiches erzeugen, da sie nicht bedeutend hoch sind, die schönsten Bäume zu Bauholz.

Die französischen Kantone der Vogesen, des Jura, der Alpen und der Pyrenäen haben viele Holzverwüstungen auf den Gebirgen erfahren; hier will ich mich blos auf die beschränken, welche die Alpen und die Pyrenäen betroffen haben.

Zerstörungen der Wälder auf den Alpen. — Nach einer Denkschrift des Herrn Dugied, vormaligen Präfekten des Departements der Nieder-Alpen, berechnet man die Grösse des öde liegenden Landes in diesem Departement auf 430,613 Hektaren; dieß beträgt mehr als die Hälfte der Oberfläche. In älterer Zeit war der größte Theil dieser Gegenden mit Wälder bedekt und die Temperatur der Ober-Provenze weit gelinder, die Gewässer nahmen eine bessere Richtung, die Thäler waren weniger verschüttet, die Fruchtbarkeit dieses Landes ausgezeichnet.

Jezt sind die Berge fast ganz ohne Holzung und ohne Weide, und die Erde der Thäler ist zur Hälfte wenigstens durch die Bergströme weggeschwemmt. — Diese mit nakten, schwarzen Felsen besezten Berge gewähren einen widrigen Anblik, und nichts ist trauriger, als der Anblik jener Thäler, die vormals aus dem schönsten Erdreich bestanden und jezt fast in ihrer ganzen Breite mit Kies bedekt, nur von einzelnen Wasser-Streifen durchfurcht sind.

Erblikt man zum ersten Male diese weiten Lagen von Kies, so fragt man sich, welche unbe-

kannte Macht konnte diese Menge von Schutt hieher führen; wenn man aber zu den Bergen hinaufgeht, und das Auge, nachdem es die niedrigen Berge überschaut, tief in die Thäler hineindringt, dann lüftet sich der Schleier, der die Ursache dieser Verwüstungen verhüllte und man sieht, daß der Mensch der Haupturheber ist all dieser Zerstörung, die rings um ihn herrscht.

Diese traurigen Umstände entstehen aus zwei Ursachen, aus der Zerstörung der Holzungen auf den Bergen, und dem Aufreissen des Bodens. — Die Hölzer zogen die Wolken an und hielten sie auf, diese lösten sich auf in Thau und das daraus entstehende Wasser drang bis in die inneren Behälter, versorgte die Quellen und hielt die Flüsse fast immer in gleicher Wasserhöhe. Durch die Entholzung war die doppelte Anziehung der Wälder und der Höhen zerstört. Da nun die Anziehung der erstern aufhört, so können durch die letzteren die Wolken nicht mehr aufgehalten werden: sie gehorchen den Winden und tragen ihr Wasser in andere Gegenden. So gehen in den Alpen Monate, ja fast Jahre hin ohne Regen; aber plözlich strömen von allen Seiten des Horizonts Wolken zusammen, häufen sich, gleichsam von entgegengesezten Winden gedrängt, auf einander und stürzen in Strömen herab, die in ihrem Laufe Alles fortreissen.

Rechnet man zu diesen Holzentblössungen der Höhen noch das nicht weniger unkluge Aufreissen des Bodens hinzu, welche man seit 30 Jahren an den Seiten dieser Berge vorgenommen hat, so sieht man leicht ein, mit welcher Raschheit dieses Uebel in den Niederalpen hat fortschreiten müssen, besonders wenn man weiß, daß die Abhänge dieser Berge mit dem Horizonte Winkel von 70 bis 75 Grad bilden. Es ist unmöglich, daß bei einer so steilen Abdachung die aufgewühlte Erde den Gewitterregen widerstehen könne; und wie könnte sie es, da schon gewöhnlicher Regen sie wegspült? Der Verf. über die Holzungen der Niederalpen, von dem ich diese Umstände entlehnt habe, nimmt keinen Anstand zu behaupten, daß, wenn man sich nicht beeilt, dieser traurigen Lage abzuhelfen, sehr bald und sehr rasch die Bevölkerung in den höhern Gegenden dieses Departements sich vermindern werde.

Was hier von den Niederalpen gesagt ist, findet nothwendig auf das Departement der Hoch-Alpen seine Anwendung.

Zerstörung der Wälder in den Pyrenäen. — Die Verwüstung der Wälder auf den Pyrenäen ist nicht weniger schnell und unheilbringend gewesen. Die gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts zu den Domänen gehörigen Waldungen bestanden ungefähr aus 250,000 Hektaren. Ludwig der XIV. ernannte eine Kommission zur Besichtigung derselben. Die über diese Besichtigung 1670 abgehaltenen Protokolle beweisen, daß sie in dem Verlaufe eines Jahrhunderts um die Hälfte kleiner geworden waren. Dennoch beliefen sie sich zu dieser Zeit noch auf ungefähr 125,000 Hektaren; allein zufällige und von Hirten zur Vergrösserung der Weiden angelegte Wald-Brände, der Mißbrauch der Durchtriften und die Neubrüche, die von 1670 bis Ende der Revolution fortwährten, brachten den Waldbestand in den Domänen der Pyrenäen in dieser lezten Zeit auf 40,000 Hektaren herab; so daß in einem Zeit-Raume von 250 Jahren diese Waldungen den dritten Theil ihres Bestandes verloren haben. Die Gemeinde- und Privatholzungen auf diesen Bergen sind nicht weniger vermindert worden.

Diese Waldungen, welche vormals und selbst unter Ludwig XIV. der Marine ungeheure Hülfs-Quellen darboten, sind jezt an mehreren Orten unzulänglich, das Bedürfniß der Gemeinden zu liefern, und der Ertrag mehrerer Dominial-Wälder ist geringer, als die Kosten ihrer Erhaltung.

Geseze in Bezug auf die auf Bergen gelegenen Holzungen. — Wenn in vielen Ländern die Waldungen von den Bergen verschwunden sind, so geschah dieß nicht, weil die Regirungen die Wichtigkeit der Erhaltung derselben verkannten.

Die Römer hatten obrigkeitliche Personen zur Verwaltung der Wälder und der Berge, so wie für die Wasserleitung. Die Republik Genua gab im 17ten Jahrhundert ein Gesez, worin den Eigenthümern der Berge vorgeschrieben ward, das Holz auf denselben zu schonen und Anpflanzungen zu machen. Die Souveraine von Mailand erliessen ein Gesez, welches Todesstrafe gegen Diejenigen aussprach, welche in ihren steilen Gegenden das Holz zerstören würden; ebenso strenge Geseze waren in der Schweiz zur Verhütung des Holz-Ausrodens; auch unsere Geseze enthalten besondere Verfügungen zu Erhaltung der Holzungen auf den Bergen. Eine Verordnung vom 12. Okt. 1667 für die Provenze, bestimmte eine Geldbusse von 3000 Franken für Diejenigen, welche abschüssige Felder aufreissen würden; eine Ordonnanz vom 12. Oktober 1750, die auf Nachsuchen der Stände von Languedoc erlassen worden, verbot alles Ausroden auf Bergen und Hügeln, bei einer Strafe von 50 Franken für den Aker und Konfiskation alles Dessen, was auf diesen Neu-Brüchen erbaut wäre. Ein Befehl des Parlements der Dauphiné vom 21. Mai 1718 enthielt dieselben Verbote in Ansehung der Berghängen, bei Strafe von 30 Franken für den Aker und Konfiskation der auf den aufgerissenen Ländereien erzeugten Früchte.

Einige dieser Geseze haben den Fehler einer zu grossen Strenge. Todesstrafe und ungeheuere Geldbussen auf das Ausreissen des Bodens gesezt, konnten der Absicht des Gesezgebers nicht entsprechen; der Richter, dem Individuo gegenüber, dessen persönliches Vergehen nur immer einen kleinen Theil des angerichteten Schadens in diesem Falle ausmacht, schaudert vor der Anwendung der Strafen zurük, die nur für die schwersten Verbrechen aufgespart werden müssen; daher entsteht gänzliche Straflosigkeit und Verschlimmerung des Uebels.

Das Gesez vom 29. September 1791, das von einem Extrem zum andern geht, erlaubte den Eigenthümern, ihre Holzungen nach Gutdünken zu benüzen, und machte keine Ausnahme in den Bergwaldungen. Diese unkluge Verlezung der ersten Bestimmungen hat bewiesen, was von dem Privatinteresse zu erwarten ist, wenn es dem allgemeinen Besten entgegengestellt ist. Die Wuth des Ausrodens ward auf eine solche Höhe getrieben, daß in ganz Frankreich ein allgemeines Geschrei sich erhob, um diesem Unfug zu steuern. Die Obergerichte, besonders die der Departements der Pyrenäen und der Alpen, wendeten sich mit lauten Klagen an das Gouvernement, welches auch am 29. April 1803 (**9. Floreal XI.**) ein Gesez erließ; allein dieses Gesez wirkte wenig für die auf den Bergen gelegenen Holzungen, weil in dem Geseze keine auf diese Hölzer sich beziehenden Verordnungen gemacht waren, und es blieb ihnen die Freiheit, in irgend einer anderen Gegend diese Anpflanzungen zu machen, folglich in einer Ebene, wenn die Aufreissung dagegen auf dem Berge geschehen war.

Der Forst-Kodex enthält bestimmtere Verordnungen, er befiehlt (Art. 220), daß an den Orten, wo aufgerissen worden, wieder Holz angepflanzt werde, er bestimmt eine Geldstrafe von 500 Franken als das Geringste und 1500 Franken als das Höchste für den Hektar ausgerodeten Holzes, läßt also eine grosse Lüke zwischen dem Minimum und Maximum der Strafe, so daß die Gerichte die Umstände berüksichtigen können, welche ein Ausroden mehr oder weniger nachtheilig für das Ganze oder für den einzelnen Distrikt machen.

Der Artikel 225 desselben Gesezes, um die Holzanpflanzungen auf den Berghöhen und den Abhängen, so wie auf den Sanddünen zu befördern, befreit dieselben 20 Jahre lang von allen Auflagen. Diese Bestimmungen, in Verbindung mit denen auf Weiden und Brände in den Waldungen bezughabenden, würden hinreichend seyn, zu verhüten, daß die Bergwaldungen ferner heruntergebracht würden, wenn nur die Bewohner ihr eigenes Interesse berüksichtigen wollten.

Mittel zur Wiederherstellung der Berge. — Nachdem nun die Ursache der Nach-

theile, welche traurig auf die Berggegenden wirken, angegeben, und gezeigt worden ist, daß das Uebel immer weiter fortschreiten wird, wenn keine schleunigen Mittel dagegen angewendet werden, so wollen wir jezt die Maßregeln angeben, die zum Besten jener unglüklichen Distrikte zu ergreifen sind.

Die dringendste Maßregel ist die Ausübung der Verordnungen des Forstkodex, der alles neue Ausroden verbietet, dem Mißbrauch der Weiden steuert und den Gemeinden es zur Pflicht macht, für die Aufsicht und Erhaltung ihrer Hölzer zu sorgen. Die Anwendung dieser Verordnungen aber hängt von den Ortsbehörden, besonders von dem redlichen Willen der Munizipal-Verwaltungen ab, oder vielmehr mit der besseren Einsicht der Gesammtzahl der Bergbewohner über ihr Interesse ist die Erhaltung ihrer eigenen Existenz verbunden.

Man muß aber nicht allein die Fortschritte des Uebels hemmen, sondern die Nachtheile so viel als möglich wieder gut machen, und wo es nur irgend anpassend ist, die Fruchtbarkeit wieder herzustellen suchen. Das Besäen und Bepflanzen der Abhängen oder ihre Verwandlung in Weiden, wenn sie einer unklugen Kultur unterworfen waren, dieß sind die Mittel, diese Landstriche wiederum fest und fruchtbar zu machen.

Die Regirungen, die Kommunen, und die einzelnen Besizer von holzentblößten Bergen, müssen mit einander weiteifern in dem grossen Werke der Wiederbeholzung dieser Berge. Die Mittel dazu und ihre Thätigkeit müssen gemeinschaftlich gleich wirksam seyn; denn bei diesem Werke wird die allgemeine Thätigkeit der Uebrigen durch Sorglosigkeit eines Einzelnen gelähmt. Zur Erreichung dieses grossen Zwekes sind Plane und Mittel nöthig, alle Interessen müssen in einen gemeinschaftlichen Punkt vereiniget werden.

Um diesen Zwek am Sichersten zu erreichen, wäre es vielleicht das Gerathenste, eine Departements-Kommission zu erwählen, bestehend aus Forstagenten, Gemeindevorstehern und aus solchen Grundbesizern, die durch Einsichten, Vermögen, Liebe für das gemeine Beste sich empfehlen, unter Vorsiz eines Präfekten. Die Aufgabe dieser Kommission würde darin bestehen: die vorzunehmenden Arbeiten anzugeben, die besten Mittel zur ihrer Ausführung aufzufinden, die nüzlichen Maßregeln für die Verwaltung und Gesezgebung vorzuschlagen und die Geschäfte zu leiten.

Alle Betheiligten müßten zur Leistung dieser Arbeiten beitragen, jeder nach seiner Kompetenz, nemlich die Regirung durch Anweisung des Fonds, die Kommunen durch eine erhöhte Auflage, und die Privateigenthümer aus eigenem Vermögen. — Man könnte auch die Anpflanzungen durch Preise zu beleben suchen, welche von der Regirung, den Präfekten und von den Akerbau-Gesellschaften zuerkannt würden.

Welches Verfahren bei Bepflanzung der Berge zu beobachten ist.

Die Verfahrungsarten bei der Bepflanzung der Abhängen können, je nach der Oertlichkeit, verschieden seyn. Man findet in manchen Büchern gute Anleitung darüber. Folgende Methoden scheinen auch sehr empfehlungswerth:

Das Säen in kleine parallele und horizontale Gräben (Rinnen).

1. Man macht oben an dem Abhange des Berges und in ganz horizontaler Linie einen kleinen Graben von 2—3 Zoll Tiefe, je nach der Dike der noch vorhandenen Erdlage, und 4—6 Zoll breit. Die dabei abfallenden Rasen, Steine und Erde legt man an den Rand des Grabens, da wo es abhängig ist, so daß der Graben dadurch fast doppelte Tiefe erhält und der obere und untere Rand gleiche Höhe haben.

2. Ist diese erste Arbeit gethan, so werden ähnliche Gräben parallel um den ganzen Abhang herumgemacht, 4—5 Fuß von einander, je nachdem der Hang mehr oder minder steil ist.

3. Der Boden dieser kleinen Gräben wird aufgehakt und Samen von Tannen, Fichten, Bir-

len, Eichen und andern eingestreut, je nach der Beschaffenheit des Bodens und seiner Lage. Wo möglich werden diesen Sämereien auch noch Samen Schatten bringender Sträucher, z. B. Ginster und dgl., hinzugefügt, um die gesäeten Bäume durch Schatten gegen Sonnenhize und strenge Kälte zu schüzen, und durch die Wurzeln dieser Sträucher den Schneelavinen, welche auf grosse Regen und Aufthauen des Schnees folgen, noch mehr Wiederstand zu leisten. Diese Gräben füllen sich unvermerkt an mit den Pflanzenabfällen und der Erde, welche die Regen herabspülen. Die Räume von einem Graben zum andern berasen und befestigen sich, das durch die Furchen aufgehaltene Regenwasser dringt in die Erde und die jungen Pflanzen finden hinreichenden Dünger und Feuchtigkeit zu ihrem Fortkommen. Aus diesem bisher Gesagten geht hinlänglich hervor, daß man sich wohl zu hüten hat, diese Berge mit Kartoffeln oder Cerealien zu bestellen, hierdurch würde geradezu das Abrollen der Erde, die Entblössung der Baumwurzeln befördert und die Abhänge immer schroffer werden.

Säen in Löcher. — Diese Methode wird an mehreren Orten angewendet, um schroffe Abhänge zu besäen; sie besteht darin, daß man Löcher macht, um den Samen hineinzuthun, ohne das übrige Land zu bearbeiten; sie ist vortheilhaft für das Keimen der Samen und das Wachsthum der Bäume; allein sie schüzt nicht gegen das Herabschiessen des Wassers. Die so gesäeten Bäume schüzen sich nicht unter einander gegen die Winde, und durch ihren Schatten gegen Sonnenhize, wie bei der obigen Methode.

Indessen ist sie doch als mehr ersparend bei solchen Hängen anwendbar, die noch Rasen haben, nur müssen die Löcher im Verbande (je 4 und 4 und 1 in der Mitte) gemacht und am Rande eines jeden die ausgegrabenen Rasen und Steine an der abhängigen Seite aufgeschichtet werden.

(Schluß folgt).

Der Schiffer, der Kokosbaum und die Würmer.

Widrige Winde hielten einen Schiffer lange auf einer Insel zurük; die Hize des Klimas war schreklich. Um und um kein einziger gastfreier Baum, der ihn in seinen kühlen Schatten geladen hätte.

Als er eines Tages lechzend am Ufer des Meeres saß, sah er zwei Kokosnüsse daher schwimmen, dieser Anblik war ihm Seligkeit. Ich will nur eine davon geniessen, sagte er zu sich selbst, die andere will ich in die Erde graben, vielleicht wächst sie zu einem Baume heran, und wenn ich dann etwa nach etlichen Jahren wieder hieher verschlagen werde, so lohnt mir sein Schatten meine jezige Mässigkeit im Uebermasse. Nach einigen Tagen fuhr der Schiffer mit gutem Winde ab. Indeß wuchs wirklich der Kokosbaum, das Geschmeiß, das am Boden kriecht, und von der Dürre des Landes lebte, stieß die Köpfe zusammen. „Das wär' mir recht“, rief Einer, „jezt wüchse gar ein Baum, er würde die Vögel des Himmels heranloken, sie würden sich freuen in seinem Schatten, und uns aufreiben. „Laßt uns in sein Mark nagen; und in seinen Körnern fressen,“ sagte ein Anderer, „können wir den Baum nicht hindern, so wollen wir ihn doch geniessen, Niemand soll an der äussern guten Schale Würmer suchen, das macht unsern Aufenthalt sicherer. — Auch wollen wir jedes Geschöpf, das unter seinen Schatten sich legen will, stechen, und saugen nach Herzenslust, sie sollen uns den Anschein vom Guten theuer genug bezahlen.“

Nach vielen Jahren kam der Schiffer wieder in dieses Wasser. Mehr noch, als die genaue Kenntniß seiner Gläser, wie weit sie reichen, wirkte seine Freude und Begierde nach seinem Baume. Denn, eine Stunde, ehe es möglich war, die Insel zu sehen, stand er schon auf dem Verdeke, und spähte nach der Gegend hin. Als er jezt die Insel — jezt etwas baumähnliches — jezt den Baum selbst erblikte, hüpfte er vor Freude in die Höhe, und jauchzte dem Gedeihen seines lieben

Baumes schon von Ferne Willkommen zu. Wie will ich mich hinstreken in den Schatten, den deine dankbaren Aeste über mich giessen werden, wie will ich mich laben an deiner Frucht, du lieber Baum! — Jezt kam er an die Insel, lief zu seinem lieben Baum mit ausgebreiteten Armen. Als er sich aber an ihn hängen wollte, wie der Freund an den Freund, da sah er ekelhafte Würmer am Stamme hinaufkriechen, auch stieß er mit seinen Füssen an hohle ausgefressene Nüsse.

Das that dem Schiffer in der Seele wehe. Sollte ich wohl für Ungeziefer gepflanzt haben, sagte er im Grame seines Herzens. Zwar weiß ich, es gibt dieses Geschmeiß in allen Breiten, aber meinen lieben Baum hätte ich doch gerne geschont sehen mögen. Doch sehe ich ja der Nüsse noch mehr hangen, auch werden die Blätter mehr grünen, wenn die innere Kraft des Baumes wachset. Er nahm mehrere Nüsse herab, so viel er aber öffnete, so oft kroch ihm ein schändlicher Wurm entgegen. Die Nüsse waren statt mit Saft und Kraft, mit Koth und Staub gefüllt, das machte den armen Schiffer sehr traurig.

Indeß stürmte vom Meere her ein Orkan: so werdest du mir doch Schuz wider den Sturm geben, wenn du mir schon keine Nahrung gabst, sagte der Schiffer, aber schon beim ersten Windstosse fiel alles Laub vom Baume, beim zweiten splitterte der Baum selbst; sein Mark zerstäubte in alle vier Winde.

Einer der grösseren Aeste schlug den armen Schiffer zu Boden. Alles Ungeziefer machte sich über ihn her, stachen und nagten an ihm, bis die Schlangen, die an der Herzwurzel des Baumes genistet hatten, sich um ihn herum krümmten, und ihn vollends mit ihrem Geifer und Stachel tödteten. Weher noch, als der Schlangenbiß, that ihm ihr Zischen: „Du hast, als du das Gute wolltest, in deiner Rechnung der Würmer vergessen.“ Lies auch diese Fabel!

Hirsenkörner.

Warum waren es nicht die Alten, welche die Buchdrukerei erfanden! Zuverlässig wären sie andere Menschen durch die Erfindung geworden, wir andere durch sie, und die Welt hätte eine ganz andere Gestalt. Vielleicht muß die Kunst in einigen Jahrhunderten neu erfunden werden. Wenigstens hat es seit ihrer Erfindung schwerlich eine Zeit gegeben, in welcher sie so überflüssig gewesen wäre, als in der gegenwärtigen.

Sonst hielten die bessern Menschen mit ihrem Zeitalter gleichen Schritt, und die besten eilten ihm voran. In dem unserigen kann ein weiser Mann nichts Besseres thun, als hinter ihm zurükbleiben.

Manche Schriftsteller suchen ihre Fehler durch grosse Autoritäten zu rechtfertigen. Heißt das nicht, zum Homer in die Schule gehen, um von ihm — schlummern zu lernen.

Ich kenne eine Hexe, an die Niemand glaubt, und die doch, da sie immer wieder aus ihrer Asche hervorgeht, troz der Aufklärung, schon oft verbrannt wurde. Diese verhaßte Unholdin — wer hat nicht längst ihren Namen errathen? — heißt Wahrheit. —

Derjenige hat die beste Erziehungsmethode, der die meiste Liebe für die Kinder besizt. Man frage daher keinen Lehrer, bist du Pestalozzis Jünger, sondern hast du ein Herz?

Diogenes suchte mit der Laterne — Menschen. Wie sich doch die Zeiten ändern! In unsern Tagen — man spart das Oel — werden sie gar nicht mehr gesucht, und wehe Dem, der sich finden liesse!

Wir leben in einer Zeit, die Alles verachtet, nur das Verächtliche nicht.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Vorzügliches Mittel, wollene Kleider zu reinigen.

Es ist ebenso einfach, als wohlfeil, und, was das Beste ist, probat. Man kocht etwa den dritten Theil von einem Viertelpfund Tabak (der allerschlechteste thut dieselben Dienste, wie der allerbeste) in drei Schoppen Wasser ab. In die heisse gekochte Brühe taucht man alsdann eine mit etwas steifen Borsten versehene Bürste, und bürstet das Kleidungsstük nach allen Seiten tüchtig durch, indem man die Bürste so oft wieder eintaucht, bis die Flüssigkeit in das Tuch eingedrungen ist. Zulezt streiche man mit der Bürste nach dem Strich, und hänge alsdann das Kleidungsstük zum Troknen auf. Man fürchte nur keinen Nachtheil für das Kleid; es ist einerlei, von welcher Farbe das Tuch ist. Es wird so glänzend und rein, wie nur immer möglich, und hat durchaus keinen Tabaksgeruch. Selbst auf solche Weise gereinigte Rokkragen lassen keine Spur von jenem klebenden Schmuze zurük, der einen sonst noch guten Rok zum Hausrok degradirt.

Das Wörtchen meiner Qual.

Ein Wörtchen gibt es auf der Welt,
Das mir das Leben recht vergällt,
Mich wie mit Nadeln sticht —
Bei Manchem, was ich schön gethan,
Stoß ich mir blaue Fleken d'ran,
Es heißt: das schikt sich nicht.

Gern folg' ich meiner Laune nur,
Dem Ruf der Freude, der Natur,
Und nicht dem Ruf der Pflicht.
Allein, Pflicht hemmt meinen Lauf,
Man stößt mich mit der Nase d'rauf,
Und ruft: Das schikt sich nicht.

Ich lachte manchen grossen Herrn
Und allen grossen Narren gern
Gerade in's Gesicht;
Und läßt mich Einer nicht in Ruh',
So schlüg' ich gar so gerne zu,
Allein, das schikt sich nicht.

Ich muß oft geduldig seh'n,
Wie sich die Leute Nasen dreh'n
Bei hellem Sonnenlicht.
Gern rief ich dann: Seyd ihr denn blind?
Ihr seht doch, daß es Schelme sind!
Allein, das schikt sich nicht.

So plagt dieß Wort mich jämmerlich,
Allein am Meisten ärgerts mich,
Wenn es vom Liebchen spricht;
Und leider sprach's nur allzuoft,
Wenn ganz was Anders ich gehofft,
Ein: „Freund, das schikt sich nicht."

So, als ich jüngstens bei ihr war,
Da spielt' ich mit dem schönen Haar,
Das ihre Stirn umflicht;
Ich spielte mit dem Lokenband,
Da schlug sie sanft mich auf die Hand,
Und sprach: Das schikt sich nicht.

D'rauf nahm ich sie in meinen Arm,
Und blikte, ach! um's Herz so warm,
Der Holden in's Gesicht.
Ein Küßchen! bat ich, liebes Kind;
Doch sie entfloh mir wie der Wind,
Und rief: Das schikt sich nicht.

So schreit' ich auf der Lebensfahrt
Beständig in der Redensart,
Ich unglükſel'ger Wicht.
Weiß nicht, wie ich's verschuldet hab',
Allein es bringt mich noch in's Grab —
Und das — das schikt sich nicht.

Seltene Grabschrift.

Der größte Held, den je die Erde trug,
Ruht friedlich unter diesem Aschenkrug.
Im schwersten Kampf ist ihm der Sieg gelungen,
Sich selbst hat er bezwungen.

Amor und der Leichtsinn.

Es mußte sich, auf Jupiters Geheiß,
Gott Amor einst die Augen fest verbinden.
Der Knabe rief: „Ach weh' mir armen Blinden,
Wie soll ich mich nun auf der Erde finden,
Wo ich nicht Weg und Stege weiß!"
Zeus fühlte Mitleid mit dem Knaben. —
„Nun kleiner Trozkopf! gib dich nur zur Ruh',
Du sollst ja einen Führer haben!" —
Sprach's und gesellte ihm den Leichtsinn zu.

Fragmente eines Reiseberichts.

„Die türkische Strafe ist auch in Deutschland Mode,
Denn Herren und Damen schnüren sich zu Tode."

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 37. 12. September 1840.

Inhalt: Ueber die Holzentblössung der Berge, die Mittel, ihr Einhalt zu thun und das Wiederbewachsen der dazu geeigneten Streken zu bewerkstelligen. (Schluß.) — Guru Nudle und seine Schüler. — Hirsenkörner.

Ueber die Holzentblössung der Berge, die Mittel, ihr Einhalt zu thun und das Wiederbewachsen der dazu geeigneten Streken zu bewerkstelligen.

(Schluß.)

Vorsichtsmaßregeln bei Bergbesäungen. — Bei jeder Methode, die man befolgt, ist genau die Natur des Bodens und die Lage desselben zu berüksichtigen, denn davon hängt fast immer der glükliche Erfolg der Besäung ab.

Mit Vortheil werden an der Nordseite Fichten, Tannen, Lärchenbäume und Birken gesäet; an der Ostseite Buchen, Hagebuchen und Birken; an der Südseite Eichen, Ahorn, Buchen, Kastanien und Platanen u. s. w.; an der Westseite Tannen, Fichten, Eichen, Buchen und Hagebuchen.

Endlich ist es äusserst wichtig für die Erhaltung des Gesäeten, streng alle Weide und alles Gras- und Laubsammeln, da dieses hier der natürliche Schuz des Samens ist, zu verbieten. — Ebenso nöthig wird es, alle Arten Sträucher und Gestrüpp zu schonen, so wie die Farrnkräuter und andere lang ausdauernde Pflanzen, deren Wurzeln die Erde festhalten und deren Blätter den Samen schüzen; und sie dürfen nur in den kleinen Gräben und in den Löchern, in welche gesäet worden, zerstört werden.

Säen und Pflanzen zugleich. — Herr Gillet in Besançon thut folgenden Vorschlag: Zuerst wird das Land zwei Mal bearbeitet, ein Mal im Frühlinge und ein Mal im Sommer; wo das Erdreich es erlaubt, mit dem Pfluge, oder sonst mit der Hake, um das Unkraut, Gestrüpp und Dornen wegzubringen, und dieses muß bei warmer Witterung geschehen. Dieses so bearbeitete Erdreich wird nun besäet auf diese Art: auf den Hektar ungefähr 6 doppelte Dekaliter Eicheln, 2 Dekal. Buchekern und alle andern Arten von Holzsämereien, die man haben kann, wobei man, je nach der Beschaffenheit des Bodens, abwechselt; darauf wird der Same durch eine neue Bearbeitung bedekt, so daß er 10 Centimeter tief zu liegen kommt, um ihn gegen Thierfraß, Frost und andere Beschädigung zu schüzen.

Auf diese so besäeten Fleke werden junge Sezlinge von 6—15 Centimeter Dike gesezt, Eichen, Buchen, Ulmen, Kirschen, Hagebuchen und dgl., immer nach der Lage und Natur des Bodens; diese werden 1 Meter 20 Centimeter aus einander gesezt auf schlechten Fleken, 1 Meter 60 Centimeter auf den übrigen; die Löcher oder Gräben müssen ungefähr 45 Centimeter breit seyn, so daß wenigstens unter und um die Wurzeln 20 Centimeter aufgelokerte Erde bleibt; dann wird das Loch mit der ausgegrabenen Erde ausgefüllt bis auf 20 Centimeter über dem Boden und mit dem Fuß angetreten, und auf diese aufgeworfene Erde wo möglich Steine gelegt, um Erde und Pflanze niederzuhalten. An Hängen, wo man gar nicht zukommen kann, wirft man vom Gipfel herab den Samen breitwürfig den Abhang hinunter. Die Besäung und Pflanzung muß im Herbste geschehen.

Ueber diese angegebene Methode will ich einige Bemerkungen beifügen. Das Erdreich an den Hängen darf nicht aufgerührt werden; die drei Umarbeitungen würden das Unangenehme haben, daß das Abrollen des Erdreichs dadurch befördert würde.

Eine leichte Bearbeitung kann angewendet werden, die grossen Samen, z. B. Eicheln, Kastanien, Buchekern zu bedeken; allein leichte Samen wollen etwas tief liegen. Der Vorschlag, die Samen durch eine Umarbeitung zu bedeken, muß sich nur auf grosse Sämereien beschränken. Herr Gillet räth an, alle Arten für den Boden passende Bäume auf schon besäete Pläze zu pflanzen, welche schon mit denselben Arten besäet sind; es ist hinreichend, dahin, wo hartes Holz gesäet ist, weiches zu pflanzen, und so umgekehrt, kurz seine Methode kann gut seyn, allein sie ist kostspielig.

Herr Gillet ist nicht der Meinung, daß man die Sezlinge abstuze, sondern man soll den Stamm ganz lassen. Der Sezling muß abgestuzt werden, wenn man seine Wurzeln beschneidet und dieß muß man fast immer thun. Allemal muß ein Verhältniß zwischen der Länge der Wurzeln und der des Stammes beobachtet werden, weil eine Pflanze mit wenig Wurzeln und viel Stamm, oder Aesten durch Ausdünstung der Blätter viel verliert, und dafür aus ihren Wurzeln wenig Ersaz zieht, welche doch bei der ersten Aufziehung der Bäume die Hauptorgane der Ernährung sind.

Endlich räth der Verfasser auch eine sorgfältige Erhaltung der Saaten und Pflanzungen; diese Unterhaltung besteht darin, daß man in den ersten Jahren immer nachpflanzt, wo leere Stellen sind, das Genisste und die Dornen, welche den Pflanzen schädlich sind, ausrodet, die unnüzen Zweige auspuzt; in den folgenden Jahren die schlingenden Zweige und überflüssigen oder schlecht gekommenen Stämmchen wegnimmt und diese Auslichtung fortsezt, so oft das Holz zu gedrängt steht; hierdurch wird das Fortkommen der Sezlinge ungemein befördert, und der Erfolg ist sehr wohlthätig.

Anpflanzung von Kastanienbäumen (Fagus castanea?) zu Corsavi (östlichen Pyrenäen) von Herrn Vilanova.—

Herr Vilanova, Gutsbesizer zu Corsavi, der beträchtliche Kastanienpflanzungen angelegt hat, auf einem Terain von 45—56 Grad Neigungs-Winkel, durchschnitten von hohen Bergen in der Nähe von Canigou, deren Höhe 2787 Metres beträgt, gibt folgende Nachricht über das bepflanzte Terrain und das dabei angewendete Verfahren: Der Boden bestehet aus einer dünnen Schicht von zerfallenen Stüken Urboden (Granit, Gneis und Schiefer); früher standen hier harzige Bäume und Buchen, seit einem Jahrhundert aber war kein Holz da und er diente nur zur Vieh-Weide. In dem mittleren und niedrigen Theile der Kommune von Corsavi ist einen Theil des Jahres eine angenehme Temperatur, die Hize nicht so drükend, wie in der Ebene von Roussillon und um Arles. In dieser Stadt ist auch der Winter härter, obgleich sie nur 140 Toisen über dem Meere liegt, da Corsavi ungefähr 450 Toisen darüber erhaben ist. Auf den Höhen in dieser leztgedachten Kommune findet sich eine grosse Menge von Quellen und kleinen Wasserläufen, welche das Land feucht erhalten, da, wo sie es nicht aushöhlen. In den Niederungen sind viele Bäche. Der Distrikt von Corsavi hält ungefähr 5000 Hektaren, wovon zwei Fünftel beholzt werden können.

Zu Corsavi zieht man zur Anlegung von Schlägen den Kastanienbaum vor, weil er gut aus dem Sturzel wieder austreibt, schnell wächst und gut lohnt; Herr Vilanova warnt aber vor zu öfterem Aushauen dieser Schläge, indem gerade bei dieser Baumart die Zerstörung derselben beschleunigt werden würde; und eben so wäre es bei einer schlechten Bewirthschaftung, wo, wenn die Stöke gesplittert sind, man nicht sogleich diese Splitter abpuzt und den Schnitt von Mooß und Flechten, so wie von alten vermodernden Spänen reinigt, welche alle eine Menge schädlicher Insekten verbergen. Er rathet an, man soll, wenn ein altes Kastanienholz ausgehauen ist, auf der Stelle, wo gehauen worden, das dürre Holz und den aus den verfaulten Stöken entstehenden Humus mit Stroh, Reisern oder trokaen Blättern anbrennen; auch wäre es gut, den Boden von Rasen zu entblössen. Bei der Anlegung von Kastanien-Schlägen schäzt Herr Vilanova die Entfer-

nung der Sezlinge von einander auf 3 Meter in gutem Lande, so wie in dem, das hoch liegt, kalt und den Winden ausgesezt ist, und auf 4 Meter da, wo wenig Pflanzenerde ist; er sagt aber auch zugleich, daß diese Entfernungen nur für den Distrikt von Corsavi angegeben sind, und daß in andern Ländern, wo solche Schläge bestimmt sind, um Faßreife zu liefern, die Entfernungen bedeutend geringer, etwa 1—2 Meter seyn können. —

Die besten Anpflanzungen werden in kalten Lagen im Frühjahre gemacht; und im Herbste, wenn das Laub abfällt, an den warmen und gemässigten Lagen. In den Baumschulen sucht man die dikstämmigsten und kräftigsten Sazstämme aus, beschneidet sie und schlägt sie ein, damit die Wurzeln nicht troken werden, nimmt sie dann beim Verpflanzen einzeln heraus. Diese Verpflanzung geschieht am Besten bei Regenwetter oder wenn es trübe und windstill ist; man muß nie bei widriger Witterung oder zu erwartender, anhaltender Dürre pflanzen, weil diese immer den neuen Anpflanzungen schädlich ist. Die Bäume, welche in ein noch von Wasser durchdrungenes Erdreich verpflanzt werden, sterben sehr oft, weil solche nasse und schlammige Erde, wenn sie troknet, aufreißt; Luft und Sonne dringen in die Risse und zerstören die jungen Bäume.

Aushauen eines Schlages von Kastanienbäumen. — Das Holzschlagen geschieht in warm oder temperirt liegenden Schlägen, vom Abfallen des Laubes an und den Winter hindurch; wo aber die Lage kalt ist, zieht man das Hauen im Frühlinge vor, weil die Spät-Fröste und die starken Winde in den ersten Tagen des Maies die Knospen noch nicht entwikelt finden und das Aushauen den Vortheil gewährt, daß das Wiederaustreiben der Stöke bis zur guten Witterung verzögert wird, wo kein Frost mehr zu besorgen ist. Die Reife, die im Winter gehauen werden, sind auch mehr geschäzt, als die in den Lichtungen während des Sommers geschlagenen. Die Schläge, wo alle 4—6 Jahre Reifenholz geschlagen wird, verschlechtern sich auch, weil die jungen Triebe oft der rauhen Witterung ausgesezt sind, da hingegen das Aushauen zu Faßdauben, das alle 17—20 Jahre geschieht, weniger nachtheilige Zufälle nach sich zieht. Noch grösserer Vortheil würde in Ansehung des Ertrags und des Nachwuchses zu erwarten seyn, wenn der Hau bis zum 25sten Jahre verschoben würde.

Auslichtung der Schläge. — Ausser dem gewöhnlichen Holzschlagen werden die Schläge ausgelichtet, um den ganzen Vegetations-Trieb auf die Sazbäume, die stehen geblieben sind, zu konzentriren. — Bei solcher Auslichtung werden alle Schöße aus dem Mittelpunkte des alten Stokes weggeschnitten, so wie ein grosser Theil der am Rande stehenden, damit bei heftigen Stürmen, wo oft Stämme umgerissen werden, keine Schösse um den Rand des alten Stokes zersplittert werden. Die Auslichtungen geschehen nach 7 Jahren, doch ist es besser, sie früher vorzunehmen, damit die Wunden sich besser mit Rinde überziehen können. Im Juli und August werden diese Auslichtungen vorgenommen, weil die Schösse, die dann kommen, schwach bleiben und dann im Winter erfrieren oder unter den kräftigen Schössen, die zu Faßdauben stehen bleiben, erstikt werden.

Wenn man die dikstehenden Kastanienschläge nicht auslichten wollte, so würden alle sechsjährigen Stämme so lange in einer Art von Unthätigkeit bleiben, bis die Zeit die überflüssigen Schösse und aus denen keine guten Bäume hätten werden können, zerstört oder erstikt hätte. Durch diese künstlichen oder natürlichen Auslichtungen werden die stehenbleibenden Stämme mehr dem Einflusse der Atmosphäre ausgesezt und folglich nehmen sie schneller an Stärke und Höhe zu. Man erstaunt bisweilen, wie kräftig sie in kurzer Zeit werden, wenn sie sich selbst frei überlassen bleiben.

Was bei den Schlägen zu beobachten. — Die Bearbeitung, welche man der Erde nach jedem Hau des Schlages wiederum gibt, um den Boden aufzulokern und den Wurzeln

mehr Trieb zu geben, und die Sorge, die jungen Triebe vor allem Nachtheile zu bewahren und die Haue und Auslichtungen in passender Jahreszeit anzustellen, sind ebenso vortheilhaft für die Erhaltung der Schläge, als für die Belebung der Vegetation der Stämme, welche siechen oder nicht gut gekommen sind.

Wiederbepflanzung kalter, gemässigter und warmer Striche. — Herr Vilanova gibt nun noch ferner Anleitung zur Wiederbepflanzung der kalten, der gemässigten und der am Wärmsten gelegenen Striche der Kommun von Corsavi an.

1) In den Strichen, die eine kalte Lage haben, muß diese Wiederbepflanzung durch harzige Bäume gemacht, und zwar müssen diese gesäet werden, wodurch die Bäume dichter an einander stehen, als in den gemässigter Strichen, indem die Pflanzen durch das Aneinanderstehen Wärme entwikeln und unterhalten, und sich wechselseitig schüzen.

2) In den Strichen von gemässigter Lage sind am Vortheilhaftesten schon angewurzelte Bäumchen aus einer Baumschule, die dem zu bepflanzenden Lande gleiches Erdreich hat. Die höher liegenden Regionen müssen mit Buchen und die niedrigern mit Kastanienbäumen bepflanzt werden; diese Bäume gedeihen ganz gegen die allgemeinen Regeln in anderer von Canigou entfernteren Ländern, in dem Distrikte von Cosarvi an der Mittagsseite weit besser, als an der Nordseite, wo die nördliche Lage die Feuchtigkeit in den Kastanienpflanzungen erhält, die Schmarozerpflanzen begünstigt, die auf der Rinde der Bäume sich nähren, und das Fortkommen derselben so sehr hindern, daß sie schon im zwölften Jahre aufhören, zu wachsen, während daß bei denen an der Mittagsseite das Vermindern des Wachsthumes erst im 25sten Jahre bemerkbar wird. Auch werden den Kastanienpflanzungen, welche der Nordseite ausgesezt sind, die Spätfröste im Frühlinge, die Windstösse, Schlossen und Orkane, die immer von dieser Seite kommen und oft einen Theil der schönsten Bäume in den Schlägen von ein- oder dreijährigem Nachwuchse zerstören, sehr nachtheilig. Der harte Frost im Winter 1829 und 1830 hat in dieser nördlichen Lage alle jungen einjährigen Kastanienschläge und viele Stöke in den zweijährigen Hauen vernichtet.

Die Anpflanzungen in diesen temperirten, abschüssigen Distrikten werden horizontal und gleichlaufend angelegt. Nur diese Pflanzstriche werden bearbeitet, was dazwischen liegt, bleibt unbearbeitet und mit seinem Rasen, damit das Abrollen der Erde verhindert wird. Späterhin werden diese Pflanzstriche etwas behakt und, im Falle der Abhang zu schroff ist, wird die Erde um die jungen Bäume herum etwas umgearbeitet und eine Art von Trog gemacht, um das Regenwasser zu sammeln. Mit Recht tadelt Herr Vilanova die Gewohnheit mehrerer Gutsbesizer, welche jährlich die jungen Bäume auspuzen, um sie stärker zu machen, da doch selbe dadurch mehr geschwächt werden. Bei den Kastanienschlägen ist es eben so, wenn sie alle 2 oder 3 Jahre beschnitten werden. Auch müssen keine Kastanienpflanzungen in kalkigem Boden angelegt werden.

3) In warmen Lagen. In diesem Distrikte der Gemeinde Corsavi, wo die Temperatur nur in Bezug auf die von Canigou warm ist und nur gemässigt gegen die in der Ebene von Roussillon, kommen folgende Baumarten am Besten fort: Kastanie, ein für jene Gegend vorzüglicher Baum, gedeihet gut an den Seiten und an dem Fusse der Berge; Steineiche, Stieleiche (Q. pedunculata); die in Algier gemeine Eiche (Q. belotte), die aus Nordamerika stammende Quercitron-Eiche (chêne quercitron), welche auch das Klima von Paris verträgt; die Korkeiche, welche den Reichthum mehrerer Landbesizer im Departement der östlichen Pyrenäen ausmacht; endlich die immergrüne Eiche. Alle diese Eichenarten müssen durch Ansäen vermehrt werden und man legt die Eicheln in passender Entfernung von einander. — Von andern Bäumen können angepflanzt werden: der Zirbelbaum (Pinus pinea), die Esche, die

Roßkastanie, welche nicht zu verachten ist, indem sie schnell aufwächst; die Ulme, der Ebereschen-Baum; der Cypressenbaum; der Lärchenbaum; unächte Akazie; weisser Maulbeerbaum, der für die Seidenraupenzucht sehr wichtig ist, und der schwarze Maulbeerbaum.

Ueberdieß theilt Herr Vilanova noch viele Beobachtungen mit über den Einfluß des Bodens und des Klima's auf die Hölzer; er ermahnet sehr, daß man zu Anlegungen von Holzungen durch besser eingerichtete Auflagen aufmuntere; endlich spricht er noch über die verschiedenen Arten von Kastanienbäumen und gibt eine Tabelle von 38 in den Departements von Cantal und von Aveyron bekannte Kastanien-Varietäten.

Anpflanzungen, welche Herr Jaubert de Passa in den mit dem Canigouschen Gebirge (östlichen Pyrenäen) in Verbindung stehenden Gegenden angelegt hat.

Herr Jaubert de Passa, Eigenthümer der Domainen von Sahlia und Lafou auf den Gebirgen von Canigou hat seit 1829 auf diesen Domainen ungefähr 100 Hektaren bepflanzt mit Eichen, Ulmen, Eschen, Ahorn und Kastanien. — Die Anpflanzungen sind in einem Protokoll einer Kommission der pyrenäischen Akerbaugesellschaft folgendermassen näher bestimmt:

Der St. Annenberg, zu Canigou gehörig, ist einer der vorzüglichsten dieses Gebirges von der Einsiedelei auf dem Gipfel derselben an gerechnet, er theilt sich in zwei Kämme, der eine, näher an Perpignan, nimmt seine Richtung fast von Süd-West nach Nordost; der andere, Albadera genannt, näher an den schroffen Abhängen von Canigou, läuft von Süden nach Norden. Anscheinend waren beide Kämme vormals mit Buchen, Fichten und andern Waldbäumen besezt.

Seit undenklicher Zeit ausgerodet, haben sie auf den meisten Stellen alle vegetabilische Erde verloren und die dürren Flächen zeigen oft nichts von Gewächsen als Buxbaum, Thymian, Lavendel und andere dergleichen einen unfruchtbaren Boden verrathende Pflanzen. Regengüsse haben die Seiten des Berges durchfurcht, so daß nur noch enge, von Abgründen umgebene Fußsteige hinauf führen.

Der Berg Albadera und Marbet gehören zu dem Thonschiefer der Uebergangsgebirge. Dieser Fels ist schwach nur mit einige Zoll hoher Erde bedekt; viele Stellen liegen voll spizer Steinblöke, bilden Terrassen, Abgründe und buchtige, durch Erdfälle ausgerissene Schluchten; kurz der ganze Berg gibt nur ein Bild der Zerstörung. Das Dorf Finistret liegt an der nördlichen Rük-Seite des Berges Albadera. Das Pachtgut Sahila, dem Herrn Jaubert gehörig, ist an der westlichen Rükseite dieses Berges erbaut, es lag vormals da ein längst zerstörtes Dorf gleichen Namens, auf dessen Trümmern das jezige stehet. Das Gut Lafou liegt an der Ostseite desselben Kammes. Die Schäferei von Albadera ist am Fusse der Bergspize nach Finistret zu. Die Vieh-Triften endlich sind auf den höchsten Stellen des Berges in der Gegend von der Einsiedelei Sankt Anna.

Die barometrischen Messungen, die Herr Arago angefangen und Jaubert de Passa fortgesezt hat, bestimmen für die vorzüglichsten Spizen folgende Höhen:

Finistret	364	Meter über dem Meeres-Niveau,
Gipfel von Albadera .	1066	"
Kamm von Albadera	1045	"
Pachtgut Sahila . .	753	" mittlere Höhe zwisch. beiden Domainen,
—— Lafou . .	776	"
Schäferei St. Anna .	1177	"
Einsiedelei St. Anna	1423	"

Ein Theil des Kammes von Albadera, die Striche in der Nähe des Pachtgutes Lafou und einige zerstreut liegende Flekchen, sind mit Ge-

treide, Kartoffeln, Mais, Buchweizen, Bohnen u. s. w. bestellt, das Uebrige war seit undenklichen Zeiten wegen der Felsen, der wenigen darauf befindlichen Erde und der jähen Abschüsse, welche gewöhnlich 45 Gr., oft bis 60, ja selbst 70 Gr. betragen, völlig unbebaut geblieben. Herr Jaubert hatte vor 20 Jahren die Idee, den größten Theil der Abhänge dieser beiden Güter mit Holz zu bepflanzen. Ein kleines Gehölz von Stein-Eichen, gewöhnlichen Eichen und Nußbäumen fand sich noch vor und zeigte ihm die Baumarten an, die auf diesem Boden und in dieser Lage wachsen konnten.

Diese, so rasch über einen Distrikt von mehr als 100 Hektaren geführte Anpflanzung zeigt jezt einen jungen Wald, der sich über mehrere unbelaubte Streken dieses Berges, welche seitdem zu dem Gute angekauft worden sind, verbreitet, und künftig den Werth des Gutes sehr erhöhen kann, indem er Holz zu den benachbarten Schmelzöfen liefert. Schon 1828 ist auf 2 Hektaren so viel Holz gehauen, daß 645 Zentner Kohlen gewonnen und zu 2 Franks der Zentner verkauft worden sind.

Die Auslichtungen werden alljährlich fortgesezt und man läßt ungefähr 1 Meter 50 Centimeter Raum zwischen jedem Baume. Die Bäume sind schon arms-, ja manche schenkeldik. Ein ausgehauener Baum ist auch nicht gänzlich für den Grundherrn verloren, er treibt im Schatten des nächsten Baumes wieder aus, und wird bald ersezt.

Diese Pflanzungen bestehen aus Roth- oder Loheichen und besonders aus Steineichen. An einigen Stellen finden sich auch Ulmen, Buchen, Ahorn, Vogelkirschen und Holzbirnen. Nußbäume, Pappeln und Erlen stehen rund um Sahila und die Flutgräben der beiden Güter.

Ausser diesen schönen Anpflanzungen, die 8 bis 29 Jahre alt sind, hat Herr Jaubert noch 2 Ansaaten auf der Ostseite von Marbet und den sehr abschüssigen Seiten gemacht.

Auf der Südseite pflanzt man vorzüglich Eichen, besonders die immergrüne, und auf der nördlichen kommt die Kastanie gut fort. — Schon bei den Anpflanzungen des Herrn Vilanova zu Corsavi haben wir bemerkt, daß in jener Gegend die südliche Lage zu Anpflanzung der Kastanien vorgezogen wird.

Herr Jaubert de Passa will auf den Höhen des St. Annenberges Fichten ansäen, dadurch wird es ihm gelingen, werthlose Streken in Hölzer zu verwandeln und die Befolgung seines Beispieles kann nur den glüklichsten Erfolg haben.

Herrn Lemoine's Vorschlag zur Bepflanzung abhängig liegender Streken.

Herr Lemoine, Landmann und Maire in Duvy, schlägt folgende Methode vor: im November werden vierekige Löcher von 90 Centimeter gemacht; die daraus gegrabene Erde nach ihrer Güte von einander getrennt; diese Löcher werden einige Monate lang offen gelassen, damit durch den Frost die Erde lokerer werden kann. Beim Pflanzen wird nun der Rasen und die beste Erde auf den Boden des Loches gelegt, der junge Baum darauf gesezt, die Wurzeln mit leichter und zerbrökelter Erde bedekt und dann das Loch mit der schlechtesten ausgefüllt.

Ist nun dieses Loch ebenvoll, so werden an jeder Seite kleine Gräben gezogen, die Erde daraus zu einem Wall oberhalb der Bäume verwendet, dieser Wall dient dazu, den Schlamm aufzuhalten, der von oben herunter durch den Regen an den Fuß des Baumes angeschwemmt wird.

Nach dieser Methode sezt Herr Lemoine Bäume von 5—6 Meter hoch, und auf eben die Art auch Sezlinge zu Holzschlägen, die er dann 1 Meter aus einander sezt.

Wir haben hier verschiedene Methoden zu Bepflanzung abhängiger Stellen angegeben, um den Oekonomen die Wahl zu lassen, wie sie es

am Passendsten finden für ihren Boden; allein wir müssen doch der ersten angegebenen Methode, in gleichlaufende horizontale Gruben zu säen, immer den Vorzug geben. —

Diese lehrreiche Abhandlung ist von einem Freunde der Holzkultur, aus den Annales de l'agriculture française übersezt, uns zugesendet worden. Wir theilen solche mit Vergnügen unsern Lesern mit, weil sich Vieles darin Gesagte auch auf manche Gegenden Deutschlands anwenden läßt und Beherzigung verdient. Doch werden auch die Nachrichten von den Anpflanzungen der Herren Vilanova und Jaubert nicht ohne Interesse gelesen werden. Die Red.

Guru Nudle und seine Schüler.
(Ein südindisches Volksmärchen.)

Ein Guru (Andächtler), Namens Nudle, hatte fünf Schüler: Dummbart, Stok, Tropf, Duns und Narr. Alle sechs hatten zu Fuß die nahen Dorfschaften durchstrichen, um Nachforschungen wegen anderer Schüler zu halten, und waren auf dem Heimwege begriffen, als sie zu einem reissenden Flusse kamen, welchen sie, nach langem Zaudern und Berathschlagen, durchwateten.

Sobald sie das Ufer erreicht und erstiegen hatten, und sich eben so sehr freuten, als sie sich vorher betrübt hatten, blieb der Narr hinten stehen und zählte die Uebrigen, ohne sich mitzuzählen. Als er nur Fünf sah, erschrak er und rief: „Wehe mir, wehe mir! Es ist Einer von uns ertrunken! Seht, Meister, es sind unser nur fünf.“ Der Guru stellte seine Jünger in eine Reihe und überzählte sie zwei- oder dreimal; da er sich aber nicht mitzählte, fand er auch, daß ihrer nur fünf seyen. Die andern Vier begannen nun, wie die Vorigen, zusammen zu rechnen und überzeugten sich Alle, daß Einer ertrunken sey. Jezt begannen sie bitterlich zu schluchzen, umarmten sich und riefen: „Wehe, wehe! Ach, der grausame Fluß!“ Sie verwünschten den Strom, strekten die Hände gefaltet aus und liessen die Gelenke krachen. (Ein indischer Gebrauch bei Verwünschungen.) Sie dachten aber nicht daran, Wer von ihnen ertrunken wäre.

Ein gefühlvoller Mann reißte eben das Ufer entlang, sah ihren Schmerz, und fragte nach der Ursache. Sie erzählten, was geschehen war. Er merkte die Einfalt der Leute und sagte: Was geschehen ist, das ist geschehen. Wenn ihr mich geziemend belohnt, so schaffe ich euch den Ertrunkenen wieder zur Stelle, denn ich bin ein geschikter Taschenspieler. Guru versprach ihm 45 Fanams; worauf der Andere seinen Stok erhob und sagte: „In diesem Stok liegt die ganze Kunst. Stellt euch in eine Reihe, und wer einen Streich auf dem Rüken hat, zählt sich, indem er seinen Namen sagt. Ihr sollt sogleich wieder vollzählig seyn.“ Als sie sich nun gestellt hatten, gab er zuerst dem Guru einen Hieb auf den Rüken. — Holla! rief dieser; das bin ich selbst, der Guru Nudle. „Einer also,“ rief der Reisende. Auf diese Art fuhr er fort, sie nach der Reihe zu treffen, während Jeder zählte und seinen Namen ehrfurchtsvoll nannte. Am Ende fand sich, daß Keiner fehlte. Sie umringten nun erstaunt den Beschwörer, überhäuften ihn mit Lobeserhebungen und bezahlten ihm das versprochene Geld, worauf er weiter zog.

Hirsenkörner.

Man soll Allen und Alles verzeihen. Aber erst muß die Gerechtigkeit versöhnt seyn. Ich verzeihe dem Diebe; aber nicht eher, als bis er gehangen ist.

Die Menschen bezahlen in der Regel keine Schuld so ungern, als die, gegen welche sich am Wenigsten einwenden läßt — die Schuld der Natur. Noch mehr aber fehlen die Selbstmörder, weil sie die Verfallzeit nicht abwarten.

Ich schwöre euch, auch ich will die Menschen lieben, — sobald sie mir nur die geringste Ursache dazu geben.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Seidenbau.

Ein Mann in Lyon, der die Zucht der Seidenwürmer sehr eifrig studirt und zu diesem Behufe sogar mehrere Reisen nach Java gemacht hat, um sich darüber zu unterrichten, hat jezt Mittel gefunden, eine doppelte Ernte von Kokons zu erzeugen, mittelst Eiern, die er rektifizirte und unfehlbare nennt. Die aus diesen Eiern erzeugten Würmer sind so stark und gesund, daß sie ihre verschiedenen Zustände binnen 40 Tagen durchgehen, ohne daß man künstliche Mittel anwendet. Die Kokons bilden sich in 5 bis 6 Tagen. Die zwei Ernten machen sich in einem Zeitraum von zwei Monaten. Die erste am Ende des Juni oder am Anfang des Juli, die zweite am Ende des August oder Anfangs September. Auf diese Art läßt sich also die Produktion der rohen Seide verdoppeln.

Liebreiz ist das ächte deutsche Wort für Grazie. — Er ist nur dem Geschlechte eigen, welches wir das schöne nennen; und auch diesem nur in der Blüte des Lebens. Liebreiz begleitet bei dem weiblichen Geschlechte den Ausdruk der Liebe und athmet aus jenen zauberischen Mienen und Bewegungen, in welchen der Ausdruk der Liebe mit dem Ausdruk einer unschuldsvollen Begier, die Liebe zu verbergen, frei und natürlich verknüpft ist.

Allegorie.

Der Tod und die Liebe gaben einst zu gleicher Zeit dem Vulkan ihre Pfeile zum Schleifen, die durch den langen Gebrauch schon ganz stumpf geworden waren. Er legte sie in die Esse, härtete sie wieder, und schmiedete sie alle nach einerlei Form; und da er sie nun nicht mehr unterscheiden konnte, stekte er sie auf's Gerathewohl in die beiden Köcher, so daß der Tod mitunter verliebte und Amor tödtliche Pfeile erhielt. Daher kommt es nun zuweilen, daß, wenn sie ihr Geschoß abdrüken, der Erfolg ihrer Erwartung so wenig entspricht, und hier ein Jüngling in seiner Blüte stirbt, wenn er eben das Glük der Liebe geniessen sollte, indeß dort ein Greis verliebt wird, den der Tod von der Welt abrufen wollte.

Ruf der Frauen.

Ein Röslein ließ der Flur sein sanftes Roth beschauen;
Ein Zephyr kam und trieb sein Spiel;
Ein Blättchen nach dem andern fiel. —
So welkt von einem Hauch der gute Ruf der Frauen.

Wer ist der Bessere?

Der, welcher den Frieden will, ist nicht immer der Schwächere, immer aber der Bessere.

Die Todesstunde.

Wenn meine Augen starrend nicht mehr sehen,
Mein Ohr nur Klagetöne hört,
Die trägen Pulse mählig stehen,
Der Herzschlag selt'ner wiederkehrt,
Die Zunge, noch ein Scheidewort zu künden,
Umsonst sich abgemüdet hat,
Nur die Gedanken noch nicht schwinden,
Und meine lezte Stunde naht:

O, sammelt dann, ihr meines Lebens Tage,
Prophetisch um mein Lager euch,
Blikt lächelnd auf des Richters Wage,
Den Genien des Himmels gleich!
Anklagend störe keiner die Gefühle
Der seligen Gewissensruh'!
Weht meinen heissen Schläfen Kühle,
Ruft mir im Kampf Ermannung zu!

Ihr aber, Hochgeliebte meiner Seele,
Ihr, meine Freunde, nah' und fern!
Verzeiht der Uebereilung Fehle
Dem Liebenden, dem Freunde gern;
Und Heil, wenn mich Entschlaf'nen eine Zähre,
Und spät noch eure Sehnsucht preist.
Lebt wohl! — Dir Schöpfer Dank und Ehre!
Empfange huldvoll meinen Geist!

H—g.

Trost.

Der Herr ist groß in Ungewittern,
Wie bei der Weste sanften Weh'n;
Er ist's, vor dem die Berge splittern,
Vor dem die Blumen leis' ersteh'n;
Aus seinen Händen strömen Quellen,
Und er streut aus der Wüste Sand,
Er hält die Lüfte, wie die Wellen,
Und Erd' und Glut in starker Hand.

Wer mag's mit Menschensinn ermessen,
Was er verspendet und verhängt?
Habt ihr mit ihm zu Rath gesessen?
Zu seinem Richtstuhl euch gedrängt?
Wißt ihr, was aus den Thränen spriesset?
Was mit dem Glüke untersinkt?
Was frisch hervor aus Felsen fliesset,
Der Sand im breiten Rinnsaal trinkt?

O, was uns Gottes Hand beschieden
Bei regen Streben, Ehr' und Treu',
Es dient gewiß zu unser'n Frieden,
Ob es auch hart zu wähnen sey.
Er hat die Seinen nie verlassen,
Er weiß, was ihnen frommt und nüzt,
Und thürmen Wogen sich in Massen,
Der Vater hilft, er wacht und schüzt.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 38. 19. September 1840.

Ueber glükliche und unglükliche Erfolge bei landwirthschaftlichen Unternehmungen.

Es scheint mir nicht unwichtig, zu untersuchen, in wie fern es wahr sey, daß ein vervollkommneter Betrieb der Landwirthschaft nicht immer Denen, die sich ihm aus Zuneigung widmen, Vortheil bringe, oft sogar ihren Ruin herbeiführe.

Dieser Saz, der in den Augen Derer, die sich nicht die Mühe nehmen, Thatsachen gründlich zu untersuchen, fast unwiderlegbar ist, verdient von zwei Seiten betrachtet zu werden. — Zuerst wollen wir sehen, ob der Eigenthümer, der die Landwirthschaft selbst betreibt, dieses immer mit Verlust zu thun fürchten müsse; dann wollen wir untersuchen, was die Ursache eines so traurigen Ergebnisses seyn könnte, und ob selbiges, wenn es Statt findet, als die Folge irgend einer Theorie anzusehen oder nur den bei der Ausführung gemachten Fehlern zuzuschreiben sey. Unter Theorie verstehe ich die Kunst des Akerbaues nach solchen Regeln betrieben, wie die Erfahrung sie geheiligt hat, aber befreit von jener Liebe zum Gewohnten, die sich jeder Neuerung widersezt, wenn sie auch noch so vortheilhaft erscheint.

Ehe wir in der Untersuchung der vorgelegten Frage weiter schreiten, müssen wir an den Grundsaz erinnern, daß zu jeder landwirthschaftlichen Unternehmung Kapital nöthig ist; ohne dieses läßt sich kein glüklicher Erfolg erwarten; denn es ist mit diesen Unternehmungen wie mit dem Kriege, der ohne Geld sich auch nicht führen läßt; aber schon wider diesen ersten Grundsaz sündiget die Mehrzahl der landwirthschaftlichen Unternehmer. Es würde eben so leicht seyn, die Erbauung eines Hauses bei dem Dache anzufangen, als in der Landwirthschaft einen Erfolg zu erringen, ohne starke Vorauslagen gemacht zu haben und ohne in den ersten Jahren auf einen, den Aufwand nicht erreichenden Ertrag gefaßt zu seyn.

(Es versteht sich von selbst, daß hier von Leuten die Rede ist, die, der Landwirthschaft aus Liebe sich widmend, bei ihrer Unternehmung Alles für Geld machen lassen müssen. Der kleine Eigenthümer oder Pächter, der selbst Hand anlegt, der immer an der Spize seiner Leute steht und oft alle seine Arbeiten mit Hülfe seiner Kinder allein verrichtet, bedarf, wenn er das Kapital auch nicht ganz entbehren kann, doch zu einer gleichen Unternehmung keine so grosse Summe, wie ein blosser Liebhaber, dessen ganze Arbeit in der Anstellung seiner Leute besteht. Der vervollkommnete Akerbaubetrieb eignet sich daher ebenso gut für den Eigenthümer mit kleinem Kapital, wie für den reichen Liebhaber.)

Wenn der Landwirth als Eigenthümer sich in der glüklichen Lage befindet, daß er die ersten Auslagen übersehen kann, die durchaus nothwendig sind, um durch reichlichen Dünger und eine neue zwekmässige Wirthschaftseinrichtung die nur zu oft ganz ruinirten Ländereien, die ihm in die Hände fallen, wieder in guten Stand zu versezen, dann muß er auch noch die Klugheit besizen, nichts über seine Kräfte und nicht mehr zu unternehmen, als was er selbst im Auge behalten kann. Wenn ihm Erfahrung abgeht, muß er Die um Rath fragen, die sich deren bereits erworben; er muß die Natur seines Bodens studiren, um nur ihm angemessene Produkte ihm abzuverlangen; er muß ferner über die Anwendung

der Zeit bei seinen Dienstboten und Lohnarbeitern, so wie über eine richtige Vertheilung ihrer Arbeiten wachen und so viel als möglich an die Stelle der so kostbaren Handarbeit die der vervollkommneten Akerwerkzeuge sezen; vor Allem aber muß er sein Augenmerk auf den Dünger richten, und zu dem Ende sein Vieh den größten Theil der Zeit auf dem Stalle füttern. Dieses wird leicht vermittelst künstlicher und natürlicher Futterfelder oder eines starken Futterbaues auf dem Aker und den Wiesen, auf den daher alle Sorgfalt zu wenden ist. Bei diesen Vorsichtsmaßregeln wird der Landwirth ganz gewiß grossen Vortheil von seinen Vorauslagen haben.

Aber selbst in dem Falle, daß er von seiner Besizung dennoch nicht mehr einnähme, als wenn er sie verpachtete, wäre es da nicht Gewinn genug, ihre gründliche Melioration bewirkt und dem unwissenden Landmann gezeigt zu haben, wie man sein Einkommen durch eine wohlverstandene Praxis und das Abweichen von einem nachtheiligen Wirthschaftsschlender vermehren könne? Hat es keinen Nuzen, eine oft unerträgliche Abneigung gegen eine so nüzliche, die menschliche Wohlfahrt befördernde Beschäftigung zu überwinden? Gewähret es nicht eine süsse Genugthuung, durch Ausdauer und gelungene Versuche eine glükliche Revolution in dem Akerbaue der Gegend, die man bewohnt, hervorzubringen? Eine Revolution, die wenigstens Niemanden schadet.

Es ist bereits durch die That vielfach bewiesen, daß die rationell betriebene Landwirthschaft das sicherste Beförderungsmittel des Wohlstandes ist, weil durch sie mehr und verschiedenartigere Bodenprodukte hervorgebracht werden, und weil sie durch die Erzeugung einer reichlicheren Nahrung vornehmlich zur Vermehrung und Vervollkommnung unserer Viehracen beiträgt. Lezteres ist von ausserordentlicher Wichtigkeit; denn von einem zahlreichen Viehstande erfolgt eine bedeutende Vermehrung der Düngermasse, und diese wirkt wieder höchst vortheilhaft auf die Fruchtbarkeit des Akers ein. —

Aber sobald als der Liebhaber der Landwirthschaft bei dem Beginne seines Geschäftes die angegebenen Bedingungen nicht erfüllt, sie vielleicht gar, wenn auch nicht alle, doch größtentheils, ganz vernachlässigt; sobald er die Zahl seiner Leute, von denen man meistens schlecht und sehr theuer bedient wird, nicht zu beschränken weiß, dann läßt sich voraussagen, daß er sehr traurige Erfahrungen machen werde.

Blos der Unerfahrenheit, dem Mangel an Kapital und den unüberlegt begonnenen Unternehmungen oder ähnlichen Ursachen sind die unglüklichen Erfolge zuzuschreiben, die man hier und da zu sehen bekommt, keineswegs einer neuen verbesserten Wirthschaftsweise, die an sich nur gut und vortheilhaft ist, vorausgesezt nemlich, daß sie zwekmässig durchgeführt werde und nicht etwa in Umständen, die nicht vom Willen des Menschen abhängen, unübersteigliche Hindernisse finde.

Statt also durch die Ansicht von solchen Unternehmungen, die mit keinem vollkommen glüklichen Erfolge gekrönt waren, sich abschreken zu lassen, möge nur Derjenige, der sich durch Neigung den landwirthschaftlichen Beschäftigungen zugeführt fühlt, stets mit jener besonnenen Ueberlegung und klugen Umsicht handeln, ohne die man in der Landwirthschaft so wenig, wie in anderen Dingen das Ziel seiner Bemühungen erreichen kann; er wird dann gewiß eines glüklichen Erfolges sich zu erfreuen haben.

Der, hier von einem Franzosen zur Sprache gebrachte und nur flüchtig behandelte Gegenstand verdient gewiß eine nähere Betrachtung und eine ausführlichere gründlichere Behandlung, um manche, besonders neuerer Zeit, sehr kek auftauchende Vorurtheile in dieser Angelegenheit zurecht zu weisen. Wir freuen uns daher, daß wir die Hoffnung haben, recht bald eine gehaltreiche Abhandlung dieser Art für unser Blatt zu erhalten.

Die Red.

Ueber die grüne Fütterung der Pferde.

Die Meinungen, ob es vortheilhaft sey oder nicht, die Pferde während des Sommers eine Zeit lang mit grünem Futter zu ernähren, sind noch immer getheilt. Wenn auch gegenwärtig die meisten aufmerksamen Landwirthe den Nuzen der grünen Fütterung im Allgemeinen für groß halten, so gibt es doch auf der andern Seite wieder einige, die derselben allerhand Böses nachsagen. — Allerdings mag solches auch in einzelnen Fällen daraus erfolgen, aber wohl nicht durch das Grün-Futter selbst, sondern durch andere dabei eintretende, nicht gehörig beachtete Umstände herbeigeführt werden.

Eine über diesen Gegenstand von Herrn Levrat, verpflichteten Thierarzt zu Lausanne, in den Annales de l'Agriculture mitgetheilte Abhandlung scheint einige neue und sehr beachtenswerthe Bemerkungen zu enthalten, und dürfte wohl zur Vereinigung der darüber herrschenden Meinungen leicht etwas beitragen, daher wir sie nachstehend im Auszug mittheilen wollen.

Nachdem der Verf. aus einander gesezt hat, was unter Grünfütterung der Pferde zu verstehen sey, sagt er: „Die grüne Fütterung ist von anerkannt grossem Nuzen für viele solche Pferde, die durch angestrengte Arbeit, oder durch Erkältung, schlechte Nahrung und langwierige Krankheiten gelitten haben. Niemand kann die grossen Vortheile abläugnen, die sie in diesen Fällen gewährt, um ruinirte Thiere wieder in einen guten Zustand zu versezen; aber zu verkennen ist auch nicht, daß sie, je nachdem man solche anwendet, sehr verschiedene Wirkungen hervorbringen, und dadurch den beabsichtigten Zwek vereiteln kann."

„In der Absicht, den Pferdeeigenthümern einigen Nuzen zu schaffen, und sie vor Fehltritten zu bewahren, will ich nachstehend meine Erfahrungen über diesen Gegenstand mittheilen, und einige bei der Grünfütterung der Pferde wohl zu beachtende Regeln angeben. Um dieses auf eine übersichtliche Weise bewerkstelligen zu können, wollen wir folgende Punkte näher untersuchen:

1) Die Futtergewächse, welche auf den Wiesen und künstlichen Futterfeldern wachsen.
2) Die Veränderungen, welche das grüne Futter erleiden kann, und die der Gesundheit der Pferde nachtheiligen Pflanzen.
3) Den günstigen Zeitpunkt zur grünen Fütterung.
4) Die Wirkung, die sie bei den Pferden hervorbringt; in welchen Fällen sie ihnen nüzlich, in welchen nicht passend ist, und in welchen sie ihnen gar schädlich werden kann.
5) Die Vorsichtsmaßregeln, die man zu nehmen hat, wenn man die Pferde auf Grünfutter sezen will.
6) Die verschiedenen Methoden, die man bei dessen Verabreichung befolgt, und die Menge, die man einem Pferde in 24 Stunden geben muß.
7) Die Dauer der grünen Fütterung.
8) Endlich die Vorsichtsmaßregeln, welche man hinsichtlich der Pferde bei dem Uebergange von der grünen Fütterung zur troknen und von der Ruhe zur Arbeit zu nehmen hat."

Ueber den ersten der genannten Punkte bemerkt der Verf. insonderheit folgendes: „die Wiesen sind in drei Klassen abzutheilen. 1) in Berg-Wiesen; 2) in solche, die in Thälern und auf troknen Ebenen liegen; 3) in tiefliegende und feuchte."

„Die ersteren liefern das beste und gedeihlichste Futter, die lezten das schlechteste und ungesundeste." Der Verf. zählt nun die verschiedenen Gewächse, die auf die von ihm angenommenen 3 Wiesenklassen vornehmlich zu finden sind, namentlich auf, und da zeigt es sich denn, daß auf der ersten die wenigsten Gramineen, dagegen ungleich mehr Leguminosen, Kleearten und andere dergleichen Futtergewächse, angetroffen werden, als auf denen der zweiten Klasse, wo die Gräser die Oberhand über die anderen besseren Futtergewächse erhalten; jedoch nur gute Grasarten wachsen. — Auf der dritten Wiesenklasse verschwinden die Leguminosen und Kleearten fast gänzlich, und es gibt

38*

nur noch wenige gute Gräser, dagegen kommen Seggen, Binsen und andere schlechte Futterpflanzen im Uebermaß zum Vorscheine; das von ihnen gewonnene Grünfutter taugt daher nicht viel.

In Bezug auf die künstlichen Futterfelder wird gesagt, daß Waizen, Roggen und Hafer grün, vor dem Erscheinen der Aehren abgemäht, ein vorzügliches Grünfutter abgeben, Klee, Luzerne, Esparsette, Erbsen, Wiken, Platterbsen, Lupinen und Mais jedoch diejenigen Pflanzen wären, die theils allein, theils unter einander gemischt, die besten Futterfelder lieferten, und in den Gegenden, wo Mangel an natürlichen Wiesen sey, dieselben vollkommen ersezen könnten. — Das Waadtland verdanket dem seit dreissig Jahren immer mehr sich ausdehnenden Anbau dieser Pflanzen zu Futter seinen seit dieser Zeit so ungemein vermehrten Viehstand.

In einer Anmerkung wird gesagt, daß man in den Kantonen Bern und Aargau seit einigen Jahren unter den Namen ewiger oder Aargauer Klee eine Varietät des gewöhnlichen rothen Klee's anbaue, die sich durch die Kräftigkeit ihres Wuchses auszeichne, länger zu dauern und ein grösseres Produkt zu geben scheine, als der gewöhnliche rothe Kopfklee. Dieser Aargauer Klee soll in seinem vierten Jahre noch sehr schön gewesen seyn. Wäre diese Kleeart wieder eine neue von unserm steierschen oder grünen Klee abweichende Varietät?

Von den Veränderungen, welche die zur Grünfütterung bestimmten Pflanzen erleiden können. — Das beste Grünfutter kann verderben oder der Gesundheit der Thiere schädliche Eigenschaften annehmen, wenn es im Thau geschnitten und lange Zeit vor dem Verfüttern aufgehäuft liegt; es erwärmt sich dann, kommt in Gährung und bringt in diesem Zustande bald mehr, bald weniger bemerkliche Unordnungen in der Verdauung hervor, die gefährlich werden und den Tod herbeiführen können.

Das grüne Futter kann den Pferden auch dann sehr schädlich werden, wenn es unter Eschen erwächst, auf denen sich viele spanische Fliegen (cantharis vesicatoria) befinden, die herabfallen und so unter das Futter kommen. Sie verursachen in den Eingeweiden und in den Urinwegen einen solchen Reiz, daß dadurch das Leben der Thiere gefährdet ist.

In beiden Fällen sind laue, erweichende, mit Kampfer oder Essig versezte Klistiere, Waschungen derselben Art, und, wenn die Aufreizung stark ist, Aderlässe die angezeigten Mittel. Dabei müssen die Pferde bis zur Genesung laues Wasser, woran etwas Gerstenmehl gemengt ist, zum Saufen erhalten.

Der Klee, und bisweilen auch die Luzerne, können schwere Indigestionen und das Aufblähen oder die Trommelsucht hervorbringen, wenn sie von den Pferden in zu grosser Menge gefressen werden, besonders wenn diese Pflanzen feucht sind, oder sich erwärmt haben. Wenn das Aufblähen erfolgt ist, so sind die dagegen anzuwendenden Mittel: kaltes Salzwasser, dem man Aether, ein Loth auf eine Bouteille Wasser, zusezt, und das man zu wiederholten Malen in Zwischenräumen von 10 Minuten eingibt, oder zwei Eßlöffel voll Salmiakgeist in einer Flasche kaltem Wasser, Klistire von mit Essig oder Seife verseztem Wasser, an deren Stelle man solche von einer laugewordenen Malvenabkochung nimmt, sobald die Kolikschmerzen nachgelassen haben, das Herumführen im Schritte, das Reiben des Leibes mit einem Strohwische, und das Besprengen der Flanken mit kaltem Wasser. Nach erfolgter Heilung muß dann das Thier eine Zeitlang einer strengen Diät unterworfen werden.

Von den der Gesundheit der Pferde nachtheiligen Pflanzen. —

Die sich selbst überlassenen Pferde wählen zwar auf der Weide nur die zur Nahrung ihnen tauglichen Pflanzen aus; dieses ist aber nicht der Fall, wenn sie Hunger leiden müssen, oder wenn sie nur selten grünes Futter bekommen, oder auf dem Stalle damit gefüttert werden.

Unter den ihnen schädlichen Pflanzen gibt es solche, die mechanisch wirken, indem sie das Maul, den Magen und die Speiseröhre verlezen, darun-

ter gehören die Hauechel, die Binsen, die Seggen und der Schachtelhalm rc. Dann wieder solche, die eine Schärfe enthalten, und dadurch eine Entzündung der Schleimhäute hervorbringen, z. B. die Ranunkelarten, die Herbstzeitlose, der wilde Senf, und mehrere aromatische Pflanzen, z. B. der Thymian, der Dosten, der Günsel, die Betonie, die Nepetaarten, der Ysop und dgl., die sich auf manchen Bergwiesen der Schweiz in Menge finden, und den Pferden, welche nicht daran gewöhnt sind, ein zu hiziges Futter gewähren. Endlich gibt es auf manchen Wiesen und Weiden auch noch wirklich giftige Pflanzen, die, von den Pferden in Menge gefressen, eine wahre Vergiftung hervorbringen können. Darunter sind zu rechnen: der Schierling, die Mohnarten, die giftige Ranunkel, die Wolfsmilch, das Bilsenkraut, die Küchenschelle, die Nießwurzel und dgl. Die Pferde, welche in Folge des Genusses dieser Pflanzen krank werden, geben solches durch Beängstigung und leichte Kolikschmerzen, auch wohl durch eine Art von Betäubung zu erkennen. Ihr Leib ist mehr oder weniger schmerzhaft, hart und zuweilen aufgelaufen. Essig in starken Gaben in einer Flasche von Viertelstunde zu Viertelstunde eingegeben, ein schleimiger Trank von Zeit zu Zeit dargereicht, und Klistiere derselben Art sind die besten Mittel bei solchen vegetabilischen Vergiftungen. Wenn der Leib sehr aufgelaufen ist, bringen einige Löffel voll Aether, mit kaltem Wasser eingegeben, oft eine sehr gute Wirkung hervor.

Von der günstigsten Zeit zur Grünfütterung. — Der Zeitpunkt der Blüte ist zwar derjenige, wo die Gewächse am Reichsten an nährenden Stoffen sind, da aber der Zwek, den man von der Grünfütterung der Pferde vor Augen hat, nach der Wirkung, die man damit hervorzubringen wünscht, sich abändert, so muß man auch auf den Zustand der Ausbildung der Pflanzen dabei Rüksicht nehmen. Wenn man demnach ein Laxiren beabsichtigt, so ist das Grünfutter noch jung, vor dem Ausbruche der Blüte zu verabreichen; will man dagegen solches vermeiden, aus Furcht, daß es die Thiere schwächen möge, so muß man den Ausbruch der Blüte abwarten; und erst, wenn sie vollkommen eingetreten ist, darf man es alten Pferden geben.

Von den Wirkungen des Grünfutters auf die Pferde, seinen Nuzen und den Fällen, wo es nicht anwendbar ist. — Im Allgemeinen ist das Grünfutter den jungen Pferden nüzlich, so wie allen denjenigen, die mit Würmern behaftet sind, bekommt die grüne Fütterung besonders gut; sie ist nicht selten das sicherste Mittel gegen die Wurmkrankheiten und die Leiden der Haut.

Die Anzeigen, welche die grüne Fütterung empfehlungswerth machen, sind die Trokenheit und das Aufliegen der Haut, mattes struppiges Haar; Traurigkeit und Magerkeit des Thieres, ein trokenes warmes Maul und trokener harter Mist.

Zeichen der guten Wirkung des Grünfutters. — Wenn das grüne Futter eine heilsame Wirkung auf den thierischen Organismus hervorbringt, so gelangen die Pferde bald in einen von dem frühern ganz verschiedenen Zustand. Die Afterausleerungen werden häufiger; das Haar, so matt es auch war, bekommt wieder Glanz und Schimmer; das Fell liegt nicht mehr auf, die Munterkeit kehrt zurük. Die Haut überzieht sich mit einem diken Staube, den die vermehrte Ausdünstung erzeugt, und wird immer geschmeidiger, je mehr die Wohlbeleibtheit des Thieres zunimmt. Die Erschlaffung, welche das Grünfutter in den ersten Tagen seines Gebrauchs hervorbringt, verliert sich bald wieder, ohne Verstopfungen zurükzulassen; der Harn sondert sich häufig ab, und die Freßlust bleibt fortwährend stark. Ganz anders verhält es sich, wenn die grüne Fütterung nicht zusagend ist. Gewöhnlich ist lezteres bei alten Pferden der Fall; doch gibt es auch hier nicht wenig Ausnahmen; ferner bekommt sie in der Regel den Pferden nicht, die mit chronischen Krankheiten, bei denen eine allgemeine Schwäche eintritt, z. B. mit alten Brustleiden, behaftet sind, die ferner eine Anlage zur Wassersucht, zur Verschleimung, zum Wurm, zum

Riz und überhaupt zu allen solchen Leiden haben, die aus einem Zustand allgemeiner Schwäche, die den ganzen thierischen Organismus zu zerstören droht, entstehen.

Von den Zeichen, welche verkünden, daß das grüne Futter schädlich ist. — Diese Zeichen sind der Durchfall, wenn er nach den ersten acht Tagen, von deren Beginn an gerechnet, nicht nachläßt, dann das dauernd matt und struppig bleibende Haar, Traurigkeit, Ekel, Schwäche, bleiche Farbe der Schleimhäute, aufgeschürzte Flanken, stinkende unvollkommen verdaute Auswürfe. — Diese Zeichen deuten an, daß das grüne Futter keine wohlthätigen, sondern nachtheilige Wirkungen auf das Pferd hervorbringt und man sogleich statt dessen trokenes reichen muß. Derselbe Fall findet Statt bei einem Pferde, dessen sämmtliche Kräfte sich in einem krankhaft geschwächten Zustande befinden, wo das Grünfutter nur dazu beiträgt, die Schwäche zu vermehren.

Vorsichtsmaßregeln, die man zu nehmen hat, wenn man die Pferde auf grünes Futter sezen will. — So kann ein Aderlaß den auf Grünfutter zu sezenden Pferden nur dann nüzlich werden, wenn sie überhaupt an Vollblütigkeit leiden, oder so erhizt sind, daß eine Entzündungskrankheit zu befürchten ist, oder wenn sie schmerzhafte Füsse haben und dgl. Wenn aber das Thier übrigens gesund und nicht sehr beleibt ist, so bringt der Aderlaß, wenn auch nicht gerade Schaden, doch gewiß auch keinen Nuzen. Angefeuchtete Kleien neben dem Grünfutter zu geben, ist nur dann nüzlich, wenn die Pferde hartleibig sind, oder harte Aepfel ausleeren, weil sie die Wirkungen des Grünfutters befördern, das in diesem Falle, ohne eine solche Vorsicht, leicht Kolikschmerzen erregen könnte.

Der Hafer kann während der ganzen Dauer der Grünfütterung daneben nüzlich werden, wenn das zu junge Grünfutter die Eingeweide zu sehr erschlafft, oder wenn selbiges entweder in Folge seiner Beschaffenheit oder der Disposition des Thieres einen Durchfall erregt, der über die gewöhnliche Zeit der laxirenden Wirkungen des Grünfutters hinaus währt. In diesem Falle ist besonders altgebakenes Brod ein sehr vorzügliches Mittel, den Durchfall anzuhalten. Der Hafer bis zur Hälfte der gewöhnlichen Gabe täglich neben dem Grünfutter gereicht, erhält die Kräfte der Pferde so, daß sie fortwährend ihre volle Arbeit verrichten können, und dabei an Stärke zunehmen. — Bei solchen, die nicht arbeiten, und vom Grünfutter nicht auffallend angegriffen werden, ist ein Zusaz von Hafer unnüz.

Der Uebergang vom troknen zum Grünfutter muß allmählig geschehen. Zu dem Ende mengt man anfänglich nur etwas Grünes unter das Heu und vermehrt täglich die Menge von jenem, während man von diesem immer mehr abbricht, bis man endlich, nach Verlauf von acht Tagen, blos Grünfutter reicht.

Von den verschiedenen Verfahren bei der Grünfütterung. — Hier wird blos darauf aufmerksam gemacht, daß das Grünfutter von den Pferden sowohl abgeweidet, als auch auf dem Stalle verzehrt werden könne. In jenem Falle lasse man dieselben entweder frei herumlaufen, oder pflöke (tüdere) sie an, oder bringe sie in Horden, die man von Zeit zu Zeit fortrüke. Der Zwek werde auf jede Weise erreicht und es komme auf die Umstände an, diese oder jene Verfahrungsart empfehlungswerther zu machen. Auf jeden Fall sey es rathsamer, das Grünfutter abzuweiden, als längere Zeit vor dem Verfüttern auf dem Stalle abgemähet liegen zu lassen.

Von der einem Pferde in vier und zwanzig Stunden zu reichenden Menge Grünfutter. — Dieselbe muß sich zwar hauptsächlich nach der Grösse des Pferdes, nach der Beschaffenheit des Grünfutters selbst und nach der Menge der anderen daneben gereichten Futtermaterialien: als Körner, Kleien, Mehl oder Brod, richten; indessen hat man doch angenommen, daß 60 Pfd. Grünfutter täglich die mittlere Gabe sey, die man nach Befinden der Umstände um etwas vermehre oder vermindern könne.

Klee und Luzerne, welche das hizigste Grünfutter sind, können nicht in derselben Menge gefüttert werden, wie Wiesengras, weil sie nahrhafter und reizender, als andere Futterpflanzen sind, auch leichter Verstopfungen erregen, die um so gefährlicher werden können, da sich sehr leicht die Trommelsucht und Darmentzündung damit in Verbindung sezen.

So lange die grüne Fütterung dauert, ist es nothwendig, die Wirkungen, welche dieselbe auf die Pferde hervorbringt, genau zu beobachten, damit man dieselbe entweder mit gutem Erfolge, sobald sie sich vortheilhaft zeigt, fortsezen, oder ihren üblen Folgen vorbeugen könne.

Die Pferde, welche während der Zeit, wo sie grünes Futter auf dem Stalle erhalten, keine Arbeit verrichten, müssen täglich wenigstens ausgeführt werden, um ihnen Bewegung zu verschaffen und dadurch die nachtheiligen Folgen für ihre Gesundheit zu verhüten, die eine sehr lange Unthätigkeit nur zu leicht nach sich zieht.

Von der Dauer der grünen Fütterung. — Da die Beschaffenheit des Grünfutters sehr verschieden ist, und da die Erfahrung gelehrt hat, daß eine und dieselbe Art davon verschiedene Wirkungen, die sich bald früher, bald später zu erkennen geben, hervorbringt, je nachdem das Temperament und die Konstitution des Thieres ist, so folgt natürlich, daß es unmöglich ist, die Dauer der Grünfütterung genau zu bestimmen. Sobald man gewahr wird, daß sie bei den Pferden die guten Wirkungen, welche man davon erwartet hat, hervorbringt, dann braucht man sie nicht bald abzukürzen, wohl aber muß solches geschehen, wenn sie den Pferden nicht bekommt.

Von den Vorsichtsmaßregeln, die beim Uebergang von der grünen zur troknen Fütterung, von der Ruhe zur Arbeit zu nehmen sind. Die Pferde, die von der Weide kommen und die, welche auf dem Stalle Grünfutter erhalten haben, bedürfen einer vorsichtigen Behandlung, wenn sie wieder auf dürres Futter gesezt werden, und im Falle sie eine Zeit lang unthätig waren, auf's Neue arbeiten sollen. Man hat häufig den Gebrauch, den Pferden, welche Grünfutter erhielten, Blut wegzulassen, ohne einen erfahrnen Thierarzt zu Rathe zu ziehen; dieß ist aber ganz falsch, da nur dieser es beurtheilen kann, ob ein Aderlaß rathsam sey, oder nicht. — Im Allgemeinen, kann er jungen Pferden, die durch das Grünfutter besonders kräftig und wohlbeleibt geworden sind, nüzlich werden, vorzüglich solchen, die ohnedieß an Vollblütigkeit leiden; übrigens ist er mehr schädlich, besonders alten und solchen Pferden, bei denen die Grünfütterung keinen sehr günstigen Erfolg gehabt hat.

Der Uebergang von der Unthätigkeit zur Arbeit sowohl, wie der von der grünen zur troknen Fütterung, müssen mit Vorsicht, nicht plözlich geschehen. Man gibt Anfangs den Zugpferden nur leichte Arbeit, den Reitpferden mässige Bewegung und vermehrt solche allmählig. Dadurch vermeidet man die übeln Folgen, die durch diesen plözlichen Wechsel der Fütterungsarten und ihrer Lebensart entstehen können. Die Pferde, welche 3—4 Wochen Grünfutter erhalten und dabei nichts gethan haben, sind in den ersten Tagen, wo sie wieder gebraucht werden, besonders unruhig, erhizen sich leicht, und können von der Rehe, Brustentzündung dgl. befallen werden, weßhalb die größte Vorsicht nöthig ist, solchen Uebeln durch Aufmerksamkeit zuvorzukommen.

Kartoffeln in Kuchen lange aufzubewahren.

Man nimmt geschälte rohe Kartoffeln, reibt sie auf einem Reibeisen, thut sie in ein grobes Tuch, preßt sie, bis sie troken und einem Käse ähnlich sind. Diese Kuchen stellt man auf ein Gesims und läßt sie vollends abtroknen. — Zu dem ausgepreßten Safte thut man eben so viel klares Wasser, und es wird sich das feinste Stärkemehl auf den Boden sezen. Jene Kartoffelkuchen halten sich drei Jahre und länger süß und schmakhaft, verlieren an Gewicht gegen die dazu genommenen Kartoffeln zwei Drittheile, welche sie beim Kochen und Zurichten ziemlich wieder erhalten, so daß man fast die nemliche Quantität an Speise daraus erhält, die man aus der dazu gebrauchten Masse von rohen Kartoffeln erhalten haben würde.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Fensterluxus in St. Petersburg.

In dieser Hauptstadt gibt es eine förmliche Glasherrschaft; man sieht hier vierekige Glasscheiben, die fünf, sechs, ja noch mehr Fuß hoch sind. Oft besteht ein ganzes Fenster aus einer einzigen Scheibe, wie man besonders in Modenmagazinen, in Gewölben u.s.w. sieht. Wer es bezahlen kann, der wählt hiezu Glasspiegel; Andere haben solche grosse Scheiben von gewöhnlichem Glase. — Diese Mode brachte die Kaiserin Katharina II. auf, welche solche Spiegelgläser in ihrem Pallaste zu Zarskoe-Selo machen ließ.

Ein englischer Baronet war ein so warmer Liebhaber der edlen Boxkunst, daß er gratis darin Unterricht ertheilte. — Eines Tages erhielt er von einem Nachbar, einem sehr vornehmen Manne einen Besuch, und das Gespräch kam, wie gewöhnlich, auf's Boxen. Während der Unterredung ergriff der Baronet plözlich seinen Gast mit schnellen und starken Fäusten und schleuderte ihn — sich über den Kopf hinweg. Dem krachten vom Falle die Rippen, und er raffte sich höchst erzürnt wieder auf. — Der Baronet aber sagte ganz ruhig und freundlich: „Ei! Euer Herrlichkeit sollen dieß als einen Beweis meiner ausgezeichneten Hochachtung für dieselben betrachten, denn Euer Lordschaft sind der Erste, dem ich diesen neuen Griff gezeigt habe.“

Ein Gemäldeliebhaber zeigte einigen Freunden seine Schäze, unter andern auch ein Gemälde, welches eine Feuerbrunst treu vorstellte. Der bequemen Ansicht wegen nahm er es von der Wand, und wollte es auf seinen Schreibtisch legen. — Eiligst trat der Bediente hinzu und sagte: „Erlauben Sie, daß ich erst das Papier abräume!“ Weshalb? „Ja man kann mit Feuer und Licht nicht vorsichtig genug umgehen.“

Ein gewisser Schauspieler war ein so mittelmässiger Künstler, daß ihn das Publikum nur ungern sah, und dieß auch merken ließ. Einst spielte er eine Rolle so überraschend gut, daß ihn die Zuschauer herausriefen. Er trat vor und sagte naiv unwillig: „Nu, 's ist endlich Zeit, daß ich Ihnen auch ein Mal gefall'.“

Alle Spanier, reiche und arme, selbst die Bettler unter einander, betiteln sich: vuestra Merced (Euer Gnaden.) Das Wort Du hält der niedrigste Spanier für die gröbste Beleidigung. — Ein vornehmer Franzose redete einen spanischen Soldaten mit Du an. „Wer bist du, Unverschämter?“ antwortete der Spanier, „der mich so ehrlos anredet? — Es gibt in der ganzen Welt kein anders Du, als Du!“

Der Erdball.

Sollt' eine neue Welt entstehen,
Sie müßte rund nicht wieder seyn,
Und Alles würde besser gehen.
Warum? — Dieß sieht wohl Jeder ein.
Bei stets sich ändernden Gestalten
Der Dinge, rollend fortbewegt,
Wer kann sich immer aufrecht halten?
Wie leicht ist's, daß man überschlägt.

Kein Wunder also, wenn der Schwindel
Oft manchen guten Kopf ergreift,
Und daß das Mädchen gleich der Spindel
So gern im wilden Tanze schleift; —
Warum das Glük auf seinem Rade
Bald oben und bald unten steht,
Der Schönen Gunst, der Grossen Gnade,
Sich wie die Wetterfahne dreht.

Warum die Zeit vorüber eilet
In ihrem steten Zirkelflug,
Sich bei der Freude kaum verweilet,
Verzögernd nur beim Aschenkrug;
Daß Wünsche, Hoffnungen, Entschlüsse
Sich wirbelnd kreuzen — und vergeh'n,
Wir also nur auf's Ungewisse
An sein entworf'nen Planen dreh'n.

Warum das Alte, wie die Mode,
Nur neu geformet, wiederkehrt,
Der eine Mensch als Antipode
Des Andern seine Ruhe stört. —
Die Dinge würden besser gehen
Auf unsrer Welt; und nicht so bunt
Blieb sie auf einer Stelle stehen,
Und wäre sie doch nur nicht rund.

Aus Manus Testamente.

— Und wenn mein Geist hinunterschwebt zum Styre,
Begrabt den Leib in meiner Zukerbüchse.

Räthsel.

Ich steige aus der Erde Nacht,
An's Licht hervor mit stiller Pracht.
In reger Luft beweget sich
Mein goldnes Haupt dann wonniglich;
Vom Wasser werd' ich umgetrieben,
Und allgemach zu Staub zerrieben;
Ja, manchen lekern Bissen schafft
Zulezt aus mir des Feuers Kraft.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 39. 26. September 1840.

Der Woiwode.

(Nach einer mündlichen Erzählung.)

Sinnend stand der Woiwode Kosinsky in seinem Schlosse, das er heute zum lezten Male sein nennen durfte; mit wild rollendem Auge, dem getreuen Spiegel seines zerrissenen Innern, übersah er durch's Fenster noch ein Mal seine Herrlichkeiten — zum lezten Male! und der Gedanke, von einem Schauplaze abzutreten, wo er von morgen an die bedauernswürdigste Rolle spielen mußte, wurde immer mächtiger. Er hatte nichts mehr! — wovon wollte er leben? — mit was wollte er, konnte er auch nur den nothdürftigsten Unterhalt erringen, da er, als ein ächter polnischer Edelmann nichts gelernt hatte. Schwere Arbeiten zu verrichten, dazu fehlten ihm Muth und Kräfte.

Er beneidete jezt den Aermsten seiner ehemaligen Bauern, denn diese konnten sich doch gegen den Hunger schüzen, das vermochte der Woiwode nicht! — Ein einziger Schuß, und das elende Leben ist zerrissen! — Aber was dann? — wie wird es aussehen in jenem Dunkel, wenn du gewaltsam den Vorhang wegreißt und eintretest ungerufen? — Da ergriff die Furcht und Liebe zum Leben das verzagende Herz. Ich will aushalten, und haben Hunger und Jammer dem Leben eine Ende gemacht, dann mögen Fremde den Unglüklichen bedauern und einscharren, er war doch kein Selbstmörder!

Sobald der Mensch der Verzweiflung mächtig wird, nimmt seine Seelenstärke zu. Kosinsky wollte leben, dieser Entschluß brachte ihn zur Besinnung. Er nahm daher von seinen Habseligkeiten, von so manchem goldenen Flitter, was heute noch seyn war, machte Alles zu Geld, und säumte nicht länger, das Schloß zu räumen, da der Anblik des neuen Besizers ihm schreklich gewesen wäre.

Kosinsky hatte durch einen unglüklichen Prozeß all das Seinige verloren. Auf sein gutes Recht sich verlassend, versäumte er, der blinden Gerechtigkeit sich durch das Gefühl zu erkennen zu geben. Sein Gegner, der durch größere Welt- und Justizkenntniß — daß hier von polnischer Justiz die Rede ist, versteht sich, Kosinsky war ja ein Woiwode — eine recht faßliche Idee von wächsernen Nasen hatte, die sich wenden und drehen lassen, war mit den Berührungspunkten der Dame Justitia so genau bekannt, wirkte so sehr auf ihr Gefühl, daß die gute Dame ganz benebelt wurde, und ihre Helfers-Helfer und Gesez-Ausleger den armen Kosinsky nicht nur zur Wiedererstattung des, wie es ausdrüklich hieß, mit Unrecht an sich Gebrachten — das weiter nichts, als das Besizthum aller seiner Güter war — sondern auch zur Bezahlung aller und jeder Kosten verurtheilte.

Zu spät sah nun der Sichere, auf sein gutes Recht sich Verlassende ein, was er hätte thun sollen, um die Gerechtigkeit der Justiz — die Rede ist von Polen — käuflich an sich zu bringen. Jezt hatte er keine Mittel mehr dazu, der goldene Hauptschlüssel fehlte ihm, womit er die verschiedenen Vorthüren öffnen könnte, damit es besagter blinder Dame möglich gewesen wäre, sein Geschrei um Revision des Prozesses zu hören, was hätte es ihm geholfen, da es doch immer nur ein leeres Geschrei war.

Ob die Verzweiflung sich seiner bemächtige, ob er sich in sein Geschik füge, Wer nahm davon Notiz? — Kosinsky, der ehemalige Woiwode, mußte seine Herrlichkeiten mit dem Rüken ansehen; seine Bauern weinten, denn war er gleich keiner von den besten Herren, so war sein Gegner, der nunmehrige Herr und Besizer, unstreitig einer der Schlimmsten.

Mit dem Grauen des Morgens zog Kosinsky von dannen, ein kleiner polnischer Wagen, ein Paar Pferde, die schlechtesten, welche er hatte, und die man ihm aus Mitleiden ließ, damit seinem Abzuge kein Hinderniß im Wege stand, — dieß war sein Alles. Er ging über die Grenze, Deutschland zog ihn an, seine Mutter lebte eine Zeitlang dort, von dieser hatte er die Sprache gelernt. Bei dem Ueberrechnen seiner fahrenden Habe fand er denn nun freilich, daß er an all die Herrlichkeiten einer grossen Stadt, wovon ihm seine verstorbene Mutter oft erzählt hatte, gar nicht denken durfte, aber auch in einer kleinen Stadt zu leben reichte sein Baarschaft nicht zu.

Er fuhr also auf gut Glük in die deutsche Welt hinein. Da kam er in eine freundliche Gegend, wo mehrere Dörfer mit ihren Kirchen und Thürmen ein gar heiteres Ansehen hatten, — die Wohnhäuser der Landleute stachen gar sehr gegen die seines Vaterlandes ab. Und wie es nun der Mensch gewöhnlich macht, wenn er nichts mehr hat, daß er sich erträumt, wie und was er anfangen wollte, wenn er sein Alles noch hätte: so träumte Kosinsky von dem Glüke seiner Bauern mit wachenden Augen, es fiel ihm schwer auf's Herz, daß der Herr Alles allein haben, und die Armen, die im Schweisse ihres Angesichtes nur für ihn arbeiten, Nichts haben sollen. So etwas hätte ihm früher in seinem Schlosse nicht geträumet, — da mußte die Luftveränderung daran Schuld seyn.

Hier nun, in dieser lachenden Gegend, wo so viele Schornsteine rauchten, wollte Kosinsky sich niederlassen. — Er miethete sich in einem der Dörfer in dem Herrenhause ein; der Verwalter glaubte diesen kleinen Nebenverdienst mitnehmen zu können, während der Gutsherr in der Residenz mit seinen Einkünften die Ansichten der Opern und Komödien, der Bälle und all der städtischen Lustbarkeiten zu bestreiten hatte. — Wagen und Pferde wurden sogleich verkauft, und Konsinsky lebte unter dem Namen Losfeld, auf einem sehr eingeschränkten Fusse.

Aber wie wenig er auch ausgab, so wurde doch das Goldbrünnlein — eigentlich war es eine Art Cisterne — seines Vermögens immer kleiner, da keine Quelle irgend einen Zufluß brachte.

Doch gab es ein Mittelchen, das die Selbst-Erhaltungslehre so Manchem einprägte, und wodurch fast eine eigene Gattung Erwerbender entstanden ist, die unter dem Namen Schmarozer sich sogar bis in das Pflanzenreich verloren haben; dieses brachte denn auch unser nunmehriger Herr Losfeld in möglichste Anwendung. Die Natur hatte es ihm nicht an äusserer Annehmlichkeit fehlen lassen, und die Unterhaltungsgabe sollte und mußte nun für ihn eine Erhaltungsgabe werden. Er besuchte daher fleissig die Beamten und Pfarr-Herren; ja, er ließ sich — er hatte ja einen fremden Namen — so weit herab, auch bei wohlhabenden Bauern einzusprechen, und wußte es so einzurichten, daß auf einen Fasttag wieder ein voller Sättigungstag folgte.

Am Freigebigsten gegen ihn war Pfarrer Berghof, eben nicht an Geld, denn seine Pfarrei war zwar die beste der Gegend, doch Berghof liebte im eigentlichen Sinne das Geld; wohl aber gab er Speise und Trank, und wenn Losfelds hungernder Magen nirgends etwas zu verarbeiten bekam, so konnte er versichert seyn, daß er auf dem Waldheimer Pfarrhof nicht leer ausging. Es mochten so ein Paar Jahre hingegangen seyn, und Losfeld studirte gar fleissig der Auflösung nach: Graben mag ich nicht, und doch schäme ich mich, zu betteln. — Sollte man dem Herrn Losfeld den Vorwurf machen wollen, daß

er es mit dem leztern, dem Betteln, nicht so genau müsse genommen haben, so wird hiermit ab- und zur Ruhe verwiesen, sintemal Losfeld eigentlich eine Art Tauschhandel trieb; er verhandelte Anekdoten, Neuigkeiten, Gespenstermärchen und dergleichen gegen Viktualien, war denn das gebettelt? ob geschrieben, oder gesprochen, der Unterschied war blos der, daß er die Drukkosten ersparte, und seine Artikel in Selbstverlag führte, wie so mancher Andere auch. — Ueber den ungerechten Haushalter — an dessen Auslegung, beiläufig gesagt, schon Mancher scheiterte — dachte unser Losfeld oft und reichlich nach; vergebens ihm fehlten die Amtleute und die Mittel, sie abzuschmieren, und doch wurde seine Kasse immer leerer und leerer, das Beutelchen schrumpfte immer mehr zusammen, so daß ihm ab und an die frühern Gedanken an einen freiwilligen Abmarsch wieder wie Luftblasen aufstiegen, und er würde diesen Gedanken in der Angst, und bei der dringenden Noth, die so nahe an ihm war, daß er sie, zwar nicht mit der Nase berührte, aber doch oft in seinen Verdauungswerkzeugen empfindlich verspürte, gewiß ausgeführt haben, wenn nicht Furcht und Hoffnung, wie zwei mächtige Strebepfeiler, ihn abgehalten hätten.

Nemlich die Furcht, es möchte solche Desertion ihm jenseits einigermassen übel ausgelegt werden, und er noch schlechter wegkommen; und die Hoffnung, es könne ihm ja diesseits doch noch einmal besser gehen. Nur war zu Lezterem gar wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden.

Diese Gedanken, die ihn unaufhörlich beschäftigten, begleiteten ihn regelmässig, und wichen und wankten nicht, besonders an oben erwähnten Kasteiungstagen, wo er von Morgen bis in an die späte Nacht herum lustwandelte, und einige Beerleins zur Erfrischung zu sich nahm.

An einem dieser Wanderungstage kam er weiter, wie gewöhnlich, aus seinem gewohnten Kreis, verspätete sich auf der Heimkehr, und Hunger, aber noch mehr der Durst, plagte ihn gar gewaltig. Es mochte so gegen 10 Uhr seyn, als der Waldheimer Kirchthurm gar köstlich von dem lieber Mond versilbert, ihm mit allerlei Hoffnungen entgegen leuchtete. Ist Berghof noch auf, dachte er, so findest du gewiß bei ihm einen Labe-Trunk, vielleicht auch einen Imbiß und ein Nacht-Lager, denn Durst, Hunger und Müdigkeit hatten den armen Erwoiwoden gleich stark mitgenommen. Er wanderte auf das Pfarrhaus los, und — ja — er sah noch Licht!

Der ihm befreundete Spiz wedelte fröhlich mit dem Schwänzlein, und biß ihn gleichsam freundlich willkommen. Bemerkenswerth ist es in der Praxis aller Derer, die Losfelds Erwerbs-Mittel zur Nahrungsquelle machen, und dieses Geschäft so recht eigentlich schwunghaft treiben, daß sie sich mit allen zwei- und vierbeinigen Hausgenossen gar sehr befreunden. Doch fiel Losfeld hier, um diese Nachtszeit, nicht mit der Thüre in's Haus, sondern lugte durch den nur angelehnten Laden in des Pfarrherrn ihm wohlbekannte Schlafkammer, und fand alldorten seinen Patron und Gönner, in einer Beschäftigung, wovon der blosse Anblik den armen Kammergukker mächtig ergriff.

Der wakere Pfarrherr saß nemlich mit der Brille auf der Nase vor einem recht ansehnlichen Haufen Goldstüke, die er mit zärtlichem Liebesblik durch die Finger laufen ließ, und sich dabei — mit dem möglichsten Zungenkizel — aus einer Flasche erlabte, die ebenfalls, aber flüssiges, Gold enthielt.

Das Verlangen nach Mitgenuß und Theilnahme wurde in der Seele des Lauschers so heftig, daß er an Armen und Beinen zitterte, ja daß ihm das Herz im Leibe wakelte. Eintreten, und den Pfarrer stören, das ging nicht an; denn daß er unter diesen Umständen sehr kahl abgespeißt werden würde, war ihm mehr, als gewiß.

Da trat Beate, die alte Muhme des Pfarres mit einer grossen Laterne in das Schlafkabinet und rief: Um's Himmels willen, Herr Vetter! kommen Sie — helfen Sie — die Kuh! — Der Pfarrer stand hurtig auf, dekte seinen Gold-

Haufen mit einem deutsch-türkisch rothen Saktuch zu, löschte sein Licht aus, und brummte: ei, daß dich, — gerade jezt! — — und ging mit der Laternträgerin hinaus. Wahrscheinlich gab es eine Familien-Vermehrung in dem pfarrherrlichen Stalle.

Losfelds Herzklopfen glich nun dem Klappern einer Walkmühle, er probirte, und, ach! es mußte seyn! — Das Fenster war auch nur angelehnt. Ohne sich lange bei der Vorrede aufzuhalten, stieg er nun durch das Fenster, raffte die goldenen Holländer, Franzosen und Preussen in den türkischen Behälter des Saktuches, nahm zur Magenstärkung die Flasche auch mit und empfahl sich, drükte beim Abschiednehmen noch recht zärtlich die dargebotene Vorderpfote des Spizes, und nun ging's der Gränze zu. In seiner zeitherigen Heimat hatte er eben keine Ursache, seine Hinterlassenschaft zu bedauern, denn der zusammengeschrumpfte Lederarm war so mager, daß er des wenigen Inhaltes wegen, sich gar leichtlich trösten konnte.

Auch mit seinem polnischen Gewissen kam er vorläufig in's Reine, denn das, was er that, war ja, seiner Willensmeinung nach, durchaus kein Diebstahl, es war gleichsam nur ein gezwungenes Darleben, woran es an Beispielen zu keiner Zeit mangelte. Denn nun hatte er ja auf ein Mal all die Mittel in Händen, um die Revision seines Prozesses vornehmen lassen zu können. Die Magentropfen des geplünderten Pfarrherrn — der die Vermehrung seines Stalles mit gänzlicher Abnahme seiner goldenen Schildhalter und Häuptlinge schmerzlich empfand, labten unsern von Furcht und Hoffnung getriebenen Ausreiser dermassen, daß er ganz gelenkig wurde, und bei dem Grauen des Morgens weit genug von seiner Fundgrube entfernt war. Er konnte sich nun durch Vierfüßler eiligst in sein Vaterland bringen lassen.

Das Unglük, und da er während seines intermistischen Aufenthaltes alle nur mögliche Musse hatte — die Zeit, hatte ihn klüger gemacht. Er war nun im Besize des so lang und oft vergeblich ersehnten goldenen Schlüssels, und alle Thüren und Thore des Justizhofes öffneten sich. Die Richter und Anwälde, die sich vorher bei der Dunkelheit seines Beutels gar nicht zurecht finden konnten, wurden nun auf ein Mal von dem inwohnenden, und reichlich ausströmenden Glanze so erleuchtet, daß sie das ihm geschehene himmelschreiden Unrecht recht im eigentlichen Sinne mit den Händen griffen.

In der kürzesten Zeit war Losfeld wieder umgewandelt, und der Woiwode Kosinsky im Besize aller seiner Güter, die ihm nun nicht mehr streitig gemacht werden konnten.

Kosinsky hatte sich nun wieder in seinem Schlosse eingerichtet, seine Finanzen waren geordnet, und da sein Gegner das unrechte Gut, wie ein Blutigel das eingesaugte Blut, durch die Salz-Säure der Justiz wieder von sich geben mußte, so war seine Kasse in sehr respektablem Zustande. Seine Bauern wurden ganz irre an ihm, denn so herablassend, so menschlich war er sonst nicht gewesen, und segneten die Schule, wo er diese Behandlungsweise erlernt hatte. Ja, ihre Bezirks-Nachbarn hätten es gar gern gesehen, wenn ihre Gewaltigen und Herren auch so einen Verbesserungs-Kreuzzug gemacht hätten.

Er suchte nun aber auch mit seinem Gewissen ganz in's Reine zu kommen.

Während Kosinsky sich der Gunst der beiden Damen Justitia und Fortuna bis zum höchsten Aufschwung erfreute, währenddem sein Bauern dort jubelten: saß der arme Pfarrer von Waldheim in wehmüthiger Erinnerung an die Vergangenheit.

Vergebens war alles Nachforschen, — der einzige Zeuge, der ihm hätte Licht geben können, war zur Unzeit stumm, ja dieses sein verruchtes Schweigen brachte ihn auf die Vermuthung, er möge mit seinem Räuber einverstanden gewesen seyn, und mit selbigem auf freundschaftlichem Fuß gelebt zu haben.

Das Herz blutete ihm, wenn er seiner Weihestunden gedachte, wie er da seine goldene Männerchen aufmarschiren ließ, daß sie in ihrem

gelben Glanze vor ihm paradirten, und nun! — die Reste seines Besizthums kamen ihm vor, wie die Ueberbleibsel einer geschlagenen Armee, welche ohne Gewehr und Tasche heimkehrt. Mit kummervollem Blike übersah er die Glanzlosen — es war eine Blase voll alte Thaler und Schaustüke, die ehehin, wenn er Musterung hielt, wie die Kranken-Bagage, hinter der Fronte Halt machen mußte, und rief mit dem höchsten Ausdruk des Schmerzes, wo sind meine andern Kinder?

Man sagt freilich, die Zeit heile alle Wunden; — auch Berghofs Wunden heilten, aber langsam, und die Schwäche war zu groß, denn der Geldverlust war zu bedeutend. Nur erst dann war einiger Anschein von Besserung vorhanden, als wieder einiges Gold unter dem Silber vorschimmerte, das sich freilich ausnahm, wie zehn uniformirte Landwehrmänner unter einer Kompagnie unmontirter Stadthelden. Alle Gastfreundschaft hatte eine Ende, und das Waldheimer Pfarrhaus, dessen Inwohner in dem allgemeinen Rufe der Gastfreundschaft standen, was Speise und Trank anlangte, war nun der Wohnsiz eines Mannes, der am Menschenhaß laborirte. Am aller Fatalsten aber war ihm jedes fremde Menschengesicht, denn das Verschwinden des saubern Herrn Losfeld traf so genau mit dem Verschwinden seiner Lieblinge zusammen, daß er gar nicht umhin konnte, diesen in den allerstärksten Verdacht zu haben.

Die alte Muhme, die sonst grosse Stüke auf den Fremdling hielt, ging noch weiter, und behauptete, troz allen Gegenreden des Herrn Vetters, Losfeld sey der verkappte Gott sey bei uns gewesen; denn, sagte sie, steht nicht ganz deutlich geschrieben: er geht herum und sucht, Welchen er verschlinge? Denn — fuhr sie fort — wenn eine Muhme in's Reden kommt, wird sie nicht so geschwind fertig — denn sagen Sie, mein allerbester Herr Vetter! wo wäre er denn hingekommen? — und wo kam er her? Ein Mensch kann doch nicht verschwinden!

Kam daher ein Fremder und wollte Gehör bei dem Pfarrherrn, so war er gewiß nicht zu Hause. — Auf einmal kam eine glänzende Equipage vierspännig in das Dorf, das doch gar nicht an der Heerstrasse lag; reich bordirte Bediente sassen auf dem Boke, und die Pferde konnte man nicht schöner sehen. Die Equipage hielt vor der Dorfschenke, ein Bedienter erhielt, nebst Anweisung, was er zu sagen habe, den Auftrag, sich strakś in den Pfarrhof zu verfügen.

Spiz nebst seinem neuen Kameraden, einem ungeheuern Schäferhund, machten gräulichen Lärm, und nur mit Mühe konnte der Tressenbesezte zur Sprache gelangen. Er ließ sich durchaus nicht abweisen, indem er dringend mit dem Herrn Pfarrer Berghof von Waldheim zu sprechen habe. — Endlich kam dieser, und nahm den Auftrag des Abgesandten im Hofe ab, denn ein Fremder sollte seine Hausflur nimmer betreten. Bei der Nachricht, daß ein polnischer Woiwode bei ihm einzukehren wünsche, und, da in der schlechten Dorfschenke kein Unterkommen zu finden sey, auf einige Stunden um ein Obdach bitte, schüttelte Berghof den Kopf, und bedauerte, daß er durchaus nicht im Stande wäre, einen Fremden zu beherbergen, da er vor zwei Jahren ganz rein ausgestohlen worden sey; es fehlten ihm daher alle Mittel, irgend einen Fremden, am wenigsten einen polnischen Woiwoden gastlich zu beherbergen. Aber der wohlunterrichtete Diener entgegnete: daß die Bitte seines Herrn sich nur darauf erstreke, ihm in dem geräumigen Pfarrhause, nur während des Mittagsessens, ein Stube zu überlassen, welche Vergünstigung er gerne mit Gold aufwiegen will, auch habe der Herr Woiwode Alles bei sich, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft diene, und sey der Herr Pfarrer zugleich mit zu Gaste gebeten. Das konnte Berghof unter diesen Umständen nicht verweigern, der Diener sprach von Gold, da kam vielleicht wieder ein Rekrut zum gelben Regiment, das freilich erst im Entstehen war. Es wurde zugesagt, und die prächtige Equipage kam angefahren. —

Aus dem Wagen stieg ein Mann, bei dessen Anblik der gute Pfarrer zurüktrat, denn er

hatte die frappanteste Aehnlichkeit mit dem Losfeld — mit dem verdächtigen Losfeld! — Aber die Pracht, die er um und an sich hatte, — nein, es ist Täuschung — Losfeld war ein armer Hungerleider, wie käme der zu einer Woiwodenschaft. Der Pfarrer führte den Fremden in seine Staats-Stube, wo bei der Kirchenvisitation seiner Hochwürden zu logiren geruhten, und sich an der herrlichen Aussicht ergözte.

Ehe sie sich's versahen, war der Tisch nicht nur gedekt, sondern auch mit den köstlichsten kalten Speisen versehen, und damit das Kalte den Magen nicht allzusehr erfrische, waren in eingeflochtenen Fläschchen Magentropfen enthalten, wie sie der Pfarrherr, der doch auch sein Mutterfäßchen hatte, noch nie über seine Zunge gebracht. Das Dessert wurde aufgetragen, die gewichtige Chatulle des Woiwoden in das Zimmer gestellt, als sich auf ein polnisches Komandowort die Diener entfernten.

Wie mir mein Paul sagte, begann der Pole, so sind Sie vor zwei Jahren bedeutend beraubt worden? Haben Sie denn gar keinen Verdacht auf irgend Jemand? — Ach was, versezte Berghof, was hilft mir das, — freilich habe ich Verdacht, aber, wo ist der Verdächtige? Ich bin ein ruinirter Mann auf Lebenszeit — und lauter Gold! seufzte er. — Nicht doch, fuhr der Woiwode fort, es will mich bedünken, als ob man im Leben nimmer alle Hoffnung aufgeben müsse. War denn bei ihrem entnommenen Gelde nicht ein Tuch von dieser Farbe? Hier reichte ihm der Woiwode das Tuch, das der Pfarrer als Dekmantel, Losfeld als Sekel gebraucht hatte. Herr im Himmel! rief der Pfarrer, das ist mein Tuch — aber wo? — Sie meinen, fiel der Pole ein, wo ist das Gold? — Hier stand er auf, öffnete seine Chatulle, und nahm ein zierliches Käßtchen heraus — und hier ist der Inhalt genau und richtig — hier sind die Zinsen, — und hier einige seltene Goldstüke, als ein kleiner Ersaz für den gehabten Schreken.

Der Pfarrer war vier seiner Sinne ganz und gar nicht mächtig, nur die Augen thaten ihre Schuldigkeit, und stierten voll Erstaunen auf das funkelnde Gold, das eben die Münze verlassen zu haben schien, und wie er nur flüchtig übersah, so waren die Prozente gar nicht kärglich gerechnet, die Entschuldigungsstüke, die als Schrek- und Schlagwasser dienen sollen, die waren von so bedeutender Grösse, daß sie ganz keklich den Kern seiner neuen Armee ausmachen konnten. — Sprechen konnte der Ueberraschte nicht, er stammelte nur.

Sie sehen, sagte Kosinsky, daß Derjenige, der damals Ihr Eigenthum wider Ihr Wissen und Willen entlehnte, kein eigentlicher Dieb war, auch sollen Worte nicht eine That entschuldigen, die vor der strengen Gerechtigkeit nicht anders, als straffällig müßte gefunden werden. — Dieß Alles fühle ich nur allzusehr, und Sie werden nun Den erkennen, der als der arme Losfeld von Ihnen gesättigt wurde.

Kosinsky erzählte nun seine früheren und und spätern Prozeß-Verhältnisse — an einen Vorschuß, schloß er, oder an ein Darlehen, war ja nicht zu denken, Wer würde mir geborgt haben? Aber nun noch eine Bitte, überlassen Sie mir Ihren Spiz. Diesen gab der Pfarrer sehr gerne hin, denn der Schweigsame und Pflichtvergessene war ihm so einigermassen fatal geworden, darum hatte er ihm auch die Kameradschaft des Schäfer-Hundes gegeben.

Doch, sagte er, erlauben Sie mir auch eine Gegenbitte. Sie werden nun heirathen und Familie bekommen. Gedenken Sie alsdann der Vergangenheit, und sorgen Sie dafür — Sie deuten mir das nicht übel, es folgt aus Ihrer eigenen Erzählung — sorgen Sie dafür, daß Ihre Kinder etwas lernen, womit man sich im Falle der Noth ein Stükchen Brod verdienen kann; denn sehen Sie, mein Herr! hätten Sie irgend etwas gekonnt, wie Sie selbst sagen, so würden Sie so mancher Erniedrigung entgangen seyn, die Sie Sich — wenn auch unter fremdem Namen, gefallen lassen mußten. Hätten Sie nun, was doch so leicht möglich war, Ihren Prozeß nicht gewon-

nen, so blieb ich geplündert, und Ihr Gewissen mit einem Verbrechen beschwert.

Der Woiwode versprach mit Hand und Mund, eine Lehre zu befolgen, deren Wahrheit er so mächtig gefühlt hatte.

Und wenn er Wort hielt, so war es sein und der Seinigen Glük, denn es kann ja Keiner, der heute reich ist, wissen, ob er es morgen noch seyn wird.

Die Wolle zu bleichen.

Das Verfahren ist sehr einfach: Man nimmt nemlich das nach dem Abscheeren von dem Schafe aufgerollte Vließ, wikelt es aus einander und breitet es sorgfältig auf eine Wiese und zwar dergestalt, daß die Seite, welche auf der Haut des Thieres saß, nach oben gekehrt wird. — So bleibt es 2 – 3 Tage lang, am Tage an der Sonne und des Nachts dem Thaue ausgesezt, liegen. Nach Verlauf dieser Zeit wird die Wolle eine sehr grosse Weisse erlangt haben. Man rollt hierauf das Vließ wieder zusammen und bringt es in den Speicher.

Ein ganz neues Mittel, Bienen ohne Futter und Gefahr zu überwintern.

Ein gewisser Ethridge von Montrose (in Nordschottland), der einen bedeutenden Bienenstand hat, ließ einige seiner Stöke in die Erde eingraben, und zwar so tief, daß sie der Frost nicht erreichen, und die Luft nicht zu ihnen dringen konnte.

Als sie in die Grube gesezt waren, ließ er sie etwa 10 Zoll dik mit Stroh bedeken und darüber Dammerde bringen. Im April d. J. wurden sie wieder herausgenommen; man fand die Bienen sehr gesund, und da das Honig noch eben so viel war, als zur Zeit, wo die Stöke eingegraben wurden, so konnten sie wenig oder gar nichts verzehrt haben.

Hirsenkörner.

Unglük ist der enge Paß, durch welchen alle Menschen mit mehr oder weniger Gewalt gedrängt werden, der wahre Prüfstein des Gehaltes, und das sicherste Erhaltungsmittel vor Verderben. Es gibt keinen Maßstab, wer der Unglüklichere ist — den Verbrecher ausgenommen — weil nur die eigene Vorstellung die Grösse bestimmt. Daher ist das eingebildete Uebel eben so groß, wo nicht gar grösser, als das wirkliche; und der Schwache trägt nach Verhältniß der Kräfte so schwer, wie der Starke, auch ist nur Der unglüklich, der sich selbst dafür hält.

Nur das Lob ist verdient, das nicht gesucht wird; nur die Ehre gilt, die keinen Namen hat; nur der Ruhm überlebt, der sich selbst verläugnet und aufopfert.

Ein grosse Seele ist über Beleidigungen, Ungerechtigkeiten und Spöttereien weit hinaus. Sie würde ganz unverlezlich seyn, wenn nicht das Mitleid sie empfindlich machte.

Wer geben kann, ist reich; Wer nehmen muß, ist dürftig. Ist also Geben nicht seliger, als Nehmen?

Keinen aus allen schlechten Charakteren, deren die Welt voll ist, ertragen können, beweißt keinen guten Charakter. Man muß im gemeinen Leben so gut Scheidemünze, als Goldstüke haben.

Es gibt gewisse Dinge, an denen das Mittelmässigste unerträglich ist; dahin gehört die Dichtkunst, die Musik, die Malerei und der öffentliche Vortrag.

Unter hundert Planen, welche der Reiche entwirft, sind neun und neunzig, — noch reicher zu werden.

Die Thurmgloke eines Dorfes schlägt nur die Stunden des Hungers und der Arbeit; der diamantene Uhrweiser des Reichen zeigt die Sekunden des Ueberdrusses und der Langweile.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ei wie vorsichtig!

Ein bejahrter Jude hatte während der Kriegsjahre, troz seiner Protestationen, starke Einquartierung, so, daß er zwei und drei Mann bekam, wenn Andere nur einen im Quartier hatten. — Bald darauf starb seine Frau, und er fand, zur Pflege seines Alters, wie er bei Gericht angab, für nothwendig, wieder zu heirathen. Das Gericht forderte von ihm, wie gewöhnlich, die Nachweisung seines Vermögensstandes, ob es hinreichend sey, eine Frau zu ernähren. „Gott, wie vorsichtig!" rief der bejahrte Bräutigam aus. „Als ich die Soldaten nehmen mußt', die mich drangsalirten, hätt mich kein Mensch gefragt, ob ich se ernähren könnt, nu ich zu meiner Wart und Pfleg e Frau will, soll ich nachweisen, ob ich se ernähren könn!"

Das Frühstük.

(Aus dem Leben.)

Reb Mendele hatte das Leben gar lieb,
Freund Klapperbein war ihm der furchtbarste Dieb;
Denn Handel und Wandel und Alles liegt nieder,
Hört man nur das Rauschen von seinem Gefieder.
Zwar liebte Reb Mendel herzinnig das Geld,
Doch, was hälf's dem Todten, gewänn' er die Welt!
Drum hatt' er, um möglichst lange zu leben,
Zur Vorschrift bestimmte Diät sich gegeben;
So wurde zum Beispiel, als Frühstük genossen
Alltäglich ein Laiblein mit Milch begossen.
Dann sagte er schmunzelnd mit fröhlichem Muth:
„Main Laibla mit Milch, Gott! wie schmekt das gut,
Und eß' ich recht lang noch mein Schüssele aus,
So macht mir der Tod weder Schreken noch Graus."
Einst, um zu verdienen ein tüchtig Stük Geld,
Verreist er mit Schamsel und Hirsch Sauberfeld.
Auch wurden so gute Geschäfte gemacht,
Daß Freude auf ihren Gesichtern gelacht.
Die Sache beendigt, zum Richter beschieden,
Umhüllte die Nacht sie in Ruhe und Frieden. —
Am Morgen, als Mendel sein Laiblein einbrokte
Und, siedend die Milch, am Ofenloch hokte,
Brokt Schamsele ihm noch ein Laiblein dazu.
Und Mendele sezt sich behaglich in Ruh',
Und schlürfte, und schlukte recht rührig und munter,
Zum Mindesten anderthalb Laiblein hinunter.
Alleine, gewohnt nur ein Laiblein zu speisen,
Rief er nun ganz ängstlich: „Gott, was soll das heissen!
Mein Liebstes, mein Laibla, das werd' mir zu viel,
Krank bin ich, und wie? — ich leg' mich gleich nieder,
Es schmerzt mir das Herz, mir zittern die Glieder!"
So schrie er im Bett fort, mit Klagen und Weinen,
Und sollte um zehn Uhr beim Richter erscheinen.
Jezt war er so todtkrank, er konnte nicht stehen,
Wie sollte der Schwache zum Richter hingehen?
Da sagte der Schamsel: „Du bist ja besessen,
Du hast ja weit mehr, als ein Laible gefressen,
Ich habe, derweil Du am Ofen gehokt,
Dir noch eins dazu in die Schüssel gebrokt."
Da horchte er lauschend mit offenem Mund,
Und rief nun ganz fröhlich: „Jezt bin ich gesund!"

Die Erläuterung.

Einst Sonntags, nach der Kirche, ruhte
Der Bauer, Michel Kunz, auf seiner Ofenbank:
Man sah's, wie er mit frohem Muthe
Den selbst gebauten Obstwein trank.
Sein Sohn, der Max, zum Zeitvertreibe
Kniet' der am Fenster — drükte platt
Die Nase an der runden Scheibe,
Weil er just was zu denken hat.
Was half's, Max konnt' es nicht ergründen,
Und durchaus keine Auskunft finden. —
„He Vater," rief er „seht einmal,
Wenn ich die Schafe hüt' im Thal,
So kommt rechts übern rothen Berg
Die Sonne 'rauf, geht über zwerg,
Links bei der hohen Fichten unter.
Einmal, wie's and're." — Hm, dieß Wunder,
Spricht Kunz, hob ich mein Lebtag g'wißt,
Das ist halt einmal so wie's ist,
Und wenn sie gleich heunt Abend fort,
Ist's morgen an dem alten Ort. —
„Des kann i aber net versteh'n,
Ich seh's ja keinmal rükwärts geh'n?"
Hm — Dummkopf rükwärts geht's zu Nacht!
„Ja so, da hab' ich net d'ran 'dacht.

Begräbnißkosten.

Wie, zwanzig Gulden wollt' Ihr haben,
Meine Frau mir zu begraben?
Das ist zu arg, bei meiner Ehre!
Fast wünscht' ich, daß sie nicht gestorben wäre.

Logogryph.

Mit a recht sanft erquike ich,
Mit e stets bleibe ich zurük,
Mit i sucht an dem Fuß mich,
Mit o an dem Metall dein Blik,
Mit u bin ich an Schiffen zu schauen,
Nun rathet, werthe Herrn und Frauen!

Auflösung des Räthsels im vorigen Nro:

Getreide.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur; J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 40. 3. Oktober 1840.

Inhalt: Regeln, welche ein Vater seinem in die Fremde reisenden Sohne gegeben, — so wie sie heut zu Tage beinahe die besten wären, um junge Leute von der jezigen Denkungsart zu bewahren. — Ueber Krummgehen und Schiefwerden. — Auch Kohl- und Krautblätter blähen die Kühe auf. — Großmuth.

Regeln, welche ein Vater seinem in die Fremde reisenden Sohne gegeben. —

so wie sie heut zu Tage beinahe die besten wären, um junge Leute vor der jezigen Denkungsart zu bewahren.

Vater, nun habe ich meine Profession gelernt, sprach ein Sohn zu seinem Vater — ich möchte nun gerne auch die Welt sehen, und auf meiner Profession reisen; ich hoffe, Ihr werdet nichts dawider haben.

Vater. Gut, mein Sohn, das sehe ich gerne, ich bin selbst vor dreissig Jahren weit in der Welt herum gereist, und habe Vieles gesehen — grosse Städte, Fleken und Dörfer; aber damals war es bei Weitem nicht so schön in der Welt, wie jezt, Alles hat sich geändert.

Sohn. Eben darum bin ich begierig, auch was zu sehen; man sagt: all die jungen Bursche wären nichts, die nicht auch fremdes Brod gegessen hätten.

Vater. Ich lobe deine Begierde zu reisen. Du sollst recht weit hinaus, wenn du Lust hast; es thut mir zwar wehe, wenn ich dich, mein einziges Kind, weit von mir wissen soll; aber ich hoffe, du werdest gesund bleiben, und mir dann im hohen Alter recht viel Freude machen. Das willst du ja, — nicht wahr?

Sohn. O, warum sollte ich das nicht wollen! Wenn ich gesund zurükkomme, und Ihr noch lebt. — Ach, dann sollt Ihr erst Freude mit mir haben.

Vater. Du hast gute Vorsäze — aber mein Sohn, ich weiß nicht, wie es dir mit ihrer Erfüllung gehen dürfte; du kennst die Welt noch nicht.

Sohn. Freilich, Vater, kenne ich die Welt noch nicht, und eben darum möchte ich sie sehen. Ich kam Euch nie von der Seite, als die drei Jahre, die ich bei meinem Meister war, und da war mir wohl. — Ich konnte Euch ja alle Tage sehen, wenn ich wollte. Nun aber gelüstet es mich, auch andere Menschen kennen zu lernen. Deutsche und Franzosen — wo mich die Lust und das Schiksal hinbringt.

Vater. Gut, mein Sohn, das sollst du. In einem Monate magst du in Gottes Namen verreisen. Dein Zeug soll dir die Mutter zurüsten. Es ist dann schöner Frühling, und da gehts über Berg und Thal recht munter fort, und ist so die Zeit, wo man auch lieber unterkommt.

Sohn. Schon in einem Monate — das geht geschwind, nun gut! Aber wo soll ich zuerst hin? Es sieht jezt allenthalben so böse aus, man nimmt einander ja bald beim Kopfe.

Vater. Eben dergleichen mußt du sehen; sonst weißt du nicht, daß du ein Deutscher bist. Man kann von dem Glüke seines Vaterlandes nie recht urtheilen, bis man gesehen hat, wie es Andere auswärts haben.

Sohn. Aber ist es denn nicht gefährlich, wenn man so an einem Orte seyn muß?

Vater. Da heißt's nur vorsichtig seyn, und nicht viel schwäzen; wenn du das thust, so wirst du nicht Gefahr laufen. Doch ich will dir überhaupt noch Manches sagen, und dich über Manches belehren, das du nicht weißt, und doch jezt nöthig hast, recht zu wissen, wenn du in der Fremde dein Glük machen willst.

Sohn. Das wird mir lieb seyn, Vater! Thut dieses gerade jezt, wir sind allein, und ich habe Feierabend, ich kann dem Allen nachdenken, wenn ich in die Ruhe gehe.

Vater. Nun, so horch denn auf. Aber vor allen Dingen mußt du mir versprechen, daß du mich ganz ausreden lassen, daß du, wenn dir Das, was ich sage, auch noch so wunderbar vorkommen sollte, keine Einwendungen machen; sondern dieselben bis zulezt versparen wollest — Willst du das?

Sohn. Ja freilich, Vater, redet nur zu, ich will hören.

Vater. 1. Wenn du in die Fremde kommst, so vergiß deine Eltern, und bekümmere dich nicht mehr um sie. Du bist erzogen, hast ihnen nichts mehr nachzufragen. Denke dann nur: ich bin jezt fort, und kann mein eigener Herr seyn. Schreiben will ich ihnen auch nie, ausser wenn ich Geld brauche.

2. Wenn du in Arbeit kommst, so strenge dich 14 Tage lang recht munter an; siehst du aber dann, daß deine Kameraden wenig arbeiten, und dich darüber auslachen, daß du so fleissig bist, so höre gleich auf, und lege die Hände in den Schooß — sind aber die Andern fleissig, so rede ihnen zu, daß sie keine Narren seyn, und so sehr arbeiten sollen.

3. Früh stehe du nicht auf, es ist dir weit gesünder, wenn du lange im Bette bist, und wenn dich der Meister darüber tadelt, so sage nur: du müssest den Schweiß abwarten.

4. Am Morgen mußt du nicht beten, dieß ist Weibersache — es wird sonst in deinen Geschäften gut gehen.

Sohn. Vater! was ist das?

Vater. Lasse mich reden!

5. Dein Morgenessen muß in Kaffee bestehen, der stärkt, alles Andere ist ungesund. Wenn dein Meister aber dieß nicht vermag, oder wenn es bei ihm nicht üblich ist, so hast du Geld, da lasse dir holen.

6. Zu deiner Arbeit mußte du keine andern, als schöne Kleider tragen, damit du stets den verübergehenden Mädchen gefallest.

7. Den Wochenlohn spare ja nicht: ein junger Mensch muß sich in der Welt lustig machen, man muß erst dann haushalten, wenn man Weib und Kinder hat. — Frühzeitige Haushaltung ist weibisch.

8. Was dir vom Wochenlohn übrig bleibt, das wende Alles an Kleiderpracht. Lasse ja nicht zu, daß ein Anderer einen schönern Rok, schönere Beinkleider, einen feinern Rok, schönere Westen, einen feinern Hut, glänzendere Stiefel, als du, habe.

9. Spielen mußt du lernen, es wäre nicht Lebensart, wenn du dieses nicht könntest; je mehr Einer Geld zusezt, desto mehr biete du! Hast du Uhr und Anderes verspielt, so entlehne wieder. Kannst du es nicht zurükgeben, so laufe auf und davon.

10. Mit Weibsleuten mußt du nothwendig genauen Umgang haben; denn dieses lehrt Höflichkeit und Lebensart; man bleibt ein Gek, wenn man nicht Frauenzimmergesellschaft sucht.

11. Schlechten Dirnen mußt du nie ausweichen, du mußt mit ihnen auf Tanzsäle gehen, öffentliche Spazirgänge mit ihnen machen, und wenn man auch mit Fingern auf dich weisen würde, das durchaus nicht achten.

12. Jezt noch kannst du nur Trinken; aber sorge, daß du sobald als möglich Saufen lernest; denn das wäre dir eine Schande, wenn du dich nicht am Morgen rühmen könntest, du habest so und so viel Maß Bier oder Wein getrunken.

13. Vom Fressen sage ich nichts, das versteht sich von selbst, daß, wenn du das Saufen gelernt hast, du auch mußt Fressen können.

14. Halten mußt du nie, was du versprichst; denn das sind alle Narren, die ihrem Versprechen treu sind. — Eben so sollst du auch nie vom Herzen weg sagen, was du denkst, man muß fein seyn, und Andern Weiß für Schwarz angeben können. Ehrlich seyn, ist Alfanzerei. —

Wer am Besten schwäzen kann, der nur ist ein Mensch für diese Welt.

15. Willst du in's Frankreich reisen, so sehe genau auf alle Moden, Frisuren, Rokknöpfe und übrigen Tändeleien; denn das ist jezt das glükselige Land, wo alle Artigkeit allein ihren Siz hat. Man wird dich hundert Mal mehr bewundern, wenn du nur einen einzigen Knopf, in Paris verfertigt, an deinem Roke nach Hause bringst.

16. Den Hut vor Jedermann abzuziehen, erniedrige dich nicht; wenn es nicht ein vornehmer Herr von Adel ist, so lasse ihn ruhig sizen.

17. Händel fange gleich an, sobald man dir nur etwas einreden will; denn, wenn man sich nicht für einen Narren halten lassen will, so muß man gleich vom Leder ziehen.

18. Und was soll ich vom Kirchengehen sagen? das schikt sich nicht für dich; wenn du viel dahin gehen würdest, so würde man von dir sagen: du wärest ein frommer Kopfhänger, und das mußt du ja nicht seyn. Alle Monate ein Mal, dieß ist genug.

19. Bibel oder Evangelium lesen, das laß dir nicht einfallen. Lies lieber gute Komödien und einen lustigen Roman, wenn du zum Lesen Zeit hast, das ist nüzlicher.

20. Endlich rede nichts von Menschenliebe, Dienstfertigkeit, Hülfe in der Noth, und von so was; denn das wäre auch gar zu pöbelhaft, und könnte dir das Ansehen geben, als ob du etwas von Religion wüßtest.

Ob du so gesinnt seyn, und so werdest handeln können, will ich ruhig abwarten, und wenn du wieder nach Hause kommst, sehen, was aus dir geworden ist.

Sohn. Vater, um Gottes willen, sollte es Euch bei diesen Lehren Ernst seyn? Es ist ja von Allem das Gegentheil, was ihr mir sonst sagtet.

Vater. Das dachte ich mir doch wohl, daß dir diese Lehren nicht gefallen würden. Aber mein Sohn, es ist doch üblich in der jezigen Welt, so zu denken, und wenn du dich umsehen wirst, so werdest du finden, daß die meisten jungen Menschen so zu denken anfangen, wenn sie nicht schon einige Zeit so dachten.

Sohn. Das ist doch wirklich traurig; auf diese Weise getraue ich mir nicht in die Welt hinaus zu gehen; ach — ich könnte ja leicht verführt werden!

Vater. Höre mein lieber Sohn, fürchte dich nicht! Ich will dir die obbesagten Regeln mitgebrn; aber behalte sie fein ordentlich und insgeheim auf, damit man nicht glaube, daß du wirklich einen so gottlosen Vater habest. Du aber lies sie fleissig, und, wenn du dabei nachdenkst, und von allen diesen widersinnigen Regeln gerade das Gegentheil thust, so ist es für dich eben so gut, als wenn ich dir die schon hundert Mal ertheilten herzlichen Erinnerungen mitgeben würde; denn du werdest, welches ich sehr wünsche, erst dann die Gefahren einer solchen falschen Lebens-Art kennen lernen, wenn du wirklich Solche siehst, die sich dieselbe leider gewählt haben.

Ueber Krummgehen und Schiefwerden.

Wenn es wahr ist, daß nur in einem schönen Körper eine schöne Seele wohnen könne; so müssen alle Diejenigen, die ihren schönen Körper sich verderben, sey es durch Unachtsamkeit oder Nachlässigkeit; sey es durch unbedachtsames Wüsten und Einstürmen in denselben, oder sey es durch eine andere Zerstörungs-Art; so müssen alle solche keine schöne Seele haben. Das wollen wir aber nicht behaupten, denn viele Beispiele möchten uns gar bald überzeugen, daß auch sogar in einem häßlichen, wenigstens in einem nicht schön zu nennenden Körper doch eine schöne Seele wohnen könne.

Es wäre auch nicht gut, wenn man jedem nicht schönen Körper eine schlechte Seele sogleich von aussen ansähe; denn dann müßte jeder von der Mutter Natur Vernachlässigte nur

mit gesenktem Blike einhergehen, indem er stets bei sich denken müßte, Jedermann wisse, daß er ein böser Mensch sey. Einen solchen Herzensspiegel gab uns die Gottheit nicht als Angebinde; wenn sie auch gleich die Augen zum Spiegel der Seele machte, in denen aber wieder nicht Alle recht hineinzuschauen verstehen.

Das Aeussere, das leidet gar keinen Zweifel, verräth dem aufmerksamen Menschen sehr oft die innere Beschaffenheit seiner Mitmenschen. — Wer möchte nicht in Dem, der nicht aufzubliken und Niemanden frei in die Augen zu sehen wagt, einen Menschen von makelhaften Charakter erkennen? Wer erkennt nicht sogleich in dem festen Tritt des Geradeinhergehenden den unerschrokenen Mann, der für Recht und Gerechtigkeit sich aufzuopfern nicht scheut? Wer erkennt dagegen nicht in dem Einherschleichenden, sich mit Mühe und Anstrengung Bewegenden, von einer Seite zur andern Wankenden, mit gebeugtem Rüken die matten Glieder Schleppenden, nicht den Faulen und Trägen? Und leider sieht man recht viel solcher Unglüklichen! Es ist für den Menschenfreund ein höchst betrübendes Gefühl, so viele Leidende unter seinen Mitmenschen zu gewahren, er sucht ihnen zu helfen; wo er aber nicht mit That beistehen kann, thut er es mit — Rath! — Hierdurch wünschen wir nur Jeden auf sich selbst aufmerksam zu machen.

Möchte zu allgemeinen Nuzen und Frommen ein Arzt diesen Gegenstand von der für den Körper so sehr schädlichen Seite, wie dadurch auch auf den Geist nachtheilig gewirkt und dieser unterdrükt wird, darstellen. Nicht minder wäre es auch ein Gegenstand, durch dessen Beleuchtung ein Pädagog sich sehr verdient machen könnte, zunächst in seinem Wirkungskreise, und ferner um andere leidende Mitbrüder.

Beobachten wir einen Krummgehenden genau, so bemerken wir bald, daß sein Fehler mehr Ursachen haben kann. Bisweilen kann es organischer Fehler seyn; doch mag dieß im Ganzen nur bei Wenigen der Fall seyn. Meistens ist der Grund in Verwahrlosung, die von verschiedenen Personen ausgehen kann, ein Mal nemlich von dem Verwahrlosten selbst, wenn er, troz aller Ermahnungen, auch wohl aller Strafen, nicht auf sich und die Haltung seines Körpers achtet, ein anders Mal von Eltern und Erziehern, welche, während sie nur das Innere ausbilden, daß Aeussere ganz vernachlässigen, oder wenn sie die Kleinen bei noch weichen und biegsamen Knochen, schon schwere Arbeiten verrichten liessen, daß durch ihre Last und Schwere, die noch zarten Glieder gebogen wurden. Wenn Kindermägde oder Ammen nicht gehörige Sorge auf die Kleinen verwenden, sondern sie, unbekümmert um ihre Haltung von einem Arm auf den andern — werfen; wie man das nicht selten sehen kann; oder sie sonst vernachlässigen, wenn sie nur ihre Neugierde und Schaulust befriedigen können.

Diese Personen haben sehr oft grosse Schuld an dem Mißwachse der Kinder. Aehnlich verhält es sich, wenn die nur etwas älteren Geschwister ihre jüngern herumtragen, ja oft sogar warten müssen. Und so kann es unter verschiedenen Verhältnissen noch verschiedene Ursachen geben.

Mit dem Krummgehen geht auch das Schiefgehen, wo eine Achsel höher, als die andere getragen wird, Hand in Hand. — Eine eigene Bemerkung ist es, daß man bei Knaben und Jünglingen beide Fehler seltner findet, als bei Mädchen, die aber in der Natur des männlichen Körpers selbst ihren Grund haben mag. — Denn erstens sind die Knochen des männlichen Körpers in der Regel an sich schon stärker und fester, und zweitens, was die Hauptsache zu seyn scheint, dem männlichen Geschlechte ist von Jugend auf eine andere Beschäftigung eigen, es bindet sich nicht so sehr an den Sessel, an den sich das weibliche Geschlecht von Jugend an fest anschmieden lassen muß. —

Der Knabe enteilt schnell seiner Beschäftigung in der Stube und tummelt sich im Freien

aus; selbst auch, wenn Strafe seiner harret. Das Mädchen dagegen wird schon vom zartesten Alter zu Beschäftigungen in der Stube angehalten und meistens zu solchen, die nur sizend vollbracht werden können. Eltern thun den Körpern ihrer Kinder nicht wohl, wenn sie denselben fast nie erlauben, aus der Stube zu gehen; Die junge Lunge muß frische Luft einathmen, damit sie erstarke und die Brust sich wölbe!

Erzieher haben nicht minder ein scharfes Augenmerk auf die Haltung ihrer Zöglinge zu richten. Ueberhaupt scheint es rathsam, Kinder sich recht bewegen zu lassen, ja sie sogar zu ermüden, ihr Schlaf wird dann um so ruhiger und erquikender seyn, und ihre Arbeiten werden sie um so williger und besser vollenden, wenn sie wissen, daß ihnen nach deren Vollendung die Erlaubniß zum Spiele und zur Lust gegeben wird. Die Arbeit wird ihnen dann ein Vergnügen, und das ist der Standpunkt, von dem alle Menschen die Arbeit betrachten müssen. „Die Arbeit ist die größte Wohlthat, die den Menschen verliehen worden ist!“

Mittel für schon Krumm- und Schiefgehende müssen die Herrn Aerzte besorgen, die auch hinlänglich mit Strekbetten und anderen Maschinen für dergleichen Leidende versehen sind; wozu aber immer als Hauptsache kommt, daß sich die Leidenden recht viele Mühe geben und sogar mit grosser Anstrengung und Angst gerade zu gehen und zu sizen bestreben müssen. — Rathsam scheint es, wenn man solche Personen nur auf rohrgeflochtenen Stühlen sizen läßt, und durchaus nicht auf Stahlfedern, denn diese geben nach und es kommt immer ein Theil des Körpers höher, als der andere, was bei jenen ganz vermieden wird. Diese Art von Stühlen ist auch noch aus vielen andern Rüksichten sehr empfehlenswerth. Kinder, namentlich diejenigen, welche sehr zum Sizen angehalten werden, sollten durchaus nur auf Rohrstühlen sizen, ihre Körper würde eine weit bessere Haltung bekommen.

Den Erziehern sollte es nun ganz besonders heilige Pflicht seyn, kein ihnen anvertrautes Kind krumm, oder mit verwandten oder erhöheten Schultern sizen zu lassen, weil sich die jungen Körper nur gar zu leicht an eine solche Richtung gewöhnen. Der grosse Schade dieses nachlässigen Sizens oder Gehens kann nicht oft genug von Denen ihnen an's Herz gelegt werden, die den Kleinen, nach ihren Eltern, die Nächsten zu seyn pflegen. Wie sizt aber manches Kind bei dem Schreibbuch oder Zeichenbrette!

Aber auch die Eltern müssen genau Achtung geben, wenn sie die Kinder unter ihrer Aufsicht haben, daß sie beim Nähzeuge und Strikstrumpfe oder beim Buche hübsch ordentlich sizen und nicht nur auf dem Sessel so zu sagen, — hängen.

Für Knaben würde es nun sehr gut seyn, wenn sie schon zeitig anfangen könnten, zu turnen, exerziren, baden oder Fußpartieen zu machen. Ein Knabe von 6 Jahren kann durch Uebung leicht dahin gebracht werden, daß er mit Bequemlichkeit 3 Stunden Wegs geht. Diese Uebungen stärken den Körper und machen, daß der Geist nach genossenem Vergnügen um so thätiger arbeiten kann. Es würden starke kräftige Menschen hervorgehen, wenn jede Erziehungsanstalt durch viele Uebungen auch den Körper mit bedächte, — aber für den wird in dieser Hinsicht manchmal wenig gesorgt. Sehr brav spricht darüber der grosse Erzieher Guths Muths, (Salzmanns Schüler) dessen Turnbuch in keiner Schulbibliothek fehlen sollte. Nicht minder brav beleuchtet Jahn diesen Gegenstand.

Das militärische Exerziren ist nicht minder gut, wovon man an verschiedenen Lehranstalten schon sehr gute Früchte sieht, indem sich viele ihrer Zöglinge, wie junge Krieger unter Leitung eines gedienten Kriegsmanns üben.

Dieses Exerziren ist für den jugendlichen Körper von sehr grossen und vielfachen subjektiven Nuzen: es hat aber auch kosmopolitische Bedeutung, aus ihnen gehen die treuesten konstitutionellen Bürger hervor, und einer der größten Krieger Deutsch-

lands äusserte hierüber, „dieß sey gerade an der Zeit!“

Wie soll nun aber für das arme zweite Geschlecht gesorgt werden? Für dieses sind derlei Uebungen anstössig. Die Mädchen müssen nun ebenfalls ermahnt werden, auf ihre gute Haltung zu achten, und nicht zu beständigen Sizen angehalten werden und gleich den Knaben, möglichst zeitig tanzen lernen, d. h., sich bewußt werden, wie sie ihre Glieder gebrauchen, bewegen und tragen sollen, wobei der Tanz-Lehrer namentlich auf Haltung zu achten hat. Diese muß sein Hauptaugenmerk seyn. Sie können auch Land- und Stadtpartieen zu Fusse machen, und dabei stets auf die schöne Haltung des Körpers bedacht seyn, nicht minder Spazir-Gänge auf Berge oder in Thäler, nach schönen Gegenden, Gärten und dgl. Die häuslichen Gänge und kleinen Verrichtungen könnten meistens von Kindern besorgt werden, dabei hätten sie ausser dem Nuzen der Bewegung noch den, daß sie sich an Menschen gewöhnten und das ihnen Aufgetragene bestellen lernten.

Möchte das Gesagte dazu dienen, die geehrten Leser, namentlich aber die Leserinnen, die in der Regel mehr die häusliche Erziehung der Kinder zu besorgen haben, recht sehr auf die Haltung der Kleinen aufmerksam zu machen und jeden an ihnen bemerkten Fehler zu rügen und dann die Freude erleben, daß sie recht wohlerzogene und gut gewachsene Kinder haben, die stark und kräftig sind die schwersten Aemter zu verwalten, tüchtige Vertreter der allgemeinen Freiheit werden und die im Stande sind, ihre Kinder auch so zum Wohle des Vaterlandes und der Menschheit zu erziehen, wie sie von ihren Eltern erzogen wurden.

Auch Kohl- und Krautblätter blähen die Kühe auf.

Frische Kraut- und Kohlblätter sind allerdings eine sehr schmakhaftes Futter für das Rind-Vieh, und die Melkkühe geben davon eine besonders butterreiche Milch. Wenn aber das Rinds-Vieh diese Blätter zu gierig oder zu viele verzehrt, wenn etwa gar der Kuh bald nach dem Genusse dieser Blätter zu trinken gegeben wird, so wird sie eben so aufgebläht, wie vom Genusse des jungen oder selbst des puren Klee's. Gegen das Aufblähen des Rindviehes (Trommelsucht) hilft Kalkwasser, auch Salzwasser. Man löst 1 Loth Kalkpulver in 1 Maß Wasser auf, und gießt es der Kuh zwei Mal zur Hälfte ein, wobei man sie aber in beständiger Bewegung erhalten muß. Ist das Uebel zu heftig, so hilft der Trokarstich.

Großmuth.

(Eine arabische Anekdote.)

Der Kalife Almansor war von einem Haufen Rebellen überfallen worden, deren Uebermacht er fast erlag, als ein Araber, Namens Maan, welcher sich bisher als ein Hauptanführer der feindlichen Partei, aus Furcht vor der Ahndung des Kalifen, versteckt gehalten hatte, eben in dem Zeitpunkte, da der Kalife in größter Gefahr war, mit einer Anzahl seiner Leute aus seinem Hinterhalte hervor brach und so tapfer auf die Feinde des Kalifen eindrang, daß er sie besiegte und mehrere Tausende tödtete, die Uebrigen in die Flucht jagte und dem Kalifen das Leben rettete.

Die Großmuth dieses Arabers wurde als eine solche Seltenheit betrachtet, daß sie unter der Nation zum Sprichworte überging. Sie erwarb ihm auch die vorzügliche Gnade des Kalifen; — und da dieser nicht umhin konnte, dem Maan über seinen Edelmuth Verbindliches zu sagen, äusserte dieser, daß ihm gleichwohl ein Mensch vorgekommen sey, der ihn an Großmuth übertreffe.

Da der Kalife die nähern Umstände zu wissen begehrte, erzählte Maan folgendes Bruch-Stük aus seinem Leben. „Beherrscher der Gläubigen,“ sprach er, „mein Leben war seit der Erhebung deiner Familie, das Leben eines Flüchtigen, der stets das Schwert der Rache über sei-

nem Haupte schweben sieht, und sich an einem dunkeln Ort verbirgt, um seinen Streichen auszuweichen. Ich hielt mich lange Zeit in dem Hause eines meiner Freunde in Basrah versteckt. Da ich mich jedoch hier nicht länger sicher glaubte; verkleidete ich mich, verließ die Stadt bei Nacht und nahm den Weg nach der Wüste.

„Sorgfältig hatte ich alle ausgestellten Wachen vermieden; — schon glaubte ich mich völlig ausser aller Gefahr, erkannt zu werden, als plözlich ein Unbekannter, dessen Physiognomie nichts Empfehlendes hatte, auf mich zutrat, die Zügel des Kameels ergriff und mich im ziemlich rauhem Tone fragte: ob ich nicht der Mann wäre, welchen der Kalife überall aufsuchen ließ, dessen Entdekung Den, der ihn ausliefern würde, für sein ganzes Leben reich und glüklich machen würde? Ich läugnete natürlicher Weise, daß ich der gesuchte Mann wäre. „Wie," versezte der Unbekannte, „du wärest nicht Mann?" „Ich stuzte und sagte: Weißt du was, indem ich ihm einen kostbaren Edelstein überreichte, nimm dieß geringe Merkmal meiner Erkenntlichkeit einstweilen hin und begünstige meine Flucht durch deine Verschwiegenheit; wenn das Glük mir wieder lächeln wird, soll auch dein Glük gemacht seyn.

„Der Unbekannte betrachtete den Edelstein und schien seinen Werth schäzen zu wollen. „Eine Frage," sprach er hierauf, „habe ich an dich zu thun; aber beantworte mir sie aufrichtig. Hast du wohl irgend ein Mal dein ganzes Vermögen hingegeben? denn du weißt, daß du als ein sehr freigebiger Mann bekannt bist." — Nein, war meine Antwort. „Auch niemals die Hälfte?" — Auch diese nicht, sprach ich. Und so stieg er immer von Grad zu Grad herab, auf's Drittel, Viertel, Zehntel. Aus Scham sagte ich endlich, ich könnte doch wohl den zehnten Theil vielleicht auf ein Mal hingegeben haben. „Nun wohlan", versezte er hierauf, „damit du denn siehst, daß es Leute gibt, die dir an Großmuth nicht nachstehen, so nimm deinen Edelstein zurük. Er ist gewiß 1000 Goldstüke werth, und ich bin blos ein gemeiner Soldat, der von seinem dürftigen Solde lebt; aber ich gebe ihn dir zurük." — — Und wie er dieß gesagt hatte, warf er mir den Edelstein hin und ging davon. Ich rief ihm nach, er kam zurük, ich drang ihm den Edelstein auf. Er fiel mir um den Hals, mit den Worten: „Willst du, daß ich für einen Räuber gelten soll?" Und so verschwand er aus meinen Augen, und ließ den Edelstein in meinen Händen."

Almansor war über diese Erzählung eben so vergnügt, als erstaunt. Ueberall ließ er den Unbekannten aufsuchen, um ihn belohnen zu können. In allen seinen Staaten ließ er die Begebenheit bekannt machen und sezte eine grosse Belohnung für Den fest, welcher den Großmüthigen entdeken könnte. Niemand konnte es und der Unbekannte ließ sich niemals wieder sehen.

Selbst unter den Bewohnern nicht civilisirter Ländern gibt es Menschen, die Großmuth ausüben. Hievon noch ein Beispiel:

Als die Mauren noch in Spanien hausten, tödtete ein Ritter im blutigen Kampfe, Osmar, den Sohn eines Emirs vom maurischen Stamme. Mächtig und angesehen war Osmars Vater, — und der Ritter begab sich auf die Flucht, weil er des Emirs Rache fürchtete. Auf seiner Flucht quälte ihn Hunger und Durst. Da erblikte der Ritter die Thüre eines Gartens offen stehen; — er tritt ein und fleht bei dem Eigenthümer, den er in einer Laube ruhend fand, um Labsal und Schuz. Der Besizer des Gartens, ein Greis voll hohens Ernstes, brach eine Pfirsche und theilte sie mit ihm, und sprach: „Du bist mein Gast und ich dein Schüzer." Der Greis labte nun seinen Gast, und suchte dessen Seele durch trauliches Gespräch zu erheitern; — doch plözlich wird er abgerufen. Drei volle Stunden bleibt der Gast allein, — endlich erscheint mit Thränen im Auge, der edle Greis und spricht zu ihm: „Unglüklicher! du mordeste meinen Sohn! doch, ich vergebe dir." — „Vor der Thüre steht mein bestes Pferd; besteige es und flieh', damit die Rächer dich nicht ereilen." Gerührt bestieg der Ritter das Pferd, stammelte nochmals seinen Dank — und floh.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Mäuse als Maschinisten.

Sogar die Mäuse weiß die englische Industrie zu benüzen, und bei einem Maschinenwesen anzustellen. — Eine edinburgische Zeitung enthält folgende Thatsache: In Kirbaldy lebt ein Herr Hatten, welcher zwei Mäuse bereits zur Arbeit gewöhnt hat, und ein Augenzeuge bezeugt dieß so: „Die Mäuse-Tretmühle ist so eingerichtet, daß die gewöhnliche Hausmaus der menschlichen Gesellschaft Ersaz für frühere Kränkungen dadurch gewähren kann, daß sie jeden Tag, den Sonntag nicht ausgenommen, 110—120 Fäden spinnt, zwirnt und weift. Um dieses zu Stande zu bringen, muß der kleine Fußgänger in der dazu eingerichteten Tretmühle täglich 10½ engl. Meilen laufen. Diese legt er jeden Tag sehr bequem zurük. — Eine gewöhnliche Maus wiegt blos eine halbe Unze. Für einen halben Pfennig Habermehl reicht hin, um diesen zur Tretmühle verurtheilten kleinen Verbrecher auf 5 Wochen zu beköstigen. Während dieser Zeit bearbeitet er 3830 Fäden und kann somit 9 Deniers, oder in dem Zeitraume eines ganzes Jahres 7 Shilling 6 Deniers verdienen. — Nun zieht man aber 6 Deniers für Nahrung und dann 1 Shilling für die Maschine ab, so bleiben von jeder Maus jährlich 6 Shilling reiner Profit übrig. Als ich das lezte Mal mit dem Mäuse-Werkführer in Gesellschaft war: sagte er mir, daß er mit dem Erben eines alten verlassenen Hauses, welches 100 Fuß lang, 50 breit und eben so viel hoch sey, in Unterhandlung stehe, indem er nach einer mässigen Berechnung darin 10,000 Mäusemühlen werde aufstellen, und doch noch Plaz genug für Wärter und einige Hundert Zuschauer behalten könne. Wenn er nur 2000 Pf. jährlich für jene rechnet, so wie 500 als Interessen von 10,000 um seine Maschinen zu bauen; so würde er immer noch jährlich einen Gewinn von 2500 Pf. haben."

Ein Deutscher spielte Schach. Einer seiner Freunde trat um 9 Uhr in das Kaffeehaus, und fragte ihn, wie er sich befinde? Der Deutsche, ganz in sein Spiel vertieft, erwiederte keine Sylbe. Als aber die Partie um 11 Uhr zu Ende war, wendete er sich um und sagte: „Nicht übel! wie geht es Dir?" Der Freund hatte aber seine Antwort gar nicht abgewartet und war schon um 10 Uhr eingeschlafen.

Ein Derwisch betete oft also: Grosser Gott, thue wohl den Bösen! denn gegen die Guten hast du dich ja schon wohlthätig erwiesen.

Was ich verspreche, das halte ich, sagte Jemand. Das ist gerade nicht gut — erwiederte ein Anderer; besser, Sie geben das Versprechen aus den Händen.

Im zwanzigsten Jahre feiern die Frauenzimmer die Aequinoktionalfeier; manche sind aber bereits dreissig, ehe sie zwanzig zählen.

Lebens-Weisheit.

Es schwinden die Jahre, es altern die Zeiten,
Es wechseln die Tage mit Freuden und Leiden,
Es blühen die Blüten und — fallen sie ab,
Umgibt sie, wie Alles, Verwesung und Grab.

So Viele berechnen — wiewohl nur vergebens —
Die wandelnden, flüchtigen Stunden des Lebens.
Doch, mitten in dieser vergeblichen Müh'
Ereilet gewöhnlich der Sensenmann sie.

Laßt schwinden die Jahre! Laßt altern die Zeiten!
Wir leben hienieden im Wechsel der Freuden.
Wer ängstlich sich sorget, dem wird auf der Welt
Das Daseyn nur zu oft mit Kummer vergällt.

Verbannet die Sorgen, dann weichen die Schmerzen
Aus Euerm zum Frohsinn geschaffenen Herzen.
Dann folgen, wie Wellen im rieselnden Bach,
Die duftenden Freuden des Lebens Euch nach.

Nur Freude ertöne in unseren Kreisen
Nach alter Gewohnheit und Sitte der Weisen
Wer fröhlich zu leben, sich klüglich bestrebt,
Hat seiner Bestimmung genügend gelebt.

Wir wollen der Welt einst beim ruhigen Sterben
Den tief uns beglükenden Wahlspruch vererben:
„Wenn Freude und Frohsinn nicht selbst in uns quillt,
„Wird Wünschen und Sehnen hier nimmer gestillt!"

L—r.

Der aufrichtige Schuldner.

Hinz. Sie läugnen doch mir Ihre Schuld nicht ab?
Kunz. O, Freund, wie dürfen Sie mich so verkennen!
Eh', als nur einen Augenblik
Ihr Recht nicht anerkennen,
Will ich bis an mein spätes Grab
Mich Ihren Schuldner nennen.

Charade.

Streit ist's mit Brüdern liederlich,
Das Sterbkleid einer Doppelpflanze,
Und beide Hälften gleichen sich,
Und jeder Hälfte gleicht das Ganze.

Auflösung des Logogryphs im vorigen Nro.:

Rast, Rest, Rist, Rost, Rust.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 41. 10. Oktober 1840.

Aufmunterung zur bessern Pflege der Wiesen.

Jeder zahlt einen Wiesengrund theuerer, als ein Feld; ein Beweis, daß die Wiese mehr einträgt, besseren Nuzen gibt, als ein Feld. Und dennoch sehen wir, daß gerade auf die Wiesen und deren Verbesserung am Wenigsten Mühe und Kosten verwendet werden, und daß man verlanget: die Wiese soll alle Jahre unser Vieh ernähren, ohne daß man ihr dagegen etwas zurükgibt, sie mit Dung überführt, und auf andere Art unterstüzt. Wenn Ihr zwei Kühe habt, deren eine nochmal so viel Milch gibt, als die andere, werdet Ihr nicht auf die Erhaltung, Pflege und gute Nahrung der erstern mehr bedacht seyn, als für die andere? und doch thut Ihr bei den Wiesen gerade das Gegentheil! — Sie geben Euch mehr Nuzen, als die Felder; und Ihr seyd so undankbar, sie dafür weniger zu pflegen, als Eure Felder. Es ist freilich wahr, daß eine gute Wiese auch ohne Pflege in guten Jahren, wo sie genug Regen und Wärme hat, Gras gibt, allein würdet Ihr sie pflegen, so könnten sie noch mehr Gras geben, und Ihr könnt es bei den meisten dahin bringen, daß sie auch in trokenen Jahren eine gute Heuernte geben.

Wie nun dieses zu bewirken, wird Euch von selbst einfallen, wenn Ihr nur nachdenken wollet, was das Gras verlanget, um recht hoch und kräftig zu wachsen.

Es wird Euch gleich beifallen, daß es viele, genug tiefe Wurzeln, guten Boden, und hinlängliche, aber nicht zu viele Feuchte verlange.

Dieses Alles könnet ihr bei den meisten Wiesen mit nicht zu grosser Mühe bewirken, die Euch gewiß wieder hereingebracht und belohnt wird, und wo dieses nicht von Natur vorhanden, und nicht durch Fleiß zu erzielen wäre, da ist es auch in den meisten Fällen besser, die Wiese aufzureissen (aufzuakern) und mit Getreide, Erdäpfeln, Klee, Buchweizen und anderen Futterkräutern, die weniger Feuchte nöthig haben, zu bebauen, wenn der Boden hiezu geeignet ist; ist er es nicht, so erübriget freilich nichts Anders, als mit dem dürftigen Gras-Ertrage vorlieb zu nehmen. — Doch wird es wenig Wiesen geben, die nicht auf eine oder die andere Art etwas verbessert werden können, wenn Ihr nur die Mühe und das Nachdenken, wie ihnen zu helfen ist, nicht scheuet.

Wir wollen nun von den Hülfsmitteln sprechen: wie man Wiesen verbessern könne; und zwar zuerst in Bezug auf die nöthige Feuchte (Wasser). Da trifft es sich denn, daß manche Wiese in trokeneren Jahren zu wenig, eine andere, wenigstens in nässeren Jahren, wo es mehr regnet, als gewöhnlich, zu viel Wasser hat, daher die erstere wegen Trokne wenig Heu, besonders wenig Grummet gibt, die andere wegen zu viel Nässe zwar viel, aber schlechtes, schilfiges, sogenanntes saures Gras gibt, welches das Vieh entweder gar nicht, oder doch nicht gerne frißt, und welches ihm auch nicht gut gedeiht. — Wie nun den beiden Uebeln abzuhelfen ist, das ist doch eine ganz einfache Sache, auf die Jeder verfallen muß, nemlich: man gebe den trokenen Wiesen Wasser, wenn sie es nöthig haben, und nehme den nassen Wiesen das Wasser, wenn sie dessen zu viel haben. Allein so einfach dieses Mittel ist,

so wird es dennoch von den Wenigsten angewendet, entweder weil sie die Mühe scheuen, oder nicht nachdenken wollen, wie dem Uebel abzuhelfen wäre.

Wir wollen nun vorerst von der Bewässerung der Wiesen sprechen, das ist, von der Art, wie man trokene Wiesen mit Wasser versehen kann. Die meisten Wiesen sind an Bächen und Quellen gelegen, die genug Wasser haben, um denselben die nöthige Feuchtigkeit zu geben, wenn man es ihnen nur zuführt.

Die Bäche führen nach und nach die Erde auf den Pläzen, über die sie fliessen, weg, und bilden sich dadurch ein tieferes Rinnsal, d. h., sie fliessen tiefer, als die beiderseitigen Ufer sind. Hier ist es dann nur nöthig, das Wasser gleich an dem höchsten Punkte, wo es auf die Wiese einfließt, durch einen ganz einfachen Damm von Rasen, Erde und Steinen, oder auch von Holz aufzudämmen, und durch einen Hauptgraben oder hölzerne Rinne so auf die Wiese zu leiten, daß aus dem Graben oder der hölzernen Rinne mehrere kleinere Gräben nach allen niedrigeren Lagen der Wiese ausgestochen werden.

Gebraucht man eine hölzerne Rinne, was besonders dann nothwendig wird, wenn das Wasser über eine Vertiefung geführt werden soll, so bohrt man in diese Rinne eine Elle oder zwei Ellen aus einander Löcher von der Dike eines Daumens, und legt an diesen Löchern in der Wiese kleine Gräben, zur Leitung des durch das Loch auslaufenden Wassers an. Nun verstopft man den Graben oder die Rinne gleich unterhalb der ersten Seitengräben mit einem Stüke Rasen, und läßt das Wasser in diese Seitenrinne, welche wieder in mehrere Nebenrinnen, so wie eine Gabel ausläuft, so lange laufen, bis dieser Theil der Wiese genug Wasser hat; dann verstopft man diese erste Seitenrinne mit einem Stüke Rasen, oder wenn es eine hölzerne Rinne ist, verstopft man das Loch mit einem hölzernen Spund, und läßt das Wasser in die zweite Seitenrinne fliessen, bis auch diese Stellen genug Wasser haben, und so fährt man bis zur lezten Seitenrinne fort, wo man dann wieder bei der ersten anfangen kann. So wird mit geringer Mühe die ganze Wiese mit Wasser versehe·, und Euch diese Mühe gewiß hinreichend belohnt werden.

Ist an dem Orte, wo der Bach auf Euere Wiese einfließt, das Wasser zu tief, so läßt sich oft das Wasser an einer höheren Stelle des Baches, ohne Schaden zuzufügen, auffangen und seitwärts durch einen Graben oder durch eine hölzerne Rinne auf die Wiese leiten, wenn Ihr Euch nur mit Eueren Nachbarn einversteht, über deren Grund das Wasser geleitet wird, und ihnen auch einen Theil des Wassers, das Ihr ableitet, zukommen lasset; oder auf eine andere Art, z. B. durch etwas Gras von Eurer Wiese, entschädiget, was Ihr gerne thun könnt, denn es wird Euch durch das Gras, das nun auf der Wiese mehr wachsen wird, reichlich vergolten.

Oft sind auch auf Euerer Wiese oder oberhalb derselben an den Rändern Quellen, besonders wenn Eure Wiese an einen Berg oder Hügel grenzt. Diese Quellen sind oft nur unterirdisch und laufen auch unter der Erde ab. Allein sie verrathen sich doch dadurch, daß oberhalb derselben, besonders in trokneren Jahren, ein dunkleres, dichteres Gras wächst, auch pflegt an den Stellen dieser Quellen nach häufigem Regen am Ebesten das Wasser an der Oberfläche sich zu zeigen, und im Winter der Schnee da früher aufzuthauen. Wenn diese Quellen aufgegraben und solche verborgene oder auch offene Quellen, die aber wenig Wasser abfliessen lassen, weil sie zu stark verschüttet und verschlammt sind, gehörig geräumt, das Wasser in Rinnen abgeleitet, und auf die trokenen Stellen der Wiese vertheilt wird, so kann auch dadurch der Wiese eine ausgiebige Bewässerung verschafft werden.

Bei den an Flüssen gelegenen Wiesen bedienet man sich zwar auch grosser hölzener Schöpf-Räder, da jedoch diese Vorrichtung etwas kostspieliger und seltener anzuwenden ist, auch durch

eine blosse Beschreibung nicht so faßlich dargestellt werden kann, so übergehen wir dieselbe, und wenden uns sogleich auf das Mittel, zu nasse Wiesen trokener zu machen.

Dieses geschieht, wenn es die Lage der Wiese gestattet, gerade auf die entgegengesezte umgekehrte Art, als die Bewässerung der Wiesen. — So wie ihr dort das Wasser durch eine Hauptrinne auf die Wiese leitet, und durch mehrere immer seichter werdende Rinnen über die Wiese vertheilt; so fanget Ihr bei nassen Wiesen das Wasser durch seichtere Furchen auf den nassen Stellen auf, laßt die Rinnen nach und nach tiefer werden, damit das Wasser den gehörigen Fall habe, (abfliessen könne) vereiniget und leitet mehrere dieser Rinnen in einen Hauptgraben, und führet diesen gegen die niedrigste Stelle der Wiese in den vorüberfliessenden Bach oder einen eigenen Graben ab.

Sollte die Wiese so tief liegen und runde um von höheren Plätzen so umschlossen seyn, daß sich das Wasser durchaus nicht aus der Wiese ableiten läßt, so ist freilich die Hülfe schwerer, allein in den meisten Fällen ist doch noch eine Hülfe ausführbar, wenn man nemlich an dem niedrigsten Punkte der Wiese, welcher daran erkennbar ist, daß dort am Meisten Wasser sich sammelt, ein Loch oder Graben, oben breiter, unten schmäler, so tief ausgräbt, bis man auf Steine, Schotter oder Sand kömmt, jedenfalls aber genug tief und breit, damit es so viel Wasser als möglich aufnimmt, und in dieses Loch, das so wie ein Trichter oder umgekehrter, mit der breiten Seite nach oben gerichteter Zukerhut aussieht, das Wasser von den nassen Stellen der Wiese, durch kleine Gräben hineinleitet.

Diese Grube wird freilich nach einem starken Regen voll seyn, allein es wird sich das Wasser darinnen eher verlieren, als es sich von der mit Rasen bedekten Wiese verliert, weil es sich durch die Steine, Schotter oder Sand besser durchseiht (durchziehet), als es durch den Rasen und die obere feste Schichte der Erde eindringen kann.

Bei dem Ausgraben dieses Loches könnt Ihr zugleich die obere gute Erde dazu verwenden, daß Ihr sie auf die Wiese, besonders dort, wo sie Vertiefungen hat, und das Wasser stehen bleibt, ausbreitet; die schlechte Erde aber und die Steine müsset Ihr freilich wegschaffen.

Es darf Euch um das Stükchen Grund, das Ihr zu den Gräben, um das Wasser auf die Wiese hin, oder von der Wiese wegzuleiten, oder zu der Grube, in die Ihr das Wasser hineinleitet, nicht leid seyn: denn es wird Euch ja durch das mehrere Gras, was auf den anderen Stellen wächst, reichlich vergolten, und besonders die Gruben, die etwa zum Auffangen des Wassers nöthig sind, werden Euch häufig ein Mittel darbieten, die Wiesen zu düngen und zugleich trokener zu machen, weil sich darin Schlamm, (feine Erde) sammelt, welchen das Wasser hineinbringt, und der von Zeit zu Zeit wieder hinausgeworfen werden muß, und für die Wiese sehr gut ist, wenn Ihr ihn ganz dünn, höchstens auf einen oder zwei Finger hoch über diese Wiese, und zwar besonders auf den tieferen Stellen, um sie nach und nach zu ebnen, ausbreitet. — Ueberhaupt läßt sich die Wiese um so besser bewässern oder entwässern, d. h., das Wasser läßt sich um so besser auf alle Theile der Wiese leiten, oder von allen Theilen der Wiese ableiten, auch die Wiese besser mähen, je ebener sie ist; daher auch das Ebnen der Wiese, nemlich durch Abgrabung der höheren Stellen und allmählige (nach und nach bewirkte) Erhöhung der niedrigeren Stellen (Vertiefungen) durch Ausfüllung mit Erde zur Verbesserung der Wiesen sehr zu empfehlen ist. —

Ebenso sollt Ihr nie versäumen, die Maulwurfshügel, sobald solche auf Eueren Wiesen aufgeworfen werden, sogleich aus einander zu werfen, weil auf diesen nicht sobald wieder Gras wächst, das Hauen (Mähen) des Grases erschwert wird, Ihr das Gras nicht so tief vom Boden weg mit der Sense abnehmen könnet, und durch das Auseinanderwerfen der lokeren Erde des Maulwurfs-

Haufens überdieß die Wiese gedüngt wird. Wenn man auf den aus einander geworfenen Maulwurfshaufen Heusämlinge, die auf dem Heuboden aus dem Heu ausgefallen, ausstreut, so werden sie sich um so geschwinder mit Gras überwachsen.

Bei nassen Wiesen sieht man auch oft, daß Moos statt Gras wächst; um dieses auszurotten, dient schon für's Erste die Ableitung des Wassers; dann ist es gut, die Wiese zu trokener Zeit mit recht spizigen Eggen sehr scharf und öfters zu eggen, daß das Moos durch die Egge ausgerauft wird, und sodann die Wiese mit Asche oder auch nur mit Erde zu bestreuen. Ueberhaupt ist das öftere Eggen der Wiese, so lange das Gras kurz ist, und zur Zeit, als die Wiese nicht naß ist, sehr anzuempfehlen. —

Das zweite Erforderniß einer guten Wiese, nebst der gehörigen Feuchte, ist: daß die Wurzeln, was man sagt, gut sind, d. h., daß gute, dem Vieh gedeihliche Gräser darauf wachsen, und die Wurzeln gehörig tief sind. Seichte Wurzeln in trokenen Jahren dörren leichter aus (was man ausbrennen nennt). Was den ersten Punkt betrifft, so richtet sich zwar die Güte des Grases nach der Güte des Bodens der Wiese, und Alles, was Ihr zur Verbesserung der Wiese, besonders zur Troknung der nassen Wiesen thut, wird auch auf das Wachsen eines besseren Grases mitwirken; allein es läßt sich dennoch auch schneller bewirken, daß eine bessere Art des Grases auf der Wiese wächst, wenn man, nachdem man die Wiese mit Erde überstreut, oder recht scharf geeggt hat, Heusämlinge dicht mit der Hand aussäet, was auch bei Planirung der Wiesen auf den abgegrabenen kahlen Pläzen nothwendig ist, nachdem die Erde aufgelokert (aufgegraben) wurde, wenn Ihr diese Pläze nicht lieber mit Samen von weissem oder rothem Klee bebauen wollt oder könnt.

Auch zeigt es immer von einem nachlässigen Wirthe, wenn auf den Wiesen oder auch auf den Feldern oder Hutweiden Disteln wachsen, die sich so leicht ausrotten lassen, wenn man sie nur immer, noch ehe der Same reif wird, so lange oder ehe sie noch blühen, mit der Sichel oder auch nur mit dem Stoke abhaut oder abköpft.

Um zu bewirken, daß das Gras tiefe Wurzeln treibe, überführe man die Wiese — wenn sie einen seichten Boden hat, d. h., wenn die obere gute, schwärzere Erdschichte nicht tief geht, mit Erde oder Schlamm aus einem Teiche oder Pfüze.

Die Erde zu bekommen, werdet Ihr wohl nicht verlegen seyn; allein meistens könnt Ihr dabei einen doppelten Zwek erreichen, wenn Ihr die Erde auf der Wiese oder in Euerem Garten oder Felde, oder am Wege dort abgrabet, wo sich ein Hügel befindet, denn Ihr dadurch ebnet, oder dort einen Graben auswerfet und die Erde zum Bestreuen der Wiese verwendet, wo Ihr das Wasser von Euerem Felde, Wiese, Garten oder Hofe, selbst auch nur vom Wege ableiten wollet.

Es versteht sich, daß Ihr die Erde dünn, etwa auf einen, höchstens zwei Finger hoch aufschüttet; daß die Erde klar seyn muß, d. h., keine Schollen oder grosse Stüke und Steine darin seyn dürfen, daher es gut ist, dieselbe durch ein Drahtgitter, wie es die Maurer zum Durchwerfen des Schotters brauchen, durchzuwerfen, dann auf dem Felde auszubreiten, und mit einem Rechen gleich zu vertheilen, allenfalls mit einer leichten Walze zu ebnen.

Da die Erde oder Schlamm nur dünn aufgeschüttet werden darf, so werdet Ihr mit einer Fuhre schon ein hübsches Stük Wiese bestreuen können, und Ihr werdet sehen, daß die Mühe dabei nicht so groß ist. Aber eben darum ist es gut, mit dieser Erdeaufführung zugleich die Düngung zu vereinigen, nemlich entweder Teichschlamm oder Schlamm aus einer Pfüze, oder wenn Ihr auch diesen nicht habt, den Koth, den Ihr bei nassem Wetter auf Eurem Hofe oder selbst auf dem Dorfwege zusammenscharret, und der immer mit Dünger vermischt ist, aufführet, oder die Erde

auf Euerem Hofe oder an demselben, vorerst in eine Grube werft und darauf die Mistjauche leitet, oder sie mit derselben begießet, bis sie davon recht angesogen ist.

Durch eben diesen Teichschlamm, mit Mistjauche angesaugte Erde, ferner durch Asche, Kalk, Gips und gewöhnlichen Dünger geschieht auch die Düngung der Wiesen.

Die Asche, der Kalk und Gips thut besonders auf nassen und jenen Wiesen gut, die einen Lehm-Boden haben. Es kann hiezu auch eben so wohl die Asche von der Braunkohle und von der Stein-Kohle verwendet werden, doch wird manche Steinkohlenasche erst besser, wenn man sie ein Jahr in freier Luft abliegen und abregnen läßt, weil sie mehr oder weniger scharfe Theile (Vitriol, Alaun) enthält, die durch den Regen erst ausgelaugt werden müssen. —

Alle diese Arbeiten, sowohl des Erdeaufführens, als auch des Ascheausstreuens, auch Kalk- oder Gipsdüngens geschehen am Besten im Spät-Herbste oder Winter, weil bei dem Aufthauen des Schnees sich die besten Theile mit in die Erde auf die Graswurzeln ziehen, weil das Gras sehr zeitig im Frühjahre wächst, wo es im Wachsen gestört würde, wenn Ihr es erst mit Erde überstreuen wollet, und weil später besonders das Düngen mit Asche oder Kalk bei starker Sonnen-Wärme nachtheilig auf die Wurzeln wirken würde. Auch erhält das Gras, wenn Ihr die Erde im Spätherbste darauf streuet, eine Deke gegen den Frost, unter der es frischer bleibt und im Früh-Jahre besser durchbricht.

Das Düngen mit gewöhnlichem Dünger aus dem Kuhstalle muß jedenfalls im Spätherbst geschehen, und ist das ausgiebigste. Es wird nemlich der Dünger auf der Wiese gleichmässig ausgebreitet, über den Winter liegen gelassen, und im zeitigen Frühjahre das Stroh wieder mit einem Rechen auf Haufen zusammengerechet und auf die Miststätte weggeführt.

Ueber den Winter und beim Frühlingsthau-Wetter saugen sich die besten Theile des Düngers in die Erde; zugleich gibt das Stroh eine gute Deke für den Winterfrost. —

Könnt Ihr das Düngen mit Erde oder mit den andern Arten von zwei zu zwei, oder von drei zu drei Jahren wiederholen, so ist es natürlich, daß Eure Wiese immer mehr und mehr an Güte zunehmen werde. Endlich ist noch die Mist-Jauche und der Menschen-Urin ein vorzügliches Düngungsmittel für Wiesen, und leider wird dasselbe so wenig geachtet, daß es beinahe überall nuzlos gelassen wird, und den Hofraum, so wie die Dorfwege verunreiniget. Fanget diese Jauche in Gräben, Gruben, Rinnen, am Besten aber in alte Fässer auf, führet sie besonders zur Abend-Zeit nach Sonnenuntergang auf Euere Wiesen zu jeder Jahreszeit, wenn nur nicht das Gras zu hoch ist, und begießt die Wiese, und zwar im Frühjahre oder Sommer vor, oder gleich nach einem Regen mit einem Schöpfeimer damit, oder schüttet diese Mistjauche in jenes Wasser, womit Ihr Euere Wiesen bewässert, so werdet Ihr die reichlichsten Graserndten zum Lohne Eurer Mühe erhalten.

Alles Dieses ist zwar durchaus nichts Neues, allein wenn Ihr es gelesen haben werdet, und dann auf Euere Wiesen geht und sie betrachtet, ob nicht ein oder das andere Mittel zu ihrer Verbesserung dienlich wäre, werden doch die Meisten von Euch finden, daß hie und da noch in Manchem nachgeholfen werden könne, und wenn auch alle diese Mittel Euch durch eigenes Nachdenken beigefallen wären, so glaube ich, daß es jedenfalls gut ist, Euch einen Wink zu geben, dieses Nachdenken auch wirklich anzuwenden, und daß unter diesen Rathschlägen sich einige befinden mögen, auf die Ihr vielleicht nicht sogleich verfallen wäret.

—a—

(Aus dem Belehrungs- und Unterhaltungsblatt für den Landmann und kleinen Gewerbsmann Böhmens.)

Ein Roman in vier Briefen.

1.

Fridolin an Rosamunda.

Hochseliger Engel!

Sie sehen und Sie lieben war das Werk eines Augenbliks! — Ihre kohlrabennachtmohrpechdintenrußebenholzhöllenschwarzen Loken, die in zarten Windungen sich kräuseln, die sich wie Neze um mein armes Herz schlingen, Ihre vergißmeinnichthimmelazurberlinerblauen Aeugelein, die wie ein Paar Sterne in die dunkle Nacht meines Geistes leuchten und wie Schwefelhölzchen sich in das Zündfläschchen meiner Liebe tauchen, um aufzulodern in einem hellen Feuer, das hundert Cigarren, dreihundert Pfeifen, fünfhundert Lichter, sechshundert Lampen, achthundert Fakeln und tausend Welten entzündet, Ihre purpurkarmoisinrosenabendhimmelmorgenröthlichen Wangen, die einem Farbentopf gleichen, in den ich mich wie ein Pinsel tauchen möchte, dieser microscopischniedlichnettholdseligzukersyrupfaßminiaturkleine Mund, der mich magnetisch zum Kusse hinzieht, wie das Pferd zur Krippe eilt, die mit Haber gefüllt ist; dieses übersuperlativ graziöse Grübchen am Kinne, in das ich mit allen Vieren hineinkriechen möchte, um d'rin, wie auf einem türkischen Sopha gebettet, auszuruhen; dieser alabasterkreidemarmorschneeweisse Schwanenhals, der wie eine altrömische Säule, das größte, ausdrukvollste Kopfstük trägt, diese vollkugelsäulenrunden Arme, an denen, wie an einer aus Wolle gearbeiteten kunstreichen Klingelschnur die federflaumenbutterweichen Händchen hängen, an denen jeder Finger ein achtes Wunderwerk der Welt ist und diese Füsse! — oh! — diese Füsse — werth die Piedestale einer Göttin zu seyn, über diese Füsse könnte ich eine Abhandlung in drei Folianten schreiben, wenn ich einen Verleger fände. — Ja, dieses Alles hat mich dahingerissen, daß ich daliege, wie ein gedankenloser Gedankenstrich, wie ein rasender Roland auf dem Kanapee und dichten möchte, wenn ich nur reimen könnte, aber es kommt mir Alles ungereimt aufs Papier. Engel, ich liebe Sie! — es ist heraus! — es steht auf dem Papier; es ist wahr! da sehen Sie selber Schwarz auf Weiß! — Wollen Sie mich wieder lieben? — Wollen mir das Elysium des Himmels in dem Ozeane aller Glükseligkeiten der Glükseligkeit verschaffen? Schreiben Sie bald, sonst sterb' ich.

Ihr ewiger Fridolin.

P.S. Glauben Sie nicht etwa, daß ich Sie der 50,000 Thaler wegen liebe, die Sie als Mitgift haben sollen; wie könnte ich das Geld ohne Sie lieben. Sie wären mir theuer und hätten Sie Nichts! Derselbe.

2.

Fridolin an den Juden Schmul.

Edler Mann!

Haben Sie noch einen Monat Geduld, dann sollen Sie bezahlt und fürstlich von mir belohnt werden. Ich werde mich bald mit 50,000 Thalern verloben, d. h., mit einem Mädchen, das so viel Vermögen hat. Sie ist zwar häßlich, aber ein Engel, denn sie hat himmlisches Geld. Auf meiner Hochzeit sollen Sie die erste Polonaise aufführen.

Ihr Freund Fridolin.

3.

Rosamunda an Fridolin.

Edler, gleichgiltiger Mann!

Sie sind edel, denn Sie wollen mich zur Frau, und gleichgiltig sind Sie gegen das Geld: das ist edel von Ihnen. Auch sollen Sie an mir schon mehr, als zu viel haben. Denn Geld habe ich nicht mehr; mein Vater hat Bankerott gespielt. Doch kommen Sie, meine Hand steht Ihnen nichts destoweniger zu Gebote. Nun werden Sie, edler Mann, gewiß mit Freuden die Kosten der Aussteuer und Hochzeit übernehmen. Dafür will ich als Frau recht bescheiden und anspruchlos seyn. Eine kleine Wohnung von sechs bis

acht Zimmern und Nebengelaß soll mir genügen; ein Kammermädchen, eine Köchin und ein Mädchen für Alles, mehr dürfen Sie mir nicht halten. Auch verlange ich nicht mehr, als höchstens allmonatlich ein neues Kleid, es müßte denn einmal Ball seyn. Damit uns Beiden die Zeit nicht zu lang werde, wollen meine Eltern und meine fünf Geschwister uns die Freude machen, täglich mit uns zu speisen; mehr als fünf oder sechs Gerichte sind wir Alle nicht gewöhnt. —— Kommen Sie, daß ich Sie bald in meine Arme schliesse.

Ihre ewige Rosamunda.

4.

Fridolin an Rosamunda.

Hochverehrtes,
besonders hochzuverehrendes Fräulein!

Ich bin der Bejammernswertheste der Sterblichen. Mein Arzt hat mir das Heirathen verboten. Sobald er es mir wieder erlaubt, werde ich mich melden. Lassen Sie Sich bis dahin die Zeit nicht lange werden und Sich nicht abhalten, wenn sich etwa eine andere Partie für Sie finden sollte. Denn ich will Sie in Ihrem Glüke nicht hemmen, kann ich auch das meine bei Ihnen nicht finden.

Hochachtungsvoll ergebenster
Fridolin.

Die Krone des Alters.

Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupt ist graues Haar eine schöne Krone. — Drei Greise feierten zusammen ihr Jubelfest und erzählten ihren Kindern, woher sie so alt geworden. Der eine, ein Lehrer und Priester, sprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie schritt ich anmassend über die Häupter der Jugend hinweg; und hob die Hände nie auf zum Segen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt geworden.“ — Der andere, ein Kaufmann, sagte: „Nie habe ich mich mit meines Nächstens Schaden bereichert; — nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenket.“ — Der dritte, ein Richter des Volks, sagte: „Niemals nahm ich Geschenke; nie bestand ich auf meinem Sinne; im Schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden. Darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet.“ Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küßten ihre Hände und kränzten sie mit Blumen und die Väter segneten sie und sprachen: „Wie Eure Jugend, so sey auch Euer Alter; Eure Kinder seyen Euch, was Ihr uns seyd, auf unserem greisen Haare eine blühende Rosenkrone.“ Das Alter ist eine schöne Krone, man findet sie nur auf dem Wege der Mässigkeit, Gerechtigkeit und Weisheit.

Hirsenkörner.

Die Thätigkeit hat drei Grazien zu Töchtern: Tugend, Wissenschaft und Reichthum.

Nichts ist verloren, so lange sich der Mann noch selber vertraut, und erst, wenn der Mensch sich rathlos fühlt, wenden sich die Dinge von ihm.

Erröthe wie das Weib, handle wie der Mann und bete wie das Kind.

Der Erwerb ist lebendig, der Besiz todt.

Der Weise ist der Erste und der Lezte seiner Räthe.

In deinen Absichten sey geschmeidig und in deinen Zweken fest.

Wo es viele Verbesserungen gibt, erschaffen sie sich von selbst aus dem Bedürfniß der Lokalität, und da sind sie statthaft. Anderwärts ahmt man sie nach, daher schlagen sie dort immer fehl.

Die Schönheit ist ein Wechsel, der bald mit Protest zurükkömmt.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Empfindungen auf einem Landfriedhofe nach Sonnenuntergang.

Schon drükt die Nacht die thaubekränzten Räume;
Schon wiegte sie die frohen Sänger ein;
Und lauter rauschen jezt die hohen Bäume,
Und Philomele klaget leis' darein.
Hoch pranget auf dem sternbesä'ten Bogen
Der Mond, des Sternenhimmels schönste Zier;
Längst sind die stillen Heerden heimgezogen:
Und schauerlich wird's auf dem Kirchhof hier.

Es nahet bald die Stunde der Gespenster,
Und langsam pikt die alte Räderuhr.
Was glänzet dort am hohen Kirchenfenster?
Es war ein Lichtstrahl, der an's Fenster fuhr.
Wie sich um morsch Gebein die Würmer kräuseln,
Ein Anblik, Jedem schauerlich zu seh'n;
Ha! wie die alten Kirchhoflinden säuseln,
Von deren Aesten Todtenlispel weh'n!

Wie hell die Sterne durch die Zweige flimmern:
Wie schön in blauer Ferne Saturn strahlt;
Wie lieblich nicht die Todtenkreuze schimmern,
Die Luna auf das fette Gras hinmalt!
Wer saget wohl, daß gegen Sarkophage
Ein junges Leben und Gesundheit bürgt?
Hier ruht ein Jüngling, den im Lenz der Tage
Der blasse Tod erst mordend hingewürgt.

Hier strekt kein Geiz die nimmersatten Finger
Nach Wittwen und der Waisen Gütern aus;
Hier ruht der Geizhals, wie der Weltbezwinger
Zufrieden in dem kleinen Bretterhaus.
Was wird, o Reicher! dir dein Mammon frommen
In wohlverschloss'nen Kisten aufgehäuft,
Den du den Unterdrükten abgenommen,
Von deren Schweiß und Blut er forthin träuft?

Was ist denn dir von diesem Gott geblieben?
Ein ruhig Grab? — nein, Fluch auf lange Zeit;
Denn wisse: deine hinterlass'nen Lieben
Hat Zwietracht und dein Testament entzweit.
Sie weinen nicht an deinem kühlen Grabe;
Und sezen dir auch keinen Leichenstein;
Sie kümmert nur die reich ererbte Habe,
Dein Schmuk im festbeschlag'nen Eichenschrein.

Bald werd' auch ich im Mutterschoosse modern,
Denn Trennung lautet schon das Loosungswort,
Und will von Euch ein stilles Pläzchen fodern
Im Winkel dieses kleinen Friedhofs dort.
Begrabt mich nicht, wo Pyramiden glänzen;
Versenkt mich nicht in schöngeweißter Gruft;
Ein Freund wird meinen jungen Hügel kränzen,
Und ich will ruh'n, bis die Posaune ruft.

Jos. Vetter.

Die Tageszeiten des Lebens.

Nur ein Mal tönt der Jugend Morgenstunde
Vom Glokenthurm der Zeit,
Und — Morgenstunde hat ja Gold im Munde,
Das glänzt so weit — so weit.

Drum laßt sie ungenossen nicht verhallen,
Erfaßt den Augenblik;
Wie freudig Herzen schlagen, Busen wallen,
Denn — er kehrt nie zurük.

Schaut um Euch her, welch lustiges Gewimmel
Auf Eurer Lebensflur —
Und drüber dieser helle Gotteshimmel —
Er lacht doch ein Mal nur.

Denn, um des Lebens schwüle Mittagsstunde
Da wird er oft so trüb:
„Ach!" seufzt der Pilger dann mit Herz und Munde
„Wenn's ewig Morgen blieb!"

Doch auch zur vollen Tafel wird geläutet
Vom Glokenthurm der Zeit —
Und drüber schattend seine Aeste breitet
Der Baum der Häuslichkeit.

Vom Thurm der Zeit ertönt die Abendstunde,
„Wie? ist der Tag bald hin!" —
So fragt er stumm die eilende Sekunde —
„Was hab' ich zum Gewinn?"

Da flüsterts ihm: Zur Ruhe sich zu legen
Im weichsten Bett' — im Grab —
Es winkt voll Seligkeit der Abendsegen,
Den ihm die Tugend gab.

Und während er, mit Gott und Pflicht im Bunde,
Nur dem Gebet sich weih't —
Horcht, da ertönt des Tages lezte Stunde
Vom Glokenthurm der Zeit.

Mit ihr sinkt auch des Schlafes Mohn hernieder.
Zu einem bessern Seyn,
Schließt nun der Pilger sanft die Augenlieder
Und schlummert ruhig ein.

Und schläft dann, ach, so süß, vom kühlen Sande
Im Bettlein zugedekt,
Bis Vaterruf — zum bessern Vaterlande
Den Erdenpilger wekt.

Auflösung der Charade im vorigen Nro.:
Haderlumpen.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 42. 17. Oktober 1840.

Inhalt: Das weisse Hündchen. — Ueber die Wirkungen des Wassers auf das Fleisch. — Ueber unwirthschaftliches Holzverbrennen. — Hirsenkörner.

Das weisse Hündchen.

Eine wahre Begebenheit.

(Auszug aus meinem Tagebuche.)

—

Die Osterferien waren wieder gekommen. Unsere Musenfreunde gesellten sich zusammen und verliessen in grossen Zügen die schöne Königsstadt. Auf eines Jeden Gesichte malte sich die größte Freude; überall herrschte die beste Laune. Jeder sehnte sich, den Ort seiner Kindheit wieder zu sehen und die Tummelpläze seiner Jugend als ein erwachsener Jüngling wieder zu besuchen. Einer wußte Dieses, ein Anderer Jenes zu erzählen.

Ich allein schlich traurig unter ihnen her; denn die Kürze der Zeit erlaubte es mir nicht, meine heimatlichen Berge im tiefen Bayerwalde zu besuchen, nach denen ich mich den ganzen Winter über sehnte. Ich nahm daher von ihnen Abschied, wünschte ihnen gute Ferien und ging mit schwerem Herzen in die Residenzstadt zurük.

Als ich heim kam, lag ein Brief von einem ehemaligen Schulfreunde auf meinem Pulte, worin er mich beschwört, bei allen Dem, was heilig ist: ich sollte zu ihm nach M.....ch kommen, wo er bei seinem Onkel, den Pfarrer allda, in den Ferien lebe. Man denke sich meine Freude! Beinahe sechs Jahre hatte ich ihn nicht mehr gesehen und von ihm auf alle meine Briefe keine Antwort erhalten; und jezt ladet er mich so plözlich zu einem Besuche ein! Mein Entschluß war (Studirende besinnen sich schnell) gleich gefaßt; und sagte schon nach einigen Stunden sogleich den scheidenden Riesen der hohen Münchner-Metropolitane ein herzliches Lebewohl.

Am andern Tage Abends kam ich bei jenem Dorfe an, wo ein kleiner Fußsteig zu dem mir unbekannten Pfarrdorfe führen sollte. Mein forschendes Auge entdekte bald dessen Spur. Er schlängelte sich durch mehrere frisch angebaute Felder einem dichten Wäldchen zu, und verlor sich darin in unübersehbarer Ferne. Hier herrschte (die Sonne war bereits in Thetis Schooß gesunken) eine heilige Stille, die meinem gepreßten Herzen so wohl that.

Ich lebte ganz in der wiedererwachten Schöpfung. Bald sprang ein aufgescheuchter Hase über den Weg; bald hüpfte schlagend ein Fink von einem Aste zum andern. Nicht lange darnach befand ich mich am Saume des Waldes und sah auf einem buntgestikten Hügel die Dorfkirche und unten, an dessem Fusse das Dorf. Ein herrlicher Anblik! Das freundliche Dörfchen war von Hügeln begraben, die ganz mit grünen Saaten überzogen waren. Ein leichtes Lüftchen spielte mit meinen Haaren und strich über die saatenreichen Hügel. Die Fluren hauchten einen göttlichen Geruch. Mir brach das Herz bei diesem Anblike. „Gott!“ seufzte ich, „in einem solchen Eden möchte ich, fern vom Geräusche der grossen Welt, meine Tage hinbringen.“ Ich pries die Bewohner dieses Thales glüklich und rief mit Ovid aus: „O quater et quoties non est numerare beati!“

Unter solchen Gedanken war ich dem Pfarrhause ganz nahe gekommen. Mit scheuem Herzen ging ich hinein. Das Gesinde hörte ich gerade beten; ich sezte mich in der Hausflur unterdessen nieder; ich wollte ja die heilige Stille nicht stören. Der Freund hatte mich schon bemerkt, kam heraus und nach kurzen Begrüssungen gingen wir

hinein. Ich war jezt so viel, als zu Hause. Der würdige Pfarrer, der mich von mehreren Jahren her ein wenig kannte, redete lange mit mir über die neusten Ereignisse in der Haupistadt. Es war schon sehr spät, als wir uns trennten. Mir wurde mein provisorischer Aufenthalt in dem Zimmer meines Freundes angewiesen. Die halbe Nacht redete mein Zimmergefährte von Soldaten und Waffen, bis endlich ein sanfter Schlaf den jungen Sohn des Krieges die Augen zudrükte. Am frühen Morgen (es war der Gründonnerstag) wekte ich ihn auf; er aber langte aus einem Seitentische ein Terzerol hervor — und zielte lachenden Mundes auf mich. Ich, der ich nicht gerne die nahe Zielscheibe eines ungeschikten Schüzen seyn wollte, verwies ihm diese Unbesonnenheit. Das Terzerol war wirklich ganz voll geladen. „Freundchen!“ begann der Bettliegende, den Hahn in die Ruhe ziehend, „du glaubst es gar nicht, was mir diese Pistole alle Tage für ein Vergnügen gewährt. — Es steht da draussen unfern vom Rasenstege ein einzelner Bauernhof; so oft ich nun mit des Pfarrers Hunde vorbeigehe, so springt ein milchweisses Hündchen heraus, und lauft meinem Hunde nach, der allemal aus allen Kräften die Flucht ergreift. Wenn sie nun so umher rennen, so ziehe ich dieses Terzerol aus der Roktasche und schiesse auf den jungen Satan; erst gestern nahm ich ihn so gut auf's Korn, daß ihm schon die Haare rauchten. Der Weisse verläßt dann den Wahlplaz und zieht sich in das Gehöfte zurük; so geschieht dieses schon die ganze Woche. Du selbst mußt es sehen, und du selbst auch Zeuge seyn, wie ich diesen Auswurf der Hölle das Lebenslicht ausblase.“

Unseliges Hündchen, das seinem Erzfeinde ein Merkmal gab, das ihm bleiben wird, so lange er diese sterbliche Hülle trägt! —

Am Nachmittage durchstreiften wir mit einander die Umgebung, und der Weg führte uns bei dem bekannten Bauernhofe vorbei. Alles verhielt sich gerade so, wie der Freund mir gesagt: unser Hund fing zu bellen an, das Hündchen kam, und beide umkreisten uns bellend. Während ich mich an dem drolligen Anblike weidete, so zog mein Begleiter, ohne daß ich Acht darauf nahm, (denn ich wußte es nicht einmal, daß er jene unheilvolle Waffe bei sich trug) das Terzerol aus der Tasche und gab auf den weissen Hund Feuer, der dann eilend davon lief, worüber er herzlich lachte. Auf meine Frage: warum er denn das Terzerol mit sich genommen habe, sagte er: „Du Narr, ohne Schießgewehr gehe ich in der Vakanz nie aus; beständig stekt ein stark geladenes in meiner Tasche; ja, manchmal sogar mit gespanntem Hahn, um es im Nothfalle gleich bei der Hand zu haben.“ Unter diesen Reden hatte er wieder den Lauf des Terzerols beinahe voll Pulver gestopft, ein ordentlich Quantum Schrott darauf gethan und so in die Roktasche gestekt, wohl hundert Mal nach dem Hündchen umsehend, das sich aber nicht mehr bliken ließ. —

Den andern Tag kam ein benachbarter Geistlicher auf Besuch, denn wir dan nach Hause begleiteten. Bei dem Bauernhause wiederholte sich die gestrige Szene, nur daß das Hündchen schon etwas scheuer wurde. Unser Begleiter bewunderte den grossen Knall, weil er die übergrosse Ladung unmöglich errathen konnte. Mein Freund lud wieder. Der Priester entsezte sich und sagte: „Wo denken Sie hin; das ist weit zu viel. Ich wette, mit dieser Pistole geschieht nächster Tage ein Unglük.“ Wie wahr hat er gesprochen!

Auf unser Zureden hin, verminderte er die Ladung und forderte mich auf: ich sollte meine Haube in die Luft werfen, er wolle ganz sicher mitten durchschiessen. Da ich den ungeschikten Schüzen schon von gestern her kannte, und von ihm unmöglich einen Schuß, wie weiland Tell gethan, erwarten konnte, so warf ich meine Haube sogleich in die Höhe. Er schoß, und — traf bei Weitem nicht. Ein spöttelnd Lachen war der Lohn, den wir dem scharfen Zieler zollten. Im Nachhausegehen schoß er wieder vergebens nach dem verhaßten Hündchen und schwur ihm abermals baldigen Tod und Verderben.

Zu Hause angekommen, ergezte er sich damit, daß er allen Dienstboten, beiderlei Geschlechtes, mit der Pistole nachlief, die schreiend von einer Stallung in die andere rannten, um sich vor dem Feuerrohre zu schüzen, das der junge Brauselkopf in seiner Rechten trug. Ich bemerkte diese Menschenjagd von unserem Zimmer aus, und wehrte ihm gutmeinend ab. Flugs zielte er nach mir, worauf ich gleich für gut fand, von meiner Strafpredigt abzulassen und mich zu entfernen. — „Ihr seyd rechte Hasenfüsse," sagte er, zu mir in's Zimmer tretend; „hätte das mein Lebtag von dir nicht gemeint, daß auch du die Gewehre so fürchtest und mit ihnen umgeh'st, wie wenn sie von Zuker wären. Warst du doch zu Olims Zeit auch so ein gewaltiger Waffenfreund! Ich glaube gar, du hast es vergessen, wie du gleich, wenn du sonst von der Schule heimkamst, deine Grammatik in einen Winkel warfst, nach dem Besenstiele langtest und Stunden lang exerzirtest? Stritten ja oft auf Mord und Tod mit einander, wenn ein Jeder Recht haben wollte. Und jezt, Bliz, Bomben und Granaten! fliehst du die Gewehre, wie der Böse das Weihwasser?" Freund! laß' deine künstlichen Korporal-Fluchworte, entgegnete ich lächelnd; ich weiß Alles noch gut; aber: Tempora mutantur, d. h., die Zeit pflegt auch die Thoren zu heilen.

„Nun! ich glaubte in dir ein Monstrum von einem Helden zu sehen; habe mich aber hierin sehr getäuscht. Wie schnell ist dein Heldengeist nicht verraucht! Da sollst du unsere Freunde in St......g sehen, was das für Leute sind. Sie glühen wie Feuer, wenn sie bisweilen im Homer eine Heldenthat lesen; Jeder wünschte sich Achill, nicht Homer zu seyn; bei dir scheint es gerade umgekehrt. Noch Eins! — Nächsten Dienstag sollst du mehrere solche kennen lernen. Wir haben nemlich mit einander ausgemacht: daß uns am obigen Tage eine ganze Schwadron zu Pferde zusammen kommen werde."

Aber um Gottes willen! sagte ich, wo soll das hin? wie kann das geschehen? „Auf die leichteste Art," gab er zur Antwort. „Ich nehme mir vom Schloßverwalter zu M..... ein Reitpferd zu leihen und sprenge ihnen entgegen. Die ganze Gesellschaft wartet in L.....g auf mich, und dann geht es im sausenden Galoppe von dannen, und geraden Wegs hieher. Mit dem Schloßverwalter bin ich schon einig, und mein Herr Onkel wird sich auch nicht weigern, mir seine Stuz-Büchse zu leihen." Nach diesen Worten stellte er sich an das offene Fenster und trommelte an den Scheiben eine Art von Marsch. „Wie kühn spricht oft nicht der Mensch von der Zukunft, und baut sich die herrlichsten Luftschlösser, die ein unerwartetes Geschik schnell über den Haufen wirft!"

Diese Rede machte mich stuzend; ich konnte mich unmöglich eines Lächelns enthalten. Ja, sagte ich nach einer Weile, wenn du so ganz den Waffen lebst, so wirst du dich vielleicht am Ende gar noch den Fahnen des Vaterlandes weihen?

„Ganz gewiß;" sagte er. „Du weißt vielleicht noch nicht, daß ich bald zu einem Kuirassier-Regimente komme? Schon lange ist Alles im Reinen; bald sollst du mich mit ehernem Helme und bepanzerter Brust auf feurig schnaubendem Rosse die Strassen der Hauptstadt durchsausen sehen." Was? du Kuirassier? mit deiner schwachen Brust und deinen so kurzsichtigen Augen? „Wenn ich etwas sage, das haltet Stich. Man wird es mit meiner schwachen Brust so genau nicht nehmen, und auf der Stirne steht es mir auch nicht geschrieben, daß ich so ganz kurzsichtig bin." —

Diese militärische Unterredung wurde dadurch unterbrochen, daß man uns zu Tische rief. Am nächsten Tage erneuerte der junge Nimrod seine Abenteuer und mußte wiederholt mit langer Nase abziehen. Auf's Neue schwur er dem kleinen Hunde Rache bis zum Tode. „Nicht eher," sagte er, „ziehe er ab, als bis er den jungen Satan wieder an den Ort seiner Bestimmung getrieben habe; eine gute Ladung und etliche Fuchsschrott sollten ihm den Pelz stäuben."

Der Ostertag erschien. — Der erzürnte Jäger kam am Abende lange von einem Besuche nicht zurük und sein langes Ausbleiben sezte uns in Besorgniß. Endlich sehen wir ihn eilends hereinlaufen und bald kam uns die schrekliche Kunde: Joseph habe sich einen Finger weggeschossen! Ich eilte erschroken hinaus und bemerkte mit Entsezen seine blutgebadete linke Hand, wo nur noch an etlichen Fasern der Zeigfinger hing. Ein kläglicher Anblik! Weinend bat er, man möchte eiligst einspannen und ihn zum Arzte fahren lassen, von dem er ohnedieß gerade herkam. Es geschah. Als er am späten Abende heimgekommen war und sich schon niedergelegt hatte (denn dieß war der Wille des Arztes) so fragte ich ihn, wie es doch zugegangen? —

„Du weißt," sagte er, „daß mir des Bauern Hund schon lange ein Dorn im Auge ist; auch heute im Nachhausegehen schwur ich ihm wieder Rache. Schnaubend nach dieser kam ich mit gespanntem Hahne bei dem Bauernhofe an; kein Hund läßt sich sehen. Zornig darüber wollte ich sogleich losdrüken, und hatte den Arm zu diesem Zweke schon gestrekt, als mir der Gedanke einfiel: das Hündchen könnte doch noch kommen. Da sich aber kein Hund bliken ließ, so steke ich erbittert den Plunder in die Tasche und gehe weiter. Wie ich nun so im nächtlichen Dunkel dahin gehe, hörte ich in meiner Nähe einen Schuß fallen. Erschroken seh' ich um, Wer doch wohl geschossen haben könnte und erblike (hier mußte er Anfangs selbst lachen) meinen Rok ganz rauchend und — den zerschmetterten Finger. Ich wollte von dem Finger gar nichts sagen, wenn nur mein neuer Rok nicht gar so übel zugerichtet wäre." — „Bedenke," sagte er weiter, „der Rok kostete 19 baare Gulden und ich habe ihn erst seit Weihnachten." Dieß sind seine eigenen Worte. Ich mußte **nolens volens** lächeln über diese gleichgiltigen Reden.

Sein Schlaf war höchst unruhig; schwere Traumbilder wechselten mit einander ab; er hatte bei Nacht mit Hunden und Koboldeu zu thun. Am Morgen hatte seine Gleichgiltigkeit schon ziemlich nachgelassen. Er erkannte es schon, daß gerade Glieder mehr werth seyen, als Kleider. Nun, unglüklicher Sohn des Mars, sagte ich, wie steht es jezt mit deinen militärischen Planen? Regt sich keine Liebe mehr zum Kriegsdienste? — „Ach!" stöhnte er, „jezt kann ich kein Soldat auch mehr werden! — doch" fügte er bei, „im Nothfalle ging es dennoch. Mit neun Fingern schieß' und haue ich eben so gut, wie ein Anderer mit zehn; überdieß ist es auch nur die linke Hand." Als ich ihm den Unverstand dieser Rede aus einander sezte, hätten wir uns beinahe entzweit; denn er ließ es sich gar nicht nehmen, daß er dennoch einst Soldat werden könnte. —

Ich übernahm jezt das Amt eines Kranken-Wärters und saß den ganzen Tag über neben seinem Bette. Ich malte ihm die Gefahr der Gewehre mit den gräßlichsten Farben und er beschloß feierlich: nie mehr ein Schießgewehr anzurühren. Wir wollen sehen, ob er seinen Entschluß nie bereut hat.

Nach etlichen Tagen bat er mich, ich möchte ihm seine Dose an's Bette hintragen, die in seiner Tasche liegen mußte. Ich gehorchte, und nahm auch den Schrottbeutel mit, der sich in der Tasche vorgefunden hatte, mit dem ich ihm lächelnd vor die Ohren klopfte. Als er dieß hörte, erwachte seine alte Jagdneigung wieder, er bereute seinen Entschluß und sagte: „Künftig will ich nur mit Flinten und mit keinen Pistolen mehr schiessen; denn ich kann diese Seligkeit nicht lassen."

Bald darauf suchte ich jenen Ort auf, wo das Unglük geschehen war, und fand noch die Trümmer seines verbrannten Rokes, nebst einigen verbrannten Stüken der Zeitungen, die er im Sake trug. Später erzählte er mir noch, daß sein Zeigefinger gerade um die Mündung des Terzerols gebogen war; der Hahn sey entweder schon gespannt gewesen, oder er habe sich im Einsteken in die Tasche zurükgebogen. Gewisses wußte er nicht.

Aus dem bekannten Ritte konnte natürlich nichts werden. Er bat mich, ich möchte die Helden dieser Suite von seinem Unglüke in Kennt-

nich sezen und ich schrieb dieser Sonntags-Reiter-Gesellschaft in seinem Namen den ganzen Unfall.

Der Schloßverwalter wußte von nichts, und er hätte das Pferd auf keinem Falle hergeliehen. Die Dienstboten lachten den jungen Sprecher heftig aus, nannten ihn spottweise einen Invaliden und einen Marodeuer, worüber er allemal in den größten Zorn gerieth.

Unterdessen war auch die Zeit der Ferien verflossen; ich schikte mich wieder zum Abmarsche an, nahm Abschied und gelangte glüklich nach Hause.

Der Freund hat mir seit dieser Zeit nicht mehr geschrieben, vermuthlich aber, hoffe ich, wird ihn Zeit und Unglük von seinem militärischen Wahne geheilt haben.

J. W . . . . r.

Ueber die Wirkung des Wassers auf das Fleisch.

Bei einer Musterung hauswirthschaftlicher Angelegenheiten stößt man öfters auf Unpassendes, das weislich vermieden werden würde, wenn eine bessere Kenntniß zu Gebote stünde. Die Haus-Wirthschaft hat nun ein Mal sonderbarer Weise das Schiksal, daß ihr selten oder doch sehr spät die in den Wissenschaften gemachten Entdekungen zugeführt werden, und ihr, wie zu wünschen ist, zu gute gingen. Davon soll und könnte das Gegentheil Statt finden, denn die Hauswirthschaft geht, so zu sagen, Jeden an und ist an sich in mehrerer Beziehung wichtig; und darum sollte sich auch Jeder darum bekümmern, was die Wissenschaft Besseres mit sich bringt, und eilen, es in seiner Wirthschaft in Anwendung zu bringen. — Sie ist nie ohne Kosten und ohne Mühe zu betreiben. Können diese durch irgend eine neue Entdekung erleichtert werden, so ist das ein erfreulicher und oft sehr grosser Gewinn. Man sollte darum meinen, daß auch Jeder bestrebt wäre, sich dieses Gewinnes theilhaftig zu machen, so oft sich nur Gelegenheit bietet. Dem ist nun aber nicht so, vielmehr ist Mancher im Besiz von recht nüzlichen Kenntnissen, denkt aber kaum daran, sie in eigener Haushaltung in Anwendung zu bringen.

Man könnte Beispiele genug anführen, wo sich Der oder Jener Jahre lang mit Kummer und Sorgen plagt, um die nöthigen Haushaltungs-Mittel herbei zu schaffen, ohne darauf zu verfallen, ob und wie er das Heilmittel in einer zwekmässigen Anwendung des Vorhandenen finden könnte. Wer den Nuzen erweitert, schafft Neues, was gar nichts kostet, und unter dessen Händen Dinge verderben, der macht sich neue Ausgaben ohne Nuzen. — Hier ist der Wendepunkt der guten und schlechten Haushaltungen. In diesen fehlt immer, in jenen stellt sich selten oder nie Mangel ein. Dieß der schöne Lohn der verständigen Häuslichkeit. Hierzu nun folgendes kleine, aber recht nüzliche Hülfsmittel. Es betrifft die Küche, welche wohl das stärkste Kapital im Ausgabebuche ausmacht und daher am Schärfesten in's Auge gefaßt werden sollte, damit die vorhandenen Mittel auslangen und die täglichen Sorgen verscheucht werden.

Bekanntlich macht die Aufbewahrung des Fleisches den Hausmüttern oftmals viele Sorge, und doch verderbt ihnen manches Stükchen unter den Händen, was einer sorgsamen Wirthin stets leid thut. Hier ist es nun sehr nüzlich, wenn man gewisse probate Kunstmittelchen anzuwenden weiß. Hier ist eins.

Das Wasser äussert eine überaus kräftige Wirkung auf das Fleisch. Darauf gründen sich nun einige Vorsichtsmaßregeln, die, werden sie nur recht angewendet, zu Zeiten grossen Nuzen haben können.

Will man ein Stük Fleisch lange frisch erhalten, so hänge man es an keinem feuchten Orte auf, sondern wähle den möglichst troknen, am Besten, wenn ein Luftzug Statt findet.

Diesen Umstand wissen die Fleischer gar gut in Acht zu nehmen. Sie bringen ihr Fleisch nicht in feuchte Keller, sondern verwahren es in troknen Kammern oder andern Behältern.

Es wundert sich Mancher, wenn er sieht, daß Fleisch vor den Barren, Thüren und Fenstern unter den stärksten Sonnenstrahlen Tage lang ausgehängt ist.

Eine zweite Regel ist, daß man das Fleisch nicht eher abwäscht, als kurz vorher, wenn man es anwenden will.

Es ist ferner eine üble Gewohnheit, Fleisch, das bereits schon ältlich geworden ist, die Nacht über in das Wasser zu legen. Man will den eingetretenen Geruch entfernen und zieht dem Fleisch recht geflissentlich einen Grad von Fäulniß zu, der sich beim Kochen vermehrt. Wer da weiß, daß das Wasser darauf die Fäulniß fördert, wird das sogenannte Einwässern wohl weißlich unterlassen, sondern sein Fleisch erst kurz vor der Anwendung abwaschen und dann rasch an das Feuer damit eilen.

Hat man dagegen junges Fleisch und wünschet es älter zu haben, so kann man das Wasser anwenden, um zu seinem Zweke zu kommen.

Man braucht es nur an einen feuchten und warmen Orte aufzuhängen, oder mit Wasser zu benezen, oder auf Stäbe über einem Fasse Wasser zu legen und man wird seinen Zwek in kurzer Zeit erreichen.

Diese Methode wendet man mit Nuzen bei dem Wildpret, das man doch immer etwas ältlich haben will, mit Nuzen an; Federvieh, wie Tauben, Enten u. s. w., werden auf diese Weise bald mürbe.

Will man sich schnell Pökelfleisch verschaffen, so fülle man ein Faß mit Wasser an, lege darüber hölzerne Stäbe dermassen, daß sie das Wasser eben nicht berühren; darauf lege man den Schrot Fleisch, und man wird in Zeit von 24 bis 48 Stunden ein wie Pökelfleisch schmekendes Fleisch haben.

Ueber unwirthschaftliches Holzverbrennen.

Städte und Dörfer werden immer grösser, mittlerweile auch der Familien mehr. Gleichzeitig wachsen und vermehren sich folgerecht die täglichen Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens. Wenn nun auch die Aermeren weniger verbrauchen, als die Reichen, so müssen sie doch Etwas haben. Sie müssen essen, um nicht zu verhungern, um zu arbeiten und um andern Dienste zu leisten, wenn sie auch gleich nicht für sich so viel erwerben, als Reiche verthun. Diese Ungleichheit hat ihr Gutes und wird zum Mittel, daß viele Menschen neben einander leben können. Verbrauchte jede Familie an Speisen, Getränken, Brenn- und Baumaterial, Kleidung u. s. w., als manche reiche Familien, z. B. die eines Finanzministers, eines Majorats-Herrn, rc. wo würde Brod, Fleisch und Holz herkommen? Da nun ein Mensch nicht für den andern ißt und trinkt, sondern nur arbeitet, um für sich essen, trinken, sich kleiden und wärmen zu können, so offenbart sich hier die Pflicht, daß man seinen Mitmenschen nicht mehr entziehen dürfe, als die Noth erfordert. Thut man mehr, so wird es Andern schwerer, sich die Bedürfnisse zu verschaffen.

In dieser Beziehung ist viel über das Brenn-Material zu sagen. Es wird von Jahr zu Jahr weniger. Sein Heranwachsen steht mit der Zunahme der Bevölkerung im umgekehrten Verhältnisse. Steigt die leztere, so wird mehr Holz aus dem Walde geholt und verbraucht. In vielen Gegenden ist es bereits so weit gekommen, daß der Aermere dieses Artikels wegen in grösserer Sorge ist, als selbst in Ansehung des Essens und Trinkens. In Spanien und Italien ist das Holz so rar, daß wenige Familien eine Holzremisse in ihrer Wohnung haben, sondern die meisten täglich ihren Bedarf beim Krämer kaufen. — Bei uns ist es nun freilich noch lange nicht so weit gekommen, und wird hoffentlich auch nicht so weit kommen, weil man zeitig genug Vorkehrungen traf und trifft. Die Forstwirthe studiren die Kunst, auf ihren Revier möglichst viel Holz zu erziehen. Würden sie dieses nicht thun, so müßten wir im

Winter in der kalten Stube frieren und es würde Manchem schwer fallen, sich eine warme Suppe zu bereiten oder einen Kaffeetrank zu kochen. — Vor etwa 100 Jahren dachte noch kein Mensch an eine regelmässige Holzzucht, man meinte, das Holz müsse selbst, ohne Zuthun des Menschen wachsen. Der Wald beschäftigte nur den Jäger, nicht den Förster.

Dank den Männern, die bei Zeiten es einsahen, daß man bei steigender Volkszahl auch mehr Holz brauche und es darum auch in möglichster Menge ziehen müsse! Dank aber auch Denen, die den Leuten sagten, daß man ernstlich auf Holz-Ersparniß denken müsse, um nicht in Holz-Noth zu gerathen!

Erfreulich ist es, zu sehen, wie man sich bemühet, Vorschläge zu thun, um weniger Brenn-Material nöthig zu haben. Wendet man sein Auge auf die Stuben- und Kochöfen und das Herdfeuer, so bemerkt man gar viele erfreuliche Verbesserungen und Fortschritte in den Feuerungs-Anstalten. Besorgte Hausväter ermahnen die Ihrigen, mit dem Brennholze räthlich umzugehen und so manche Hausfrau schmält auf ihre Magd, auch wohl Tochter, wenn sie unnöthiger Weise ein Paar Scheite mehr in den Ofen schieben oder unachtsam auf das Herdfeuer werfen. So erleichtert sie die schwere Sorge des Hausvaters, verdient sich den Ruf einer guten Wirthin, erziehet wirthschaftliche Töchter und trägt dazu bei, daß ihre Mägde auch gute Wirthinnen werden. Die Pflicht, aus Dienstboten gute Menschen zu ziehen, ist eine heilige.

Für das allgemeine Beste sind nun freilich Viele nicht im Geringsten besorgt, sondern geben wohl so gar zu erkennen, daß es nicht einmal ihr Wille sey. Sie gehen mit dem Holz so um, als gingen sie darauf aus, es zu verwüsten. Und so wird zur Zeit noch unglaublich viel verschwendet oder unnöthig verthan. Werden sie darüber zur Rede gesezt, so hört man auffallende Antworten: „es sey ja zum Verbrennen da; es wächst uns ja zu, wir haben ja genug!“

Man könnte eine solche Sprache für albern halten, wenn man nicht bedächte, daß es eine menschliche Schwachheit sey, seine eigene Schwachheit zu entschuldigen, den Fehler zu beschönigen oder zu bemänteln. Man will die erregte Aufmerksamkeit kunstmässig von dem Gegenstande abwenden.

Genau genommen ist das unnöthige Verbrennen des Holzes nichts weiter, als Unachtsamkeit, die wieder vom Mangel des Nachdenkens herrührt und endlich zur Gewohnheit wird, von der gar so schwer abzukommen ist. Sie sündigen aber gegen ihre Mitmenschen, verwöhnen das Gesinde, veranlassen Feuersgefahr, entziehen den Aermeren den Bedarf und erschweren ihnen das Leben.

Nun fragt es sich noch: ob diese Unachtsamen nicht Ursache hätten, ihrer selbst wegen, sparsamer zu wirthschaften? Gesezt, das Holz wüchse ihnen zu, so verursacht eine grössere Verwendung doch mehr Fuhren, mehr Sägen, Spalten, die Geldkosten und Zeit erfordern. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß man Das, was man erspart, zu etwas Anderem nüzlich verwenden und sich Genuß verschaffen kann.

Hirsenkörner.

Alles ist groß im Tempel der Kunst, die Thüren ausgenommen.

Der Atheist läugnet Gott, der Bösewicht trozt ihm, der Weise fürchtet ihn, der Fromme liebt ihn.

Ehre, Augen und Gewissen leiden keinen Scherz.

Der Mensch von Gedächtniß und Einbildungskraft lernt und übt viel leichter und lieber, als der von Gemüth und Phantasie.

Die beste Kunst, zu leben, ist: sterben zu können; die beste Kunst, zu sterben: gelebt zu haben.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

In einer der ersten Städte Deutschlands besuchte eine Dame von feiner Bildung das Schauspiel. Ein Offizier, der vor ihr seinen Plaz eingenommen hatte, raubte ihr durch die angenommene Stellung seines etwas kolossalen Körpers die Aussicht auf die Bühne. Deßhalb bat sie ihn freundlich und bescheiden, sich ein wenig zur Seite zu sezen, damit auch sie Zuschauerin des trefflichen Spiels seyn könne.

Kaum hatte der Offizier ihre Bitte vernommen, als er sich trozig zu ihr wendete, und nun die Worte ausstieß: „Madame, sehen Sie nicht, daß ich Offizier bin?“

„Ach ja“ — erwiederte sie — „Gemeiner können Sie nicht seyn!“

Einst wollte ein Musensohn Doktor werden, und selber wurde, wie gewöhnlich, gefragt, ob er auch ehelich geboren wäre? Das verdroß diesen, und er sprach zum Notar: Schreiben Sie, die Mutter sagt's, der Vater glaubt's und ein Narr fragt.

Ein junger Fähndrich rief in einer grossen Gesellschaft junger Frauenzimmer aus: Glauben Sie wohl, meine Schönen, daß eine ganz reine Jungfrau hier zu finden wäre? „Ganz gewiß — antwortete eine davon, — „Ihr Degen.“

In einer Versteigerung entstand Zänkerei. Sie endete damit, daß Einer Mauschellen bekam. „Nun, Gottes Wunder!“ rief ein Jude: „Der bekömmt ja zugeschlagen, eh' er geboten hat!“

Während einer Parade in Berlin bemerkte ein Landwehr-Kapitän bei der Aufstellung der Truppen, daß neben dem Flügelmann im ersten Gliede ein ganz kleines unansehnliches Männchen stand. Er befahl deßhalb demselben, in das dritte Glied zurükzutreten.

„Det jeht nich an,“ erwiederte das Männchen, „ik kann mir nich trennen von meinem Nebenmann, denn wir haben mit enander nur ene Schnapspulle.“

Ein Ekensteher schrieb seinem scheidenden Freunde folgenden Vers in's Stammbuch:

„Wenn wir uns ooch müssen trennen,
Stört das unsre Liebe nich;
Unsre Freundschaft, die soll brennen,
Wie een dikes Dreierlicht,
Freunde wollen wir uns nennen,
Bis der Kater Junge kriegt —

Nu, oller Junge, mach det du wegkommst, damit du nich das Glük hast, noch eenige Dage im Ochsenkopp (ein Gefängniß) zuzubringen!“

Lob des Landlebens.

Ich lobe mir hienieden
Das Leben auf dem Land,
Wo ich stets wahren Frieden
Und Seelenruhe fand;
Wo über weisse Kiesel
Das krumme Bächlein fließt,
In das mit sanft Geriesel
Die Quelle sich ergießt.

Hier prangen hohe Maien,
Worauf die Taube girrt;
Dort tönen die Schalmeien
Mit Bändern roth geziert.
Der Kukuk kündet ferne
Den nahen Sommer an,
Der Landmann höret gerne
Den Glükeskünder an.

Und kommt der Sommer näher,
Führt man das Heu herein;
Es schwingen rasche Mäher
Die Sens' im Sonnenschein;
Wenn sich die Halme fahlen,
Wezt man die Sichel aus,
Und frohe Schnitter wallen
Auf's Erntefeld hinaus.

Und wenn in bunte Wälder
Die grosse Säge geht,
Und über Stoppelfelder
Ein kühler Herbstwind weht;
Wenn alle Städter murren,
Sich in die Stadt zerstreu'n,
Hört man hier Räder knurren,
Und sich des Lebens freu'n.

Drum lob' ich mir hienieden
Das Leben auf dem Land,
Wo ich stets wahren Frieden
Und Seelenruhe fand;
Denn, Herren, die nur Spielen
Und Galantrie versteh'n,
Nach eitlen Ehren zielen —
Sah'n nie die Sonn' aufgeh'n.

Jos. Vetter.

Charade.

Die Erste liebt der Dritte,
Das Zweite nennt man Sitte,
Das Ganz' in uns'rer Mitte
Führt nur zum falschen Tritte.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 43. 24. Oktober 1840.

Ueber die bessere und vortheilhaftere Benüzung der Weiden.

Das Weidengeschlecht gewährt eben so mannigfaltige Vortheile, als es Gattungen enthält; ich will mich hier aber nur auf zwei landwirthschaftliche Benüzungsarten beziehen, die zwar beide nicht neu, aber doch von den meisten Landwirthen entweder ganz übersehen, oder doch sehr vernachlässiget werden. Den größten Nuzen für die Landwirthschaft zieht man von den Aesten und Zweigen der Weidenbäume, die man alle 2 oder 3 Jahre abköpft, so daß der Baum die Höhe von 6—8 Fuß beständig behält. Durch das öftere Anhauen der Zweige entsteht ein stärkerer Zufluß der Säfte, die die geraubten Theile aufs Neue in grösserer Masse wieder ersezen. Wo also ein Ast abgehauen ist, sprossen vielleicht 4 bis 6 wieder hervor und dehnen den Kopf des Baums zu einer unnatürlichen Dike aus. Der unmässige Trieb der Säfte strebt allein nach den verstümmelten Theilen hin, und wirkt wenig oder gar nicht mehr auf die Ausbildung des Stammes; die innern Fasern verlieren dadurch ihren Unterhalt und fangen an, zu stoken, der Regen fällt in die Höhlungen der alten Aeste, und verursacht, da er keinen Abfluß hat, Fäulung, die endlich in den Stamm selbst eindringt, sich der innern Stokung mittheilt und das ganze Holz in Erde verwandelt, so daß der Baum in kurzer Zeit hohl wird. Hierdurch aber verliert man nicht allein die Benüzung des Stammholzes, sondern man erhält auch von Jahr zu Jahr weniger und schwächere Zweige, indem diese nur noch an den Seiten des Kopfes hervorschiessen können. Die innere Fäulung bringt auch bald auf den Seiten hervor, der Baum bekömmt Löcher und Rizen und wird von einem heftigen Winde gespalten oder ganz umgeworfen, wodurch er für alle fernere Benüzung ganz verloren geht.

Diesem Verluste bauet man vor, und erhält noch weit grössere Vortheile auf folgende Art:

Wenn der Weidenbaum zum ersten Male so grosse Zweige gewonnen hat, daß man ihn köpfen kann, so haue man alle bis auf den mittelsten Zweig ab. Diesen aber lasse man allein aufwachsen, daß der Baum eine ansehnliche Höhe erreicht. Die Nebenzweige, deren er eben so grosse und mehrere, als in seiner verkrüppelten Gestalt hervortreibt, haut man, wie bei der alten Methode, zum Gebrauch ab, doch nie den Gipfel. Nun wächst der Baum gesund auf, wird ansehnlich, fest und dik, nie aber hohl. Hat er eine beträchtliche Dike von 2 bis 3 Fuß erlangt, so läßt man ihn fällen und benüzt ihn zu allerlei Geschirre, als: Mulden, Trögen, Krippen, Rinnen, Wurfschaufeln u. s. w., oder allenfalls auch zum Brennen.

In unserer Gegend, so wie meistens in ganz Deutschland, findet man vorzüglich nachfolgende baumartige Weiden:

1) Die gelbe oder Dotterweide, (Salix vitellina L.), hat orangefarbene, recht biegsame Zweige, und gibt deßwegen die besten Ruthen zum Binden.

2) Die Bruch- oder Glasweide, (Salix fragilis), von ihren leichtzerbrechlichen jungen Zweigen so genannt, wächst vor allen sehr schnell, gibt aber keine guten Nuzzweige, indem sie nicht so fest und zähe sind, wie die, der vorhergehenden Gattung.

3) Die Sohl- oder Palmweide, (Salix cabrea), die häufiger in den Waldungen angetroffen wird, hat festeres Holz, als alle übrigen

schon genannten Arten, wächst aber nicht so schnell, als jene.

In derselben Absicht, nemlich um Zweige und Nutzholz zu gewinnen, baut man auch die Schwarzpappel (Populus nigra), und italienische Pappel (Populus italica).

Die zweite Benützungsart, deren ich hier erwähnen will, ist, wie ich glaube, in Deutschland noch gar nicht angewendet. Die Weide liefert nemlich eine gute Nahrung für das Vieh. In den mittägigen Departements von Frankreich füttert man die Weidenblätter mit den Schafen, und in fütterungsarmen Zeiten auch mit dem Rindvieh. Für Pferde aber besonders gibt das Weidenlaub ein nahrhaftes und für ihre Gesundheit heilsames Futter ab, und man kann sie damit vom August, wo die Blätter ausgewachsen sind, bis zum Oktober ohne Haber und anderes Nebenfutter erhalten.

Man schneidet die jungen Weidensprößlinge ab, bindet sie ganz loker in Bündel und wirft sie in die Raufen, oder streift auch nur die Blätter von den Ruthen und schüttet sie so dem Vieh in die Krippe.

Zum Abschneiden und Abstreifen für die Fütterung sind die verschiedenen Gattungen von Buschweiden am Passendsten; man könnte zu diesem Behuf manchen Sumpf, und zum anderweitigen Gebrauch unbrauchbaren Ort benützen, und vorzüglich in solchen Zeiten, wo die Fütterung kostbar ist, viel dabei gewinnen. Ueberhaupt, ich darf es hier wohl erinnern, sollte man das Laub, besonders von der Hekenschur, besser in Acht nehmen; könnte man es nicht, wie es in einigen Gegenden geschieht, nach der Art des Heurs, mäßig troken werden lassen und es zur Wintersprovision aufheben? Es enthält meistens so viel Nahrung, als die Gräser und Futterkräuter.

Ist das Ueberdüngen der Winter-Saaten unter gewissen Bedingungen vortheilhaft?

Unter den mancherlei neueren Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft, scheint mir das, zwar in Schlesien immer noch ziemlich seltene, Verfahren, die bestellten Saaten zu überdüngen, eine besondere Berüksichtigung zu verdienen. Daß diese Methode in England, unter dem Einflusse einer feuchtern Atmosphäre, von jeher mit dem besten Erfolge in Anwendung gebracht wurde, ist bekannt; jedoch bedienen sich die Engländer zu ihren Topdressings nur eines künstlich zubereiteten Composts, der im Frühjahr über die Saaten zerstreut wird. Dieß dürfte bei uns im Großen schwer anwendbar seyn.

Dagegen habe ich seit mehreren Jahren einen Theil meiner Wintersaaten, im Winter, bei hartem Frost, mit Stallmist überdüngen lassen, und ich kann versichern, daß der Erfolg meine Erwartungen übertroffen hat. — Zuerst betrachtete ich diese Verfahrungsart nur als ein Nothbehelf, um bei verspäteter Herbstbestellung Zeit zu gewinnen; ich ziehe aber nunmehr, — auf fünfjährige Erfahrung gestüzt, — das Ueberdüngen der Wintersaat einem Auffahren des Düngers kurz vor der Einsaat und dem Unterpflügen desselben mit der Saatfurche bei Weitem vor.

Ich gestehe, daß mich die Lectüre der allgemeinen Encyclopädie der Landwirthschaft von Dr. Putsche, welche diesen Gegenstand Band II. pag. 63 u. f. und Band III. pag. 167 weitläufig erörtert, zuerst auf den Gedanken gebracht hat, die Sache praktisch zu versuchen; — nie habe ich mich entschliessen können, ein eben so fertiges, sorgfältig zubereitetes Saatfeld durch eine, unmittelbar nach Beendigung der Saatbestellung folgende Dünger-Fuhre wiederum zu verunstalten. Ich kann mir auch nicht denken, daß bei der Konstruktion und dem bedeutenden Gewicht unserer vierspännigen Dünger-Wagen, der, durch die tiefen Wagengleise, so wie durch die Tritte der Zugthiere und Düngerbreiter verursachte Schaden wirklich nur unerheblich seyn sollte; indem doch viele Saamenkörner dadurch sehr tief und fest in den weichen Boden eingedrükt werden und eine Menge Unebenheiten und Vertiefungen entstehen müssen, in den das Winterwasser zum grossen Nachtheil der Getreidepflanzen stehen bleibt; nicht zu gedenken, daß im Spätherbst die vermehrte Feuchtigkeit des Bodens oft ein solches Verfahren geradezu unmöglich machen wird, und daß der große Vortheil, die Herbstdüngerfuhre auf

eine gelegenere Zeit zu verschieben, dadurch verloren geht, auch in den meisten Wirthschaften wohl die Stürzfurche in dieser Jahreszeit alle Kräfte in Anspruch nehmen möchte. Aus denselben Gründen würde es aber noch weit unstatthafter seyn, eine solche Ueberdüngung bis zum Frühjahr zu verschieben, wo sich nach der Aufthauungsperiode die ländlichen Arbeiten ohnehin ungemein häufen: es bleiben daher, nach meiner Ueberzeugung, nur die Wintermonate zu zweckmässiger Anwendung der in Rede stehenden Methode übrig.

Gegen diese Ansicht spricht sich zwar das angeführte Werk, Band II. pag. 74 insofern aus, als der Herr Verfasser zwar selbst die erleichterte Aufbringung des Düngers bei Frost, und die zweckmässigere Arbeitsvertheilung nachgibt, jedoch das Ausfaulen der Stöke unter der starken Mistbedekung, die ungleiche Vertheilung des Düngers bei Frostwetter und das Herbeiziehen von Feldmäusen besorgt, ferner die Ungewißheit der Winterwitterung in Anschlag bringt, und jedenfalls diese Mistführe erst kurz vor der Thauperiode anräth, weil dann die aufgethaute Winternässe den Mist, unmittelbar zwischen den Pflanzen hindurch, an die Erde spülen könne, und die jungen Getreidepflanzen bei eingetretener Vegetation um so freudiger emporwüchsen.

Noch ungünstiger erklärt sich der verehrte Verfasser der Landwirthschaftlichen Mittheilungen Band I. pag. 254 in Bezug auf eine Ueberdüngung nach erfolgtem Aufgehen der Wintersaaten; so sehr er bei einem thätigen durchfälligen Boden die Ueberdüngung gleich nach der Einsaat empfiehlt, und einem Unterpflügen mit der Saatfurche vorzieht.

Dieß sind nun allerdings zwei so gewichtige Autoritäten in der ökonomischen Welt, daß ich mir nur mit grosser Schüchternheit erlaube, meine eigenen Erfahrungen über diesen Gegenstand kurz anzudeuten.

Den ersten Versuch machte ich im Februar 1828 mit 15 Morgen Roggensaat, welche erst Ende Oktober 1827 hatte gesäet werden können, und daher bei dem, bereits im November eintretenden Froste sonst nicht mehr zum Aufgehen kommen konnte. — Ich gab diese Saat fast für verloren; überdüngte sie jedoch, bei hartem Frost und Schnee, im Monat Februar mit Schafmist, und das Resultat übertraf alle Erwartung; ich erntete ein sehr schönes langes Korn mit vorzüglich schweren Aehren.

Dennoch schien es mir damals sehr problematisch, ob ein nachhaltiger Gewinn aus einem solchen Verfahren hervorgehen könne? — Denn, troz dem übereinstimmenden Zeugniß aller ökonomischen Schriftsteller, konnte ich mich nur schwer an den gedanken gewöhnen, daß bei solchem, längere Zeit gebreitet liegenden Dünger gar keine Verflüchtigung der düngenden Substanzen Statt finden solle. Allein der, auf jenes Korn folgende Hafer zeichnete sich vor allem andern aus; eben so der darunter gesäete Klee: ich mußte also die nachhaltende Kraft dieser Düngungsmethode anerkennen, die sich seitdem alljährlich bewährt hat.

Vor zwei Jahren war unter Anderm ein Gewende rother Klee zur Samengewinnung vom zweiten Wuchs bestimmt worden; der erste Schnitt wurde jedoch etwas zu spät beendigt und die Samenreife verzögerte sich bis in den Spätherbst. Ich ließ diese Kleestoppel Ende Oktober sehr tief umbrechen und besäete solche, auf eine Furche, mit Weizen. Bereits im Dezember, beim ersten Frost, wurde diese Weizensaat, von der nur sehr wenig zu sehen war, mit kurzem, abgefaultem Rindviehmist überdüngt; — der Erfolg davon war eine vortreffliche Weizen-, und darauf folgende, gleichfalls ausgezeichnete, Stoppelkornernte! — Ueberhaupt habe ich bisher von den überdüngten Wintersaaten noch keine Mißernten gemacht.

Indessen glaube ich allerdings, daß dieses Verfahren nur unter folgenden Verhältnissen und Bedingungen anräthlich sey.

1) Vollkommen Recht hat gewiß Herr Amts-Rath Block, wenn er Band I. pag. 254 seines vortrefflichen Werks, einen thätigen, durchfälligen, nicht von Nässe leidenden Boden als zu dieser Methode besonders geeignet angibt. Einen Boden mit lettigem, die Nässe anhaltenden, Untergrund

würde ich nie auf diese Weise behandeln; — denn es ist keine Frage, daß eine solche Mistdeke die Winterfeuchtigkeit viel länger anhält. (Vergleiche Putsche Encyclopädie, Bd. II. pag. 69. 3.); — so wie es in der Natur der Sache liegt, daß auch abschüssige Bergfelder, wegen nothwendigem Herabspülens der Düngstoffe, nicht dazu geeignet sind.

2) Eben so gewiß ist es, daß gefaulter Mist sich vorzugsweise zu dieser Operation qualifizirt, wie beide angeführte Werke bezeugen. Ich wähle deßhalb jezt auch nicht gern mehr den strohreichen Schafmist, sondern lieber möglichst abgefaulten Rindviehdünger zu diesem Behufe: denn lezterer läßt sich viel gleichmässiger auf den Saaten verbreiten und geht rascher in das Pflanzenleben über. Beim Schafmist ist es, auch beim sorgfältigsten Ausbreiten, welches jedenfalls mehrmals geschehen muß, nicht wohl zu vermeiden, daß nicht eine gewisse Kohärenz der Mistdeke Statt findet, welcher mancher Pflanze das Durchwachsen erschwert; obgleich die Frühjahrsnässe diesem Uebel gewöhnlich abhilft, und ich nie gänzlich verkümmerte Pflanzen darunter gefunden habe. Was die Besorgniß wegen der Mäuse betrifft, so gestehe ich, daß dieselbe mir, besonders bei nicht strohreichem Rindviehdünger, wenig erheblich erscheint. Auch würden sich diese schlimmen Gäste immer erst im Frühjahr auf den so behandelten Feldern einfinden: — gewöhnlich sind die Mäuse aber nur im Herbst den Wintersaaten recht verderblich, und verschwinden oft während des Winters ganz. — Ob dagegen die Schneken durch eine dergleichen Mistbedekung begünstiget werden, — wie dieß in der Encyclopädie pag. 71, angeführt wird, — wage ich nicht zu entscheiden, da bis jezt die hiesige Gegend von diesen Feinden der Landwirthschaft verschont geblieben ist.

3) Der Haupteinwand, den man gegen die Ueberdüngung der Saaten während des Winters geltend macht, besteht darin, daß die bereits aufgegangenen, oder gar schon bestokten Getreidepflanzen, unter der, in Gährung gerathenen, Mistbedekung, in Fäulniß übergehen können, besonders, wenn gelinde Witterung, oder eine starke Schneedeke diese Gährung begünstigt.

Hierauf erwiedre ich, daß ich allerdings zeitige, stark bestokte Saaten nie überdüngen würde, sondern gerade nur die spätesten und schwächsten, welche vielleicht erst kurz vor Eintritt des Frostes aufgegangen oder doch noch in einem zarten Zustande in den Winter gekommen sind. Namentlich für schwache Weizensaaten halte ich eine solche Mistbedekung, welche das Aufziehen des vielleicht zu klaren Akers durch offene Fröste gar sehr vermindert, für ein treffliches Schuzmittel, immer vorausgesezt, daß diese Bedekung durch sorgfältiges mehrmaliges Auseinanderbreiten und Zerstreuen des Düngers, durchaus nicht zusammenhängend seyn dürfe, sondern aller atmosphärischen Feuchtigkeit, und der Luft freie Einwirkung auf das Erdreich, der jungen Saat aber ein ungehindertes Durchwachsen gestatten müsse. — Unsere deutschen Winter werden wohl nur in sehr seltnen Fällen dieser Methode hemmend entgegentreten: — denn sehr oft finden lang anhaltende Fröste ohne Schnee Statt, welche das Auffahren und Ausbreiten des Düngers besonders begünstigen, obgleich ich dieses Geschäft auch ohne allen Nachtheil auf einer starken Unterlage von Schnee habe ausführen lassen.

4) Wenn auch bei strengem Frost das erste Ausbreiten des aufgefahrnen Düngers unvollkommener bewirkt werden müßte, so kann und soll diese Arbeit beim ersten gelinden Thauwetter wiederholt werden. Der durch den Frost mürbe gewordne Rindviehmist, zerfällt dann bei der ersten Berührung mit der Mistgabel und läßt sich äusserst leicht nachbreiten.

Um aber die Chancen der Winterwitterung benüzen zu können, scheint es mir gerade vortheilhaft, beim ersten, vielleicht troknem Frost, diese Arbeit mit allen Kräften zu fördern.

Es versteht sich wohl von selbst, daß es nicht meine Absicht seyn kann, bei den klimatischen Verhältnissen unseres Vaterlandes, welche wesentlich verschieden von den englischen sind, diese Prozedur im Allgemeinen einer tüchtigen Amalgamation animalischer Düngungsstoffe mit dem Boden durch vielleicht drei oder mehr Akerfurchen vorziehen zu wollen; besonders wenn, was die Hauptsache ist,

zwischen diesen dem Felde die hinlängliche Zeit zum Abfaulen gegönnt wird: — aber, wie viele grosse Landgüter mit einem thätigen, nicht allzufeuchten Boden, kommen dennoch nicht in manchen Jahren mit der Wintersaat ins Gedränge, wenn kurz vor Beendigung derselben noch eine bedeutende sogenannte Herbstmistfuhre Statt finden soll? — oder wenn Verhältnisse eintreten, welche die Einsaat ohne Schuld des Wirthschafts-Dirigirenden verspäten? — wie z. B. eine überaus nasse Herbstwitterung, oder eine so beispiellose Verunkrautung der Aeker, wie wir solche, in Folge vorhergegangener nasser Jahre, und theilweiser Mißernten schon manchen Herbst erlebt haben!

In allen diesen Fällen, die gewiß oft vorkommen werden, halte ich eine zeigigere Einsaat nach vorausgegangener tüchtiger Bearbeitung und Reinigung des Akers und mit darauf folgender Ueberdüngung bei den ersten Frösten, für unbedingt vortheilhafter, als eine über die Gebühr verspätete Einsaat, und unvollkommnere Bearbeitung, welche erfolgen muß, wenn in den kurzen Spätherbst-Tagen noch vielleicht grosse Flächen vor der Saat-Furche bedüngt werden sollen. Oft wird noch obendrein der, am Oefterſten vorräthige, strohige Schaf-Mist dazu verwendet, wo dann ein höchst ungleicher Stand unvermeidlich ist.

Dagegen zeichnen sich die überdüngten Wintersaaten schon im zeitigen Frühjahr durch eine üppige Vegetation aus; jedes Thauwetter, jeder Frühlingsregen führt die sich auflösenden Düngungs-Stoffe unmittelbar den flachliegenden Saugwurzeln der Cerealien zu, welche sichtlich gedeihen, und das allerdings auf solchen überdüngten Feldern schneller wuchernde Unkraut durch üppiges Wachsthum und geschlossenen Stand bald unterdrüken.

In der Landwirthschaft ist Alles relativ, Alles lokal; — ich konnte daher auch über diesen, mir wichtig scheinenden, Gegenstand nur meine eigenen Erfahrungen aussprechen; doch zweifle ich nicht, daß manche meiner praktischen Gewerbsgenossen bei ähnlichen Versuchen und gleichen Resultaten meiner Ansicht beitreten dürften.

Rosenthal. Graf Zedlitz.

Wie kann man das Alter eines Pferdes erkennen?

Jeder Landmann muß das Alter der Pferde beurtheilen können, weßhalb ich hier die Merkmale angeben will.

Das Pferd hat 36 oder 40 Zähne, das männliche Thier hat die vier sogenannten Haken-Zähne mehr, als das weibliche, doch haben auch einige Stuten diese, und man hält solche für sehr dauerhaft, nemlich 6 Schneidezähne oben, 6 unten, ebenso 24 Bakenzähne.

Die Schneidezähne bringt das Pferd mit zur Welt, und am Wechseln derselben erkennt man das Alter. Es behält diese, welche Fohlenzähne genannt werden, sämmtlich, bis es 2 oder $2\frac{1}{2}$ Jahr alt ist.

Im 3ten Jahre fallen die mittelsten gewöhnlich zuerst oben aus, und werden durch andere, etwas breitere, welche Anfangs schmuzig gelblich aussehen, ersezt. Im 4ten Jahre wechseln die beiden, den erstgewechselten am Nächststehenden, im 5ten Jahre die Ekzähne.

Die neuen Schneidezähne haben eine schwarze Vertiefung, welche man Kern oder Bohne nennt, und die in den ersten Jahren dunkeler als später ist, sich auch in derselben Folge verlieret, in welcher die Zähne wechselten. Der Kern der mittelsten verlieret sich im 7ten, der der nächststehenden im 8ten und der der Ekzähne im 9ten Jahre, doch gehet auch dieser oft schon im 8ten Jahre verloren, und das Pferd hat jezt keine Kunde mehr.

Weitere, jedoch nicht sichere Alterskennzeichen, sind Folgende:

Die Zähne werden lang, im 10ten Jahre trennt sich der erste Schwanzwirbel vom ersten Rükenwirbel, je älter das Pferd ist, desto weiter sind die Wirbel von einander entfernt; die Haare um die Augen und an der Stirn werden weiß, die Augenhöhle wird tief, die Unterlippe hängend, der After zieht sich in den Leib zurük und das Schwarze im Innern der Lippen verschwindet.

Alle diese Zeichen, obgleich sie bei einem Pferde früher als bei dem andern eintreten, zeigen

in dem Grade, in welchem sie zunehmen, ein höheres und hohes Alter an.

Trügerische Roßhändler brennen den verlornen Kern ein, wodurch Der, so nicht sehr kundig ist, leicht betrogen wird.

Zur Naturgeschichte des Schweines.

Dem Ortsbürger Johannes Langsdorf in Pohlgöns (im Kreis Gießen) ferkelten vor einigen Jahren, zu gleicher Zeit, zwei Mutterschweine; das eine verlor die Jungen gleich nach der Geburt, das andere erkrankte und verlor die Milch. Um nun von lezterem 6 — 8 schöne Ferkel nicht verhungern zu lassen, bestimmte der ökonomische Langsdorf ihnen ersteres um so mehr zur Amme, als es auch physisch vortrefflich dazu geeignet war. Allein kaum hatte er die Ferkel in den Stall gebracht, so mußte er sie eiligst wieder wegschaffen, denn die Wüthende drohte die Adoptivferkel zu zerfleischen. Langsdorf gab aber nicht nach; einen halben Schoppen Branntwein unter das Getränk des Schweines gegossen, machte dieses total berauscht; es lag nach einigen Minuten wie todt im Stalle. In diesem Zustand brachte er die Ferkel wieder zu ihm, sie tränkten sich jezt ungestört, wie nachher, als der Rausch vorüber war; die Alte war ihnen nun für immer eben so, wie den eigenen Jungen zugethan.

......ch. .u.

Anmerkung des Herausgebers.

Als weitere Mittel in einem solchen Falle werden empfohlen:

1) Das Zubringen der verwaisten Ferkel bei Nacht. (Auch für mutterloses Geflügel bei einer spröden Amme das beste Mittel.)

2) Das Anlegen eines leichten Maulkorbes dem Mutterschweine so, daß dieses dabei wohl noch ungehindert fressen, die Ferkel aber nicht fassen kann.

3) Das Füttern desselben mit Brod, als einem sie Alles um sie her vergessenden Lekerbissen, in beiden lezten Fällen jedoch nur während der ersten Paar Tage.

4) Deßgleichen mit einem Stüke Spek als den Heißhunger nach dem eigenen Fleische stillend.

Vielleicht dürfte auch das Bestreichen der Adoptivferkel mit Branntwein genügen, nach der bekannten Bauernregel: „Willst fremdes Vieh zu deinem gewöhnen, wasch es mit Branntwein, der Geruch wird's versöhnen.“

Zeller.

(Aus Nr. 1 der Zeitschrift für die landwirthsch. Vereine in Hessen, 1840.)

Ueber Ziehung der Wasserfurchen auf Saat-Feldern.

Eine wohlausgemittelte Ziehung der Wasser-Furchen auf den Saatfeldern hat zum Zwek:

1) Durch allmählige Ableitung der Regen und insbesondere der Schneewässer dem sonst gen häufigen Ansammeln der Nässe in den vertieften Stellen der Saatfelder, wodurch eine starke Durchwässerung der Saat und das gewöhnliche Auswintern veranlaßt wird, vorzubeugen, und

2) die Saatfelder gegen Wassereinrisse und Anschwemmungen zu sichern.

Um diesen zweifachen Zwek zu erreichen, wird erforderlich, daß auf den bestellten Saatäker auffallende übermässige Regen- und bei eintretendem Thauwetter im Frühjahre, das sich häufig erzeugende Schneewasser, gleich auf den erhöhten Theilen des Feldes in entsprechend gezogenen Wasser-Furchen aufzufassen, und nach verschiedenen Richtungen mit einem sanften Gefälle, jedoch den nachbarlichen Feldgründen unschädlich, abzuleiten.

Hiezu eignen sich besonders auf abdachenden Feldfluren bogenförmig gezogene Wasserfurchen, deren Zahl sich nach der Grösse, nach der stärkern oder mindern Neigung und nach der sonstigen Beschaffenheit der ganzen Feldfläche, übrigens auch in den meisten Fällen mit Rüksicht auf den Umstand bestimmen läßt, ob und in welchem Maße das nachbarliche untere Grundstük dem oberhalb gelegenen Felde für die Aufnahme und Ableitung der Regen- und Schneewässer dienstbar, folglich schuldig ist, das Wasser des obern Feldes aufzunehmen.

Ist der Andrang des Fluthwässer gegen eine oder die andere von den angelegten Wasserfurchen zu stark oder zu heftig, so dient gegen einen allenfälligen Durchriß die Vorsicht, solche Wasserfurchen zu verdoppeln, nemlich: mit Belassung eines zwei bis drei Furchen breiten Feldstreifens — als Zwischendammes, — eine zweite Wasserfurche gegen die erste in gleich laufender Richtung zu ziehen.

Die Absicht bei dieser Verfahrungsart Wasserfurchen anzulegen, geht wesentlich dahin: damit, besonders auf abhängigen Feldern das Auffangen und unschädliche Ableiten aller Fluthwässer absazweise bewirkt, und jeder stärkern Strömung des Wassers gesteuert werde, wo dann auch von den vertieften Stellen solcher Saatfelder jenes Regen- oder Schneewasser, welches auf die Pläze unmittelbar auffällt, oder sich daselbst beim Thauwetter erzeugt, mittelst zwekmässig in schrägen Richtung oder in geschlängelten Linien gezogenen Wasserfurchen abgeleitet werden kann, oder im Falle eine Abtheilung nach tiefern Punkten nicht mehr Statt finden sollte, in einigen vertieft gezogenen Wasserfurchen das dann nicht so häufige Wasser sich füglich auffassen läßt.

Bei weit in die Länge gezogenen Wasserfurchen, wenn diese nicht ein sehr sanftes, von der horizontalen Linie nur wenig abweichendes Gefälle haben, ist eine gekrümmte, auch schlangenförmig geführte Richtung der erstern anzurathen.

Jedoch entstehen, wie die Erfahrung häufig lehrt, selbst durch solche schlangenförmig geführte Wasserfurchen, besonders in den Vertiefungen der Felder in dem Falle, wenn das Regen- und Schnee-Wasser, ohne einer gleich anfänglichen vertheilten, allmäligen Ableitung von ganzen Feldfluren in der ganzen Masse abzufallen und von da abzuströmen angewiesen ist, oft ellentiefe Wassereinrisse und plazweise Verschlemmungen der Saaten, welche einer geregelten guten Akerkultur nachtheilig sind, und oft zu nachfolgenden grössern Feldverwüstungen die erste Veranlassung geben. Aus diesem Grunde unterläßt ein emsiger, sorgfältiger Feldwirth auch nicht, daß die im Herbste für den nächsten Sommer-Saatenbau geakerten Felder, durch zwekmäßig angelegte Wasserfurchen gegen allenfällige Grundabströmungen, und das Entstehen von Wassereinrissen gehörig zu sichern.

Kartoffel-Jubelfest in Sachsen.

In Sachsen ist durch öffentliche Schriften der Aufruf zur Feier eines Jubelfestes ergangen. Es ist dieses das erste hundertjährige Jubelfest der allgemeinen Anpflanzung der Kartoffel in Sachsen. Was die Verpflanzung dieser Wunderfrucht nach Europa betrifft, so geschah sie zuerst im J. 1565 durch John Hawkins, einen Sklavenhändler, und zwei Jahrzehnte später durch den Admiral Peter Raleigh, der, wie jener, sie aus ihrem ursprünglichen Vaterlande Süd-Columbia mit nach Irland brachte. Die Frucht blieb in Irland unbekannt und ungebraucht; auf dem Land-Gute des Ersteren gerieth sie sogar bald wieder in gänzliche Vergessenheit. Der Mann, der Einzige, dem der unsterbliche Ruhm ihrer folgenreichen Einführung gebührt, ist Franz Drake. Als derselbe sie 1586 von einem seiner Eroberungszüge aus Columbia mit nach England gebracht hatte, wirkte er daselbst für eine ausgebreitete Betreibung des An- und Fortbaues dieser unschäzbaren Gottesgabe so schnell und kräftig, daß die Bahn ihrer Verbreitung von dieser europäischen Insel aus unglaublich bald in andere Ländertheile ihren Anfang nahm. Aus England kam die neue angepriesene Frucht zunächst in die handelslustigen Niederlande; von wo aus schon 1688 Proben derselben nach Deutschland verschikt wurden. In Frankreich sie einzuführen, kostete einem gewissen Parmentier viele Mühe. Man speiste sie an der königl. Tafel zu Paris noch 1615 als etwas ganz Rares. Schweden, wo man ihre Blätter noch heute als Tabak gebraucht, erhielt sie 1726 durch Jonas Altströmer. In der Schweiz waren sie 1736 schon ziemlich eingeführt. Gleich ungemein langsam erfolgte ihre Einführung oder Verbreitung in Deutschland. Theils glaubte man, daß sie nur für's Vieh tauglich, den Menschen dagegen Gift wären, theils stand denselben auch wohl jene blinde Abneigung von den angerühmten und vielempfohlenen Neuen entgegen. In's Mecklenburgische kamen sie im J. 1708. Im Württembergischen wurden sie 1701 durch einen Nürnberger, Ant. Seinert, bekannt. Im Laufe des J. 1647 brachte sie ein bömisch. Bauer, Hans Rogler aus Selb, zum Verkauf nach Sachsen, wo sie nachher durch einen sächs. Bauer weiter verbreitet wurden.

Das Buchdruker-Personal in Frauendorf

ehret mit freudigem Danke die Auszeichnung, welche Einem aus seiner Mitte zur priesterlichen Würde gelangten Mitgliede, in folgender Art zu Theil wurde:

Dem
neugeweihten Priester,
Herrn
Johann Baptist Lechner,
bei dessen
Primiz-Feier
am 8. September 1840
gewidmet
von
Joseph Wichtl,
Stadt-Thürmermeister in Burghausen.

Recitativ.

Auf, Brüder! laßt uns fröhlich singen,
Dem ein Lied jezt bringen,
Der da, des Festes schöne Zierde,
Hoch prangt in priesterlicher Würde.
Ihm schalle laut der Instrumente Klang,
Es tön' Ihm unser Hochgesang!

Voll heil'gem Eifer nahmst Du gern
Auf Dich das sanfte Joch des Herrn.
Zum Priester Gottes salbten Dich
Des Bischofs Hände feierlich,
Und weihten zum Beruf Dich ein,
Der Christen-Heerde Hirt zu seyn.

Arie.

Errungen ist das hohe Ziel —
Es kostete der Mühe viel;
Von Deiner Stirne, glühend heiß,
Floß oft so mancher saure Schweiß.
Doch heut, wo hohe Ehr' Dir lacht,
Rufst Du entzükt: Es ist vollbracht!

Auf Dich blikt froh der Christen Schaar,
Stehst Du versöhnend am Altar;
Erschließet willig Dir das Herz,
Durchglühet von der Reue Schmerz;
Und öffnet freudig Dir das Ohr,
Trägst Du das Wort des Lebens vor.

Du weih'st das Kind zum Leben ein,
Willst seiner Unschuld Schuzgeist seyn;
Du stärkst den Kranken in dem Leid,
Und salbest ihn zum lezten Streit.
Du hast den besten Theil erwählt,
Bist Gottes Priestern beigezählt!

Rottmayr.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an. Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 44. 1. November 1840.

Empfehlung der Holzschuhe bei der Arbeit.

Noch vor einigen Menschenaltern war der Gebrauch der Holzschuhe bei dem Landmanne weit allgemeiner, als jezt, und in weit früheren Zeiten waren die Holzschuhe die allgemeine Fußbekleidung des Bauers. Er bediente sich derselben nicht nur im Hause und bei seinen verschiedenen ländlichen Geschäften, er ging auch damit in die Kirche, zum Amte, auf den Markt u. s. w. Nach und nach fing der Landmann an, sich derselben zu entwöhnen, ohne vielleicht zu wissen, warum. Doch in unseren Gegenden hat der Gebrauch der Holzschuhe nicht ganz aufgehört, man findet sie noch immer auf den Jahrmärkten ausgeboten, und es fehlt den Verkäufern keineswegs an Kauflustigen, vielmehr geschieht es nicht selten, daß ein und der andere seinen ganzen Waarenvorrath verkauft.

Man muß aber dabei nicht glauben, als ob unsere Landleute nur einzig in Holzschuhen einhergingen. Wenn sie zur Kirche, zum Amte kommen, wenn sie wohin zu reisen haben, und an Sonn- und Feiertagen oder bei ihren Tanzmusiken und Festen erscheinen sie in netten Stiefeln oder ledernen Schuhen; sie bedienen sich der Holzschuhe nur, wenn sie zu Hause oder auf dem Felde, auf Wiesen, in Wäldern u. s. w. zu arbeiten haben; dann sehen wir aber Holzschuhe nicht blos bei Männern, sondern auch bei Weibern, und zwar bei Jung und Alt.

Laßt uns doch einmal betrachten, ob diese Landleute klug handeln, welche in die Arbeit Holzschuhe nehmen? oder ob jene besser daran sind, welche in ledernen Stiefeln oder Schuhen, oder gar blosfüssig ihre Arbeit verrichten.

Die landwirthschaftlichen Arbeiten sind fast durchgehends von der Art, daß die Füsse des Arbeiters mehr oder weniger in der Nässe stehen. Vor oder nach, oft auch während einem Regen, oder wenigstens beim Morgenthau muß der Landmann schon bei seiner Arbeit stehen, zur oder von der Arbeit nach Hause gehen. Er bekömmt oft in feuchten Wiesen Gras zu mähen, Gräben aufzuwerfen, das Holzfällen und Holzmachen wird in feuchten, oft nassen Waldpläzen vorgenommen; nicht selten bekömmt der Taglöhner an den Ufern der Flüsse, Teiche, Bäche Arbeit, die mehr feucht als troken ist; er oder der Taglöhner muß beim Düngerladen auf der nassen Düngerstätte stehen, kurz, die Füsse des Landmannes und des Taglöhners müssen sich fast täglich in der Feuchte bewegen. Es wird wohl Jeder begreifen, daß die Feuchte viel leichter durch lederne Schuhe und Stiefel, als durch Holzschuhe dringe, daß leztere vielmehr jeder Feuchte von aussen widerstehen, wenn nur die Feuchte von oben in den Schuh nicht eindringt.

Eben so begreiflich ist es, daß lederne Schuhe oder Stiefel in der Feuchte Schaden leiden, daher bald zu Grunde gehen, daß folglich der Landmann während dem ganzen Jahre weit mehr an den Schuster zu zahlen habe, wenn er in lederner Fußbekleidung, als wenn er in Holzschuhen arbeitet.

Wer aber blosfüssig arbeiten will, der kann, sobald es kühl wird, es schon gar nicht aushalten, und selbst im warmen Sommer wird es seiner Gesundheit schaden, wenn er viel in der Nässe stehen oder gehen muß. Dazu kommt, daß der Blosfüssige seine Füsse an spizigen Steinen, an zerstreuten Topf- und Glasscherben, Nägeln, Eisen

u. s. w. sich gar leicht verlezt, oder von Schlingen im Gras oder im Wald, von Bremsen u. s. w. gestochen werden kann. Wie oft findet man, daß Landleute, besonders Taglöhner, an Füssen verwundet sind? und meistens kömmt dieß daher, weil sie bloßfüssig herumgehen. Es ist daher besser, Holzschuhe, als gar keine Schuhe an den Füssen zu haben.

Der Landmann hat auch im Spätherbste, in gelinderer Winterszeit, im zeitlichen Frühjahr manche nüzliche Arbeiten zu verrichten, deren Versäumniß ihm Schaden bringt, und der Taglöhner ist auch froh, wenn er in diesen Zeiten, wo schon Fröste sind, einen Verdienst findet, da nicht Alle sich mit Dreschen über den Winter zu ernähren im Stande sind.

Nun frägt es sich: was ist den wärmer, dichter, der lederne Stiefel oder der Holzschuh? Gewiß der leztere, schon auch um deßwillen, weil er groß genug ist, daß der Fuß, auch wenn er mit Fezen oder Stroh umwikelt ist, noch Plaz genug darin hat. Es empfiehlt sich somit der Holzschuh nicht blos dadurch, daß er den Fuß gegen die Feuchte, sondern auch dadurch, daß er ihn gegen die Kälte mehr schüzt, als der lederne Schuh oder Stiefel.

Es gibt bei der Landwirthschaft mehrere Arbeiten, wo der Arbeiter mit der Fußsohle einen Druk oder Stoß dem Arbeitswerkzeug geben muß, z. B. beim Untergraben eines Gartenbettes mit der Schaufel oder dem Grabscheit, beim Teichschlamme, beim Torfstechen u. s. w. Bei solchen Arbeiten schüzt der Holzschuh die Fußsohle weit besser, als die Sohle des Stiefels, und ein bloßfüssiger Arbeiter wird solche Arbeiten gar nicht oder schlecht, oder mit schmerzlichem Gefühl verrichten. Der Holzschuh wird in diesem Umgraben weit weniger abgenüzt, als das Sohlenleder des Stiefels, und es kostet obendrein weit weniger, als das Sohlenleder.

Aber selbst jene Landleute, welche ihren Fuß unmittelbar in einen Holzschuh zu steken, aus was immer für Gründen Bedenken tragen, würden doch offenbar gut thun, wenn sie über ihre ledernen Stiefel oder Schuhe Holzschuhe in die Arbeit nehmen möchten; sie würden dadurch ihre Füße gegen Erkältung und Nässe schüzen, und ihre Stiefel schonen; ersteres käme ihrer Gesundheit, besonders in spätern Jahren, lezteres ihrem Geldbeutel zum Guten.

Aus diesen Gründen wird sich wohl Jedermann überzeugen, daß für die landwirthschaftlichen Arbeiten der Holzschuh weit besser, als die lederne Fußbekleidung passe, und daß gelehrte Aerzte mit Recht den Landleuten die Holzschuhe für ihre Arbeiten zur Erhaltung der Gesundheit empfehlen.

Würden endlich arme Eltern, die ihren Kindern keine Schuhe ankaufen können, nicht besser thun, wenn sie ihnen Holzschuhe um einige Groschen kaufen möchten, als daß sie sie in Strümpfen, die sie an der Sohle mit angenähten Fezen 2 — 3 Mal verdichten, im Winter zur Schule schiken, oder aus Mangel einer Fußbekleidung sie zu Hause lassen? Würden die Schulkinder in Holzschuhen, mit Stroh gefüttert, ihre Füsse nicht besser gegen Frostbeulen und Feuchte verwahren, aus welchen in späterm Alter unheilbare Fußwunden entstehen, als wenn sie sie jezt in Strümpfen oder gar bloßfüssig herumgehen lassen?

In Frankreich schämt sich der Landmann keineswegs, in Holzschuhen seine Arbeit zu verrichten, und da es dem Franzosen besonders eigen ist, Allem ein gefälliges Aeussere zu geben, so verfertiget man dort die Holzschuhe nicht so plump und dik, wie bei uns, sondern viel dünner; man polstert sie inwendig am Obertheil aus, damit sie den Oberfuß nicht drüken, man macht den Hintertheil höher, als bei uns, damit kein Wasser in den Schuh dringe und um sie recht schön zu machen, bestreicht man sie mit einem festen, glänzenden, schwarzen Anstrich. Solche feinere Holzschuhe trägt selbst der Bürger in kleinern Landstädten, und der Besizer von grössern Landwirthschaften, ohne sich derselben zu schämen.

Möchte doch aus jenen Gegenden unseres Vaterlandes, wo man die Holzschuhe dermal weder arbeitet, noch kennt, Ein und der Andere, der sich auf das Holzschnizeln versteht, in jene Gegenden sich begeben, wo man sie häufig sieht und verfertiget und ihre Verfertigung lernen, oder sie

von dort zuführen, um sie in seiner Gegend zu verkaufen. Möchten die Verfertiger dieser Holz-Schuhe darüber nachdenken, wie sie selbe, besonders am Hintertheil verbessern könnten, damit sie dort höher wären, und gegen das Eindringen des Wassers von hinten und von den Seiten schüzen; wie sie selbe dünner, leichter, hübscher machen, inwendig, besonders am Obertheil ausfüttern, dauerhaft schwarz, gleich den Franzosen, anstreichen könnten.

Wie mancher Bewohner der Dörfer und Städte findet jezt nicht genug Arbeit, wie mancher der zahlreichen Dorfschuster hat nichts zu thun. Könnte er mit seiner Familie sich nicht ernähren, wenn er Holzschuhe zu verfertigen lernen, oder einen Handel mit Holzschuhen vorsichtig einleiten möchte? Daß die Holzschuhe für die Arbeiten des Landmannes und Taglöhners ganz vorzüglich passen, daß unsere Vorfahren, welche sich derselben bedienten, keine Narren waren, daß es keine Schande, sondern vernünftig und ehrenvoll sey, Holzschuhe in die Arbeit zu nehmen, daß es endlich besser sey, in Holzschuhen, als blosfüssig zu gehen, wird wohl Jeder, der diesen Aufsaz gelesen hat, und nun weiß, daß auch der französische Landmann allgemein in der Arbeit Holzschuhe hat, einsehen.

Ueber den Akerspergel als Futterkraut.

Ich habe von Jugend auf der Landwirthschaft alle Aufmerksamkeit geschenkt. Während meiner Dienstzeit bei Wirthschaftsämtern habe ich die von meinen Vorgesezten betriebene Art der Wirthschaft, und alle angestellte Versuche genau beobachtet, und vorzüglich den Akerspergel berüksichtiget, weil ich vorzüglich für die Vermehrung der Futterkräuter stets eingenommen war. Ich sah mit Mißfallen oft, daß man den Bau dieser Pflanze gleich nach dem ersten fehlerhaften Versuch aufgegeben hatte, und es blieb mein Wunsch, einst im Stande zu seyn, den Versuch hierüber selbst anstellen zu können, ohne mich hierin von Jemanden beirren lassen zu müssen.

Als ich in der Folge in den Besiz einer Mühle mit Grundstüken kam, strebte ich nach der Ausdehnung meines Akerbaues, pachtete Felder, und vermehrte den Futterbau mit weißem, rothem und Luzernklee, dann mit Akerspergel.

Den ersten Versuch mit Akerspergel machte ich auf einem Felde von 40 Mezen im J. 1833; da dieser zur größten Zufriedenheit ausfiel, so fahre ich damit glüklich fort und versichere, daß nur diese Pflanze meinen starken Viehstand in den sehr trokenen Jahren 1834 und 1835, wo ich von meinen namhaften, sonst sehr üppigen Wiesen und Kleefeldern äusserst wenig Futter bekam, erhalten habe, wo hingegen meine Nachbarn, die den Spergel nicht verstehen wollten, die Nachtheile der nothwendig eingetretenen Viehverminderung noch bis heute Tags empfinden:

Die Vortheile des Spergelbaues sind:

1) daß er sehr schnellwüchsig ist, daher in einer Brache auch 2 Mal gefechset werden kann, bevor die Wintersaat eintritt;
2) sehr viel ölhaltigen Samen, vorzüglich nahrhaftes, gesundes und milchvermehrendes Heu, oder aber die beste Schafweide verschafft.
3) Für jede Art von Landwirthschaft und für ein jedes Klima paßt, indem er selbst in die gestürzte Stoppeln gebaut, noch dasselbe Jahr viel Heu, ja selbst auch viel Samen zu fechsen gibt, welch lezterer in verschrottetem Zustande für ein jedes Vieh als Mast-Futter taugt.
4) Mit einem jeden Boden, selbst dem steinigen und feichten vorlieb nimmt, und nach einer jeden Getreideart gedeiht.
5) Die Kraft des Feldes sehr unbedeutend in Anspruch nimmt, und wenn es von dem so schädlichen Wildhaber verunreinigt ist, denselben nicht nur ausrottet, sondern sogar noch zum Nuzen führt, weil nemlich dieses Unkraut mit dem Spergel wächst, zur Zeit der Fechsung bereits Aehren, aber noch keine Körner hat, sofort mit dem Spergel abgemäht, gutes Heu liefert; endlich
6) daß der Same 6 Jahre keimfähig bleibt, in welcher Beziehung er in der Wirthschaft für unvorhergesehene Fälle in großem Vorrath gehalten zu werden verdient, daß man

im Fall eines später eingetroffenen Wetter-Schadens (wo kein Sommergetreide mehr angebaut werden könnte) die Aeker mit Spergel zu besäen im Stande wäre, welche Unternehmung sehr leicht den erlittenen Schaden ersezen könnte.

Ich halte meinen dießfälligen Versuch einer allgemeinen Mittheilung werth, und deßhalb mache ich meine Verfahrungsart mit dem Spergel hier bekannt. Ein denkender Landwirth wird leicht einsehen, daß der Anbau des Spergels in seine Landwirthschaft passe. Ein Versuch wird ihn davon überzeugen, und bei diesem ist nichts als der Same gewagt, welcher wohlfeil ist.

Das geakerte Feld, mag es ein in die Brach-Seite fallendes, oder in den Stoppel gestürztes seyn — wird geeggt, der Spergelsame so wie der Klee aber 7 Pf. auf 1 Strich area ausgesäet, noch einmal mit der Egge, dann der Walze überfahren, wodurch die vorfindigen Schollen und Steine eingedrükt, somit der Boden zum bequemen Mähen geebnet wird. Das Walzen kann gleich nach dem Aussehen Statt finden, wenn der Boden noch Feuchtigkeit enthält, in welchem Fall das lezte Eggen entbehrlich wird. Nach 9 — 10 Wochen sind schon die Körner in den meisten Samen-Kapseln schwarz, daher der Spergel reif, welcher gemäht, am andern oder dritten Tag in verwelktem Zustande von den Schwaden auf kleine schmale Schober gelegt, 2 — 3 Tage in denselben gelassen, aber zur Vermeidung des Samenverlustes nicht so, wie ein anderes Grünfutter umgewendet, sondern gleich von den Schobern eingeführt wird. Noch bevor er ganz troken ist, wird er gedroschen, und dann erst das Heu oder Stroh vollkommen getroknet, welches jedoch nie ganz dürr wird, sondern immer etwas geschmeidig und fett bleibt, ohne auf dem Heuboden Nachtheil zu leiden.

Blos wegen Heugewinn gesäeter Spergel bleibt nur 7 Wochen am Felde, und kann nach der ersten Math schon zur Schafweide benüzt, oder aber auch auf die zweite Math belassen werden, wenn das Feld nach der ersten eine Feuchtigkeit besizt oder erhalten hätte.

Das schwächliche Aufgehen und anfänglich sparsame Wachsen des Spergels soll den Land-Mann nicht in Kleinmuth versezen, weil er in Kurzem, und zwar bei der ersten Blüte schnell Fortschritte macht; aber auf der Huth muß man seyn, damit der Spergel von den Grasdieben nicht heimgesucht würde, weil sie ihn gerne zur Probe dem Vieh vorlegen und dann als ein milch-vermehrendes Mittel mit Begierde suchen.

Eben in diesem Punkte liegt der Grund, daß mancher Oekonom den Ertrag des Spergels klein gefunden, und ihn wieder aufgegeben hat, ohne bemerkt zu haben, daß der Nuzen anderen Leuten zugekommen sey, welches bei den herrschaftlichen Meiereien, wo die Feldwächter nachlässig oder ungetreu sind, — am Ehesten geschieht.

W. Jellinek,
Mühlbesizer zu Krchleb, Herrschaft Sedliz.

Die wilden oder Roßkastanien geben mancherlei Nuzen.

Die Roßkastanien- oder wilden Kastanienbäume verdienen weit mehr, als die Pappeln, an Orten ausgesezt zu werden, wo man blos wilde Bäume pflanzen will, z. B. um die Kirchen, Leichenhöfe und andere Gebäude, welche man durch grosse Bäume gegen nachbarliche Feuersbrünste schüzen will. Sie gewähren durch ihr dichtes Blatt, durch ihre schönen Blüten einen sehr angenehmen Anblik, in der Sonnenhize einen erquikenden Schatten, in dem abfallenden Laub eine gute Stallstreu und in ihren Früchten eine sehr nuzbare Sache.

Diese Roßkastanien, wenn sie vorher an der Sonne getroknet, dann in halbabgekühlten Bakösen nach verrichtetem Brodbaken geröstet, bei grösserer Menge allenfalls mit den an ihnen bleibenden Schalentheile in der Mühle geschrottet oder bei einem kleinern Vorrath zu Hause zerstampft werden, sind ein sehr nahrhaftes Futter für Kühe und Schafe, wenn sie mit Getreide-Schrott oder Hä-

kerling, Spreu u. s. w. gemischt werden. Ja in Zeiten herrschender Viehkrankheiten sind sie sogar ein Mittel, das Vieh dagegen zu bewahren.

Wenn gleich das Vieh im Anfang diesen Kastanienschrott nicht gerne frißt, so kömmt dieß blos daher, weil es an jedes neue Futter erst gewöhnt werden muß. Auf der Herrschaft Namiest, in Mähren, hat man in dem futterarmen Jahre 1835 der dortigen prächtigen Schafheerde zum Theil ein Gemisch von Haber und Kastanienschrott vorgelegt. Anfangs suchten die Schafe den Haber-Schrott heraus, und fraßen den übrigen Kastanien-Schrott erst später, weil sie nicht satt waren; aber nach mehreren Tagen, wo sie sich an die Kastanien gewöhnt hatten, machten sie es gerade umgekehrt, und frassen zuerst den Kastanienschrott heraus. Ein Beweis, daß er ihnen sehr gut behagte.

Im Jahre 1801 herrschte auf einer fürstl. Dietrichsteinischen Herrschaft in Mähren die Löser-Dörre so allgemein, daß nur die Kühe des obrigkeitlichen Gärtners verschont geblieben sind. Man erklärte sich dieß daher, weil der Gärtner dem Futter seiner Kühe von der Zeit an, wo die Vieh-Seuche sich der Gegend näherte — Roßkastanien beigemischt hat. Darum wird auch der Strich Roßkastanien mit 36 kr. Silbergeld gerne bezahlt. Und wir achten dieses nahrhafte, besonders in feuchten Herbst- und lauen Winterzeiten so überaus gesunde Viehfutter nicht, halten es nicht der Mühe werth, es aufzuklauben, wenn es reif vom Baume abfällt und vor unsern Füßen liegt, oder sehen gleichgiltig zu, wenn muthwillige Knaben mit Stangen und Steinwürfen sie vor der Reife abschlagen, den schönen Baum, oft die Zierde eines Dorfes, oder Gegend beschädigen, nicht selten den gegenüberstehenden Dorfknaben oder Vorübergehenden mit dem Steinwurfe ein Loch in Kopf schlagen.

Die Jäger sammeln gar fleissig die Roßkastanien, um damit Hirsche, Rehe u. s. w. zu füttern, weil sie längst beobachtet haben, daß dieses Wild die Kastanien, wo es sie findet, gern frißt, und dabei sehr gut gedeiht. Sollte der Landwirth, der kleine Gewerbsmann, der in seinem Häuschen auch gerne eine Kuh überwintert, sie nicht auch einsammeln, um anderes Futter zu ersparen, oder in Jahren der Futternoth, wie jene der Jahre 1834, 35 waren, seine Nutzkuh besser sättigen zu können? Da die Roßkastanien, wenn sie geröstet sind, mehrere Jahre, ohne zu verderben, aufbewahrt werden können, da sie fast alle Jahre mehr oder weniger gerathen, so sollte Jedermann, der Vieh hält, und das Recht hat, diese Kastanien zu sammeln, sie kein Jahr versäumen, und wenigstens für die Zeit der Futternoth aufsparen.

Vorsichtsmaßregeln beim Brodbaken aus gewachsenem Korn.

Während der letztgewesenen Schnittzeit und vorzüglich während dem Kornschnitt, hat es in einigen Gegenden unseres Vaterlandes fast täglich geregnet. Es ist nicht zu wundern, wenn manchem Landwirthe, der sein Korn bei der eingetretenen Regenzeit auf dem Felde liegen hatte, dasselbe ausgewachsen ist, und es kann Mancher in der Lage seyn, solches gewachsenes Korn zum Brodbaken verwenden zu müssen. Solche Land-Wirthe und ihre Hauswirthinnen mögen folgende Bemerkungen beherzigen, wie auch aus gewachsenem Korn ein schmakhaftes, gesundes Brod bereitet werden könne:

1) Vor Allem muß das sogenannte Mutterkorn sorgfältig aus dem Korne abgesondert und beseitigt werden; denn es ist von demselben viel im Korn, und wird es mit zu Mehl vermahlen und zu Brod verbaken, so ist der Genuß eines solchen Brodes für die Gesundheit höchst schädlich, und verursacht tödliche Krankheiten. In manchen Gegenden war im Jahre 1838 auf den Korn-Feldern viel Mutterkorn wahrzunehmen.

2) Ausgewachsenes, oder auch nur feucht eingebrachtes Getreide muß, bevor es auf die Mühle gegeben wird, an der Sonne oder in der Stubenwärme unter fleissigem Wenden gut getroknet werden.

3) Kömmt das Mehl aus der Mühle, so muß es abermals gut getroknet werden, bevor man

es zum Baken verwendet. Dieses Troknen ist bei jedem Mehl, selbst wenn es aus nicht gewachsenem Getreide gemahlen ist, anzuempfehlen. Troknes Mehl ist ausgiebiger, und gibt ein weisseres besseres Gebäke.

4) Beim Brodbaken aus gewachsenem Getreide muß man mehr Sauerteig als gewöhnlich nehmen, damit der Brodteig in die gehörige Gährung komme. Auch wird diese bessere Gährung erzielt, wenn man etwas Bierhefen zusezt.

5) Man muß einem solchen Brodteig mehr Salz als gewöhnlich geben, und ihn mehr auskneten, als sonst.

6) Man muß die Brodlaibe kleiner, als gewöhnlich machen, damit die Feuchte leichter ausdünste und die Hize des Bakofens bis in das Innere des Brodlaibes bringe.

7) Beim Baken muß der Bakofen anfänglich weniger, als gewöhnlich heiß seyn, damit das Brod, bevor es gebaken wird, ausdünste; später aber muß er heisser als sonst, gehalten werden, damit das Brod mehr als sonst, ausgebaken werde.

8) Einem solchen Brod muß man mehr Kümmel als gewöhnlich beimischen, auch ist es räthlich, beim Genusse es zu salzen, oder gekochte Zwiebeln dazu zu essen.

K.

Schädlichkeit des Wiegens der kleinen Kinder.

Jedermann, auch der einfältige Bauer muß es einsehen, daß das starke Wiegen, oder was einerlei ist, ein beständiges Hin- und Herwerfen des jungen Kindes dem zarten Nervenbau, besonders dem Kopfe und Gehirne desselben nicht zuträglich ist. Die Kinder werden dadurch, wenn auch keine mechanische Verlezungen des Körpers entstehen, ganz betäubt und dumm, und müssen es auch werden, weil durch das starke Wiegen das zarte Gehirn unaufhörlich an die Wände der Hirnhöhle hin- und hergeschleudert wird. Warum sind oft arme Stadtkinder oder Kinder vom Lande so blödsinnig, oder so thörigt und stumpf, daß sie oft erst in Schulen, in Waisenhäusern und andern öffentlichen Erziehungsanstalten mit ausserordentlicher Mühe und Geduld zum richtigen Denken gebracht weren können? Entweder sind sie dumm geschlagen oder dumm gewiegt worden. Es ist ein Uebel grösser als das andere.

Das Schreien ist eben kein so grosses Uebel, als man wohl glaubt. Wenn das Kind sein Solo herabgeschrieen hat, wird es darauf wieder so ruhig und still, und schläft so sanft, daß es gar keiner Wiege bedarf. „Das Schreien," sagt ein Gelehrter unserer Zeit, „ist eine wohlthätige und heilsame Einrichtung der Natur. Es belebt den Blutumlauf, bewirkt gleichförmigere Vertheilung der Säfte, befördert die Verdauung, die Ernährung und Zunahme des Kindes, zertheilt Stokungen und Anhäufungen im Unterleibe und befördert wohlthätig alle Absonderungen, besonders die der Haut. Es erschüttert Brust und Lunge, und dient dem Körper zu einer gesunden Bewegung. Es erweitert die Gefässe der Kinder, löset die Blähungen, und ist eine von der Natur weislich veranstaltete Ermüdung, den Schlaf hervorzubringen, der allen Kindern so nothwendig ist."

Wenn das Kind vom Wiegen Nichts weiß, so wird es in einem fest und ruhig stehenden Bette eben so ruhig schlafen, als Jenes, das zum Unglüke daran gewöhnt ist. Ich bin Zeuge von dem ruhigsten und gesündesten Schlafe solcher Kinder, die beständig in einem kleinen unbeweglichen Kinderbette, oder in einem grossen Waschkorbe mit Küssen geschlafen haben. — Hufeland scheint zwar das sanfte Wiegen zu billigen, er bemerkt aber gleich, daß es wegen des daraus entstehenden Nachtheils, die Kinder dadurch so daran zu gewöhnen, daß sie beständig gewiegt seyn wollen, (welches nachtheilig werden muß), besser ist, keine Wiegen zu gestatten, oder höchstens nur solche, die unmerkliche Schwingungen machen. Eben dieses behauptet nach ihm auch Dr. und Professor zu Erlangen, J. A. Schmidtmüller, in seinem Taschenbuche für die physische Erziehung der Kinder.

Der Unsichtbare.

Ein Gesellschaft lebensfroher Leutchen machte sich stets über einen jungen Menschen lustig, der mehr als dumm zu seyn schien, dabei aber eine grenzenlose Neugierde besaß. Einstmals erzählte Einer von ihnen, er komme so eben aus dem Theater, und habe den „Unsichtbaren" ein (Lust-Spiel) gesehen. „Wie? was? wie kann das seyn? wie kann man Jemanden unsichtbar machen?" fragte neugierig G., wie wir ihn hier nennen wollen. Ganz leicht, erwiederte einer aus der Gesellschaft, und indem er sich traulich zu G. hinansezte, lispelte er ihm ins Ohr, er könne und wolle ihn ein Mal unsichtbar machen, und gäbe in der Gesellschaft tausenden Spaß. „Ach ja! ach ja!" rief G. erfreut. Wohl, so kommen Sie morgen früh zu mir, wir machen dann eine Partie aus zu Wagen, und da können Sie Sich als Unsichtbarer manchen Spaß erlauben. Gut! erwiederte G., und kam richtig folgenden Morgen. Unter vielen Ceremonien wurde G. mit einer schwarzen Farbe an verschiedenen Stellen des Gesichtes angestrichen. Die Gesellschaft dieser Partie war von diesem Spasse bereits unterrichtet. G. war der Erste im Wagen, — er sah fürchterlich aus, und ein Jeder mußte sich nur zusammennehmen, um nicht über ihn zu lachen. Der Erste, der ihm nachfolgte, sezte sich auf G's. Schooße, fuhr aber gleich auf und versicherte seinen Kameraden ernstlich, der Plaz sey wie behert, denn es läge ja nichts auf dem Gesäße, und doch size man gerade, als auf etwas Weichem. G. lachte hocherfreut. Als sich Alles gesezt hatte, meinte wieder Einer, es sey so beengt auf dem Wagen, es fehle an Plaz; à propos, wo mag unser Freund G. heute seyn? fragte ein Anderer. Man muthmaßte, dort oder da, man schwazte Vieles über ihn, Alles zur Freude unseres G., der sich vor Lachen gar nimmer halten konnte. Einige stritten ihn sogar an, was er sich gerne gefallen ließ. Man stieg endlich vom Wagen. G. aß und trank, als unsichtbar, für drei Mann, das ärgerte die Gesellschaft, weil sie es zahlen mußte; sie wollten ihm daher seinen Appetit schon anstreichen. Beim Nachhausefahren waren die Köpfe erhizt, man fing mit Willen Händel an und schlug sich zulezt derb herum, aber alle Schläge waren auf G. gemünzt, der ihnen überall im Wege zu seyn schien. Man zerbrügelte ihn dermassen, daß er endlich zu schreien anfing, aber er verbiß seine Schmerzen, ging ruhig nach Hause, und als ihn sein Freund andern Tages fragte, wie es ihm gefallen habe, erwiederte G., daß er zwar recht vergnügt gewesen sey, daß er aber doch gewünscht habe, neben seiner Unsichtbarkeit auch noch gefühllos gewesen zu seyn.

Gedanken = Zunder.

Zeit verlieren im Ueberlegen, heißt Zeit gewinnen in der Ausführung.

Ein einz'ger Dukaten in der Hand ist mehr werth, als beide Hände voll Kupfermünze; und ein einziger guter Gedanke im Kopf, ist mehr werth, als beide Baken voll leerer Worte.

Anderen nur Vorwürfe macht der Thor; sich selbst nichts vorzuwerfen hat der Weise; nicht sich, nicht Andere beschuldigen zu müssen, ist am Weisesten.

Denke bei jedem Wunsche, der dich beunruhigt, daran, daß Tausende das Gegentheil für sich wünschen, und du wirst dich seltener über Ungerechtigkeit des Schiksals beklagen.

Gerade die Menschen, welche am Meisten darüber klagen, daß es in der Welt nicht so zugehe, wie es sollte, würden vielleicht am Uebelsten daran seyn, wenn es besser ginge.

Um mit der Welt gut auszukommen, frage nie: was sind die Menschen für mich? sondern: was bin ich für die Menschen?

Brich mit jedem Hungrigen dein Brod, aber brich nicht mit Jedermann dein Herz; denn sättigen wollen sich die Menschen an deiner Gabe, und das Herz ist keine Speise.

Eine einzige frohe Stunde kann zehn böse vergessen machen, aber eine böse nicht zehn frohe; — ein Beweis, daß unsere Erde das Land der Prüfungen ist.

Die Freud' ist nur Erholung, der Schmerz ist Veredlung. Eben deßwegen wird uns dieser aufgedrungen; jene wählen wir selber.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Klagen eines Ehemannes. — Nie gab es einen armen Teufel von Ehemann, der mehr geplagt worden wäre, als ich, durch die Sonderbarkeiten meiner Frau. Ob sie schon die Tochter eines Leinwandhändlers, und nie über die Stadtthore hinaus gekommen ist, so ist sie doch für das Ländliche auf eine Art eingenommen, die auch den geduldigsten Ehemann zur Verzweiflung bringen könnte. — Alle Zimmer meines Hauses, von unten bis oben hinauf, tragen auf irgend eine Weise das Gepräge ihrer ländlichen Ideen. Alle Balkons und Dachrinnen stehen voll Blumen und Gewächse, wie bei einem Kräuterhändler. Die Fenster meines Eßzimmers sind durch die Menge von Gewächsen so verstopft, daß ich in einem Gefängnisse zu seyn wähnte, wenn mich nicht die Erbsenstengel vom Gegentheile überzeugten. Die Verzierungen an meinem Ofen sind mit Blumentöpfen besezt, und ich habe kein einziges Porzellangefäß, das nicht einen Blumengeruch um sich her verbreitete. Alles wird zu Blumen gebraucht. Lezthin, als ich meine Tabaksbüchse verlangte, sagte mir das Mädchen meiner Frau, ihre Gebieterin habe einen besseren Gebrauch davon gemacht. Sie habe Petersilie hineingesäet, die in einigen Tagen abgeschnitten werden könnte. Diese Leidenschaft für das Gewächsreich geht bei meiner Frau so weit, daß ich kein Gefäß mehr im Hause habe, in das sie nicht Blumen gestekt hätte. Allenthalben stehen Blumen und wachsen Kräuter, in Suppennäpfen, in den Schüsseln, auf den Tellern, sogar in meiner Barbierschale.

———

Das Pfauengelübde. Unter den Gelübden der alten Ritter war das, welches auf einen Pfau gethan wurde, das höchste. — An dem Tage, wo eine gewisse Anzahl Ritter zu irgend einer Unternehmung, mochte sie die öffentliche Sache oder die Angelegenheiten eines Einzelnen betreffen, sich feierlich verpflichten sollten, wurde ein Pfau, der zuweilen gebraten, aber jedes Mal mit seinen schönsten Federn geschmükt war, auf eine stattliche Weise in einem grossen Beken von Gold oder Silber, von vornehmen Frauen in die zahlreiche Versammlung der zusammenberufenen Ritter hereingetragen und jedem Einzelnen dargereicht, der dann sein Gelübde auf den Vogel ablegte, hierauf trug man ihn auf den Tisch, wo er an alle Anwesende vertheilt wurde. Wegen der Menge von Gästen, erforderte diese Vertheilung keine geringe Geschiklichkeit.

Am Tage Allerseelen.

Der Säemann säet den Samen; die Erd' empfängt ihn, und über ein Kleines keimet die Blume herauf.

Du liebtest sie; was auch dieß Leben sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet, und — sie entschlummerte dir.

Was weinest du neben dem Grabe, und hebst die Hände zur Wolke des Todes und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen dahin, wie die Blätter! Nur wenige Tage gehn wir verkleidet einher.

Der Adler besuchet die Erde, doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub und kehret zur Sonne zurük.

* * *

Selig sind die Todten! sie ruhen und rasten
Von quälenden Sorgen und drükenden Lasten,
Vom Joche der Welt und der Tyrannei;
Das Grab, das Grab macht allein nur frei.

Ueber der Erde da walten die Sorgen —
Im Schooße der Mutter ist Jeder geborgen!
O Nacht des Todes, du bettest weich —
Das Grab, das Grab macht allein nur gleich.

Land der Verheissung, du führest die Müden
Nach brausenden Stürmen zum seligen Frieden!
Wenn Freude verschwindet, wenn Hoffnung verläßt,
Das Grab hält den Anker fest.

Wieder sich finden und wieder umarmen!
Und wieder am Herzen Geliebter erwarmen!
Um ewig zu leben im süssen Verein! —
Das Grab, das Grab wird uns All' erfreu'n!

Kränzet die Thore des Todes mit Zweigen!
Und tanzt um die Gräber den fröhlichen Reigen,
Und steuert muthig zum Hafen hinein.
Das Grab, das Grab soll Triumphthor seyn!

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Gemeinnützige Nachricht

für

Gartenfreunde, Obstbaum=Pflanzer und Landwirthschafts=Besitzer.

Für das Jahr 1840

erscheinen wieder in der **Pustet'schen** Buchhandlung zu **Passau:**



Sommerhäuschen.

Paraplule mit Sitz.

I.

Allgemeine deutsche Garten-Zeitung,

II.

Obstbaum-Freund,

herausgegeben von der praktischen Gartenbau=Gesellschaft in Bayern zu Frauendorf;

III.

Neue Bürger= und Bauern=Zeitung,

redigirt

von

Johann Evangelist Fürst.

Von jeder dieser drei Zeitschriften erscheint wochentlich ein Bogen auf ganz weißem Median-Maschinen-Papier, also jährlich 52 Bogen, denen bei jedem Jahrgange noch ein alphabetisches Inhalts-Register sammt Titelblatt beigegeben wird.

Die P. T. Abonnenten sollen in den Blättern jener Zeitschrift, die sie wählen wollen, für das einschlägige Fach beisammen erhalten, was sich mehr als 2000 Mitarbeitern in vieljähriger Erfahrung als das Beste bestätigt hat.

Aeusserst billiger Preis: nur 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr. R. W. für den Jahrgang jeder dieser drei Zeitschriften.

Auch hat ein Verein edelsinniger Mitglieder der praktischen Gartenbau=Gesellschaft veranstaltet,

☞ **frühere Jahrgänge obiger Zeitschriften,** ☜

welche seit längerer Zeit gänzlich vergriffen waren, und worin von mehr als 2000 Mitarbeitern aus beinahe allen Ländern Europa's so reiche Schätze der Erfahrung und Belehrung zusammengetragen und angesammelt sind, wieder ergänzen und zu so tief möglich herabgesetzten Preisen allgemeiner verbreiten zu lassen, aus Drang und Ueberzeugung, hiedurch der productiven Erde-Kultur einen neuen wohlthätigen Impuls zu geben.

Bei allen löbl. Postämtern und Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder sind also

um die Hälfte wohlfeiler, als sonst;

☞ **nach Umständen sogar um ein Viertheil der früheren Preise wieder zu haben:**

complete Auflagen

von oben genannten drei Zeitschriften.

Mit vielenhundert, den Text versinnlichenden Abbildungen nach beigedruckten Proben.

Eine Preisermäßigung späterer Jahrgänge soll nie mehr Statt finden.

Probebogen von allen drei Blättern liegen bei jeder Buchhandlung vor.

Zur Aepfel-Klassifikation

Eingang in einen Garten.

Zur Birnen-Klassifikation.

Sämmtliche Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an für das Jahr 1840 auf jede beliebige von den drei angezeigten Zeitschriften um den laufenden Preis von 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr. R. W., so wie um

herabgesetzte Preise

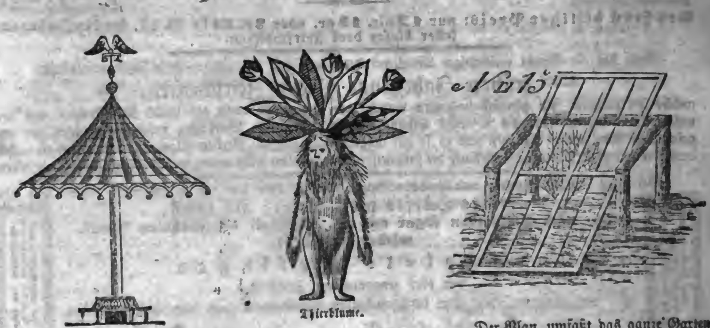
für die wieder neu in Buchhandel gebrachten früheren Jahrgänge derselben, und zwar:

I. Für die allgemeine deutsche Gartenzeitung.

a) Wer die früheren Jahrgänge von 1823 an bis 1839 inclusive zusammen abnimmt, zahlt für die 17 volle Jahrgänge, statt früherer 40 fl. 48 kr. od. 25 Thlr. 12 gr., nun à 36 kr. oder 9 gr. per Jahrgang nur 10 fl. 12 kr. od. 6 Thl. 9 gr.

b) Wer von diesen Jahrgängen nur einzelne abnimmt, zahlt statt früherer 2 fl. 24 kr. od. 1 Thl. 12 gr. für den Jahrgang, nur die Hälfte mit 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.





Thierblume.

Der durch sämmtliche Blätter mit Holzschnitten erklärte Inhalt empfiehlt sich ganz besonders unerfahrnen Anfängern in der edlen Gartenkunst, indem er ihnen Handgriffe und Vorrichtungen so anschaulich macht, daß sie, gleich schon mehr Geübten, sogleich mit Erfolg zum Ziele eilen können.



Der Plan umfaßt das ganze Gartenwesen: Landschaftsgärtnerei mit Erbauung von Gewächshäusern, und die Details sowohl zum Gemüsebau, als zur Blumenzucht (im Freien und in Mistbeeten), und selbst wer nur Raum zu ein Paar Töpfen vor seinen Fenstern hat, findet erwünschte Vorschriften zu derselben Behandlung.

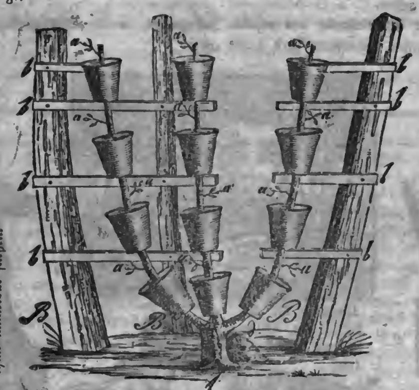
... man dessen Werth erst kennen und schätzen und bedarf dann keine

III. Für den Obstbaum-Freund

a) Wer die 12 Jahrgänge von 1828 bis 1839 inclusive zusammen abnimmt, erhält sie statt früherer 28 fl. 48 kr. od. 18 Thlr. um 7 fl. 12 kr. od. 4 Thlr. 12 gr.

b) Wer von diesen Jahrgängen nur einzelne abnimmt, zahlt gegen früher nur die Hälfte mit 1 fl. 12 kr. od. 18 gr.

Die unschätzbaren Vortheile des Obstbaues haben sich in neuerer Zeit allgemeine Anerkennung, aber auch überraschende Fortschritte in Verbesserung seines Betriebes gewonnen. Gleiches gilt vom Weinbaue und anderen noch zum Ressorte der Pomologie gehörenden Früchten. Sie haben Einfluß auf den Wohlstand der Nationen und Familien, und eröffnen Erwerbsquellen, die, wenn sie Einmal geöffnet sind, ohne weiteres Zuthun immerdar fließen.



Der Obstbaumfreund bespricht in beständig fortlaufendem Unterrichte Alles, was einer verbesserten Obstzucht Aufschwung geben kann. Er lehrt nicht bloß Obstfrüchte bauen, die bessern Sorten kennen, und jede derselben auf mancherlei Art in allerlei Formen zum Genusse bereiten, sondern gibt auch Unterricht, ihre Tragbarkeit zu vermehren und schädliche Einflüsse davon fern zu halten. Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit.

Fig. 9.

Fig. II.

Durch die, dem Obstbaumfreunde eingestreuten Unterhaltungen im Gartenstübchen, und die fortlaufende

III. Für die Bürger- und Bauern-Zeitung.

Dieselbe hat drei Folgen

1) von 1819 bis 1830
2) von 1831 bis 1833 } inclusive,
3) von 1834 bis 1839

wofür die Preis-Verhältnisse nach dem nemlichen Abtheilungs-Maßstabe für jede Folge, wie bei den ersteren zwei Zeitschriften, gelten.

Defekt-Numern zur Completirung von manken Jahrgängen, um sie einbinden lassen zu können, werden von allen drei Zeitschriften Jedermann gern gratis ersetzt.



Auf dargestellte Art sind alledrei Blätter ausgestattet, und ist nun Jedermann nach Möglichkeit in den Stand gesetzt, sich die Schätze der in diesen, von einem so großen Publikum mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Zeitschriften, zu eigen zu machen. Die ermäßigten Preise sind tief unter den Selbstkosten der Auflage, und der guten Sache ist ein Opfer ohne Beispiel gebracht! —

Worte der Empfehlung wären überflüssig. Die gebotenen Schriften verlieren auch ihren innern Werth nie, wie politische Blätter, mit den Jahren. Sie bleiben auch noch den Nachkommen nützlich und verzinsen ihnen die Kosten der Anschaffung fort und fort in reichlichem Maße. Und so sieht denn recht zahlreichen Bestellungen entgegen:

Beck'sche Buchhandlung
in Nördlingen.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 45. 8. November 1840.

Hat der Landmann auch in den Winter-Monaten sich um seine Felder, Wiesen und Gärten zu bekümmern?

Daß der Landmann auch während den Winter-Monaten in der Scheuer, auf dem Schüttboden, in den Stallungen, wo sein Zug- und Nuzvieh steht, Geschäfte habe, ist allgemein bekannt. Auch wird kein Landwirth es versäumen, selbst in den Wintermonaten zu akern, nasse Felder und Wiesen durch Abzugsgräben troken zu legen, Hügeln abzugraben, Vertiefungen auszufüllen, trokenen Wiesen Wasser zuzuleiten, wenn es nicht die Strenge des Winters oder zu viele Nässe verbieten.

Die Absicht der oben gestellten Fragen ist aber eigentlich, ob der Landmann bei einem strengen Winter, wo der Frost oder der Schnee jede Arbeit im Felde, in Gärten und Wiesen beinahe unmöglich macht, um seine Grundstüke ganz unbekümmert seyn dürfe? oder ob es auch dann noch nothwendig sey, sie aufmerksam öfter zu begehen, und Anstalten zu treffen, welche Schaden verhüten? Man will den Landwirth in Folgendem aufmerksam machen, auf was er bei seinen Grundstüken auch im strengen Winter, und bei eintretendem Thau-Wetter sehen soll.

Im schneereichen Winter wird nicht selten der Schnee auf einzelnen Fleken des Akers, vorzüglich auf tiefern Pläzen sehr hoch zusammengeweht. Dieß hat zur Folge, daß, wenn lauere Lüfte den Schnee zu schmelzen anfangen, unter den hohen Schneemassen eine große Feuchte sich lange hält. Auch ist es begreiflich, daß es eine längere Zeit braucht, bis solche hohe Windwehen ganz zusammengeschmolzen sind, und wenn dieß endlich der Fall ist, so bleibt ein solcher Flek lange feucht, weil aus dem vielen Schnee auch viel Wasser geworden ist. Ist unter einem solchen Schneehaufen Getreide angebaut, so wird es wegen dieser übermässigen Nässe faulen. Gewiß hat jeder aufmerksame Landwirth dieß schon erfahren, aber nicht Jeder hat diesem Schaden vorgebeugt, was doch keineswegs unmöglich ist, wenn man nur nicht arbeitsscheu ist. Man muß nemlich an Orten, wo die Winde den Schnee hoch zusammengeweht haben, ihn so weit wegnehmen und vertheilen, damit da nicht vielmehr als anderwärts bleibt; man muß, besonders wenn ein Thauwetter eintritt, dem geschmolzenen Schneewasser einen unschädlichen Ablauf zu verschaffen wissen.

Viele Felder liegen am Fahrwege, und leztere sind, mit Ausnahme der Kunststrassen, meistens mehr oder weniger tiefer, als die anstossenden Felder. Die Folge ist, daß in solche Fahrwege der Schnee vom Winde häufig getragen und sie damit vollgefüllt werden. Sie können deßwegen nicht befahren werden, und da die Reisenden oder die Frachtwägen dennoch weiter fahren müssen, so bleibt ihnen kein anderes Mittel, als in oder über die anstossenden Aeker zu fahren. Sind aber solche Aeker mit Wintersaat bestellt, so leidet diese großen Schaden, besonders beim Thauwetter, wo man das über die Saat gebahnte Gleis noch nicht verläßt, weil noch immer der eigentliche Fahrweg wegen zu häufigem Schnee nicht fahrbar ist. Auch in dieser Rüksicht ist es nöthig, daß der Landwirth seine an Fahrstrassen gelegenen Saatfelder, selbst wenn sie mit Schnee bedekt sind, besuche, und wenn er die anstossende Strasse durch Schnee oder Wasser unfahrbar findet, sie entweder selbst fahrbar mache, oder wenn dieß seine Kräfte übersteigt,

die Dorfgemeinde auffordert, gemeinschaftlich das Hinderniß der Fahrbarkeit der Strasse zu beseitigen. Dazu sind die Gemeinden durch die Geseze und nach dem Gebote der Menschenliebe verpflichtet. Reisende haben den vollen Anspruch auf unsere Hülfe; denn sie selbst, ganz allein auf der Strasse, können sich nicht helfen, wenn die Strasse unfahrbar ist, und alle Warnungszeichen, alle geschlagenen Gräben zum Schuze der angrenzenden Saatfelder sind vergebens, wenn man auf der Strasse nicht weiter fortkommen kann.

Nicht selten schmilzt der Schnee öfter als ein Mal im Winter, sicher aber in den lezten Wintermonaten. So oft ein Thauwetter eintritt, muß man nicht blos die Saat — sondern auch die blos geakerten Felder besuchen, um nachzusehen, ob nicht das oft häufige Schneewasser Schaden mache, ob es nicht die oberste, fruchtbarste Erde abschwemme, oder gar Wasserrisse mache. Die etwa mit Erde vertragenen Wasserfurchen müssen gereiniget werden, damit das Wasser nicht stehen bleibe, oder sich über die Furchen einen schädlichen Ausweg suche; man muß dafür sorgen, daß die Wasserfurchen bei ihrem Ende ohne Hinderniß sich entledigen können. Kann man dieses Furchenwasser in nahe liegende Wiesen leiten, so ist dieß für leztere eine wahre Düngung, weil dieses Schneewasser von dem Felde immer fruchtbare Erd- und Dungtheile mit sich führet, wie es schon dessen Farbe und trübes Aussehen verräth. Ist diese Ableitung in Wiesen nicht möglich, so thut man wohl, dieses Schneewasser, das die Wasserfurchen aus dem Felde schaffen, in geflissentlich gemachte Gräben oder grössere Gruben zu leiten, wo das Wasser, wenn es ruhig steht, die mit sich führenden guten Erd- und Düngertheile zu Boden fallen läßt, die man, wenn das Wasser sich in die Erde gezogen hat, oder verdünstet, als den besten Dünger verwendet werden kann.

Felder, die eine, wenn gleich sanft abschüssige Lage haben, haben meistens mehrere kleine, muldenartige Vertiefungen. Da das Wasser in seinem Laufe immer die tiefere Lage sucht, so wird sich aus der nächsten Umgebung das Wasser in diese Vertiefungen sammeln und nach der Schiefe des Feldes in dieser Mulde herabfliessen. Auf solche Art bilden sich durch die vermehrte Wassermenge bald kleinere, oft aber auch grosse Risse in Saat- und auch in blos geakerten Feldern, die der Landwirth verhüten muß, da sie die Saat entwurzeln, gute Erde wegschwemmen, und die Vertiefung für die Zukunft noch vermehren. Solche Mulden pflegt der sorgfältige Landwirth schon im Spätherbste, wenn die Saat aufgegangen ist, bei dem obern Anfang und auch an mehreren abwärts gelegenen Punkten in der Breite der Mulde mit einelligem Stroh zu belegen, und das Stroh am obern Sturzende mit Erde zu beschweren, damit es vom Wasser nicht weggetragen wird. Dadurch wird das Wasser gezwungen, sobald es zu diesem seichten Strohkamm kömmt, auf dem Felde sich zu vertheilen, statt in der Mulde sich zu sammeln und Schaden zu machen.

So schädlich das Schneewasser den Feldern und insbesondere den Wintersaaten werden kann, so nüzlich ist es dagegen für den Graswuchs der Wiesen, besonders der trokenen, sandigen Wiesen, denen es Feuchte und Dünger zubringt. In die Wiesen muß daher der Landwirth von Feldern, Wegen, Wasserfanggräben u. s. w., so viel Schnee-Wasser beim Thauwetter leiten, als er nur kann; er braucht nur dafür zu sorgen, daß dieses Wasser durch seinen Fall keine Risse macht. Selbst wenn das Wasser auf den Wiesen längere Zeit stehen bleibt, schadet das im Winter und im ersten Frühjahre gar nichts, vielmehr wird der hierauf folgende Graswuchs zeigen, daß es genüzt habe.

Ist der Winter troken und schneeleer, so brauchen die Saaten dennoch auch öfter das Auge ihres Wirthes. Das Wild pflegt dann die üppigen Saaten oft zu besuchen, und besonders die Hasen dieselben so tief an der Wurzel abzunagen, daß sie Schaden leiden. In solchen Fällen verscheuchen aufgestellte Schrekbilder, besonders jene, die sich bei jedem Luftzug bewegen und die man aus gleicher Ursache in den Krautfeldern aufstellt, einigermassen das Wild, besonders wenn sie in ihrer Gestalt und im Orte öfter gewechselt werden.

Manchmal ist der Winter sehr lau, die Fröste verschliessen kaum die Oberfläche der Erde. Da

treiben Maulwürfe, Erdschneken ihr Unwesen, und wenn der Landwirth aus der Besichtigung seiner Saaten dieß nicht erfährt, kann er auch dem Schaden nicht entgegen arbeiten. Auch die Obstgärten darf der Landwirth im Winter nicht unbeachtet lassen. Jezt, wo die Bäume ganz entlaubt sind, sieht man am Besten die Raubennester, welche sich in den am Baume gebliebenen zusammengeklebten Blättern befinden. Auch im Winter gibt es einzelne weniger kalte, trokene Tage, wo man, ohne zu frieren, in der Mittagsstunde die Raupennester sammeln und verbrennen kann. Fällt aber bei einem geringen Grade von Kälte viel Schnee, so bleibt er in Menge auf den Obstbäumen liegen, und nicht selten brechen die Aeste unter dieser Last. Um dieß zu verhindern, muß man den zu häufigen Schnee abschütteln. In schneereichen Jahrgängen muß man ferner oft nachsehen, ob Hasen über den längs der Gartenzäune aufgethürmten Schnee nicht den Weg in den Garten finden und unsere jüngern Bäume abnagen. Das Verbinden derselben mit Stroh oder Schilf, die Abgrabung des Schnees längs der Einzäunung, das Anstreichen der Stämme mit Kalk, der in Mistjauche angemacht ist, können die Bäume gegen den verderblichen Hasenfraß schüzen.

K.

Joseph Jacquard.

In der Hoffnung, die Mittheilung aus dem Leben eines Mannes, der durch eine höchst wichtige Erfindung in dem ganzen Gebiete der Weberei unberechenbare Erleichterungen hervorbrachte, und dessen Bescheidenheit mit seinem grossen Verdienste um die arbeitende Klasse die Wage hielt, möchte nicht uninteressant seyn, möge nachstehende kurze Biographie hier eine Stelle finden.

Vor vierzig Jahren waren die Seidenarbeiter, die canuts, von Lyon, ein erbarmenswerther Menschenschlag. Man erkannte sie leicht an ihrer herkömmlichen Tracht, dem dreiekigen Hute, den Zwikelstrümpfen und dem Sammetroke, aber etwas Anderes, als ihre seltsamen Gewohnheiten und der Schnitt ihrer Kleider machte sie zu einer besondern Menschenart in Lyon und in der Industrie. Sie trugen den Stempel der Krankheit an sich. An ihren abgemagerten Gliedern, an ihrer schleppenden Rede, an ihrem bleichen, ergebenen Gesichte, sah man wohl, daß die Arbeit das Lebensprinzip in ihnen zerstöre. Sie klagten selten und empörten sich nie; aber das Loos dieser Arbeiter verschlimmerte sich und das Volk verkümmerte von Tage zu Tage mehr, troz den Einwanderern von den Bergen, welche es jährlich erneuerten.

Ein Blik auf ihre Werkstätten wird die ganze Grösse ihres Elends enthüllen. Die Arbeit wurde familienweise in Löchern verrichtet, in welche das Licht nur durch papierne Fenster fiel. Die reichsten Weber, die, welche goldene, silberne und seidene Arabesken einwebten, hatten einen kostspieligen, sehr zusammengesezten, schwer zu handhabenden, mit Striken und Fußtritten beladenen Mechanismus. Bei diesem Fabrikationszweige fielen häufige Feiertage ein, in denen der Arbeiter, um das erzwungene Fasten auszuhalten, sich häufig genöthigt sah, (es ist leider nur zu wahr) den Leib mit einem ledernen Gürtel zusammenzuschnüren. Gab es Arbeit, so mußte er unglaubliche Anstrengungen machen, den Körper zu gewaltsamen Verdrehungen zwingen, sich mit Schweiß bedeken und den Schlaf entziehen. Der Weber saß auf einer hohen Bank und mußte mit den Füßen bald rechts bald links fahren, um den Faden der Kette die verschiedenen Stellungen zu geben, welche das Muster des Zeugs erforderte. Ausserdem war ein oder ein Paar Arbeiter nöthig, um die Strike und Tritte in Bewegung zu sezen. Man nahm dazu gewöhnlich Kinder und besonders junge Mädchen, die man Geflechtzieherinnen nannte. Diese mußten bei ihrer Beschäftigung ganze Tage lang in gezwungenen Stellungen bleiben, welche ihr Wachsthum hinderten, ihren Körper verunstalteten und häufig ihr Leben verkürzten. Die Gesundheit der Kinder und die Moralität der Eltern ging so bei dieser unausgebildeten Industrie zu gleicher Zeit zu Grunde.

Alles Dieß ist jezt in Lyon und an andern Fabrikorten anders geworden, der Zustand der Arbeiter, wie ihr Verfahren bei der Arbeit. Die leztere gibt ihnen zwar nicht immer hinreichenden

Unterhalt, aber sie bringt sie doch nicht geradezu um. Die Kinder, welche man jezt in den Arbeits-Stuben findet, sehen gesund und munter aus, und die Männer scheinen, wenn sie auch nicht gerade sehr kräftig sind, im Allgemeinen gesund zu seyn. In Lyon haben sie sogar statt der frühern Schüchternheit einen kriegerischen Muth erhalten, die zwei Aufstände leider! bewiesen haben.

Diese Umgestaltung verdankt man einem gewöhnlichen Arbeiter, der sich dadurch die größten Ansprüche auf den Dank aller Menschen- und Kunstfreunde erworben hat.

Der Urheber dieser Fortschritte, Joseph Marie Jacquard, (Ehre seinem Namen!) wurde am 7. Juli 1752 in Lyon geboren. Sein Vater, Johann Karl Jacquard, war ein Weber-Meister für Gold-, Silber- und Seidenzeuge, und seine Mutter, Antoinette Rive, Musterleserin bei der Industrie. Diese niedrige Geburt zeigt, von wo Jacquard beginnen mußte, um sich, ohne irgend eine andere Unterstüzung, als seine Ausdauer, zu dem Range der Wohlthäter seines Vaterlandes und aller Länder, wo die Industrie gepflegt wird, zu erheben.

Das Leben Jacquards war ein beschwerliches vielbewegtes. Seine ersten Jugendjahre verbrachte er in der Werkstatt eines Buchbinders, aber eine geheime Ahnung seiner Bestimmung, die ihm bereits keine Ruhe ließ, hinderte ihn, sich in diesen Regionen der Arbeit festzusezen. Gegen die Sitte in Lyon wollte der junge Mann den Webstuhl seines Vaters nicht erben; aber auch das Buchbinder-Gewerb genügte ihm nicht. Später finden wir ihn verheirathet und als Direktor einer kleinen Strohhutfabrik in einem Hause wieder, das ihm seine Eltern hinterlassen hatten. Dieses Haus brannte 1793 bei der Belagerung Lyons ab, und als die Prokonsuln des Konvents die von den Kugeln verschonten Einwohner zu dezimiren beschlossen, befand sich auch Jacquard unter der Zahl der Verwiesenen.

Sein Sohn, der bereits in den Reihen der republikanischen Armee diente, rettete ihn aus dieser Gefahr. Der besorgte junge Mann stekte seinem Vater eine dreifarbige Kokarde an, gab ihm eine Flinte in die Hand, trug ihn in das Bataillonsregister ein, und beide marschirten an die Grenze. Kurz darauf starb dieser ehrenwerthe Sohn an einer Schußwunde vor den Augen seines Vaters, den er der schnellen Justiz Couthon's entrissen hatte.

Bald fand indeß Jacquard Beschüzer unter Denen, welche ihn verbannt hatten. Er durfte nach Lyon zurükkehren, und konnte sich dort mit dem Studium der Mechanik beschäftigen, wozu ihn die durch Umstände noch begünstigte Neigung trieb. Folgendes ist die Geschichte seiner Entdekungen, wie er sie selbst in seinem achtzigsten Jahre vor der Handelskammer von Lyon und dem Dr. Bowring mittheilte, dessen Erzählungen diesen Einzelnheiten entnommen sind.

Vor dem Frieden von Amiens hatte die königliche Gesellschaft in London einen bedeutenden Preis für die Erfindung einer mechanischen Vorrichtung zur Verfertigung von Filet ausgesezt. Ein Auszug dieser Preisaufgabe in einer französischen Zeitung kam in die Hände Jacquards in einer Gesellschaft von Freunden. Von diesem Augenblike an war ihm seine Bestimmung klar. Nach vielen fruchtlosen Versuchen war die Maschine gefunden; Jacquard machte Filet, stekte es in die Tasche und dachte nicht weiter daran. Eines Tages traf er einen Freund, der ihn jene Preisaufgabe hatte lesen hören, er legte das Filet auf den Tisch und sagte: „da ist die Schwierigkeit gelöst!“ Es war ihm genug, die Aufgabe gelöst zu haben und er dachte weder an die Folgen seiner Erfindung, noch an den ausgesezten Preis.

Einige Zeit darauf wurde Jacquard zu dem Präfekten beschieden und er verwunderte sich sehr. „Ich habe,“ sagte der Beamte, „von Ihrem mechanischen Genie gehört.“ Jacquard begriff nicht, was das zu bedeuten habe, und erschöpfte sich in seinen Entschuldigungen; das Filet, wie die Maschine, waren ihm ganz entfallen. Sein Erstaunen verdoppelte sich, als der Präfekt ihm das Filet vorlegte und hinzusezte: „ich habe Befehl von dem ersten Konsul, die Maschine nach Paris zu senden.“

Wenige Tage darauf war die Maschine wieder in Ordnung gebracht, vervollständigt und wurde

mit halbfertigem Filet dem Präfekten gezeigt. Er konnte selbst die Maschen zählen, den Tritt niederdrüken und eine Masche zu dem Gewebe hinzufügen. „Sie sollen von mir hören," sagte er bei dem Anblike dieses Wunders. Das Resultat blieb nicht lange aus. Jacquard wurde von Neuem auf die Präfektur beschieden und da auf eine Weise empfangen, die ihn wieder in Bestürzung sezte. „Sie werden auf Befehl des ersten Konsuls nach Paris reisen," sagte der Präfekt. — „Nach Paris, Herr Präfekt? Warum? Was habe ich denn gethan? Wie kann ich denn meine Geschäfte hier im Stiche lassen?" — „Sie werden übrigens nicht blos nach Paris reisen, sondern noch heute, diesen Augenblik." Es war eine Zeit, wo man der Obrigkeit keine Einwendungen zu machen wagte. Eine Postchaise erwartete den Mechaniker und brachte ihn mit einem Gensdarmen, der ihn nicht aus den Augen verlieren durfte, schnell in die Hauptstadt.

Jacquard war noch nie in Paris gewesen; man führte ihn geraden Weges ins Konservatorium, und die ersten Personen, welche er daselbst sah, waren Napoleon und Carnot. Carnot sagte barsch zu ihm: „Sind Sie der Mann, der Das thun will, was Gott selbst nicht thun könnte, nemlich einen Knoten auf einem straffen Faden zu machen?" Jacquard wurde die durch Anwesenheit des Gebieters und die Barschheit des Ministers so verlegen, daß er kein Wort sagen konnte. Napoleon aber beruhigte ihn, versprach ihm seinen Schuz und forderte ihn auf, seine Forschungen fortzusezen. Dieß war der Anfang des Glüks und Ruhmes Jacquards.

Er mußte im Konservatorium bleiben und man trug ihm auf, eine Maschine zur Verfertigung von Geflechten herzustellen, und er that es. Bald sollte er das einzige Grundgesez entdeken, welches alle Kombinationen der Weberei beherrscht. Ein prachtvoller, für Josephine, auf einem Webstuhle, der über 20,000 Frks. gekostet hatte, gewobener Shawl, brachte Jacquard auf den Gedanken, einen einfachern Mechanismus für die Luxusarbeiten anzuwenden.

Die Maschine, welche gegenwärtig Jacquards Namen führt (Jacquards-Stuhl), befand sich 1801 auf der Ausstellung zu Paris. Der erste Konsul belohnte diese unschäzbare Erfindung mit einer jährlichen Pension von 6000 Frks.; er hatte die Umgestaltung vorher gesehen, welche sie in der Industrie bewirken sollte. Die Jury zeigte sich weniger hellsehend, in ihrem Berichte steht: „eine Bronzemedaille wird Hrn. Jacquard, dem Erfinder eines neues Mechanismus, zuerkannt, der bei der Fabrikation broschirter Zeuge einen Arbeiter entbehrlich macht.

In Paris Gleichgiltigkeit; in Lyon Verfolgung. Als Jacquard seinen neuen Webestuhl in Anwendung bringen wollte, rotteten sich die Arbeiter zusammen. Man verschrie ihn von allen Seiten als einen Volksfeind, als einen Mann, der die Familien an den Bettelstab bringen wolle. Drei Mal kam er in Lebensgefahr, und dieser verblendete Haß ging so weit, daß die Aeltesten der Innung glaubten, den neuen Stuhl öffentlich vernichten zu müssen. Er wurde also unter dem Jubel des versammelten Volkes auf einem grossen Plaze in Stüke zerschlagen. Nach den Worten Jacquards: „verkaufte man das Eisen als altes Eisen und das Holz als Brennholz."

Die Noth und Armuth mögen diese Verirrungen entschuldigen. Der Jacquard-Stuhl machte wirklich einen Arbeiter überflüssig und die kurzsichtigen Leute, welche ihn zertrümmerten, begriffen nicht, daß er die Produktion vereinfache, aber auch die Arbeit beschleunige. Er gab der Industrie Frankreichs das Mittel, ihre Erzeugnisse in den Luxus-Artikeln auszudehnen, welche durch die Kunst der Zeichnung bereichert sind. Im Jahre 1788 hatte Lyon bei 14,782 Webstühlen nur 240 für faconirte Zeuge; im Jahre 1801, zur Zeit der Erfindung Jacquards, befanden sich unter den 7000 Stühlen 2800 für faconirte Zeuge; im Jahre 1812 betrug die Zahl der Stühle 10,720, und 1825 nach der Einführung der Jacquard-Stühle, 20,101. Gegenwärtig machen die sinnreichen Maschinen ein Drittel von 32,000 Stühlen aus, welche in Lyon und dem Weichbilde der Stadt arbeiten. Die Menschen, welche sich mit dieser Industrie beschäftigen, bilden eine Zahl von 60,000 Personen in 7000 Werkstätten.

Aber die Wichtigkeit dieser Erfindung beschränkt sich nicht auf Lyon 2c.; der Jacquard-Stuhl ist jezt überall, und eben so anwendbar bei Zeugen aus Seide und Wolle oder Baumwolle, wie bei Zeugen aus Seide und Gold und Silber. Nicht blos in Frankreich sind sie verbreitet, auch das Ausland hat sie sich angeeignet. Manchester besizt bereits 2000 Jacquard-Stühle und in Sachsen ist ihre Zahl ebenfalls sehr beträchlich.

Jezt hat die Maschine des Lyoner Arbeiters einen Plaz unter den mächtigsten Hebeln der Industrie eingenommen. Sein Name, der sonst nur mit Verwünschungen in den Werkstätten genannt wurde, ist jezt geachtet und gekannt in ganz Europa. Aber dieser Ruhm kam spät und Jacquard bedurfte einer Ausdauer, die seinem Genie glich.

Zwanzig Jahre lang kämpfte er mit der Unwissenheit und dem Neide. 1813 waren die neuen Stühle noch nicht aufgenommen, und zehn Jahre später führte sie England ein. Die Umgestaltung der Dinge ging von zwei verständigen Männern aus, Dupouilly und Schirmer. Sie hatten die Wichtigkeit der Entdekung begriffen, und sie trozten allen Hindernissen und Gefahren, um sie in Anwendung zu bringen.

Die Fabrikanten, welche ihnen nachfolgten, als die Hindernisse einmal beseitigt waren, gelangten schnell und leicht zu Reichthum. „Sie sind reich geworden," sagte eines Tages Jacquard, „und ich bin in meinem bescheidenen Stande geblieben. Doch klage ich nicht darüber, es genügt mir das Bewußtseyn, meinen Mitbürgern nüzlich gewesen zu seyn." — „Ihre Vaterstadt ist nicht eben dankbar gegen Sie gewesen," sagte ein vornehmer Fremder zu ihm. — „Ich habe nicht viel verlangt," entgegnete er, „und wünsche auch nicht mehr."

Die Uneigennüzigkeit Jacquards ließ sich nur mit seiner Rechtschaffenheit vergleichen. Er erhielt mehrere Erfindungspatente, benüzte sie aber nicht. Das Ausland machte ihm glänzende Anerbietungen, aber er schlug sie bestimmt aus. Der Reichthum lag ihm wenig am Herzen, und er vereinigte sich mit dem Stadtrathe von Lyon, über eine sehr mässige Pension, „damit er alle seine Zeit und Arbeiten dem Dienste der Stadt widmen könne, und sie alle Vervollkommnungen seiner frühern Erfindungen geniesse." Im Jahre 1819 nach der Ausstellung erhielt er den Orden der Ehrenlegion — eine Auszeichnung, auf die er stolz war, die er aber nicht gesucht hatte.

Gegen das Ende seiner Tage lebte Jacquard zurükgezogen in einem Häuschen zu Oullins, einige Stunden von Lyon. Hier suchten ihn berühmte Reisende, Gelehrte und Staatsmänner auf und wunderten sich über die beschränkten Vermögensumstände eines Mannes, der einen europäischen Ruhm hatte; denn so, meinten sie, sollten die Nationen ihren Wohlthätern nicht danken. Jacquard freute sich über diese Besuche, wurde aber nicht stolz deßhalb. Der Ruhm war zu spät nach so vielen Mühen gekommen, daß er ihn wohl gering schäzen konnte.

Jacquard starb in dieser friedlichen Zurükgezogenheit am 7. August 1834. Den nächsten Tag begleiteten ihn seine Freunde und eine geringe Zahl seiner Bewunderer seine Hülle zum Grabe.

Bereitung einer unschädlichen Dinte für Stahlfedern.

Bekanntlich wirkt die gewöhnliche Dinte zerstörend auf die Stahlfedern ein, weil sie nur loker an ihre Bestandtheile gebundene Schwefelsäure enthält, die sich aus dem durch den Gerbestoff zersezten Eisenvitriol abscheidet; überdieß sezt man noch Essig zu, um den sich bildenden Extraktabsaz wieder aufzulösen, und die dik gewordene Dinte wieder flüssig zu machen. Daß die Säuren den Stahl angreifen, und folglich die Spizen der Federn scharf machen, ist bekannt, und es haben Viele diese bequemen Federn aus diesem Grunde wieder bei Seite gelegt; es fehlt also nur an einer guten Dinte, welche keine Säuren enthält. — Hr. Dr. Hänel versuchte daher eine Dinte darzustellen, welche dem Zweke vollkommen entspricht, rabenschwarz ist, diese Farbe dem gerbesauren und

gallussauren Eisenoryd verdankt und keine Säure enthält; er findet sie auch unter allen andern als die beste. Eine beliebige Menge, etwa ein viertel Pfund Eisenvitriol wird in einem irdenen Topfe auf starkem Feuer geglüht, bis eine rothe Masse entstanden ist, wodurch das Eisenoxydul in rothes Oxyd umgewandelt, und die Schwefelsäure bis auf einen sehr geringen unschädlichen Antheil ausgetrieben wird. Dieses Oxid wird fein gepulvert und zum Gebrauche aufbewahrt. Um nun die Dinte zu verfertigen, sezt man gröblich gestossene schwarze Gall-Aepfel 1 Loth, arabisches Gummi $\frac{1}{2}$ Loth, Regen-Wasser 10 Loth, in einer Flasche 24 Stunden lang an, während welcher Zeit einige Male geschüttelt wird. — Hierauf fügt man von obigem Eisen-Oxyd $\frac{1}{2}$ Quentchen hinzu. — Diese Dinte wird sogleich schwarz und greift die Federn nicht an; troknet sie ein, so verdünnt man sie mit etwas Wasser, und sollte sie späterhin schimmeln, so sezt man einige Tropfen Creosotwasser oder einige Gran Quecksilberoxyd zu.

Versendung lebendiger Fische im Winter.

Folgende Methode ist die bequemste und leichteste, Fische, vorzüglich Karpfen, Forellen ꝛc., lebendig an weit entfernte Orte zu versenden: Man pake den lebendigen Fisch loker in Schnee ein, und schike ihn dann so weit, als man will. Der Fisch erstarrt im Schnee, stirbt aber nicht. Bei der Ankunft am Bestimmungsorte thut man ihn gleich in kaltes Wasser und er wird schnell wieder lebendig werden. Daß der Fisch auf der Reise in seinem Schneebette bleiben müsse, und nicht an warme Orte gebracht werden darf, versteht sich von selbst.

Grosso's Verfahren, augenbliklich Essig zu bereiten.

Man befeuchtet eine beliebige Menge gepülverten Weinstein mit sehr gutem Essig, und läßt ihn dann im Ofen austroknen; dann pülvert man ihn neuerdings, befeuchtet ihn wieder mit Essig und troknet ihn, dieß wiederholt man 4 — 5 Mal, und bewahrt dann das Pulver in einer Glasflasche auf. — Um augenbliklich flüssigen Essig zu erhalten, vermischt man ein Loth dieses Pulvers mit 6 Loth Wasser oder besser weißem Weine, und läßt 5 Minuten lang die saure Flüssigkeit den unauflöslichen Weinstein absezen.

Gedanken-Zunder.

Liebe raubt uns die Vernunft, gibt sie aber wieder zurük nach den Schäferstunden. Sie ist ein Buch in drei Theilen, welche Hoffnung, Genuß und Reue abhandeln. Lezterer ist oft der Haupt-Theil.

Eine Hälfte des Lebens besteht meist im Sündigen, die andere im Strafeleiden und die Tugend ist oft nur ein Kampf zwischen beiden.

Jeder Tadel über Andere ist eine Aufforderung an sie, zum Tadel über uns selbst. Je stärker du den Baumzweig von dir schleuderst, desto stärker schlägt er wieder nach dir zurük. Jeder Tadel bringt den Getadelten dahin, die Fehler seines Tadlers zu erforschen, um sich mit ihm auszugleichen.

Nicht selten trifft man auf Menschen, die man mit den faulen Eiern vergleichen könnte. So lange man sie verschlossen ihre eingelernte Gesellschaftsrolle oder ihren Geschäftsgang behalten läßt, sehen sie vollkommen anderen vernünftigen und rechtlichen Menschen ähnlich. Bringt man sie aber dahin, an Etwas lebhafter Theil zu nehmen, ihr Inneres zu äussern, kurz, hat man sie moralisch angebrochen, — so muß man wenigstens eine Prise fordern.

Unverlangten Rath findest du so leicht, als Pflastersteine auf den Strassen. Möchtest du wohl alle aufheben, weil einst Jemand einen Schaz unter einem Steine gefunden hat? Ein unverlangter Rath, der zugleich auch gut ist, ist ein solcher Schaz.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Posten einer Wäscherin der Königin Victoria scheint so übel nicht zu seyn, da blos für das Waschen des Tischzeuges jährlich 33,000 Gulden bezahlt, wenigstens verrechnet werden. Auch das Gewürz findet guten Ablaz bei Hofe, oder wird in ausgezeichnet theurer Qualität verbraucht, da es jährlich 55,000 Gulden kostet. An Glas und Porzellain wird für 14,000 Gulden zerbrochen (jährlich neu angeschafft); von Kupfergeschirr für 9000 Gulden. Bier wird für 30,000 Gulden getrunken, Wein für 50,000, Liquer für 19,000, Milch für 16,000 Gulden. Vieles mag dabei blos auf dem Papier konsumirt werden. Man weiß, daß nach der Rechnung des Handschuhfabrikanten, Ludwig XVI. täglich 14 Paar Handschuh gebrauchte, und in der Wirklichkeit doch ein Paar oft 14 Tage lang trug.

Die Bierbrauerei Barclay-Perkins in London verbraucht täglich um 16,000 fl. C. M. Gerste. 160 Pferde verführen das Bier in die Stadt. Die Brauerei braucht ausserdem 136 Bottiche. In einem dieser Bottiche, welcher 118 Fuß weit und 24 Fuß tief ist, gab das Haus Barclay-Perkins dem König Georg IV. ein glänzendes Diner.

In Dorpat macht gegenwärtig ein Künstler des Mechanikus Martin Müller großes Aufsehen. Es ist dieß nemlich ein stark gearbeitetes, ganz zu verschliessendes Bureau, eine Art Kommode von 4 Fuß 4 Zoll Höhe, 2 Fuß 3 Zoll Breite, und 2 Fuß 10 Zoll Länge. In diesem unbedeutendem Umfange befindet sich das Ammeublement eines Saales, bestehend aus 113 brauchbaren, eben so sauber gearbeiteten Stüken, die beim Berühren mit einem Schlüssel, wie mit einem Zauberstabe aus ihrer Verborgenheit hervorspringen. So kommen auf die unerwartetste Weise ein Gerichtstisch, ein Gerichtsspiegel, davor ein Thron und darüber ein Bild des Kaisers; 6 Stühle, 3 Toiletten, 22 Tische verschiedener Form, Leuchter, Lampen, Teller, Blumentöpfe, Kästchen, Körbchen u. s. w., in Menge zum Vorschein, und dabei ist noch Raum zu einem Bette und Sopha vorhanden. — Diese Metamorphosen werden durch 800 Charniere und 500 Federn, leztere von Müllers eigener Arbeit, bewirkt.

Pariser-Industrie.

Ein Stiefelpuzer in Paris hat seinen Hund so abgerichtet, daß er nahe an der Stelle, wo sein Herr hält, von Morgen bis zum Abend Pfoten und Schwanz in einen schmuzigen Rinnstein taucht, und damit die Fußbekleidung vorübergehender anständiger Personen, die er sehr gut zu unterscheiden weiß, besudelt. Ist dieß geschehen, so ist der Herr des Hundes sogleich mit seinem Kasten bei der Hand, um den beschmuzten Stiefeln wieder ihren früheren Glanz zu geben. Der Hund verhält sich so lange ruhig, wie sein Herr beschäftigt ist. Ein Engländer, dem dieß Stükchen verrathen war, wollte den Hund kaufen, und bot 500 Fr.; allein der Stiefelpuzer erklärte, daß er den Hund um keinen Preis weggebe.

Die wissenschaftlichen Damen.

Vielleicht ist es nicht allen Lesern bekannt, daß die Amerikanerinen in den Schulen in den strengsten Wissenschaften unterrichtet werden; in Mathematik, Geologie u. s. w. Daher kommt es, daß es den Damengesellschaften in Amerika an dem eigenthümlichen Reize des Geplauders fehlt; sie analysiren die Atmosphäre und sprechen beim Thee über Hydraulik. Bei einer Hochzeit sprach man, wie ein Amerikaner selbst erzählt, fast ausschließlich in dem Damen-Kreise von Meteorologie und geologischen Theorien, und man denke sich, wie in dem Munde einer schönen jungen Dame Redensarten gleich Folgender, sich ausnehmen: „Ich versichere, es ist Trapp-Formation, der Winkel siebenzehn Minuten und drei Sekunden."

Die goldne Zeit.

Der junge Bauer.

In einem Buch, das ich beim Pfarrer fand,
Hab' ich einmal gelesen,
Daß ehmals eine Zeit gewesen,
Die man die goldne Zeit genannt.
Da ist das Korn von selbst hervorgekommen,
Die Fische sind im Teich gekocht herumgeschwommen.
Die Bäche waren lauter Wein
Und in der Luft sah man gebratne Tauben fliegen.
O, wäre noch die Zeit! denkt, Vater! welch Vergnügen,
In solcher Welt ein Mensch zu seyn!

Der alte Bauer.

Ja doch! du brächtest viel von diesen Raritäten
Auf deinen Tisch! — Jezt sind wir nicht in Nöthen;
Dann wären wir gewiß ein gut Theil schlechter dran.
Sprich: wenn der König selbst sein Feld bestellen könnte,
Ob er ein Pläzchen uns zu einem Aker gönnte?
Jagd, Aeker, Fischerei maßt' er gewiß sich an,
Was bliebe dann für uns in diesen goldnen Zeiten?

Der junge Bauer

Nein, Vater! so müßt ihr's nicht deuten!
Das steht ja nicht im Buch! Ihr irret euch!
Dann wäre gar kein Herr! Wir Alle wären gleich!

Der alte Bauer.

Noch besser! Alle gleich! — Ei, was für Zank und Streiten,
Und Morden würde nicht entstehn?
Wie oft Gewalt für Recht ergehn?
Nein! Jezt kann Jeder doch, was er erwirbt, behalten,
Hat ruhig sein Stük Brod, das Arbeit ihm versüßt!
Drum geh mit deinem dummen Alter,
Und laß die Welt, so, wie sie ist!

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 46. 15. November 1840.

Inhalt: Freiheit und Gleichheit. Eine Reminiscens in komischen Scenen mit französischen Decorationen.

Freiheit und Gleichheit.

Eine Reminiscens in komischen Scenen mit französischen Decorationen.

Darin treten auf:

Duport, ein alter Militär.
Madame Duport.
Julie, } ihre Kinder.
Louis, ein Knabe, } ihre Kinder.
Baron von Bieder.
Anoinette, Kammermädchen.
La Brie, Bedienter.
Sechs Herren und sechs Damen.

Der Schauplaz ist in Paris in Duport's Hause.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer.

Duport allein. Er sizt hinter einem Tische, auf welchem Papiere liegen.

Ich muß mich einschränken, so geht es nicht mehr. Was der Staat im Grossen, ist jede Familie im Kleinen; wo Verwirrung im Staate herrscht, da ist auch Wirrwarr in den Häusern. Wenn der Sturm einen Eichbaum schüttelt, so haben die Ameisen unten am Baume ein Erdbeben. (Die vor ihm liegenden Papiere durchblätternd.) Unbezahlte Rechnungen, und wieder unbezahlte Rechnungen. Die Einnahme mindert sich, das Geld verschwindet und die Ausgabe bleibt dieselbe. Da müssen wir vorbauen, uns lieber ein wenig büken, so lange der Donner über unsern Köpfen braust; den Schwarm von Bedienten abschaffen, zu Fusse gehen, keine Paläste mehr bewohnen und uns näher an einander drüken, wie die Schafe beim Gewitter.

Zweiter Auftritt.

Louis in Nationaluniform, in der Hand einen kleinen Galgen aus Karten geschnitten, an welchem ein Kartenmann hängt.

Louis (herein hüpfend.) Siehst Du, Vater? siehst Du?

Duport. Was soll das seyn?

Louis. Das ist ein Laternenpfahl, und da — hängt ein Aristokrat.

Duport. Dummer Junge! wer hat dich das gelehrt?

Louis. Den Laternenpfahl hat die Mutter ausgeschnitten, und den Kartenmann, der daran hängt, habe ich selbst gemacht.

Duport. Woher weißt du denn, daß dieser Kartenmann ein Aristokrat ist?

Louis. Ei, ich thue ihm einen Schimpf an und nenne ihn so.

Duport. Weißt du denn, was das für ein Ding ist, ein Aristokrat?

Louis (auf seinen Galgen deutend.) Da hängt einer.

Duport. Also ein Geschöpf deiner Einbildungskraft? ich würde dich schlagen, du kleines Kind, wenn nicht die grossen Kinder ebenso dächten und handelten, wie du.

Louis. Ei, gibt es auch grosse Kinder?

Duport. O ja, noch mehr, als Kleine. Doch Eines merke dir mein Sohn: Schimpf kann nur Den treffen, der nicht brav und ehrlich, gut und gerecht ist. So z. B. bist du beschimpft, wenn du einen Mann an den Laternenpfahl hängst, wäre es auch gleich nur ein Kartenmann, ohne zu wissen warum; verstehst du mich, Louis?

Louis. O ja, aber nennen Sie mich doch nicht Louis.

Duport. Bist du anders getauft?

Louis. Mama nennt mich François, weil der Herr von Mirabeau so heißt.

Duport (hizig.) Deine Mutter ist — (Er hält an sich) Geh, geh! stek deine Nase in den Katechismus und bekümmere dich gar nicht mehr um die Aristokraten.

Louis (weinend ab.) Ich weiß ja am Ende selbst nicht mehr, wie ich heisse.

Duport. Armer Junge! wir werden bald alle nicht mehr wissen, welchen Namen wir führen sollen.

Dritter Auftritt.

Duport. Madame Duport.

Duport. Guten Morgen, mein Schaz.

M. Duport. Da kommt das Kind mir weinend entgegen, was haben Sie ihm gethan? Seine Reden sind so verwirrt —

Duport. So verwirrt, als die Begriffe, welche Sie ihm einpflanzen.

M. Duport. Ich?

Duport. Er schwazt von Aristokraten —

M. Duport. Wer schwazt denn nicht davon?

Duport. Ohne zu wissen, was er darunter versteht.

M. Duport. Er soll es schon erfahren.

Duport. Wozu das?

M. Duport. Man muß den Kindern früh edle Grundsäze einprägen.

Duport. Das heißt: man muß ihn lehren, die Tugend schäzen, wo er sie findet, sie wohne in der Brust eines Demokraten oder Aristokraten.

M. Duport. Bei den Leztern wird er sie nie finden.

Duport. Nicht? — o Henriette! Sie vergessen, daß Ihr eigener Gemahl —

M. Duport. Sie führt Ihr Privatinteresse irre, mich beseelt das Interesse des Staats.

Duport. Die Wahrheit ist schon lange untergesunken, die Leidenschaften schwimmen oben.

M. Duport. Uns hält die Göttin Freiheit an rosenfarben Banden.

Duport. Nein, an der Nase hält sie Euch, und dabei führt sie Euch herum.

M. Duport. Schon gut, mein Herr, Sie werden finden, daß die Freiheit wenigstens keine wächserne Nase ist, die sich drehen läßt, wie vor alten Zeiten die Gerechtigkeit.

Duport. Es war doch immer besser, so lange wir etwas zu drehen hatten, denn Das, was wir drehten, bekam doch zuweilen eine gerade Richtung; aber jezt —

M. Duport. Die Knabenstimme des Wizes gilt nicht mehr, seit die männliche Stimme der Freiheit ertönte.

Duport. Haben Sie bei dieser Freiheit Etwas gewonnen?

M. Duport. Nein, das Ganze hat gewonnen und daran genügt meinem Patriotismus.

Duport. Das Ganze? aber das Ganze besteht doch aus einzelnen Theilen, und wenn keiner der einzelnen Theile gewonnen hat, so kann auch das Ganze nicht gewonnen haben. Sonderbar! Jedermann rühmt die Freiheit, und Niemand ist zufrieden. Der Baum ist schnell herausgeschossen, gar lustig anzuschauen, aber die Früchte sind sauer. Er trägt eine Menge Blätter und gibt keinen Schatten.

M. Duport. Es ist noch Frühling, da lagert man sich gerne im Sonnenschein.

Duport. Mit den Regirungsformen geht es, wie mit den drei Falten im Rokschosse eines Mannskleides. Wie oft und mannigfaltig hat nicht schon die liebe Mode an den Mannskleidern geschnirkelt, gestükelt und beschnitten, aber an die drei Falten hat sie sich nie gewagt. Mein Ururgroßvater trug die Knopflöcher bis herunter; mein Urgroßvater trug gewaltige Aufschläge; mein Großvater eine lange geblümte Weste; mein Vater einen Rok mit geraden Taschen, ich einen Rok mit Quertaschen; aber die drei Falten sind immer unangetastet geblieben; die drei Falten sind gehörig vom Vater auf den Sohn geerbt worden, auch unsere Enkel und Urenkel werden sie noch tragen, und wenn übrigens der Rok warm und bequem ist, warum soll man denn die drei Falten ganz wegschneiden?

M. Duport. Wenn nun aber in diese Falten sich eine Menge Staub gesezt hat?

Duport. Je nun, so bürstet man sie aus, dazu braucht man keine Scheere.

M. Duport. Immer und ewig Wiz, aber nie ein Bischen Vernunft.

Duport. Weil man Thorheiten nur mit Wiz angreifen muß.

M. Duport. Genug mein Herr! ich habe Grundsäze.

Duport. Leider, das höre ich.

M. Duport. Leider? Sie sollten Sich freuen, eine denkende Gattin zu besizen.

Duport. O nein! Als die Natur Männer und Weiber schuf, da warf sie zwei Looße in den Glüks-Topf! wir zogen die Vernunft und ihr das Gefühl. Euer Gefühl ist meistens richtig, aber euere Vernunft ist ein geborgtes Kapital, von welchem ihr alle Augenblike die Interessen entrichten wollt, und doch nie mit Münze versehen seyd, die im Lande gilt.

M. Duport. Weil euere Launen die Münzen prägen.

Duport. Darum habe ich von jeher gefunden: ein gutes Weib, daß nur deßhalb gut ist, weil es fühlt, es müsse so seyn, ist immer liebenswürdiger, als ein Weib, daß nach Grundsäzen gut zu seyn strebt.

M. Duport. Auch die Liebe zur Freiheit ist nicht Grundsaz, sondern Gefühl.

Duport. Wirklich? und was fühlen Sie denn dabei, daß unser Garten in der Vorstadt St. Antoine verwüstet worden, daß unsere schönen Vasen und Statuen verstümmelt im Grase herum liegen?

M. Duport. Kleinigkeiten?

Duport. Was fühlen Sie denn dabei, daß die Bauern auf unsern Gütern den Herrn spielen und die Einkünfte ganz ausbleiben?

M. Duport. Kleinigkeiten!

Duport. Nicht Kleinigkeiten, Madam! Von der Freiheit wird man nicht satt.

M. Duport. Aber die Freiheit würzt eine Schüssel voll Kartoffeln.

Duport. Mit Pfeffer, ja, daß es Einem im Halse brennt, wie höllisches Feuer. — Was fühlen Sie denn dabei, daß Ihr Lieblingsplan, eine Reise in die Schweiz, zu Wasser wird?

M. Duport. Warum das?

Duport. Sie werden doch nicht reisen wollen, da nicht einmal die Tanten des Königs reisen dürfen?

M. Duport. Possen!

Duport. Und das Reisen kostet Geld und die Freiheit kostet viel Geld.

M. Duport. Ich denke, wir haben Geld genug.

Duport. Papier genug, wollen Sie sagen; das bedeutet nur Geld, so wie das Wort Freiheit die Sache bedeutet. Ich gestehe Ihnen sogar, daß ich wegen der Mitgabe unserer Tochter verlegen bin.

M. Duport. Die Mitgabe? es ist Zeit, daran zu denken, wenn unsere Tochter einmal heirathen wird.

Duport. Sie wird heirathen in wenig Tagen.

M. Duport. Doch wohl nicht —

Duport. Warum nicht? den Baron v. Bieder.

M. Duport. Den erklärten Aristokraten? nimmermehr!

Duport. Mein Schaz, Sie werden Sich lächerlich machen.

M. Duport. Lieber lächerlich, als verächtlich.

Duport. Der Baron ist ein Mann von guter Geburt.

M. Duport. Die Menschen sind nicht alle gleich.

Duport. Von unbescholtenem Charakter, grossem Vermögen —

M. Duport. Und knechtischer Denkungsart.

Duport. Er liebt Julie und Julie liebt ihn.

M. Duport (ruft.) La Brie!

Vierter Auftritt.

La Brie. Die Vorigen.

La Brie. Madam!

M. Duport. Wenn der Herr Baron v. Bieder sich an unserer Thüre zeigt, so bin ich nie für ihn zu Hause.

La Brie. Ganz wohl.

Duport. Wenn der Baron von Bieder sich meldet, so führe ihn zu jeder Stunde herein.

La Brie. Ganz wohl.

M. Duport. Weis' ihn ab.

La Brie. Ab!

Duport. Nimm ihn an.

La Brie. An!

M. Duport. Schlag ihm die Thüre vor der Nase zu.

La Brie. Zu!

Duport. Mach ihm alle Thüren im ganzen Hause auf.

La Brie. Auf!

M. Duport. Kurz und gut —

Duport. Wollte der Himmel! bisher sprachen Sie kurz und schlecht.

M. Duport. Du hast es gehört, La Brie? der Herr Baron soll fort.

La Brie. Fort!

Duport. Ich befehle dir, La Brie, laß den Baron herein.

La Brie. Herein! — Gott sey Dank! daß ich ein freier Franzose bin.

Duport. Wie so?

La Brie. Weil ich sonst nicht wissen würde, welchen von beiden Befehlen ich erfüllen sollte.

M. Duport. Welchen wirst du denn jezt erfüllen.

La Brie. Keinem von beiden. (Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Duport. Madame Duport.

Duport. Wieder eine süsse Frucht der Freiheit! Geh ich auf der Strasse, so geht der Kerl nicht mehr hinter mir, sondern neben mir. Size ich im Wagen und es fängt an, zu regnen, so ist er inpertinent genug, mich um die Erlaubniß zu bitten, hinein steigen zu dürfen. Bald wird er sich neben mir auf den Sofa und an die Tafel sezen, dann kann ich mir meinen Teller selbst holen.

M. Duport. Die Menschen sind alle gleich.

Duport. Es ist nicht wahr! So lange es noch Verstand und Dummheit, Güte und Bosheit, Stärke und Schwäche in der Welt gibt, so lange werden die Menschen sich nicht gleich seyn.

M. Dupor. Ich will lieber stolzes Bewußtseyn in meinen Diensten haben, als kriechende Dummheit.

Duport. Und ich will lieber als Missionär die Wilden an der Hudsonsbay zum christlichen Glauben bekehren, als ein Frauenzimmer von einer vorgefaßten Meinung zurükbringen.

Sechster Auftritt.

Julie. Antoinette. Vorige.

Duport. Eben recht, meine Tochter! unser Zwist bedarf dich; du magst entscheiden.

Julie. Zwist, lieber Vater, hoffe ich nie zu veranlassen. Ein Kind ist ja sonst immer ein Band der Liebe zwischen seinen Eltern.

Duport. Ach, gutes Kind! die Bande der Liebe sind heut zu Tage gewaltig mürbe geworden. Die Menschen spielen mit Worten. Das Schild, das sie aushängen, ist gar bunt und schön bemalt: „Hier ist zu finden Vaterlandsliebe, Ehrliebe, Gerechtigkeitsliebe! u. s. w." Man freut sich, man klopft an, man geht hinein und findet — Eigenliebe.

M. Duport. Der Herr Gemahl haben heute eine sehr beissende Laune.

Duport. Ganz natürlich. Alles beißt jezt, oder wird gebissen. Kein Wunder, daß ich lieber unter den Beissenden, als unter den Gebissenen seyn will.

M. Duport. Komm, Julie, er beißt, wir wollen ihm aus dem Wege gehen.

Duport. Nicht doch, Madam! nur Sanftmuth, wenn ich bitten darf. Weibliche Sanftmuth, schlägt männliche Rauhheit augenbliklich in Fesseln.

Julie. Sie hören ja, liebe Mutter, daß der Vater nur scherzt.

M. Duport. Sein Scherz ist bitter —

Duport. Wie französische Freiheit.

M. Duport. Da hörst du —

Duport. Die Wahrheit. Und wohl Dir, wenn Du sie nur hörst, ich fühle sie.

M. Duport. Ich kenne den Mann nicht mehr.

Duport. Ich kenne die ganze Nation nicht mehr.

M. Duport. Da hat er sich Grillen in den Kopf gesezt, dich, meine Tochter, betreffend —

Duport. Halt! Mit der Nationalversammlung habe ich nichts zu thun; aber in der Familien-Versammlung bin ich Präsident. Also, Julie, tritt vor die Schranken. — Das ungezogene Geschrei, welches du täglich auf den Strassen hörst, die armen Schlachtopfer, welche du an den Laternen-Pfählen hängen siehst, werden dich schon längst belehrt haben, daß wir, Gott sey Dank! frei sind. Es frägt sich nun, ob bei dieser allgemeinen Freiheit

auch dein Herz frei geworden ist? oder welche Regirungsform es wählt? die aristokratische deiner Eltern und Verwandten oder die demokratische aller deiner Anbeter oder die monarchische eines Ehe-Gatten.

Julie. Ich erkläre mich für eine Monarchie, in welcher der Monarch durch das Band der Liebe mit seinen Unterthanen verbunden ist.

Duport. Brav, Mädchen!

M. Duport. Ich lasse es gelten, meine Tochter, wenn die Frau dem Manne Das ist, was die Nationalversammlung dem Monarchen.

Duport. Nein, Julie, der Mann muß nicht unter dem Pantoffel stehen. Aber die Wahl eines Monarchen steht dir frei, denn das ist vernünftige Freiheit. Hast du schon auf eine solche Wahl gedacht?

Julie. Wenn ich reden darf —

M. Duport. Rede, mein Kind! man darf jezt Alles reden.

Duport. Und Alles thun.

Julie. Der Baron von Bieder —

M. Duport. Was! den Aristokraten?

Julie. Die Rede ist ja hier nur vom Throne meines Herzens.

Duport. Du hast deines Vaters Wahlstimme.

M. Duport. Deine Mutter protestirt feierlich. Doch, schon gut; wir werden dem vorzubeugen wissen. Meine Tochter hat den natürlichen Mutterwiz. Merkt es wohl: Mutterwiz spricht man, weil die Kinder ihn von der Mutter erben. Ich habe einen weiblichen Jakobinerklubb errichtet, unser Speisesaal ist auf das Geschmakvollste dazu verziert worden, heut ist die erste Versammlung. Auch du, Julie, sollst unter die ehrwürdigen Mitglieder dieses Klubbs aufgenommen werden; da wollen wir dir bald andere Grundsäze einflössen.

Antoinette. Die Milch der Freiheit.

Duport. Die zu Kopf steigt, wie Branntwein.

Antoinette. Den Kinderbrei der Gleichheit aller Stände —

Duport. Der uns zu ungezogenen Kindern macht.

M. Duport. Spottet nur! hoch am Horizont steigt die Freiheit empor —

Duport. Wie eine Rakete.

M. Duport. Und leuchtet —

Duport. Und plazt.

M. Duport. Und schimmert —

Duport. Und die Raketenstöke fallen den Zuschauern auf die Köpfe.

M. Duport. Genug, Julie, du weißt meinen Willen.

Duport. Willen, Madam? ich denke sie hat den Ihrigen. Sie ist Bürgerin des Staats und frei so gut, als jede andere.

M. Duport. Die Gewalt der Eltern besteht noch in voller Kraft.

Duport. O, über die intoleranten Freiheitsprediger!

Siebenter Auftritt.

Baron von Bieder. Vorige.

Baron (sich schüchtern umsehend.) Bin ich endlich in Sicherheit? Wahrhaftig? bald werden wir Alle nach Turin und Venedig, in die Schweiz und nach Worms flüchten müssen.

(Wechselseitige Verbeugungen.)

Duport. Ich fürchte, Sie kommen hier aus dem Regen in die Traufe.

Baron (zu Julien.) Ich versteke mich unter die Flügel der Liebe.

Julie. Wo kommen sie her, Herr Baron?

Baron. Ich war in der Nationalversammlung, ich wollte hören, wie die Herren fluchen, um die Geistlichen zum Schwören zu bringen und wie sich für das Wohl des Vaterlandes die Schwindsucht an den Hals schreien. Da haben sie denn auch so geschrieen, und so geschrieen, links und rechts, der Kreuz und Quer, daß mir endlich für mein Gehör bang wurde. Ich schlich mich fort und lustwandelte ein wenig in den Tuilerien; aber bald wurde ich gewahr, daß hier und dort Leute sich truppenweise versammelten, daß hier und dort, aus dem Busen ein Dolch, aus der Roktasche eine Pistole hervorragte. Das gefiel mir nicht. Ich fuhr ins Nationaltheater, man gab Brutus. Die ganze Welt klatschte bei Stellen die mir nicht behagten; ich glaubte also wohl auch einmal klatschen zu dürfen, bei Stellen, die nur mir allein gefielen, denn ich bin ja ein freier Franzose so gut, als die übrigen, und hatte mein Geld bezahlt so gut, als jene. Weit gefehlt! der Pöbel schimpfte,

die Nationalgarde lächelte, man warf mir faules Obst in die Loge und ich ging meiner Wege.

Kaum war ich fünfhundert Schritte weit gefahren, als mein Kutscher still halten mußte. Ich sehe heraus, was war es? eine Deputation von Fisch-Weibern, die zum Könige geht, um seinen Hof-Staat glänzender zu machen.

M. Duport. Ich muß bitten, Herr Baron, in meiner Gegenwart mit mehr Ehrerbietung von einer Klasse von Leuten zu sprechen, welche —

Duport. Welche Fische verkaufen.

Baron. Und von jeher durch rothe dike Fäuste ihre Ansprüche auf Ehrerbietung geltend zu machen wußte. O, ich empfinde auch so viele Ehrerbietung für diese schöne und sanfte Hälfte des Menschengeschlechts, daß ich ihnen selten auf tausend Schritte zu nahe komme.

M. Duport. Der freie Franzose darf Niemand scheuen.

Baron. O nein! eine kleine Anzahl von zwanzig Millionen Mitbürgern ausgenommen, darf man sich hier vor Niemand fürchten.

M. Duport. Die Bastille ist verschwunden —

Baron. O ja, nur die Laternenpfähle existiren noch.

M. Duport. Das Volk wird endlich auch für Etwas gerechnet —

Baron. Besonders seit es selbst Rechenmeister geworden ist.

M. Duport. Die stolzen ererbten Titel und Wappen der Grossen sind zu Grabe gegangen —

Baron. Freilich, nur die Tugenden ihrer Vorfahren leben noch.

M. Duport. Adelich seyn gibt keine Ansprüche mehr.

Baron. Edel seyn auch nicht.

M. Duport. Wir haben zwar noch einen König —

Baron. Wie der Kloz in der Fabel.

Duport. Und zwölfhundert Störke.

Baron. Doch quäkt das Volk immer lustig drauf los.

M. Duport. Gesang und Freiheit!

Baron. Die Frösche vor Jupiters Thron.

M. Duport. Wir haben keine Lettre de Cachet mehr zu fürchten.

Baron. Die Decrete haben sie verschlungen.

M. Duport. Keine drükende Auflagen —

Baron. Auch unser Geld drükt uns eben nicht sehr.

M. Duport. O, Herr Baron, ich finde es sehr natürlich, daß Sie kein Freund der Revolution sind.

Baron. Wahrhaftig, das finde ich auch.

M. Duport. Sie haben viel dabei verloren?

Baron. Wer hat das nicht?

M. Duport. Und Vaterlandsliebe ist Ihnen kein Ersaz.

Baron. Verzeihen Sie, Madam! wenn ich sehe, daß die Leute um mich her glüklicher geworden wären, so wollte ich gern dulden und schweigen und denken, ich verstände es nicht besser. Da ich aber überall nur Elend und Jammer gewahr werde —

M. Duport. Lassen Sie den Wein nur ausgähren.

Baron. O ja, die Ernten werden in Frankreich sehr gesegnet seyn, wenn einmal Niemand mehr da seyn wird, die Frucht in die Scheunen zu sammeln. Wenigstens werden wir und unsere Kinder das nicht erleben. Daher habe ich mir ein kleines Gut nahe bei Neuchatel gekauft! dort will ich an Juliens Seite meine Tage in Ruhe beschliessen, und in ihren Armen das Elend meines Vaterlandes zu vergessen suchen.

M. Duport. Vergessen Sie, was Sie wollen, nur nicht, daß die Einwilligung einer Mutter nöthig ist, um Julien nach Neuchatel zu entführen.

(Sie geht ab)

Achter Auftritt.

Duport. Der Baron. Julie. Antoinette.

Baron. Was war Das? hab ich recht gehört?

Duport. Was hört man nicht heutzutage!

Antoinette. Und was erlebt man nicht?

Julie. Und was erduldet man nicht?

Baron. Und welche Hoffnung verliert man nicht?

Duport. Muth, Herr Baron, Geduld, Julchen. Wenn die Wogen am Wildesten brausen, so pflegt der Schiffer eine Tonne voll Oel in die See zu giessen, um die Wuth der Wellen zu brechen. Sanfmuth der Weiber und Beharrlichkeit der Männer ist das beste Oel in die Stürme des Schiksals. — Es wird anders werden, es wird besser werden. Ob im Staate? — daran muß ich fast verzwei-

sein! aber in meinem Hause? mit Gottes Hülfe, ja. (Er geht fort.)

Neunter Auftritt.

Julie. Antoinette. Der Baron.

Baron. Die verdammte Freiheit hat mich schon viel gekostet! Ich habe dazu gelacht. Aber wenn sie mir auch meine Geliebte kosten sollte —

Antoinette. So wäre der Herr Baron bestraft.

Baron. Wofür?

Antoinette. Daß Sie bis jezt lachen konnten über die beweinenswürdigste Sache von der Welt.

Julie. Aber ich? wofür leide ich denn Strafe! Ich weiß nichts weder von Demokratie, noch von Aristokratie. Als ich die Dinger zum ersten Male nennen hörte, glaubte ich, es wären neue Moden. Der König hat mir in seinem Leben nichts zu Leide gethan. Mein Herz hat mit seinem Throne gar nichts zu schaffen. Die königliche Gewalt und die Liebe eines Mädchens gleichen sich so wenig, als der Scepter und die Haarnadel.

Baron. Wäre Ihr Vater nicht so brav, so würde ich Sie bitten, mit mir zu entfliehen.

Julie. Das würde ich doch nicht thun, Herr Baron, wenn auch mein Vater eben so unbillig dächte, als meine Mutter.

Baron. Sie lieben mich also nicht?

Julie. Muß man denn gerade davon laufen, wenn man liebt? Ich bin Ihnen von Herzen gut, ich achte Sie hoch, das Nemliche empfinden Sie hoffentlich auch für mich, und man sagt, das sey genug, um eine glükliche Ehe zu stiften.

Baron. Nun, und doch? —

Julie. Sie könnten mich aber unmöglich hochachten, wenn ich mit Ihnen davon liefe.

Baron. Wenn aber Ihr Vater selbst darein willigte?

Julie. Auch den mütterlichen Segen kann ich nicht entbehren.

Baron. Wenn aber nur zum Schein? —

Julie. Zum Schein? Ja, das laß ich gelten. Aber wie?

Baron. Antoinette, können wir uns auf dich verlassen?

Antoinette. Ich denke ja. Ich kann die gnädige Frau nicht leiden, weil sie allen Menschen die Freiheit mit Gewalt aufdringt; und sie kann mich nicht leiden, weil ich Antoinette heisse. Ich arbeitete vormals bei einer Puzmacherin, wo ich recht gute Tage hatte. Seit der verdammten Revolution hat sie sechs von ihren Mädchen, und unter andern auch mich, abschaffen müssen, weil sich Niemand mehr puzen will. Das hat mich zur erklärten Aristokratin gemacht.

Julie. Nun, so steh uns bei.

Baron. Erinnere dich, daß ehemals in allen unsern Lustspielen ein Kammermädchen die Intrigue führte.

Antoinette. In Lustspielen ja, aber unsere Freiheit ist ein Trauerspiel.

Baron. Desto mehr Verdienst, wenn du wenigstens eine Comedie larmoyante daraus machst.

Antoinette. Die Kammermädchen in unsern Lust-Spielen haben gut Knoten knüpfen und auflösen, sie erhalten immer von den großmüthigen Liebhabern volle Beutel zum Geschenke.

Baron. Ich verstehe. Da nimm.

(Er gibt ihr Papiere.)

Antoinette. Was soll ich damit.

Baron. Ein voller Beutel ist es nun wohl eben nicht, aber ein vollgeschriebenes Blatt Papier. Es sind Assignaten, welche die Geistlichkeit wieder einlöst. Ich versichere dich, mein Kind, die Zeiten sind jezt so schlecht, daß ein ehrlicher Liebhaber das Kammermädchen seiner Geliebten nicht einmal mit baarem Gelde bestechen kann.

Antoinette. Je nun, wenn ich auch einige Procente daran verlieren, so habe ich dagegen Spaß umsonst.

Julie. Welchen Spaß?

Antoinette. Es schwebt mir da so etwas Lustiges vor der Phantasie. Die gnädige Frau hat einen weiblichen Jakobinerklubb im Hause errichtet. Heute ist die erste Versammlung. Der Speisesaal ist mit überspannter Einbildungskraft in der Geschwindigkeit zu diesem Behufe verziert worden. Ein Gemälde der zerstörten Bastille, ein Schatten-Riß Mirabeau's, eine treue Darstellung des triumphirenden Einzugs der Fischweiber, ein Medaillon von la Fayette und dergleichen mehr, hängt an den Wänden rings umher. Das Auffallendste aber

sind zwei Figuren in Lebensgrösse, die der berühmte Wachsboussirer Curtius verfertigt hat und welche den Eingang der Thür bewachen. Die Eine ist ein Mann in Nationaluniform mit dem blossen Schwerte in der Faust; die Andere stellt einen Aristokraten vor und in Fesseln geschmiedet. Nun dächte ich, Herr Baron, wenn Sie während der Versammlung, die bald ihren Anfang nehmen wird, Sich gefallen liessen, eine von diesen beiden Figuren vorzustellen; so würden Sie den Vortheil haben, die Gesinnungen aller der Damen kennen zu lernen, mit welchen Ihre widerspenstige Frau Schwiegermutter umgeht, und im Stande seyn, zu berechnen, wie weit man allenfalls die Thorheit treiben wird.

Baron. Wie verstehst du das?

Antoinette. Ei nun, wir bringen den Herrn Demokraten auf die Seite, ziehen ihm seine Nationaluniform aus, kleiden Sie darein, binden Ihnen eine Larve vor und stellen Sie mit dem blossen Schwerte in der Faust an die Thüre.

Baron. Bist du toll?

Antoinette. Ganz und gar nicht. Hat sich Jupiter einmal, einem Mädchen zu gefallen, in einen Ochsen verwandelt, warum denn nicht ein Baron in einen Demokraten?

Baron. Wohlan, ich bin es zufrieden.

Julie. Ich zittere?

Antoinette. Nicht doch, es hat keine Gefahr. Aber vor allen Dingen müssen wir den schurkischen La Brie auf unsere Seite bringen. Der Kerl ist ein eifriger Demokrat und ihm hat Madam die Schlüssel zum Saale anvertraut. — Gehn Sie mit dem Fräulein hier in das Kabinet; ich rufe Sie, sobald ich die Schlüssel erobert habe.

(Baron führt Julien in das Kabinet)

(Schluß folgt.)

Ueber das zu frühe Bewohnen frisch getünchter Zimmer.

Bekanntlich tünchen wir unsere Wohnungen mit einer Auflösung von wenig Kalkhydraut mit vielem Wasser. Diese Verbindung besizt, besonders wenn sie auf grosse Flächen ausgebreitet wird, einen eigenthümlichen, laugenhaften, unangenehmen Geruch und wirkt dadurch äusserst nachtheilig auf unsere Gesundheit. Leider bewahrt uns schon die älteste Zeit traurige Beispiele davon auf. So berichtet Appian und mit ihm Maximus, daß, als Catulus erfuhr, daß Marius seinen Tod beschlossen habe, er sich in ein frisch übertünchtes Zimmer einschloß, selbes stark heizen ließ und dadurch sein Leben endete. Die gewöhnlichen Folgen des Bewohnens und Schlafens in neu getünchten Zimmern sind: Halsentzündungen, Augenkrankheiten, gefährliche Verstopfungen, Lähmung und Auszehrung.

Obschon es bisher nicht ermittelt ist, welcher Stoff sich durch Einwirkung des Kalkes entwikelt, so sind wir doch im Besize eines Mittels, wodurch die Entwiklung dieses Stoffes gehindert wird, und dieß ist das Chlor.

Zu diesem Behufe mengt man der zum Tünchen bestimmten Kalkmilch gewöhnlichen Chlorkalk zu, und man wird dadurch allen zu befürchtenden Uebelständen kräftig begegnet haben. Sollte man aber dennoch gezwungen seyn, ein ohne Zusaz von Chlorkalk getünchtes Zimmer bewohnen zu müssen, so zünde man unter gehöriger Vorsicht einige Loth Schwefelfäden im Zimmer an, halte dasselbe eine Zeit lang geschlossen und Lüfte es dann.

Da durch den Zusaz von Chlorkalk zur Kalkmilch nicht Einfachchlorcalcium, sondern die basische Verbindung mit Ueberschuß an Kalk entsteht, so hat man nicht zu fürchten, daß die Wände Feuchtigkeit aus der Luft anziehen.

Verschiedenes.

In Berlin ist für Geist und Leib gleich reichlich gesorgt; man findet in dieser Hauptstadt 85 Buchhandlungen, 29 Antiquare, gegen 59 Leihbibliotheken, 110 Conditoreien, 120 Restaurateurs, 4 Caviar-Handlungen und 220 Bäker. Unter den Handwerkern sind über 2000 Schuster und 2200 Schneider.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 47. 22. November 1840.

Inhalt: Freiheit und Gleichheit. Eine Reminiscenz in komischen Scenen mit französischen Decorationen. (Schluß.) — Ueber die beste Lammzeit der Schafe. — Ueber buntgefleckte Schafe. — Verschiedenes.

Freiheit und Gleichheit.

Eine Reminiscenz in komischen Scenen mit französischen Decorationen.

(Schluß.)

Zehnter Auftritt.

Antoinette. Gleich darauf La Brie.

Antoinette. Nun frisch! mit dem La Brie will ich schon fertig werden. (Sie schellt.)

La Brie (tritt herein.) Wer hat geklingelt?

Antoinette. Ich.

La Brie. Du?

Antoinette. Ja ich! ich!

La Brie. Bildest du dir etwa ein, ich sey in deinen Diensten?

Antoinette. Wenn auch nicht in meinen Diensten, doch zu meinen Diensten.

La Brie. Curios! hat die gnädige Frau dir befohlen, zu klingeln?

Antoinette. Narr! sind wir denn einander nicht Alle gleich? bin ich nicht eben so gut, als die gnädige Frau?

La Brie. Das war einmal vernünftig gesprochen.

Antoinette. Euere Vernunft ist ansteckend.

La Brie. Aber was willst du von mir? ich habe zu thun.

Antoinette. So! was hast du denn für wichtige Geschäfte?

La Brie. Ich muß den Saal noch aufräumen. Der neue Jakobinerklubb wird sich sogleich versammeln.

Antoinette. Ist der Saal offen?

La Brie. Offen? ja, solche Heiligthümer läßt man auch offen.

Antoinette. Besonders in unsern Tagen, wo nichts zu heilig ist.

La Brie (klappert in der Tasche.) Hier sind die Schlüssel.

Antoinette. Lieber La Brie, gib mir die Schlüssel.

La Brie. Dir! was willst du damit?

Antoinette. Ich will mich ein wenig im Saale umsehen.

La Brie. Damit ich mich hernach, wenn es die gnädige Frau erführe, auf der Strasse nach einem andern Dienste umsehen könnte? nein, daraus wird nichts.

Antoinette. Guter süßer La Brie!

La Brie. Zukersüße Antoinette!

Antoinette. Ich bitte dich!

La Brie. Ich schlage dirs ab.

Antoinette. Aber bedenke nur, ich bin ja auch eine freie Französin, und muß also gehen können, wohin es mir beliebt.

La Brie. Du hast freilich recht, wenn du nicht etwa die Tante des Königs bist.

Antoinette. Also muß es mir auch erlaubt seyn, in den Speisesaal zu gehen.

La Brie. Das klingt freilich wahrscheinlich genug — aber nein! wird doch sogar mit den Einlaßbillets in die Nationalversammlung gewuchert.

Antoinette. Ich verlange es ja auch nicht umsonst. Sieh, hier sind Assignate.

La Brie. Assignate?

Antoinette. Ganz neue, von 50 Livres.

La Brie. Von 50 Livres?

Antoinette. Ich schenke dir eine.

La Brie. Du! Wie kömmst du zu Assignaten?

Antoinette. Das kann dir gleichviel gelten. Nimm!

La Brie. Nehme ich? oder nehme ich nicht? — Gebe ich die Schlüssel? oder gebe ich sie nicht? — Gib! da hast du die Schlüssel. Ich will mich unterdessen besinnen, ob ich hätte geben sollen oder nicht? (Er geht fort.)

Eilfter Auftritt.

Antoinette. Julie. Baron.

Antoinette (In das Kabinet rufend.) Geschwind! geschwind, Herr Baron! Sie, Fräulein Julchen, gehn indessen auf Ihr Zimmer.

Julie. Nein, zu meinem Vater will ich gehn, er muß wissen, was wir vorhaben.

Antoinette. Auch das, wenn Sie wollen. Er wird uns vielleicht gar behülflich seyn. Fort! fort!

(Sie zieht den Baron mit sich zur Thüre hinaus.)

Zwölfter Auftritt.

Julie allein.

Ein guter Vater und ein guter König sind einander so ähnlich. Ein Kind, das aus dem väterlichen Hause entläuft, und ein Unterthan, der sich gegen seinen König auflehnt — ach! es kann beiden nimmermehr wohl gehen.

(Sie geht auf einer andern Seite ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Bühne verwandelt sich in den Saal, welcher zu den Versammlungen des weiblichen Jakobiner-Klubbs bestimmt ist. Die Wände sind so verziert, wie man schon aus Antoinettens Erzählung weiß. Im Hintergrunde eine Flügelthüre; zu beiden Seiten die beiden Wachsfiguren, rechts der Demokrat, stehend; in der Nationaluniform, mit bloßem Schwert. Links der Aristokrat, sizend, in Fesseln, in eine Art von Schlafrok gehüllt.

Antoinette und der Baron schleichen herein.

Antoinette (mit einer Larve in der Hand.) Da wären wir glüklich hereingedrungen. Ich merke, es gibt noch mehr Leute, die Wind von der Sache bekommen haben. Eben sah ich fünf bis sechs Herren hinauf zu unserm alten Herrn steigen und wenn ich nicht irre, so waren es die Anbeter der Damen, welche sich heute hier versammeln werden. Vermuthlich wollen sie mit unserm alten Herrn eine Contre-Revolution verabreden.

Baron. Ha! ha! ha! die Kinderei würde mir Spaß machen, wenn er durch Juliens Verlust nicht zu theuer erkauft würde.

Antoinette. Er soll Ihnen Juliens Besiz verschaffen. — Nun frisch, Herr Baron! die Nationaluniform angezogen.

Baron. Siehst du denn nicht, daß ich weit grösser bin, als der Kerl von Wachs? und dann, wie könnte ich Stunden lange so steif stehen, mit aufgehobenem Säbel? man würde den Betrug sogleich merken. Nein, lieber will ich da den Aristokraten vorstellen, der sizt bequemer und hat den Kopf ein wenig gebükt. Ueberdieß hat man ihm einen Schlafrok angezogen, vermuthlich um anzudeuten, daß die königliche Gewalt sich schlafen gelegt hat. In dem Schlafrok kann ich mich eher verbergen. Meinst du nicht auch?

Antoinette. Wie Sie wollen, nur nicht lange gezaudert.

(Sie entkleiden die Wachspuppe und schleppen sie bei Seite. Der Baron zieht den Schlafrok an.)

Antoinette. Allerliebst! nun noch die Larve. (Sie bindet ihm die Larve vor.) Und dann die Ketten.

Baron. Auch Ketten?

Antoinette (indem sie ihm die Fesseln anlegt.) Die Sie bald gegen Rosenketten vertauschen werden. Jezt sind Sie fertig. Aber nur fein den Athem an Sich gehalten, wenn die Damen Sie begaffen und kein Glied gerührt.

Baron. Fürchte nichts, ich werde mich schon zwingen, denn ich habe nicht Lust, mir die Augen auskrazen zu lassen.

Antoinette (ihn noch einmal betrachtend.) Ha! ha! ha — Leben Sie wohl, Herr Baron! lassen Sie Sich die Zeit nicht lang werden.

(Sie geht fort und verschliest die Thür wieder.)

Vierzehnter Auftritt.

Der Baron allein.

Beinahe kömmt mir unsere ganze Revolution vor, wie ein Fastnachtsspiel. Die Freiheit hat eine grosse Fastnachtsbude aufgeschlagen; ein Jeder kauft von ihren Larven und verbirgt seine Leidenschaften dahinter. Die gesunde Vernunft geht ohne Larven

herum und wird ausgepfiffen. Der Eigennuz spielt auf zum Tanze, die Leidenschaften walzen athemlos und werfen Alles um, was ihnen im Wege steht. Die Vaterlandsliebe sizt berauscht an der Farobank und spielt mit falschen Karten. Die Gerechtigkeit liegt hinter der Thüre und schnarcht. Die guten Sitten haben Schellenkappen aufgesezt und die Anarchie, als Göttin der Freiheit verlarvt, trägt die öffentliche Glükseligkeit zu Grabe. — Stille! ich höre kommen.

Fünfzehnter Auftritt.

La Brie. Der Baron.

La Brie. Ich traue der Antoinette nicht. Sie ist eine Aristokratin und hat mir gewiß einen Possen spielen wollen. Ich muß nur sehen, ob sie hier irgend etwas in Unordnung gebracht hat? (Er sieht sich überall um) Nein, es ist noch Alles, wie es war, in der schönsten Ordnung, bereit zum Empfang der ehrwürdigen Mitglieder des neuen Jakobiner-Klubbs. Nur Stühle fehlen noch. (Er sezt sieben Stühle in einen halben Zirkel) Ich habe einmal gelesen, eine Heerde Gänse habe durch ihr Geschnatter das Kapitolium zu Rom gerettet. Möchte es doch den Damen eben so gelingen, das bedrängte Vaterland zu retten. — So, da habe ich einen halben Kreis gesezt, gerade, wie unsere Schauspieler, wenn sie den Brutus aufführen, und der römische Senat sich versammelt. Nun will ich gehn, die Gäste zu erwarten. *Ha! ha! ha!* wie pazig und trozig der ausgestopfte Kerl da an der Thüre steht, wie man den Engel im Paradise malt. — Ein Engel in der Nationaluniform? warum nicht? im Paradise kann es nicht bunter hergehen, als in Frankreich. Dort sind die Menschen auch einander alle gleich; woraus ich natürlich den Schluß ziehe: daß Frankreich jezt ein irdisches Paradis ist. Freilich nicht für Jedermann. Zum Exempel der Herr Aristokrat, der da gefesselt sizt, den Kopf in den Arm stüzt und Kalender macht, ja, der ist freilich übel dran. (Er tritt gerade vor den Baron) So ein Narr! so ein Gek! so ein Prahlhans! überall gehaßt, überall verfolgt, überall bei der Nase herumgezogen. — (Er faßt den Baron bei der Nase, welcher ihm eine derbe Ohrfeige gibt, daß er zitternd zu Boden stürzt.) Hülfe! Hülfe!

Baron (springt auf.) Halt das Maul, oder ich renne dir den Degen durch den Leib.

La Brie. Sonst nichts?

Baron. Bist du aber ruhig und schweigst, und stellst dich, als habest du nichts gesehen, so ist dieser Beutel dein.

La Brie. Also jezt habe ich zu wählen: auf dieser Seite den Degen durch den Leib, und auf dieser Seite ein voller Beutel. Weg mit dem Degen, her mit dem Beutel!

Baron. Da. Hintergehst du mich, so bist du des Todes.

La Brie. Also habe ich wieder zu wählen; hintergehe ich den Herrn Baron, so bin ich des Todes; hintergehe ich die gnädige Frau, so werde ich aus dem Hause gejagt.

Baron. Dann nehme ich dich in meine Dienste.

La Brie. In ihre Dienste? Das Handgeld war eine Ohrfeige.

Baron. Weil du ein Flegel warst.

La Brie. Mein Gott! am Ende darf man nicht einmal mehr mit ausgestopften Puppen ein Wort im Vertrauen reden.

Baron. Stille, man kömmt! (Er sezt sich in Positur.)

Sechszehnter Auftritt.

Madam Duport nebst noch sechs andern Damen. tritt ein.

M. Duport. Nur hier herein, meine Damen. Entferne dich, La Brie. (La Brie geht ab.) Sie werden finden, daß ich für die kurze Zeit Alles geleistet habe, was möglich war.

Alle sechs. Allerliebst! allerliebst!

M. Duport. Unser Freund Curtius hat den Stempel der Freiheit auf das Gesicht dieses Nationalgarden geprägt.

Erste Dame. Es ist zum Küssen.

M. Duport. Und das gebükte scheue Wesen dieses Aristokraten, bezeichnet die kriechende Sclaverei.

Zweite Dame. Unverkennbar!

M. Duport. Die Fesseln deuten den Sieg der Freiheit an.

Erste Dame. Recht symbolisch!

Die Zweite. Recht emblematisch!

Die Dritte. Recht pitoresk!

Die Vierte. Recht ortographisch!

M. Duport. Ich habe ihn mit Gelenken verfertigen lassen, um allerlei Spaß mit ihm zu haben.

Alle. Vortreflich!

M. Duport. So dachte ich zum Beispiel, wir liessen, so oft wir diesen Saal betreten, ihn durch das Niken seines Kopfes die Gesellschaft bewillkommen und seine Unterthänigkeit an den Tag legen.

Alle. Ganz recht.

M. Duport. Lassen Sie uns nach der Reihe den Versuch machen.

(Eine nach der andern läßt, indem sie an dem Baron vorüber geht, ihn ein Paar Mal den Kopf niken.)

Erste Dame. O, das ist lustig!

Die Zweite. Bezaubernd!

Die Dritte. Zum Todtlachen!

M. Duport. Das Erste, was wir jezt zu thun haben, ist, uns, gleich den Freimaurern, ein Zeichen und eine Loosung zu wählen. Ich habe darüber nachgedacht und nehme mir die Freiheit, Ihnen beides vorzuschlagen. Das Zeichen muß leicht und unmerklich seyn. Wenn wir z. B. eine Bewegung mit der Hand machten, als ob wir einem Huhne den Kopf umdrehten; so würde das zugleich unsere wohlthätigen Absichten gegen die Aristokraten andeuten.

Erste Dame. Gut ausgedacht.

(Sie machen sämmtlich einige Mal das vorgeschlagene Zeichen.)

M. Duport. Das wäre also richtig. Und die Loosung: Lucretia!

Alle. Lucretia! unvergleichlich!

M. Duport. Lucretia war freilich eigentlich eine Närrin, aber das thut nichts zur Sache. Aus Ihrem durchbohrten Busen ließ Brutus einst die Freiheit hervorwachsen. Und dann bedeutet diese Loosung auch, daß wir gegen alle Aristokraten keusch seyn wollen, wie Lucretia.

Alle. Schön! schön!

M. Duport (feierlich.) Jezt treten Sie näher, meine Damen! legen Sie Ihre Hände auf diesen Fächer und schwören Sie den Bundeseid. (Alle legen die Hand auf den Fächer.) Wir geloben und schwören, jeden Aristokraten, den wir in unsern Nezen fangen, bei der Nase herumzuführen nach Herzenslust; ihm nie eine Gunstbezeugung zu verwilligen; uns nie in einen solchen Menschen zu verlieben und am Wenigsten jemals einen Aristokraten zu heirathen.

Alle. Wir schwören!

M. Duport. Diejenigen unter uns aber, welche bereis so unglüklich sind, an solche Unholden gefesselt zu seyn, sollen ihre Männer plagen, quälen, martern, schinden, zwiken, neken, ärgern, höhnen und verspotten, bis sie zum Kreuze kriechen.

Alle. Wir schwören.

M. Duport. Wohlan, es ist vollbracht. Ich werde nicht ermangeln, Ihnen mit gutem Beispiele vorzugehen. Nun habe ich nur noch einen Wunsch, nemlich den, meine ungerathene Tochter zu bekehren. Ein Aristokrat bewirbt sich um ihre Hand. Sie, statt in seiner Person den leibhaftigen Satan zu erbliken, untersteht sich, ihn liebenswürdig zu finden. Ich werde sie kommen lassen. Vielleicht vermag Ihr vereinigtes Zureden mehr über die Widerspenstige, als die treuen Lehren einer Mutter. (Sie klingelt. Antoinette erscheint.) Julie soll kommen. (Antoinette ab.) Nehmen Sie Plaz, meine Damen, und denken Sie mit mir auf Mittel, das vielköpfige Ungeheuer Aristokratie ganz auszurotten, auf daß einst die Jahrbücher der Freiheit unsere Namen nennen, wie die Geschichte jene berühmten Amazonen.

Erste Dame. Die Amazonenkleider sind nicht mehr Mode.

Die Zweite. Man trägt jezt Ueberröke.

Die Dritte. Mit Stahlknöpfen.

Die Vierte. Die Hüte mit breiten Blonden garnirt.

Die Fünfte. Die Flortücher noch immer unter dem Kinn zugeheftet.

Die Sechste. Um der Einbildungskraft Spielraum zu geben.

Die Erste. Ist gut ausgedacht für manchen bretternen Busen.

Die Zweite. Ich habe mir einen neuen gestreiften Atlas gekauft.

Die Dritte. Von welcher Farbe?

Die Zweite. Coquelicot mit schwarzen Streifen.

Die Vierte. Gerade, wie die ehemalige Parlamentsräthin Duras.

Die Fünfte. Mein Gott, die Frau muß doch alle Moden mitmachen.

Die Sechste. Wo mag sie nur das Geld dazu hernehmen?

Die Erste. Man sagt, sie habe Anbeter.

Die Zweite. Der kleine, dike Finanzpächter.

Die Dritte. Der muß auch wohl wenig Geschmak haben.

Die Vierte. Sie hat rothes Haar.

Die Fünfte. Und Sommersprossen.

Alle. Sehr viel Sommersprossen.

Die Sechste. Was sagt denn der Mann dazu?

Die Erste. Er ist ein guter Mann.

Alle. Ha! ha! ha!

M. Duport. Ihm geschieht recht, er ist ein Aristokrat.

Siebenzehnter Auftritt.

Julie. Antoinette. Die Vorigen.

M. Duport. Komm her, meine Tochter, und freue dich, diese liebenswürdigen Damen wollen dich unter sich aufnehmen.

(Wechselseitige Verbeugungen.)

Julie. Liebe Mutter, ich hatte ja schon längst die Ehre, diese Damen zu kennen.

M. Duport. Kennen? Was nennst du kennen? Wenn ihr Mädchen euch einmal in der Kirche oder im Schauspiel die Kopfzeuge mustert, oder eine losgegangene Bandschleife zubindet, so meint ihr, bekannt mit einander zu seyn. Hier ist von ganz andern Dingen die Rede. Der Bund der Freiheit fesselt die schönen Seelen, und du sollst eintreten in diesen himmlischen Bund.

Julie. Sehr viel Ehre.

M. Duport. Meine Damen —

(Sie machen das Zeichen.)

Alle. Lucretia!

M. Duport (zu Julien.) Du erstaunst? nicht wahr, du bist überrascht? ein heiliger Schauer dringt durch alle deine Adern?

Julie (das Lachen verbeissend.) In der That, Alles, was ich sehe und höre, ist so geheimnißvoll —

M. Duport. Du sollst erleuchtet werden, doch die erste Bedingung ist: feierliches Versprechen, nie einem Aristokraten deine Hand zu geben.

Julie. Wenn er aber liebenswürdig ist?

M. Duport. Er kann nicht liebenswürdig seyn.

Julie. Doch in meinen Augen.

M. Duport. So muß Vaterlandsliebe jede andere Leidenschaft erstiken. Die Aristokraten müssen gänzlich ausgerottet werden, und wie könnte man das besser, als wenn man sie gar nicht mehr heirathen läßt, so sterben sie endlich von selbst aus.

Julie. Ich muß Ihnen gestehen, liebste Mutter, daß ich an allen diesen politischen Zänkereien gar keinen Antheil nehme.

M. Duport. Nicht? liebst du dein Vaterland nicht?

Julie. Ei ja, doch, aber wenn Sie mich fragen, was ich darunter verstehe, so weiß ich es kaum selbst.

M. Duport. Dumme Gans!

Julie. Das Haus, in welchem ich geboren und erzogen wurde, die Spaziergänge, wo ich als Kind herumhüpfte, die Nachbarskinder, mit welchen ich spielte, Vater und Mutter, die mich immer lieb hatten, eine Amme, die mich in den Schlaf schaukelte, junge Herren, die mit mir liebäugelten, als ich heranwuchs; das sind die Dinge, die mir einfallen, wenn ich an mein Vaterland gedenke.

M. Duport. Was? Freiheit — Geseze — despotische Gewalt — Lettres de Cachet —

Julie. Ach! das ist mir Alles gleichgiltig. Freiheit? ich habe immer gelebt, wie ich jezt lebe. Geseze? ich verstehe mich nicht darauf. Despotische Gewalt? ich habe gute Eltern, Niemand hat dergleichen an mir ausgeübt. Lettres de Cachet? ach! der, der mein Herz gefangen nahm, hat es seinen Bliken und keiner Lettres de Cachet zu verdanken.

M. Duport. Sie ist nicht zu bessern.

Eine Dame. Sie ist verloren.

Alle. Verloren!

Erste Dame. Wissen Sie denn nicht, Fräulein Julie, daß die Freiheit jezt die neueste Mode ist? und daß ein junges Mädchen, wie Sie, alle Moden mitmachen muß.

Julie. Ei nun, auf vier Wochen möchte es allenfalls hingehen; aber diese Mode dauert schon ein Paar Jahre.

Erste Dame. Sie ist halsstarrig.

Die Zweite. Eigensinnig.

Die Dritte. Ein wenig dumm.

Die Vierte. Sie ist verloren.

Alle. Verloren!

M. Duport. Wie es beliebt, mein Fräulein; aber das sage ich Ihnen: aus Ihrer Verbindung mit dem Baron von Bieder wird nichts. Wenn Sie aber doch so grosse Lust haben, so an einen Aristokraten gefesselt zu seyn, so können wir Ihnen dieses Vergnügen wohl verschaffen. Da hinten sizt einer. Was meinen Sie, meine Damen, wenn wir sie zu Schimpf und Spott, jedes Mal, so lange unsere Versammlung dauert, mit jener Wachs-Puppe zusammenschmiedeten? Da mag sie sizen und die Larve liebkosen.

Alle. Ein allerliebster Einfall.

Julie. Auch ich bin es zufrieden; aber nehmen Sie Sich in Acht, liebe Mutter, man weiß heut zu Tage nicht, was hinter jeder Larve stekt.

M. Duport. Ich glaube, du unterstehst dich noch, zu spötteln? Helfen Sie mir, meine Damen, das ungerathene Mädchen züchtigen. (Sie machen Alle das Zeichen und rufen Lucretia! darauf schleppen sie Julien hinter zu dem Baron, sezen sie neben ihn und winden seine Kette um ihren Arm; stellen sich sodann Alle in eine Reihe, verneigen sich tief und sagen: Wir gratuliren zu der glüklichen Vermählung.

(Antoinette kikert.)

Julie. Ist das Ihr Ernst, liebste Mutter, daß ich diesen Aristokraten als meinen Gemahl betrachten soll?

M. Duport. Mein völliger Ernst, ha! ha! ha!

Julie. Werden Sie Ihr Wort nicht zurükziehen?

M. Duport. Ich nehme alle diese Damen zu Zeugen.

Julie (zum Baron.) Nun, Geliebter, so schwöre ich dir ewige Treue!

Baron. So wie ich dir. (Er faßt sie in seine Arme und trägt sie zur Thüre hinaus.)

Alle Damen (schreien laut und fallen sämmtlich in Ohnmacht.)

Antoinette. Ha! ha! ha! — wie? — alle ohnmächtig? — bei meiner Treu! — alle mausetodt!

(Der Vorhang fällt.)

Ueber die beste Lammzeit der Schafe

wurde bei der Versammlung deutscher Landwirthe in Potsdam Folgendes verhandelt:

Zur Aushülfe in der Nahrung für die Herbst-Lämmer sey der in der ersten Hälfte des Monats September gesäete Roggen in nicht zu leichtem und losem Sandboden, sobald die Saat anfange, gelbliche Blätter zu bekommen, zu behüten, ja selbst auf Sandboden, welcher beregnet oder sonst fest getreten worden sey, könne dieses Behüten im Herbste geschehen.

Noch besser könne das Behüten der Roggen-Felder, auch sogar mit altem Schafviehe geschehen, wenn der Same schon im Anfange August, ja sogar im Juli gesäet worden.

Bei guten Stoppelweiden sey es vortheilhaft, die Lämmer im August und September fallen zu lassen. Bei dieser Lammzeit könnten dann die Mutterschafe mit bloßem Stroh und Kartoffeln erhalten werden; nur trete bei dem Lammen im August und September die Schwierigkeit ein, daß die Mütter im März und später nicht gut stähten. Am Besten sey dieß aber der Fall, im Januar und Februar. Man müsse daher die Schafe so lange, bis sie stährten, in besserer Fütterung halten, als nach der Stährzeit.

Die Januar- und Februar-Lammzeit sey die kostbarste, da Lamm und Mutter lange Zeit gut im Stalle genährt werden müßten, auch während dieser Zeit die Wolle der säugenden Mütter absetze.

In Schlesien sey, nach Angabe des Herrn Amtsrathes Gumbrecht, die Stährzeit im Januar, Juli und August, und daher die Lammzeit Anfangs Juni und im Dezember. Die Juni-Lämmer werden Ende Oktober zum ersten Male und dann im nächsten Juni zum zweiten Male geschoren. Nur sey dort größtentheils Stallfütterung eingeführt.

Herr Schäfer aus Preußen bemerkte, daß auch bei Ihnen das Lammen im Juni für das Zwekmässigste gehalten werde.

Herr Dr. Schweizer hält dieß für die beste Lammzeit, wo die Mutter grünes Futter erhalten könne, und dieß sey überall der Fall, wo man für mehrjährige Kleeweide sorge. Eine Menge Lämmerkrankheiten würden auch durch die Sommerlammung verdrängt werden.

Am Besten sey es jedoch, die Lämmer stets mit den Müttern auszutreiben, und zwar bei naher Weide schon einige Stunden nach der Geburt, da es den Müttern nicht an Milch fehle und den Lämmern die Bewegung im Freien mehr nüzen, als schaden könne.

Ueber buntgeflekte Schafe.

Hierüber entwikelte sich in der Versammlung deutscher Landwirthe zu Potsdam eine Diskussion, aus welcher die Ansicht hervorging, daß namentlich diejenigen Stähre, welche an der Zunge einen schwarzen Flek haben, häufig schekige Lämmer erzeugen, vorzüglich aber, daß in einer Heerde häufig schwarze und schekige Lämmer durch das sogenannte Versehen der Schafe hervorgehen, wenn nemlich die tragenden Mütter schekige Lämmer oder auch dergleichen Hunde oft vor sich sehen, und respektive vor diesen erschreken.

Ein Mitglied führte einen Fall an, nach welchem in seiner Schäferei ein buntes Lamm gefallen war, und in dem Jahre darauf gleich vierzehn Stük; jedoch verminderte sich das Erscheinen der flekigen Lämmer wieder, da die vorhandenen weggeschafft waren.

Verschiedenes.

Die Geschichte für die Nachwelt. Ein Engländer aus Southampton hat sich das Vergnügen gemacht, 14,000 Flaschen mit 6000 Exemplaren eines Auszuges der Weltgeschichte zu füllen und füllen zu lassen. Die Flaschen sollen, wohl gestöpselt und versiegelt, in den tiefsten Schlünden der Eishöhlen Grönlands niedergelegt werden, damit, wenn unsere Erde theilweise zerstört würde, die Flaschen oben auf dem Wasser schwimmen, und die kommenden Geschlechter von der Geschichte der Welt unterrichten, die sie nicht kennen werden.

Die sächsischen Damen, geschildert von einem Engländer. „Die Frauen in Sachsen“ sagt ein reisender Engländer, „sind Muster des Fleisses; sie mögen zu Hause oder ausserhalb des Hauses seyn, das Striken und Nähen hört nicht auf. Eine Dame, die in eine Gesellschaft geht, würde leicht den Fächer vermissen, könnte aber gewiß keine halbe Stunde ohne ihr Strik- oder Nähzeug seyn. Ein Mann, der in eine solche Gesellschaft tritt, könnte leicht in den verzeiblichen Irrthum verfallen, er sey in eine Industrieschule gekommen. In Dresden wird dieser Fleiß so weit getrieben, daß die Damen selbst im Theater striken. Ich habe es selbst gesehen, wie eine Dame den Strikstrumpf hinlegte, sich die Thränen aus den Augen wischte über die Leiden Thekla's in Wallensteins Tod, und dann sogleich den Strumpf wieder vornahm.“

Warum leben die Frauen gewöhnlich länger, als die Männer? Ein französisches Blatt hat folgenden Artikel: „Ein Arzt hat herausgefunden, warum die Frauen gewöhnlich länger leben, als die Männer; der Grund ist, daß sie mehr sprechen, als wir. — Die größte Zahl von Krankheiten kommt von der Schwäche und Veränderung der Lunge her. Das fleissige Sprechen nun stärkt wegen einer heilsamen fortwährenden Uebung und Bewegung jenes so zarte Organ, das bei den melancholischen und selten redenden Menschen leidet. Viel sprechen ist ein herrliches Mittel, um sich wohl zu befinden und lange zu leben.

Tabakspfeifen von Stroh werden von Hrn. Evers, Drechslermeister in Berlin, verfertigt, und sollen sich durch Zwekmässigkeit, Leichtigkeit und äussere Eleganz auszeichnen.

Julie. Ei nun, auf vier Wochen möchte es allenfalls hingehen; aber diese Mode dauert schon ein Paar Jahre.

Erste Dame. Sie ist halsstarrig.

Die Zweite. Eigensinnig.

Die Dritte. Ein wenig dumm.

Die Vierte. Sie ist verloren.

Alle. Verloren!

M. Duport. Wie es beliebt, mein Fräulein; aber das sage ich Ihnen: aus Ihrer Verbindung mit dem Baron von Bieder wird nichts. Wenn Sie aber doch so grosse Lust haben, so an einen Aristokraten gefesselt zu seyn, so können wir Ihnen dieses Vergnügen wohl verschaffen. Da hinten sizt einer. Was meinen Sie, meine Damen, wenn wir sie zu Schimpf und Spott, jedes Mal, so lange unsere Versammlung dauert, mit jener Wachs-Puppe zusammenschmiedeten? Da mag sie sizen und die Larve liebkosen.

Alle. Ein allerliebster Einfall.

Julie. Auch ich bin es zufrieden; aber nehmen Sie Sich in Acht, liebe Mutter, man weiß heut zu Tage nicht, was hinter jeder Larve stekt.

M. Duport. Ich glaube, du unterstehst dich noch, zu spötteln? Helfen Sie mir, meine Damen, das ungerathene Mädchen züchtigen. (Sie machen Alle das Zeichen und rufen Lucretia! darauf schleppen sie Julien hinter zu dem Baron, sezen sie neben ihn und winden seine Kette um ihren Arm; stellen sich sodann Alle in eine Reihe, verneigen sich tief und sagen: Wir gratuliren zu der glüklichen Vermählung.

(Antoinette kikert.)

Julie. Ist das Ihr Ernst, liebste Mutter, daß ich diesen Aristokraten als meinen Gemahl betrachten soll?

M. Duport. Mein völliger Ernst, ha! ha! ha!

Julie. Werden Sie Ihr Wort nicht zurükziehen?

M. Duport. Ich nehme alle diese Damen zu Zeugen.

Julie (zum Baron.) Nun, Geliebter, so schwöre ich dir ewige Treue!

Baron. So wie ich dir. (Er faßt sie in seine Arme und trägt sie zur Thüre hinaus.)

Alle Damen (schreien laut und fallen sämmtlich in Ohnmacht.)

Antoinette. Ha! ha! ha! — wie? — alle ohnmächtig? — bei meiner Treu! — alle mausetodt!

(Der Vorhang fällt.)

Ueber die beste Lammzeit der Schafe

wurde bei der Versammlung deutscher Landwirthe in Potsdam Folgendes verhandelt:

Zur Aushülfe in der Nahrung für die Herbst-Lämmer sey der in der ersten Hälfte des Monats September gesäete Roggen in nicht zu leichtem und losem Sandboden, sobald die Saat anfange, gelbliche Blätter zu bekommen, zu behüten, ja selbst auf Sandboden, welcher beregnet oder sonst fest getreten worden sey, könne dieses Behüten im Herbste geschehen.

Noch besser könne das Behüten der Roggen-Felder, auch sogar mit altem Schafviehe geschehen, wenn der Same schon im Anfange August, ja sogar im Juli gesäet worden.

Bei guten Stoppelweiden sey es vortheilhaft, die Lämmer im August und September fallen zu lassen. Bei dieser Lammzeit könnten dann die Mutterschafe mit bloßem Stroh und Kartoffeln erhalten werden; nur trete bei dem Lammen im August und September die Schwierigkeit ein, daß die Mütter im März und später nicht gut stähten. Am Besten sey dieß aber der Fall, im Januar und Februar. Man müsse daher die Schafe so lange, bis sie stährten, in besserer Fütterung halten, als nach der Stährzeit.

Die Januar- und Februar-Lammzeit sey die kostbarste, da Lamm und Mutter lange Zeit gut im Stalle genährt werden müßten, auch während dieser Zeit die Wolle der säugenden Mütter absetze.

In Schlesien sey, nach Angabe des Herrn Amtsrathes Gumbrecht, die Stährzeit im Januar, Juli und August, und daher die Lammzeit Anfangs Juni und im Dezember. Die Juni-Lämmer werden Ende Oktober zum ersten Male und dann im nächsten Juni zum zweiten Male geschoren. Nur sey dort größtentheils Stallfütterung eingeführt.

Herr Schäfer aus Preußen bemerkte, daß auch bei Ihnen das Lammen im Juni für das Zwekmässigste gehalten werde.

Herr Dr. Schweizer hält dieß für die beste Lammzeit, wo die Mutter grünes Futter erhalten könne, und dieß sey überall der Fall, wo man für mehrjährige Kleeweide sorge. Eine Menge Lämmerkrankheiten würden auch durch die Sommerlammung verdrängt werden.

Am Besten sey es jedoch, die Lämmer stets mit den Müttern auszutreiben, und zwar bei naher Weide schon einige Stunden nach der Geburt, da es den Müttern nicht an Milch fehle und den Lämmern die Bewegung im Freien mehr nüzen, als schaden könne.

Ueber buntgeflekte Schafe.

Hierüber entwikelte sich in der Versammlung deutscher Landwirthe zu Potsdam eine Diskussion, aus welcher die Ansicht hervorging, daß namentlich diejenigen Stähre, welche an der Zunge einen schwarzen Flek haben, häufig schekige Lämmer erzeugen, vorzüglich aber, daß in einer Heerde häufig schwarze und schekige Lämmer durch das sogenannte Versehen der Schafe hervorgehen, wenn nemlich die tragenden Mütter schekige Lämmer oder auch dergleichen Hunde oft vor sich sehen, und respektive vor diesen erschreken.

Ein Mitglied führte einen Fall an, nach welchem in seiner Schäferei ein buntes Lamm gefallen war, und in dem Jahre darauf gleich vierzehn Stük; jedoch verminderte sich das Erscheinen der flekigen Lämmer wieder, da die vorhandenen weggeschafft waren.

Verschiedenes.

Die Geschichte für die Nachwelt. Ein Engländer aus Southampton hat sich das Vergnügen gemacht, 14,000 Flaschen mit 6000 Exemplaren eines Auszuges der Weltgeschichte zu füllen und füllen zu lassen. Die Flaschen sollen, wohl gestöpselt und versiegelt, in den tiefsten Schlünden der Eishöhlen Grönlands niedergelegt werden, damit, wenn unsere Erde theilweise zerstört würde, die Flaschen oben auf dem Wasser schwimmen, und die kommenden Geschlechter von der Geschichte der Welt unterrichten, die sie nicht kennen werden.

Die sächsischen Damen, geschildert von einem Engländer. „Die Frauen in Sachsen“ sagt ein reisender Engländer, „sind Muster des Fleisses; sie mögen zu Hause oder ausserhalb des Hauses seyn, das Striken und Nähen hört nicht auf. Eine Dame, die in eine Gesellschaft geht, würde leicht den Fächer vermissen, könnte aber gewiß keine halbe Stunde ohne ihr Strik- oder Nähzeug seyn. Ein Mann, der in eine solche Gesellschaft tritt, könnte leicht in den verzeiblichen Irrthum verfallen, er sey in eine Industrieschule gekommen. In Dresden wird dieser Fleiß so weit getrieben, daß die Damen selbst im Theater striken. Ich habe es selbst gesehen, wie eine Dame den Strikstrumpf hinlegte, sich die Thränen aus den Augen wischte über die Leiden Thekla's in Wallensteins Tod, und dann sogleich den Strumpf wieder vornahm.“

Warum leben die Frauen gewöhnlich länger, als die Männer? Ein französisches Blatt hat folgenden Artikel: „Ein Arzt hat herausgefunden, warum die Frauen gewöhnlich länger leben, als die Männer; der Grund ist, daß sie mehr sprechen, als wir. — Die größte Zahl von Krankheiten kommt von der Schwäche und Veränderung der Lunge her. Das fleissige Sprechen nun stärkt wegen einer heilsamen fortwährenden Uebung und Bewegung jenes so zarte Organ, das bei den melancholischen und selten redenden Menschen leidet. Viel sprechen ist ein herrliches Mittel, um sich wohl zu befinden und lange zu leben.

Tabakspfeifen von Stroh werden von Hrn. Evers, Drechslermeister in Berlin, verfertigt, und sollen sich durch Zwekmässigkeit, Leichtigkeit und äussere Eleganz auszeichnen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der kalte Michel.

(Erzählung.)

War einst ein deutscher Junker
Im prächtigen Paris;
Er wollt' sein Geld in Ehren,
Und mit Geschmak verzehren
In Frankreichs Paradis.

Auf Einmal blieb der Wechsel
Ihm allzulange aus.
Er schrieb zwar viele naive
Und wohlgesezte Briefe,
Doch keiner kam von Haus.

Des Franzmanns Komplimente —
Die waren jezt nicht groß;
Nur die mit vollen Händen
Ihr deutsches Geld verschwenden,
Sieht gerne der Franzos.

Da war der Junker traurig,
Und hängt das Mäulchen schief.
Es äugelt ihm izunder
Vergeblich der Burgunder,
Er will nur Geld und Brief.

Einst schaut er zu dem Fenster
Mit dunkelm Blik hinaus;
Schon träumt er von Pistolen,
Von Mord und Teufelholen:
Da kam sein Knecht von Haus.

Gleich schrie er: »Guter Michel,
O, komm doch 'rauf zu mir!«
Der Michel sprach: »Ihr Gnaden!
Ein Schöpplein könnt' nicht schaden;
Ich weiß kein Wirthshaus hier.«

Der Kerl war nun im Zimmer;
Der Junker fragt: »Was Neu's?«
Doch Michel sezt sich nieder,
Labt erst mit Wein die Glieder,
Dann sagt er, was er weiß.

»Ei, denkt doch, gnäd'ger Herr!
Der Rabe ist verrekt.
Er hatte wenig Futter,
Auf Einmal fraß er Luder,
Bis er davon verrekt.«

»Wer gab ihm so viel Luder?«
Frägt Junker schon gerührt.
»Ha! Euers Vaters Pferde —
Ihr wißt's, von großem Werthe,
Die waren halt krepirt.«

»Was, meines Vaters Pferde?«
»Ha! 's ist ja schon bekannt!
Ihr Gnaden, muß nur sagen,
Vom vielen Wassertragen
Verrekten sie beim Brand.«

»Was sagst von einem Brande?«
»Hm! ja in Euerm Haus.
'S ist eben kein Mirakel;
Denn, spielt man mit der Fakel,
So kommt gleich Feuer aus.«

»Ach Gott! mein Schloß verbrannte?«
»Ihr Gnaden sagt es gleich.
Mit Fakeln und mit Kerzen
Ist wahrlich nicht zu scherzen,
Wie bei der Mutter Leich'.«

»Wie, Michel, meine Mutter?«
»Ja freilich, sie ist todt!
Sie hat sich halt bekümmert,
Und Kümmerniß verschlimmert
Das Blut, und bringt den Tod.«

»Wer hat sie denn bekümmert?«
»Ihr Vater, wie man sagt.
Der hat vor sieben Wochen
Halt das Genik gebrochen,
Und zwar auf einer Jagd.«

Der Junker sich an Schädel
Mit beiden Fäusten schlug —
»Wär' ich doch nie geboren! —
Ha! Alles ist verloren! —
Verdammter Hund, genug!«

»Ist nicht so arg, sprach Michel,
Was braucht's des Lärmens da?
Ich schwömm', bei meiner Ehre,
Gleich izo auf dem Meere
Fort nach Amerika.«

Und mir nichts, dir nichts, plözlich —
Floh er mit ihm davon.
Europa bleibt zurüke,
Sie machen bald ihr Glüke
Beim großen Washington.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 48. 29. November 1840.

Ueber das sogenannte Abwintern der Getreide- und Futterpflanzen.

Das sogenannte Abwintern des Getreides und der Futterpflanzen, über welches vorzüglich die höheren Gebirgsgegenden alljährlich mehr und weniger sich zu beklagen haben, dürfte in jeder Beziehung einige Aufmerksamkeit verdienen, in so ferne sich Mittel zur Beseitigung dieses Uebelstandes auffinden ließen.

Die allgemeine Meinung, daß der lange anhaltende Frost das sogenannte Abwintern verursache, scheint jedenfalls auf unrichtigen Voraussezungen zu beruhen; indem nach der Erfahrung in sehr kalten Winterjahren das Getreide und die Futterkräuter zuweilen weniger leiden, als in minder kalten Jahren. Jeder Landwirth wird dieß aus eigener Erfahrung bestätigen können, und demnach dürfte dieses Uebel jedenfalls nur in einer anderen Ursache zu suchen und zu finden seyn.

Ich habe mir Mühe gegeben, dießfalls der Sache auf den Grund zu kommen und glaubte ganz verläßlich gefunden zu haben, daß das gedachte Uebel der Abwinterung nur in der, im Frühjahre gehemmten Vegetation der zarten Getreide- und Futterpflanze zu suchen sey. — Die Rükſprache mit einem alten erfahrenen Landwirthe scheint meine dießfällige Ansicht vollends zu bestätigen; indem das von diesem Landwirthe gegen gedachtes Uebel schon seit mehr als dreißig Jahren benüzte, im Allgemeinen aber nur wenig oder gar nicht bekannten Mittel jederzeit die entsprechendsten Resultate lieferte.

Dasselbe ist sehr einfach und demnach für Jeden, der Lust hat, Etwas zu seinem Vortheile zu thun, auch sehr leicht ausführbar. — Man gräbt nemlich beiläufig in der Hälfte März (angeblich längstens fünfzehn Wochen nach dem ersten bleibenden Schnee) an jenen Grundstüken, wo die Abwinterung besorgt wird, beiläufig auf ein Drittel Joch drei runde Löcher, circa zwölf Zoll im Durchmesser durch die Schneedeke, bis auf die Erde, und zwar so, daß diese Löcher unter sich in ein möglichst regelmässiges Dreiek zu stehen kommen. Mit diesem Ausgraben fährt man so lange fort, bis die ganzen gefährdeten Grundstüke mit solchen Löchern triangulirt sind.

Ist dieses geschehen, so ist auch schon die ganze Arbeit vollendet, und der Eigenthümer kann sich versichert halten, daß seine Aussaat nichts mehr von der Abwinterung zu leiden haben werde.

Wird meine Ansicht, daß blos die unterdrükte Vegetation das Uebel der Abwinterung verursache, als richtig angenommen, so scheint die ebengedachte Erfahrung diese Ansicht in der That zu bestätigen; indem bekanntlich ohne hinlänglichen Luftzutritt kein lebendes Geschöpf, folglich auch keine Pflanze fortbestehen kann. — Ungefähr in der Hälfte März, beim Wiederbeginne des Frühlings, tritt in der Regel auch die neue Vegetation, welche durch den Winterfrost in Stillstand gesezt wird, wieder in ihre erste Wirkung. — Die Erde gibt durch das allmählige Aufthauen der gefrorenen Oberfläche ihre gehemmte Triebkraft wieder heraus und die Pflanzen, welche bis dahin ihren Winterschlaf (wie wir die unterdrükte Funktion des Wachsthums gewöhnlich bezeichnen) verrichteten, werden wieder zum neuen regen Leben angetrieben.

Wenn es nun Grundstüke gibt, welche zur Zeit der wieder eingetretenen Thätigkeit in der Erde auf grosse Streken hin mit Schnee bedekt sind, so scheint der zum Wachsthume absolut nothwendige Zutritt der Luft zu sehr von der mit Schnee bedekten Pflanze abgehalten zu seyn und dieser Mangel scheint ferner die Zerstörung der in rege Lebensthätigkeit gerufenen Pflanzen mit sich zu führen, und folglich auch für den Akerbau einen Nachtheil hervorbringen zu müssen, der insgemein unter der Benennung des Abwinterns bekannt ist.

Wird dieser Saz als richtig, und auf gedachte Art als erwiesen betrachtet, so scheint auch, dem vorerwähnten Mittel nichts mehr einzuwenden zu seyn; denn durch die Durchgrabung der Schnee-Kruste in kleinen Entfernungen, wird der Luftzutritt in jeder Beziehung befördert, weil es einleuchtend ist, daß dadurch eine mässige Luftcirkulation nothwendiger Weise unter der Schneedeke erfolgen müsse. — Selbst bei grossen Schneemassen dürfte es wohl schwer vorauszusezen seyn, daß es zwischen denselben und der Erde nicht so viel leere Räumchen geben sollte, als deren zum Durchzuge der Luft von einem Loche zum andern nothwendig sind; und wenn dieß auch der Fall wäre, so bliebe es ja unbenommen, anstatt drei Löcher auf $\frac{1}{3}$ Joch, mehrere derselben aufzugraben. — Eine kleine Mühe verdiente der Versuch wohl! —

Sind meine Ansichten richtig, und sollten mehrere darüber angestellte Versuche den Gegenstand der Frage bestätigen: so wäre es nicht zu beklagen, wenn tief liegende Gründe lange mit Schnee bedekt bleiben, und die Beseitigung desselben durch Besäen mit Asche oder einer andern dunkeln, durch die Sonnenstrahlen leicht erwärmungsfähigen Substanz, um dadurch das Abwintern zu verhindern, würde dann auch aus dem Grunde mit Vortheil ganz unterbleiben können, weil die zarte Pflanze im Frühjahre den kalten März- und Aprilwinden nicht so sehr ausgesezt wäre, als an solchen Stellen, wo wegen schnellem Zerschmelzen der Schneedeke eine Abwinterung niemals, wohl aber der Zerstörung durch kalte Frühlingswinde zu besorgen ist.

Diese meine Ansichten, deren Richtigkeit ich zwar voraussetze, aber nicht verbürgen will, glaube ich der weiteren Prüfung eifriger Forscher hiermit öffentlich vorlegen zu dürfen, und zweifle sofort nicht, in der Folge von glüklich ausgeführten Versuchen zu hören. J. M.

Ueber den Holzverbrauch.

Von allen Seiten erheben sich Klagen über Holzmangel und Holztheuerung. Es ist nicht zu wundern, daß der Holzmangel zunehme. Die Bevölkerung wachset; neue Häuser werden gebaut; jede zugehende Familie braucht Holz zum Erwärmen und Kochen. In demselben Verhältnisse nehmen Fabriken und Gewerbe zu. Bei verbessertem Wohlstande wird auch der sinnliche Genuß gesteigert. Man sieht neue Gärten und Anlagen sich erheben; diese bedürfen Gestänge und zierliche Einfassungen. Die Bequemlichkeit schafft neue Brüken, Schuzgeländer, Stege etc. Der Holzwuchs hält mit diesem Fortgange nicht gleichen Schritt.

Obgleich das Holz jezt theuer ist, rentirt doch durchschnittlich der Aker mehr, als der Wald. Aus diesem Grunde haben viele Privatleute seit 30 — 40 Jahren einzelne Waldtheile ganz ausgerottet. Wälder, die diesem Schiksale nicht unterlagen, wurden bei dem niedern Preise der Landwirthserzeugnisse überhauen, um die Mittel zum Fortkommen zu bestreiten. Die Vertheilung von Gemeindewaldungen hat nicht minder zur Abnahme des Holzes beigetragen. Schnell wurden die auf so leichte Art erworbenen Gebietstheile benüzt und auch davon wieder viele zu Feldern hergerichtet.

Die Erweiterung des Feldbodens bedurfte mehr Dünger; die Wälder wurden also schonungslos durch Streurechen hergenommen und dadurch auch dem Nachwuchse das Fortkommen benommen. Man sieht also jezt nur verkümmerte Pflanzen, die den Boden, worauf sie stehen, nicht verdienen und der gewiß auch zu Feld hergerichtet werden würde, wenn man Dünger zu schaffen wüßte. Von

den unentbehrlichen Requisiten (Holz und Streu) entblößt, nimmt der Landmann wie der Städter, seine Zuflucht zu den Staatswaldungen, welche, da auch sie früher der gehörigen Aufmerksamkeit entgingen, die bestehenden Ansprüche unmöglich befriedigen können. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, sind bereits Ersazmittel in Torf und Steinkohlen zum Vorscheine gekommen.

Das beste Mittel ist aber die Sparsamkeit. Wenn diese nicht von allen Seiten auf das Genaueste eingeführt wird, so können die Holzpreise nicht nur nicht fallen, sondern sie müssen noch mehr steigen. Die Sparsamkeit wird noch gar zu sehr ausser Augen gelassen. Obschon die Holz-Preise in den Städten gewöhnlich höher stehen, als auf dem Lande, so fehlt es doch jenen noch sehr an zwekmässiger Einrichtung der Feuerstellen; ungemein schlimmer sieht es damit auf dem Lande aus. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß durch eine bessere Einrichtung der Feuerstellen daselbst, so wie überhaupt durch eine klügere Haushaltung der 6te Theil des Brenn-Holzes erspart werden könnte. Der größte Theil der Landleute geht noch sehr verschwenderisch mit dem Holze um. In den Winkeln ihrer Höfe und Gebäude sieht man Holzabfälle verschiedener Art der Fäulniß überlassen. Rinden und Spane, womit die Höfe übersäet sind, werden in den Koth getreten. Manche Hausmutter könnte am frühen Morgen auf der Heimkehr mit Gras von den Feld- und Dorfwegen so viel Holz lösen, als sie zum Kochen des Frühstüks bedürfte. Welch grossen Aufwand verursachen ferner die Verschränkungen (Zäune), womit Felder und Wiesen auf dem Lande umgeben sind.

Diese Verschränkungen haben den Zwek, das Abfressen der Früchte von dem vorübergehenden Weidviehe abzuhalten. Es hat allerdings Grund, daß Verschränkungen aufgestellt seyn müssen, weil das Vieh zu viel Schaden machen würde; allein, ob das Vieh solche Wege gehen und wie die Verschränkungen beschaffen seyn müssen, ist eine andere Frage. Auf Wegen, die mit Gemeinde-Heerden durchzogen werden, ist die Verschränkung der daran liegenden Gründe unentbehrlich. Eine hölzerne Verschränkung könnte aber durch lebende Zäune ersezt werden, deren es in frühern Zeiten auf dem Lande so viele gab, die aber durch Vernachlässigung größtentheils zu Grunde gingen. Ganz etwas Anderes ist es mit der allgemeinen Verschränkung. Es besteht nemlich bei den Land-Leuten die Einrichtung, daß jeder seine Ochsen vom Frühjahre an, und so lange Schnee und Eis die Flur nicht deken, vor und nach der Arbeit eigens weidet; wozu, so lange die Früchte auf Feldern und Wiesen stehen, jeder seine zerstreut liegenden Feldraine, Wiesensäume und andere unbebaute kleine Fleke benüzt. Es ist dieses das sogenannte Einzelnhüten; es gibt alsdann so viele einzelne Hirten, als es Haushalten gibt, welche Ochsen haben. Weil nun diese Triften die Flur über kreuz und quer durchschneiden, so müssen fast alle Grundstüke mit hölzernen Stangen umzogen werden.

Der moralische Nachtheil, welcher durch dieses Einzelnhüten entsteht, verdient eben so viele Aufmerksamkeit, als der Holzverbrauch. Gewöhnlich werden schulpflichtige Kinder zum Hüten genommen und die Schule wird gar oft darüber versäumt. Diese Kinder laufen dann auf der Flur zusammen und unterhalten sich mit Spielen oder Schlafen, während ihr Vieh auf dem vom täglichen Besuche ganz abgemagerten Boden unbefriedigt, gierig nach dem Bessern haschet, die Schränke überspringt oder niederbricht.

Gar oft werden solche Frevel vorsäzlich begangen. Es entstehen dadurch sehr viele Unannehmlichkeiten in der Gemeinde. Würden die Land-Leute die Feldraine, die gewöhnlich gut sind, zu den Feldern reissen, die Wiesensäume mit den Wiesen verbessern, die einzelnen Fleke dem nächstgelegenen Grunde zutheilen oder kultiviren oder an den Nachbar vertauschen oder verkaufen und einen gemeinsamen Hutplaz für die Ochsen ausmitteln, wo diese sich wenigstens der Gesundheit wegen herumtummeln, (da der arbeitende Ochse denn doch im Stalle gefüttert werden muß) so würden sie mehr Vortheil haben. Aufwand für Lohn und

Kost des gemeinsamen Hirten wäre bei Weitem nicht so bedeutend, wie für so viele einzelne Hirten; auch könnten die dem Landmanne eigenen Kinder auf andere Art beschäftigt werden.

Es wurde zwar vom Hauptgegenstande ziemlich abgewichen; einerseits aber jedoch diese Abweichung nicht wohl zu umgehen; anderseits wurde dadurch gezeigt, wie in den Lebensfragen über Land- und Forstwirthschaft die meisten Schwierigkeiten gewöhnlich vom Landwirthe selbst herrühren, und daß ohne bessere Bildung desselben alle auf Erhöhung der Kultur des Bodens gemacht werdenden Versuche fruchtlos bleiben.

Ein anderer bemerkenswerther Umstand ist der, daß man noch immer viele neue Holzbauten entstehen sieht, die schon am Anfange mit gleichen Kosten von Stein aufgeführt werden könnten, ohne die kostspielige Unterhaltung derlei Bauten zu bedenken, z. B. öffentliche Brüken, Durchlässe, Stege, Schuzgeländer 2c.

Gelegenheitlich noch einige Worte über den Handel mit Flözholz. Dieser Handel wird mit scheelsüchtigen Augen angesehen, weil er zur Holz-Theuerung mitwirkt. Es ist wahr, daß durch diesen Handel viel Holz ins Ausland geht, allein es kommt dadurch viel Geld ins Land. Nach Geld trachtet Jedermann. Eine gute Staatswirthschaft muß darauf bedacht seyn, Geld vom Auslande hereinzubringen und so viel als möglich das Auswandern des Geldes zu verhindern. Nicht der Besiz seiner Erzeugnisse macht das Land reich, sondern ihr vortheilhafter Absaz. Haben die Einwohner eines Landes Geld, haben sie sich der Theuerung wegen nicht zu fürchten; dagegen macht der Geld-Mangel die Produkte werthlos und erstikt den Sinn für Erwerbsthätigkeit. Jedermann hat Freude, wenn er seine Produkte vortheilhaft verwerthen kann; warum soll man diese Freude nicht auch dem Landwirthe gönnen? daher einem Jeden das Seinige!

Bemerkungen.

Nicht die Vermehrung des baaren Geldes ist der Zwek des Handels, sondern die Steigerung des Nationalreichthums ist die Wirkung des geregelten Austausches aller Waaren. — Die Abnahme des baaren Geldes macht die Produkte nicht werthlos, d. h., drükt dieselben nicht unter ihren wahren Werth herab, sondern der Mangel des Geldes, wenn man darunter nur die klingende Münze versteht, bewirkt, daß das Silber einen höhern Werth erhält. — Wenn aber der Verfasser unter Geld den Reichthum eines Landes versteht (was gewöhnlich der Fall ist), so hat derselbe ganz recht, daß in einem Lande die Produkte um so mehr im Preise fallen, je ärmer das Land wird, d. h., je weniger wohlhabende Menschen vorhanden sind, Produkte zu kaufen und zu konsumiren.

Daß der Handel im Allgemeinen nur die Wohlhabenheit der Länder vermehre, unterliegt keinem Zweifel, und von diesem Gesichtspunkte aus ist die Handelsfreiheit wohl nur der erste Zustand für alle Völker, wenn alle diesem Principe huldigen; daß aber diese allgemeine Handelsfreiheit unter verschiedenen Verhältnissen beschränkt werden müßte, lehrt die Erfahrung, und es würde gewiß für alle Leser dieses Blattes höchst willkommen seyn, wenn der so viel besprochene Gegenstand des Holzhandels von sachkundigen und unparteiischen Männern öffentlich beleuchtet würde.

Die Redakt.

Ueber die Benüzung der Abfälle in Holzschlägen durch Verkohlung; auf Versuche und Beobachtungen gegründet.

Mehr als jemals, hört man jezt laute Klagen über den allenthalben eintretenden Mangel an Brennmateriale, und bedarf keines streng prüfenden Blikes, um die Wahrheit dieser Klagen zu begreifen.

Der immer mehr überhandnehmende Trieb zur Vergrösserung der Produktion in jedem Zweige der Industrie, und vorzüglich der in der leztern Zeit in der Eisenerzeugung erfolgte Aufschwung, droht das Bedürfniß an Brennmateriale für die Folge immer mehr empfindlich zu machen.

Es ist demnach bestimmt an der Zeit, Alles

aufzubieten, um der Dekung dieses Bedürfnisses mehr und mehr entgegen zu kommen, und dabei nicht etwa blos das Augenmerk der Ausforschung fossiler Kohlen und Torflager ausschliessig zu widmen, sondern auch einen Blik auf die näher gelegenen Mittel zu werfen, deren Benüzung, wenn auch nicht von grossem Belange, demungeachtet aber doch von einigem Werthe seyn dürfte.

In den Tagen der Noth ist auch kleine Aushülfe nicht zu verachten.

Die Erfahrung lehrt es täglich, und besonders wird es sehr häufig wahrgenommen, daß die Abfälle in grossen Holzschlägen der Hochwaldungen durchaus unbenüzt bleiben.

Diese Abfälle bestehen vorzüglich in den Aesten der gestokten Bäume; in den Gipfeln derselben und in kleinen Baumstämmen unter fünf Zoll Durchmesser; und nachdem ein einziger überstandener Fichtenbaum in Hochwaldungen im geringsten Durchschnitte ein achtel Quadrat-Klafter solcher Abfälle liefert, so läßt sich der Verlust an Brennmateriale aus sämmtlichen Waldungen in holzreichen Provinzen ohne Schwierigkeit ermessen, und jedenfalls zeigt ein einziger prüfender Blik den Gegenstand bei Weitem nicht so geringfügig, als man es im ersten Augenblike denken möchte.

Der Grund der bisherigen Mißachtung dieses Verlustes, dürfte wohl in nichts Anderem, als in dem noch nie gefühlten Mangel an Brennmateriale, dann in der kostspieligen Aufsammlung und schwierigen Abtreibung solcher Abfälle aus Hochwaldungen, zu suchen seyn; jezt aber, wo der erste Beweggrund zur ferneren Mißachtung mehr und mehr verschwindet, dürfte es auch räthlich seyn, das zweite Hinderniß durch zwekentsprechende Mittel zu beseitigen.

Die Graf Widmann'sche Gewerkschaft in Oberkärnten hat, von der Wichtigkeit dieses Gegenstandes aufgemuntert, bereits einige Versuche gemacht, und sich davon überzeugt, daß es nur eines guten Anfanges bedarf, um aus diesen bisher ganz unbeachteten Abfällen wirklichen Nuzen zu ziehen.

Sie ließ nemlich solche Abfälle von einem Zoll Dike aufwärts zusammensammeln, die kleinern Zweige davon abbauen und die sofort gereinigten Aeste in gleicher Länge mittelst Bändern aus Baumzweigen, insgemein Wieden genannt, in Bündeln von verschiedener Grösse zusammen binden, wobei jedoch auf eine genaue Zusammenfügung der einzelnen Stüke gesehen wurde, um dadurch die grösseren Zwischenräume möglichst zu vermeiden.

Die Bündel wurden nun wie Holzdreblinge in förmliche Meiler gestellt, mit Kohllösche beworfen und wie gewöhnlich verkohlt.

Die daraus gewonnene Kohle war zwar klein und konnte somit nur als Kohlenprasche auf Zainhämmern, Nagelschmieden und Bratfeuern verwendet werden, enthielt indeß ungleich mehr Brenn-Stoff, als die gewöhnliche Fichtenholzkohle und konnte in jeder Beziehung mit einer guten Buchen-Kohle verglichen werden. Eine genauere Analysirung wurde damit nicht vorgenommen.

Schon die kompakte, harzige Substanz der Fichtenäste, zeugt von der Richtigkeit dieser Erfahrung und man konnte mit Zuversicht schon zum Voraus auf eine harte, viel Brennstoff versprechende Kohle schliessen.

Das Quadratklafter dieser Astbündel gab im Durchschnitte zwischen neun bis zehn Kärntner Schaff Kohlen und stellte sich somit dem Ergebnisse des besten Fichtenholzes gleich.

Das Zusammensammeln, Aushaken und Binden im Holzschlage kostete für das Quadratklafter im Durchschnitte 1 fl. 12 kr. CM., indem ein Mann von mittelmässiger Stärke des Tages leicht eine halbes Quadratklafter in Bereitschaft stellte.

Die Kosten der Ablieferung vom Holzschlage an die Kohlstätte hängen natürlich von der Oertlichkeit ab, und demnach können auch die dießfälligen Auslagen beim vorgenommenen Versuche um so weniger zum Maßstabe dienen, als die Graf Widmann'sche Gewerkschaft zu diesem Versuche geradezu keinen entfernten Holzschlag wählte, aus welchem die Lieferung mit besonderen Schwierig-

keiten verbunden gewesen wäre. — Man könnte nun freilich den Vorwurf machen, daß gerade die nichtbeachtete Schwierigkeit der Ablieferung solcher Abfälle aus Hochwaldungen der Hauptstein des Anstosses sey, und daß dessen Beseitigung durch den bisherigen Versuch noch keineswegs nachgewiesen erscheine; Allein auch solchen Einwürfen lassen sich wirklich zu beachtende Bemerkungen entgegen stellen.

Man beobachtete in erwähnter Beziehung das Verfahren in einigen italienischen Holzschlägen; — so z. B. findet man in der Lombardei, vorzüglich aber in Val Sabbia mehrere sogenannte Waldungen aus Eichen- und Buchengebüschen bestehend, welche man füglich unter die Klasse der Gesträuche, niemals aber unter die Klasse einer schlagbaren Waldung rechnen könnte. Diese Waldungen werden, wenn die dem Referenten an Ort und Stelle gegebenen Versicherungen nicht trügen, von 15 zu 15 Jahren längstens abgestokt und verkohlt, um die in jener Gegend häufig bestehenden Hammerwerke mit Brennmateriale zu deken.

Es sind dort, wenn die Waldungen wieder schlagbar werden, höchstens Stämme von 5 — 7 Zoll Durchmesser, und werden in der Verkohlung nebst den vielfältig dünneren Aesten beinahe auf gleiche Art behandelt, wie die Graf Widmann'sche Gewerkschaft ihre Abfälle behandelte. Weil indeß in jenen Waldungen die Abtreibung solcher kleiner, größtentheils krumm gewachsener Hölzer auf Rieswerken nicht thunlich ist, und weil es dort überhaupt wegen Mangel grösserer Hölzer nicht möglich wäre, ein geeignetes Rieswerk herzustellen, so ist man rüksichtlich der Abtreibung des Holzes in gedachten sehr steilen und hohen Waldungen ohne Weiteres im grösseren Nachtheile als bei uns mit der Erlangung der in Rede stehenden Abfälle in Hochwaldungen, und demungeachtet werden dort Kohlen gewonnen, welche im Preise nicht viel höher, als die unsrigen, zu stehen kommen.

Man verfährt dabei ganz kurz folgendermassen:

Es werden nemlich in der Waldung selbst, in der Nähe von Quellen und Sümpfen, ebene Pläze oder Vertiefungen gesucht; an diese werden die zunächst gelegenen Holzstämme und Astbündel gewälzt oder getragen, in kleine Meiler gesezt, mit Erde überworfen und auf allgemeine übliche Weise verkohlt; die Kohlen aber werden dann, wenn es die Oertlichkeit zuläßt, mittelst Saum-Rossen, sonst aber durch Menschen in Säken zu den Hammerwerken getragen. — Selbst Kinder von 10 bis 12 Jahren werden zu diesem Transporte verwendet, so zwar, daß manche Familie des Tages zu einem schönen Lohne kommt, wenn auch deren Leistung nur den Kräften angemessen bleibt.

Bei uns würde dieses Verfahren noch dadurch erleichtert, weil die Kohlen im Herbste, Winter oder Frühjahre, je nachdem es die Umstände gestatteten, mittelst kleinen, eigens dazu eingerichteten Schlitten, an den ohnehin bestehenden Rieswerken abgezogen werden könnten, und das würde in der That nur eines guten Anfanges bedürfen, um die Sache in förmliche Uebung zu bringen.

Anstatt dem gewöhnlichen Füllholze oder der Kohlenprasche, welche an einigen Orten Statt dem Holze zur Füllung verwendet wird, könnte man in den Holzschlägen, da die Hölzer an den meisten Orten noch mit der Axt gefällt werden, die sogenannten Schatten (Haken-Spöne), welche unvermeidlich abfallen und in den Waldungen dem Verderben preisgegeben werden, benüzen; auch die kleineren, zur Verkohlung nicht geeigneten Zweige in kleine Bündel gebunden, könnten zu diesem Behufe dienen, und man würde auf diese Art von allen Abfällen in Holzschlägen den ausgedehntesten Nuzen ziehen können.

Es ist in der That nicht zu bezweifeln, daß durch wenige Versuche die vortheilhaftere Benüzung dieser Abfälle an den meisten Orten möglich gemacht werden könnte, und nachdem dadurch dem überhandnehmenden Mangel an Brennmateriale doch einigermassen entgegen gewirkt werden dürfte, so glaubt Referent den Gegenstand, ohne darauf einen grösseren Werth zu sezen, als den, welchen er verdient, dem beurtheilenden Publikum vorlegen zu sollen.

Zur Kultur der Erdäpfeln, vorzüglich höheres Gebirgsland betreffend.

Bei meinen amtlichen Bereisungen in den hochgelegenen Bezirken zwischen Salzburg und Kärnten, theilte mir ein rationeller Landwirth eine interessante Thatsache mit, welche ich blos in der Absicht veröffentliche, um zu zeigen, wie selbst in Alpengegenden, wo wegen der nur kurzen günstigen Vegetations-Periode (beiläufig 16 Wochen) die wenigstens Früchte zur gehörigen Reife kommen, Erdäpfel mit Erfolg angebaut werden können, wodurch den Alpenbesizern bei der gewöhnlich so mühsamen Hinschaffung von Nahrungsmitteln eine grosse Erleichterung gewährt wird.

Das Verfahren dieses Landwirthes war Folgendes: Er ließ im Herbste einige geeignete Fleken mit Handhauen aufreissen, mit Dünger, dessen man auf den Alpen, wo die grösseren Thiere stets im Stalle übernachten, immer in hinlänglicher Menge hat, überdeken, beim Hause aber ein besonderes Mistbeet mit Glasfenstern errichten. Im nächsten Frühjahre stach er aus den schönsten Erdäpfeln die Kemie (Augen) aus, und sezte sie in dem Mistbeete, welches nur mässige Wärme hatte, ganz neben einander, um eine grosse Menge Pflanzen zu gewinnen. Sobald es die Witterung auf den Alpen zuließ, wurden diese Pflanzen auf den vorgerichteten Pläzen, ziemlich weit von einander, tief gesezt und wie gewöhnlich gehäufelt und gepflegt. Der Erfolg war, daß er aus den Keimen von ungefähr hundert Stük bei zehn niederösterr. Mezen an Erdäpfeln von guter Qualität erhielt. Seit dieser Zeit vermehrte er diesen Bau beträchtlich.

Dieses Beispiel läßt wohl mit Grund hoffen, daß die Gebirgsbewohner in höheren Lagen sich auf diese Art sowohl für ihren Haushalt, als für junge Zuchtthiere durch die um beinahe vier Wochen früher, als bei dem gewöhnlichen Bauverfahren genießbaren Erdäpfeln Nahrung verschaffen könnten, und auf diesen Pläzen noch eine zweite Ernte an Halm- oder Stoppelrüben, oder auch an Mengfutter von Hafer, Gerste, Wiken oder Erbsen rc., für den Herbst zu erzielen im Stande wären.

Joseph Ruczizka.

Vortheilhafte Art, Erdäpfel zu bauen.

Die vom preussischen Generalmajor Victor v. Arentschild angegebene Art, Erdäpfeln zu bauen, findet in einigen Theilen Preussens bereits Eingang, da der Ertrag dadurch sehr vermehrt wird. Die Erdäpfel werden 3 Fuß hoch von einander in Gruben, welche die Tiefe und Weite eines Spaten haben, gestekt, und zwar das Stük mit den Nasenenden aufwärts in jede Grube, mit Erde bedekt, und wenn sie 10 — 12 Zoll hoch gewachsen sind, die Stengel gleich den Speichen eines Rades auf den Boden niedergelegt und ausgebreitet, zwei Zoll hoch mit Erde bedekt, jedoch so, daß die äussersten Spizen frei bleiben; dann Dünger auf die Erde gelegt und auf diesen wieder Erde, so daß ein 8 — 10 Zoll hoher Hügel entsteht, der aber mit einer sanften Senkung nach der Mitte abgeplattet ist. Die hervorstehenden Spizen wachsen in die Höhe. So wie sie 10 — 12 Zoll hoch sind, behäufelt man sie und läßt sie dann bis zur Ernte in Ruhe. Der Ertrag ist bei dieser Behandlung ausserordentlich, da der Morgen 516 Scheffel Erdäpfel gibt.

Eine neue Oelpflanze.

Von mehreren Seiten wird auf die neue, sehr ergiebige Oelpflanze, Madia sativa, aufmerksam gemacht. Der ungefähre Ertrag eines Akers ist 12 — 16 Berliner Scheffel; der Scheffel wiegt 58 — 60 Pfund und gibt kalt- und warmgeschlagen 18 — 20 Pf. Oel. Das daraus gewonnene Madiaöl soll alles bisherige übertreffen und sowohl zu Speisen und Arzneien, als auch besonders zu Maschinen und namentlich für die Wollenspinnerei vortheilhaft seyn. Das damit gesponnene Garn wird nicht ranzig und die Tücher in der Walke leicht wieder rein.

Madia-Samen ist in der Handlung der Herrn Mathias Schosserer sel. Söhne in Grätz zu haben.

Verschiedenes.

In Palermo erscheint seit dem Beginne d. J. ein Journal für Blinde, das in erhabenen Lettern gedrukt, von diesen Unglüklichen ohne fremde Beihülfe, durch bloßes Fühlen gelesen werden kann.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ueberröke von Leder.

Auf Promenaden sowohl als im Gesellschaftsleben sieht man in London seit längerer Zeit Ueberröke von gepreßtem dunkelfarbigem Leder, die als erwärmende und wasserdichte Kleidungsstüke, zumal für den Herbst und Winter, ein gefährlicher Rival für die Tuchfabriken werden dürften. Besonders empfehlenswerth dürften solche Lederröke für Arbeitsleute seyn, da sie mit Oelwichs täglich auf den Glanz hergestellt werden, und wenigstens ein Lebensalter dauern können. In der That scheint dieses Kleidungsstük stark beliebt zu werden, da viele Schneidergesellen, um die Behandlung des Leders und die dazu gehörigen Werkzeuge kennen zu lernen, bei Riemern und Schustern in die Lehre getreten sind.

Technische Bildung des weiblichen Geschlechts.

Nach der Schrift: „Gewerbschule für das weibliche Geschlecht, von Dr. W. J. G. Curtmann in Offenbach, 1836,“ sollen die Töchter aus dem Mittelstande vom 14. bis zum 17. Jahre in der Lederarbeit, Kleidermacherei, in Posamentirarbeiten, Uhrmacherkunst, Spenglerei, Buchbinderei, Buchdrukerei, Lithographie, Graviren, Lichtzieherei, allerlei chemischen Fabrikationen, Conditorei, Kaufmannschaft und wozu sie noch sonst Lust haben und Geschmak finden, unterrichtet, und daneben in der Wirthschaft der Anstalt beschäftigt werden, um einst im Stande zu seyn, sobald es die Nothwendigkeit erfordert, ein Geschäft oder eine Kunst selbstständig zu treiben, um dadurch ihre Existenz sichern zu können.

Kriegsvorräthe in Frankreich.

In Frankreich sind blos für die Landarmee, mit Ausschluß der Nationalgarde, aufbewahrt: 3000 Belagerungs-Kanonen von Erz, 1577 Feldkanonen, 1862 eiserne, 1562 Mörser, 4,100,000 Kugeln, 4,000,000 Feuerkugeln, 1,000,000 Haubizenkugeln, 719,000 Bomben, 10,000,000 Kilogramm Pulver, 1,256,000 Flinten in Magazinen, 74,000 Büchsen, 850,000 Infanteriesäbeln, 120,000 Kavalleriesäbeln, 5200 Beile, 44,000 Lanzen und 12,000 Cürasse.

Schwarzwälder Uhren-Industrie.

Im Jahre 1838 beschäftigten sich in den beiden Bezirksämtern Tryberg (11,855 Einwohner) und Neustadt (15,036 Einwohner), welche als der eigentliche Siz dieser Manufaktur zu betrachten sind, zusammen 1213 Meister mit der Uhrmacherei, ihren Vor- und Nebenarbeiten, wonach auf 22 Einwohner ein Meister kommt. Von jener Zahl gehören 545 dem Amte Tryberg und 668 dem Amte Neustadt an; sie begreift ferner 223 Speditoren und Händler im Lande in sich. Die Zahl der im Auslande sich herumtreibenden Händler ist weit grösser; in London allein sollen sich deren nicht weniger als 230 gegenwärtig befinden. Nach Angabe des Löwenwirths Herrn Faller in Tryberg, eines berühmten Handelsmannes, werden im Ganzen wochentlich 40 Kisten, à 300 Uhren, ausgeführt, die im Mittel 800 fl. werth sind. Diesem gemäß stellt sich der Gesammtwerth der jährlich ausgeführten Uhren auf 1,664,000 Gulden, wobei die Spieluhren und grösseren Musikwerke nicht in Anschlag gebracht sind.

Mumien.

Unlängst wurden in der Nähe der Stadt Durango in Mexiko, über eine Million Mumien, ein ganzes begrabenes Volk, entdekt. Sie sind in sizender Stellung und haben dieselben Hüllen, Bänder und Zierrathen, wie die egyptischen Mumien. Bei ihnen fand man eine Menge Ueberbleibsel jener undenklichen Zeiten, Zierrathen, Schmuk, Dolche von Kiesel, mit künstlich geschniztem Griffe, Mokassine (hohe, weiche Lederstrümpfe), gleich denen, der heutigen Indianer. Es ist ungewiß, ob diese Leichen durch einbalsamiren oder durch die Beschaffenheit des Erdreiches, in welchem sie begraben wurden, erhalten sind.

Liebeserklärungen ohne A, E, J, O, U.

Ohne A. Es ist mir von Cupidos Bogen
Ein spiziger Pfeil ins Herz geflogen,
Ich fühle tief den süssen Schmerz,
Doch wünsch' ich nie von meinen Wunden,
Selbst ohne Hoffnung zu gesunden,
Dein Bildniß grub er mir ins Herz.

Ohne E. Ach, ich zittr' in Angst und Lust,
Furcht zu mir als Warnung spricht:
Täusch durch Wahn dich thöricht nicht,
Kaltsinn wohnt in Ida's Brust.

Ohne J. Es schlägt das Herz so bang und laut,
So bald das Aug' Amanda schaut;
Doch darf der scheue Mund es wagen,
Das, was er fühlt, nur bald zu sagen?
Der Buchstab, ach, der dann ertönt,
Ward ohne Schonung hart verpönt.

Ohne O. Längst verklungen ist die Zeit
Sich'rer Unbefangenheit,
Damals heiter, sucht ich allen
Charitinen zu gefallen,
Jezt mir keine mehr gefällt,
Um die Freiheit ist's geschehen,
Eine mich gefesselt hält,
Und ich schmacht in Liebeswehen.

Ohne U. Kein leises Wort — O laß mich schweigen,
Dich seh'n, ist Götterwonne schon.
Ein Blik spricht mehr, als Lippenton,
Wenn Thränen sich in solchen zeigen,
Die banger Zweifel mit erpreßt.
Denn was mein Herz so tief empfindet,
Was mich an dich so magisch fest
Mit Amors Rosenfesseln bindet,
Mit Worten sich's nicht sagen läßt.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 49. 7. Dezember 1840.

Inhalt: Joseph Timm. — Verbessertes Verfahren Brod zu baken. — Der gute Hirt. — Noch ein guter Rath zur Beförderung der Schafzucht. — Betrachtungen über die Verhältnisse der Dienstboten auf dem Lande. — Neueste Methode Eier aufzubewahren. — Gedanken-Zunder.

Joseph Timm.

Herr Joseph Timm, ein ehemaliger Land-Eigenthümer, der jezt von seinen ansehnlichen Renten lebte, hegte in seinen lezten Jahren den unauslöschlichen Haß gegen das Spekuliren. Das bloße Wort, mit allen verwandten Wörtern von gleicher Wurzel, wirkte auf ihn mit der Kraft einer Zauberformel. Einem vieljährigen Freunde, in dessen Handlung er Kapitalien hatte, sagte er Freundschaft und Kapitalien auf, weil dieser in seiner Unschuld von Spekulationen sprach, die er zu machen gedächte; von den Franzosen, deren Partei er sonst eifrig hielt, sprang er zur Coalition über, weil er von Jenen hörte, sie hätten eine Spekulation auf Egypten; und zum Baue der Pfarrwohnung in St. Pauls-Gemeinde gab er nicht einen Heller, weil der Pfarrer, der ein schlechter Prediger aber ein guter Sternseher war, sich eine Spekula darauf wünschte, die auch der Magistrat ihm bewilliget hatte.

Er machte sein Testament und wollte seine beiden Söhne — jedoch in guter Gesinnung, wie es die Rechtslehrer nennen — enterben, um das Vermögen desto sicherer auf seine Enkel zu bringen. — Aber, sagte der Rechtsfreund, den er zu dieser Handlung erbeten hatte, Herr Dr. Glau: ein solcher Schritt, mein werthester Hr. Timm, will gerechtfertigt seyn, sonst wird, nach Ihrem Tode, das Testament angegriffen und wohl gar umgestoßen.

Angegriffen? Von meinen Söhnen? — Sie sollten sich unterstehen!

Wenn man einmal im Grabe liegt, mein Herr Timm —

Ja so! Dann hat es mit dem Ansehen ein Ende. Das fiel mir nicht ein. — Ich bitte Sie um's Himmels Willen, Herr Doktor: wie bauen wir vor?

Ei, wir führen die Gründe aus, warum den Söhnen das Vermögen nicht kann und nicht soll in die Hände gegeben werden. Und wenn diese Gründe triftig und gut sind — —

Das sind sie! So triftig, als möglich, Herr Doktor. Denn meine Söhne — — Er zog ein Jammergesicht und drükte und drehte an seiner Sammetmüze. — Ach! ich rede so ungerne davon, aber vor Ihnen freilich muß ich mit meinem Unglük heraus. — Sie spekuliren, die Narren!

Sie spekuliren? — Nun?

Nun? Nun? Ihre Frage klingt ganz wunderlich, mein Herr Doktor. Sind Sie doch nicht auch etwa — — He?

Ein Spekulant, wollen Sie sagen? Nein, was mich betrifft; ich bin zu einem Luftschiffer verdorben. Ich gehe der Nase nach und bleibe auf ebener Erde.

Dabei erhalte Sie Gott! So brechen Sie wenigstens nicht, wie jener Versuchmacher, den Hals, der das Spekulatiönchen hatte, über den Kanal nach England zu fliegen.

Davon nichts, bitt' ich, kein Wort! So oft ich an die Geschichte denke, bekomm' ich den Schwindel. Lieber zu unserer vorhandenen Sache! — Was Sie also ihren Söhnen vorwerfen und was ich in dem Testamente anführen soll — ist? —

Ihre Spekulationswuth, Herr Doktor, ihre unheilbare Narrheit, immer über ihre eigenen Kräfte und über den Kreis hinauszuwollen, in den sie Gott gesezt hat, um darin zu leben, zu wirken und glüklich zu seyn. Ich kann das Ver-

mögen in den Händen solcher Menschen nicht lassen. Eben so gerne auf offener Strasse! — Von dem ältesten, dem Kaufmanne, werden Sie ja wohl schon wissen — die ganze Stadt weiß ja —

Daß er landflüchtig ward — daß es mit seinem Handel nicht fort wollte. —

Freilich nicht. Aber die Ursache? — Der Handel an sich war wohl gut, war vortreflich; er hätte mit nur einiger Aufsicht von selbst gehen müssen. — Das ganze Mütterliche und vom Vater ein ganz artiges Kapitälchen zum Fonds; Handlungsfreunde, die man sich besser und redlicher gar nicht wünschen konnte; Abnehmer — die helle Menge, Herr Doktor! und lauter sichere, solvente Leute — keine Polen und Russen — —

Aber wie ging es denn zu, mein Herr Timm, daß er fiel? Es hat sich damals Mancher darüber gewundert; auch ich. — Großer Aufwand ward in dem Hause doch nicht gemacht.

Nein! Aber große Spekulationen im Kopfe. Hätte der Mensch nicht so glüklich hier in Europa bei den Seinigen leben können? und läßt sich den Satan verblenden, und spekulirt mit all seinem bischen Gelde nach Nordamerika hin.

Was ich höre! — In Nordamerika ist er?

So denk' ich. Denn er wird doch sein schönes, weitläufiges Fürstenthum einmal sehen wollen.

Fürstenthum, mein Herr Timm?

Was denn sonst? Meinen Sie, er wird sich mit Kleinigkeiten befassen? — Grosse, ungeheure Besizthümer hat er gekauft; Ländereien, die — ich weiß nicht, ob nur zwanzig oder gar dreissig Quadratmeilen halten; kurz, Streken von einem Umfange, wie manches schöne Fürstenthum ihn nicht hat. — Aber wenn Sie glauben, auf allen den Quadratmeilen nur eine Menschenseele zu treffen, oder von allen den Streken Landes nur so viel Korn zusammenzubringen, daß eine Maus davon satt wird, so schweben Sie in einem erschreklichen Irrthum.

Sie erzählen mir Wunderdinge, Herr Timm.

Ach! sagen Sie Jammerdinge. Wunderdinge sind's für mich nicht. Das unruhige Wesen stekte einmal im Geblüte der Mutter; und so etwas, hab ich immer gehört, ist erblich: Narrheit und Verrüktheit ist erblich.

Also auch Ihre selige Frau — die Frau Timm? —

Was wollen Sie sagen, Herr Doktor? Dem Sohne ward's doch nur hier in Europa, der Mutter wurde es im ganzen Erdenleben zu enge. Sie spekulirte Ihnen, besonders die lezten Jahre über, so in die Ewigkeit hinein, daß fast mein Haus-Wesen darüber zu Grunde ging, und daß ich armer Mann in dieser Zeitlichkeit ihrer gar nicht mehr froh werden konnte. Der Geruch ihrer Heiligkeit war erstikend.

So etwas kenn' ich, Herr Timm. Meine Selige war auch nicht viel anders.

Nun, so habe sie Gott alle beide selig!

Ich stimme herzlich mit ein — Aber darf ich Ihnen nun sagen, was mir bei dem ganzen Testamente das meiste Bedenken macht? Das ist Ihr jüngerer Sohn, der Herr Hofrath. — Ich höre, der ist ja ein so grosser, berühmter Mann geworden!

Berühmt? — Ja, wenn mir nicht unser Herr Propst gestekt hätte, wie es um die Berühmtheit eigentlich steht. — Sich vor jungen, unwissenden Leuten ein Ansehen zu geben, ist keine Kunst; auf die klugen Leute in Deutschland kommt's an. — Sehen Sie, mein Herr Doktor — aber daß es doch ja unter uns bleibt, und hier im Orte Niemand etwas davon erfährt! — da hat mir der Herr Propst eine Schrift von ihm zugestellt; eine Schrift! — ich habe gelesen und bin fast vom Stuhle gesunken.

Ei, wie so denn! wie so?

Unerhörte, unerfindliche Dinge! Spekulationen, wie sie noch in keines Menschen Gehirn gekommen! — Diesem hier wird's nicht blos in Europa, wie seinem Bruder, oder im Jammer-Thale hienieden, wie seiner Mutter; ihm wird's in der ganzen weiten Gottes-Natur zu enge. All sein Dichten und Trachten ist auf die übersinnliche Welt gerichtet.

Das ist mir zu hoch. Von der hab' ich noch niemals reden hören. Was ist das für eine Welt?

Herr Doktor! — So viel ich aus dieser Schrift davon sehe, sind die nordamerikanischen Steppen des ältern Bruders, gegen diese übersinnliche Welt, wahre paradisische Fluren. — Jener hat doch noch einen Boden unter sich, der ihn trägt, eine Sonne über sich, die ihm scheint und eine Luft um sich, die ihn erfrischt; aber dieser — er ist Ihnen so unbegreiflich arm, so blut- und bettelarm, daß er nichts, schlechterdings gar nichts hat, auch nicht ein Spännchen Raum oder ein Tröpfchen Zeit: denn wenn er die haben will, muß er sie erst von sich selbst, von seiner eigenen ärmlichen Denkkraft borgen.

Aber ich begreife doch nicht — ich möchte doch nur zur Probe — —

Wohlan! So viel mir davon beifallen will, steht zu Diensten. — Sie glauben vielleicht, was Sie da mit sich gebracht haben, das sey ein Körper. Nicht wahr?

Allerdings?

Sie glauben, Sie haben Kopf, Brust, Leib, Rüken, Arme, Beine?

Nun zum Henker! die wird er mir doch nicht abstreiten. Die kann ich ja fühlen.

Alles Nichts! Alles Traum! Und wer weiß einmal, ob Ihr eigener und nicht eines Andern Traum? Denn es steht noch darin, ob Sie sind.

Ob ich bin? — Ist er bei Sinnen?

Behüte! Sie haben schöne Begriffe. Ein Denker bei Sinnen! — Indessen läßt sich Ihr Daseyn vielleicht noch retten; denn so lange mein Sohn seine Denkkraft hat, weiß er Rath.

Mir wird ganz bange um seine Denkkraft.

Mir auch. — Aber er darf nur hintreten und denken, und indem er denkt, kann er Sie machen.

Mich machen? — Mich alten Mann? Lieber Gott!

Warum nicht? Er macht auch mich, seinen Vater. — Ueberdieß macht er Himmel und Erde, Sonne und Mond, Land und Meer: Alles, was Sie um Sich und über und unter Sich sehen, das macht er. — Kurz, seine Denkkraft ist, wie weiland das Bisambüchschen der Pathe Nixe. Er dreht sie und spricht sein Sprüchlein dazu, so quillt daraus hervor, was er will. — Ach, Herr Doktor! ich sorge nur, daß am Ende ein Häuschen daraus hervorquillt, worin ein Vater seinen Sohn nicht denken kann, ohne zu schaudern.

Armer, armer Herr Timm! Sie sind in der That zu beklagen. — Aber wie glaubt denn Ihr Sohn, daß es mit der Natur einmal werden soll, wenn er stirbt?

Dann ist sie wahrscheinlich gewesen.

Schade um sie! Ich hätte sie haltbarer geglaubt.

O, er wird der jungen Tausendkünstler schon zustuzen, die auch ihre Denkkraft, wie ein Bisambüchschen, zu drehen wissen.

Nun ja! Und dann bleibt Alles in seiner Ordnung, Alles auf altem Fusse. — Herr Timm! Ich hatte Anfangs grosses Bedenken: ich muß es wohl sagen; aber jezt sehe ich, daß Sie vollkommen Recht haben, und daß Sie das Ihrige in solchen Händen unmöglich lassen können. Ich gehe und mache das Testament.

Recht, mein Herr Doktor! Und wenn's fertig ist, und Sie und ich und die Zeugen es unterschrieben haben, dann mag der Tod kommen, sobald er will. Das Unglük mit meinen Söhnen, gesteh ich, hat mir das Leben ein wenig verbittert. Der Eine in Amerika, der Andere in der übersinnlichen Welt! Der Eine um all sein bischen Hab und Gut, der Andere um all sein bischen Menschenverstand!

Verbessertes Verfahren, Brod zu baken.

Wenn von allen neuen Angaben im Gebiete der Technik auch nur hie und da Eins resultirt, so ist das schon belohnend genug. Es ist aber auch Pflicht, diese Erfindungen nochmal als gelungen herauszuheben und es wird vom denkenden Publikum dankbar aufgenommen werden, über einen Zweig, wie das Brod, was tägliches Bedürfniß ist, die Erfahrungen mitzutheilen, um so mehr, da in der Regel nur unvollkommenes Brod gefunden wird. Unlängst wurde vorgeschlagen, den Brodteig mit etwas Mehlkleister anzumachen. Dieser

hat sich sehr bewährt gefunden, und wird hier in einer neuen Abänderung, die sich nun bei zwanzig Gebäken stets gleich gut gefunden, bekannt gemacht.

Auf ein Gebäke von etwa 50 Pf. Mehl nimmt man 3 Pf. Mehl, rührt es mit kaltem Wasser dik an, brüht dieses dann mit kochendem Wasser rasch zu einem Kleister, dieser wird nach einer Viertelstunde unter öfterm Rühren gekocht, dann das gehörige Quantum Salz zugesezt und nun mit kaltem Wasser verdünnt, bis es lauwarm ist, und zwar so lau, als man das Wasser gewöhnlich zum Anmachen des Teiges gewöhnt ist, dann wird mit einem Theile dieser lauwarmen dünnen Mehlsuppe der Sauerteig angerührt und unter diese Mehlsuppe getragen, gemengt und Alles durch einen feinen Seiher in den Brodtrog zum Mehl geschüttet. Dieses Durchseihen dient dazu, um etwa entstandene Klümpchen zurük zu halten und zu vertheilen. Die ganze zu verwendende Menge Wasser darf nicht mehr seyn, als man gewöhnlich zum An- und Einmachen des Teiges verbraucht.

Damit wird nun der Teig wie gewöhnlich fertig gemacht, und am andern Tag geknetet, wobei noch bemerkt wird, daß, je diker oder steifer am Abend eingemacht worden, desto besser das Brod wird; denn das Mehl, was früh noch geknetet wird, säuert sich nicht durch. Wer dieses Verfahren befolgt, wird stets ein ganz vortreffliches, stets gleich gutes, gesundes, lokeres Brod erhalten. — Es ist die Wirkung nicht allein darin zu suchen, daß das gebrühte Mehl das Wasser besser zurükhält, sondern vorzüglich darin, daß gebrühtes Mehl mit Sauerteig leichter gährt, und der fein getheilte Sauerteig kräftiger wirkt.

Einsender verspricht sich durch diese Mittheilung den Dank von Allen, die gern gutes, gesundes Brod essen, verdient zu haben, und spricht nicht mehr von einer Theorie, sondern aus wirklicher Erfahrung.

Der gute Hirt,

oder ein kurzes Wörtchen von der Schafzucht, von einem steinalten Bauer einem seiner lieben Nachbarn mitgetheilt.

Mein lieber Nachbar, weil wir eben so treuherzig mit einander von der Schafzucht diskuriren, so mache ich Euch vor Allem auf den Wahlspruch des lutherischen, landwirthschaftlichen Schriftstellers Colerus in der Sache aufmerksam:

„Heil dem Wirthe, dem die Schafe wohl stehen; — denn der leidet keine Noth!“ — —

Nun, l. N., vernehmet meinen eigenen Rath in dieser wichtigen Angelegenheit für eine Oekonomie: Vor allen Dingen muß ein Hauswirth, der von der Schafzucht Nuzen haben will, sich bemühen, einen guten, wohlverständigen und getreuen Schäfer zu bekommen, der folgende Eigenschaften besizen muß:

1) Ein getreuer Schäfer muß seine ihm anvertraute Heerde nicht weit auseinander, sondern hübsch fein beisammen halten, damit Diejenigen davon, die sich abziehen, seine Stimme und Pfeifen vernehmen können und also wiederkehren und ihm nachfolgen.

2) Er muß die Schäfleins lieben und nicht mit Poltern oder Ungestüm schlagen und sie verwirren, sondern dieselben mit freundlichen Lokungen an sich gewöhnen.

3) Ein Schäfer muß der Schafe Natur, Eigenschaften, Zucht, Krankheiten und Arzneien, wie auch die Weide derselben genau verstehen und in allen Dingen es wissen, nach der Zeit und Natur jedes zu unterscheiden, und also damit und dadurch allen Unfällen ordentlich zuvor zu kommen. Er muß

4) die Leke, die ihnen nothwendig ist, nicht vergessen, allerlei Mittel für die Kranken oder sonst Nothleidenden wissen und gebrauchen.

5) Die untergebene Heerde, sowohl im Sommer als im Winter, emsig und sorgfältig pflegen und warten und zu rechter Zeit weiden und tränken.

6) Was sich unter den Schafen nicht zusammen schiket, als junge und alte Schafe, Träch-

tige und Gälte, Gesunde und Kranke, bald und ordentlich von einander absondern.

7) Seinem Herrn getreu seyn und ihm auf keinerlei Art und Weise Etwas veruntreuen.

8) So lange er im Felde, besonders nahe bei Wäldern hütet, darf der Schäfer weder sizen noch vielweniger schlafen, sondern stehen, damit er stets seine Heerde wachsam übersehen, allen Unfällen von Dieben oder wilden Thieren zuvorkommen, verhüten und abwenden könne.

9) Vor Aberglauben und andern dergleichen bösen Stüken, muß er sich vorzüglich hüten.

10) Den Ort, wo er zu weiden pfleget, hat er nach Gelegenheit des Bodens, nach Veränderung der Tage, der Jahreszeit und der Witterung wohl zu unterscheiden.

11) Die Schafe darf er in keine pfüzigen, morastigen, moosigen, sumpfigen oder an solche Orte treiben, wo Heken oder Stauden, Nesseln oder Disteln anzutreffen sind, denn solche Pläze verderben den Schafen die Wolle und machen sie schäbig und räudig. Endlich und

12) muß der Schäfer gewissenhaft und wohl darauf Acht geben, daß seine Schafe nicht andern Leuten in ihren angebauten Feldern und Wiesen Schaden bringen.

In dem Büchlein, lieber Nachbar, zwar schon über 80 Jahre alt, aber noch immer sehr nüzlich, betitelt: „Der redliche und aufrichtige Schäfer", und zwar Kap. 8, könnt Ihr Euch eines weitern Rathes erholen, und somit lebet recht wohl und vergesset dabei nicht die Lehre im heiligen Evangelium bei Joh. 10, V. 11:

„Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt läßt sein Leben für seine Schafe."

Ohne Religion kann weder der Herr noch der Hirt der Schafe bestehen, und übrigens wäre eine Schäfer-Vorbildungs-Anstalt auch sehr nüzlich.

Noch ein guter Rath zur Beförderung der Schafzucht.

Vor allen Krankheiten der Schafe soll folgendes Mittel bewahren: Will man gesunde Schafe haben und auch behalten, so nehme man reife Hollunderbeeren, döree dieselben wie Wachholderbeere und stosse dieselben in einem Mörser, aber allein. Hierauf nimmt man Erlensprößlein, ein Jahr alt und Feldkümmel, dörrt diese beide auch, pulverisirt sie und mengt sie mit den zerstossenen Wachholderbeeren untereinander und gibt davon den Schafen nach Proportion des Jahres 3 bis 4 Mal im Salze zu leken.

Wenn man fremde Schafe auf eine Weide treibt, sie sey nun besser oder schlechter, als die vorige war, und damit sie diese neue Weide auch gern annehmen und ihnen dieselbe auch wohl bekomme, so nimmt man gemeinen, aber Holzofen-Ruß, stosse ihn ganz fein, dann nimmt man Roggenkleie und Salz, Eines so viel, wie das Andere, und gibt den Schafen drei Tage zuvor, ehe sie auf die fremde Weide kommen, auf eine leicht beibringbare Art von dieser Mischung ein, und so wird ihnen keine neue Weide, sey sie wie immer beschaffen, schädlich seyn.

Betrachtungen über die Verhältnisse der Dienstboten auf dem Lande.

Gar oft vernimmt man die Besorgniß, es gebe zu viel Menschen, und irgend ein Ereigniß zu ihrer Verminderung wäre Bedürfniß. Diese Besorgniß ist nichts Anderes, als das Produkt der Oberflächlichkeit und des Eigennuzes, indem man selbst zu viel von seinem Wohlbehagen zu verlieren glaubt, dann einer unmoralischen Gesinnung, weil man seinem Nächsten auf eine indirekte Weise den Tod wünscht. Es ist eine Anmassung, wenn man bestimmen will, wie groß die Zahl der Menschen seyn dürfe, damit sie einander im Lebensgenusse nicht hinderlich werden.

In Bayern ist das ohnehin der Fall bei Weitem nicht. Bayern ist mit Ausnahme der Pfalz zu wenig bevölkert; es kann 4000 Menschen auf eine Quadratmeile gerechnet, den 4ten Theil mehr Menschen nähren, als es jezt zählt. Es können neue Generationen vergehen, bis man bei stets wachsender Bevölkerung der Besorgniß einer Uebervölkerung Raum geben darf. Bei einer sittlich gebildeten Bevölkerung wird das um so weniger der Fall seyn, weil der Ehrliche stets auf die Quelle seines Erwerbes, und nicht, wie der Unsittliche, darauf Bedacht nimmt, durch Schwelgerei und Müssiggang Andern lästig zu werden. Besonders mangeln dem Landmanne die arbeitsamen Hände.

Wer immer kann, eilt in die Stadt, wo mehr Lebensgenuß zu finden ist. Viele Landwirthe könnten ihren Söhnen Arbeit und Brod zu Hause verschaffen, wenn diese es nicht vorzögen, Soldaten, Handwerker, Künstler oder Staatsdiener zu werden, was der Vater mit dem Bewußtseyn gestattet, daß das Schiksal des Landwirthes noch immer das drükenste sey. Bei der jezigen Bevölkerung des platten Landes kann sich die Landwirthschaft unmöglich heben. Die Wanderung der Landjugend ist aber im Allgemeinen noch keine Volksverminderung zu nennen, sondern nur eine ungleiche Vertheilung und ein Beweis, daß in jedem andern Stande besser zu leben sey, als in dem landwirthschaftlichen.

Es fehlt auf dem Lande zwar nicht so fast noch an der Zahl der Dienstboten, wenigstens nicht in der Oberpfalz, als an dem Daseyn ihrer guten Eigenschaften. Der Abgang dieser ist es, der ihre Auswahl so sehr erschwert und sie vertheuert.

Das neueste Gesez über Ansässigmachung ist der Menschenmehrung nicht entgegen; es beabsichtiget vielmehr ihre Vermehrung, weil es die Zerstüklung des Grundeigenthumes bis zu 1 fl. 30 kr. Steuersimplum herab gestattet. Da die Landwirthschaft nicht in dem Flor steht, neuen Ansiedlungen in der Gemeinde das Fortkommen durch bloßen Taglohn zu sichern, so sollen sie durch den Erwerb eines kleinen Grundeigenthums möglich gemacht werden. Die Gemeinden haben überhaupt gar keinen Grund, über Erschwerung der Ansässigmachung zu klagen, da ihnen hierbei so viel Recht eingeräumt ist, so liegt es nur an ihnen, sich Taglöhner, Maurer und Zimmerleute zu verschaffen, so viel sie brauchen. Die erste Bedingniß bei Ansässigmachung sey die Rechtschaffenheit und Thätigkeit. Eine rechtschaffene Familie auch ohne Begüterung wird Niemanden, und eine nachlässige auch mit ansehnlicher Begüterung Jedermann zur Last fallen.

Es ist überhaupt ein trauriges Zeichen unserer Zeit und eine ganz verkehrte, die sittlichen Grundsäze zerstörende Ansicht, die Menschenmehrung auf ähnlichem rechtmässigen Wege zu hindern.

Die unehelichen Geburten, womit die ledigen Weibspersonen allenthalben umgeben sind, müssen ganz natürlich den Gebrauch der weiblichen Dienstboten auf dem Lande erschweren, und sie kostspielig machen, eben so, wie die männlichen, denen die Alimentation ihrer Kinder obliegt, weil man mit ihnen auch die Kinder direkt oder indirekt unterhalten muß.

Je mehr man sich der Betrachtung des in der angeführten Rede geschilderten Dienstbotenlebens hingibt, um so lebhafter überzeugt man sich, daß die Klagen über die Dienstboten, über die Hülflosigkeit bei den Behörden u. dgl. im Allgemeinen überall dieselben sind, daß jedoch der Unfug in Oberbayern mehr um sich gegriffen haben möge, als in anden Gegenden. Man weiß z. B. in der Oberpfalz auf dem Lande Nichts vom vierteljährigen Verdingen, vom Taglohn gehen, auch die Feiertage sind nicht so zahlreich. Die abgeschaften Feiertage werden da wohl noch von Landleuten durch Kirchenbesuch am Vormittage ausgezeichnet, allein in der Regel nur von den Dienstherrschaften. Diese Auszeichnung tritt mehr in rein katholischen Gegenden hervor, als in denen, von gemischter Konfession, und es ist das eben die Folge der übrigen Zeit, welche der Landmann wegen Mangel an Kenntniß seines Berufes nicht anders zu benüzen weiß.

Nachdem nun die Klagen über die Dienstboten auf dem Lande, wie in den Städten so zahlreich und diese Klagen auch gegründet sind, so daß sich Familien glüklich preisen, die keines Dienstboten bedürfen, so frägt sich: Wer sind denn die Dienstboten? Sind sie Menschen aus uncivilisirten Ländern, die der Staat von Zeit zu Zeit herbeikommen läßt? Nein! oder sind sie Abkömmlinge einer vom Staate angehörigen, auf der niedersten Stufe der Bildung stehenden Menschenklasse, die einer guten Erziehung unwürdig erachtet werden, weil sie schon von Geburt zum dienerschaftlichen Stande bestimmt sind? Nein! Wer sind sie denn? Sie sind unsere Bekannten, Verwandten, vielmehr unsere eigenen Geschwister, Kinder oder gar unsere Eltern. Sie besuchten dieselben Schulen, empfangen noch immer denselben Unterricht in den Kirchen, wie die Dienstherrschaften! Und doch! — Wie ist es möglich, daß nur sie allein so viele Beschwerden gegen sich haben.

Neueste Methode, Eier aufzubewahren.

Dieses einfache Mittel besteht darin, daß man die Eier kaum eine Minute lang in siedendes Wasser taucht. Es bildet sich hierauf unter der Schale ein dünnes Häutchen, welches das Eindringen der Luft, und so das Faulen der Eier, die sich sehr lange aufbewahren lassen, hindert.

Gedanken = Zunder.

Frühwissen. Lernen ist leicht, wenn man Kopf und Gelegenheit hat. Wer hat nicht Jenen? wo gibt es nicht Diese? Wissen ist leicht, wenn man Etwas gelernt hat. Wer will nicht Jenes? wer soll nicht Dieses? Aber nicht leicht ist es, zwekmässig zu lernen und gründlich zu wissen, denn dazu gehört sorgfältige Anleitung, eigene Anstrengung und — Zeit. Reifen, wie die Frucht in den Sonnenstrahlen und Regengüssen, müssen die Kenntnisse in der Erfahrung, für die sie bestimmt sind; sonst gleichen sie der Seifenblase, die um so schwächer ist, je grösser man sie aufbläßt. — Einem alten Gelehrten, der sehr richtige Lebensansichten hat, stellte man einen Jüngling vor, der im 16ten Jahre mehr wissen sollte, als viele andere, auch ausgezeichnete Köpfe, im 24sten. Der Greis betrachtete ihn mit Bliken, in denen mehr Bedauern, als Verwunderung lag. „Der arme Jüngling, sagte er später zu einem Freunde, „kommt mir vor, wie ein Fremder, der in einem Hause, wo Jedermann um 5 Uhr aufsteht, sich schon um 3 Uhr ankleidet. Was will er nun machen, bis die rechte Stunde kommt?" — „Das Wissen allein ist kein Verdienst, sagte er ein andermal; „das Frühwissen noch weniger; es kommt darauf an, ob man, was man weiß, nüzlich zu machen, Charakter und Reife hat. Wenn zwei, die gleichviel wissen, sich zu einem Amte melden, von denen aber der Eine 16 und der Andere 24 Jahre alt ist: welcher Vernünftige kann ungewiß seyn, ob er dem Lezteren, dem Reiferen, den Vorzug geben soll? — „Wer nach zweimal acht Jahren da steht, wo man in der guten Regel erst nach viermal acht zu stehen pflegt, wird, der Natur der Dinge gemäß, nach zweimal zwanzig seyn, was ein Anderer nach viermal zwanzig ist."

Man lobt mit Lüsternheit die alten, guten, wohlfeilen Zeiten, und bedenkt nicht, daß jene guten, alten Zeiten noch immer wohlfeil zu haben sind; z. B. hölzerne Bänke und Stühle, statt tapezierter Möbeln; Kleider 2 bis 3 Jahre, statt nur Monate, ausdauernd; lange Werktage, kurze Feierstunden; viel Arbeit, wenig Spektakel; mehr wahren Hunger, als künstlichen Appetit; mehr Ehrlichkeit, weniger Raffinement; u. s. w.

Die meisten Menschen betrachten ihre Wünsche als ein angeerbtes Kapital, von dem ihnen die Zeit die Zinsen schuldig sey, und glauben genug gethan zu haben, wenn sie diese Zinsen fein bedächtig zusammenrechnen. Daher gehen so viele mit der Zeit zu Grunde, an die sie sich hielten

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der »deutsche Postillon« bringt folgendes Akrostichon auf Guttenberg:

G U T T E N B E R G!
Umstrahlt von Glorie stehst Du,
Tausendfach bauet Dir die Welt
Tempel des Ruhms für ewige Zeit,
Einzig ist dein Werk, und schwinden kann's nit.
Nimm den Segenskranz nach Jahrhunderten hin;
Bautest Dir selbst das Denkmal auf's Grab;
Engel aus himmlischer Höhe
Rufen stets segnend hernieder:
G U T T E N B E R G!

Telegraphen.

Wie reissend schnell die Mittheilung durch den Telegraphen bei vollkommen heiterem Wetter von statten geht, ergibt sich aus Folgendem: Auf eine Frage, welche der Pariser Telegraph an den in Lille gerichtet, kann binnen drei Minuten die Antwort in Paris seyn; von Calais erhält man in Paris Nachrichten binnen 4 Minuten und 5 Sekunden; von Straßburg in 5 Minuten 52 Sekunden; von Brest in 6 Minuten 50 Sekunden; von Toulon in 13 M. 5 Sekunden.

Tanzen und Gehen.

Es ist genau berechnet worden, daß eine Dame in einer Ballnacht bei den jezt gebräuchlichen Tänzen, wenn sie dieselben alle mittanzt, nach Schritten gezählt, einen Weg von vier Meilen zurüklegt, und das mit quetschenden Schuhen von einem Schnürleib zusammengepreßt und meistens auf den Fußspizen hüpfend. Man muß über eine solche Anstrengung erstaunen. Sollte eine Dame im bequemen Anzuge, zur Sommerszeit auf dem besten Wege, in zehn Stunden vier Meilen zurüklegen müssen, wahrlich, sie würde es für eine Unmöglichkeit halten.

Drahtweberei.

Die feinen preussischen Eisenarbeiten sind bekannt; allein in England hat man in diesem Zweige der Kunst ungemeine Fortschritte gemacht, denn man webt dort Drahtgaze, welche auf einem Zolle nicht weniger als 150 Löcher hat. Diese Gaze ist so fein, daß sie reißt, wie Papier und das Gewebe sieht ausserordentlich schön aus. Man glaubt, die Damen werden bald solche Drahtgaze-Bänder bei ihrer Toilette verwenden.

Ein Hr. M. Mackindoch in England, hat ein wasserdichtes Saktuch von Kautschuk erfunden, das nach Belieben in einen Mantel, Regenschirm, Hut oder Kahn verwandelt werden kann.

Goldgestikte Schnupftücher.

Der Luxus nimmt in England reissend zu. Man trägt jezt Schnupftücher mit Gold gestikt. Nicht selten ist es, welche zu sehen, die 150 Thaler das Stük kosten.

In einem Artikel von Köln, in welchem der Deutschen Nationalsinn und die Stimmung am Rhein besprochen wird, heißt es u. A.: »Im Theater zu Köln wurde vor Kurzem das von Bekker gedichtete und von Konradin Kreuzer komponirte Lied »der deutsche Rhein« unter immensem Beifall, da Capo-Ruf und Begleitung des Publikums gesungen. Ich theile Ihnen dieses Lied zugleich mit dem vielfach geäusserten Wunsche mit, daß es durch Abdruk in so vielen Blättern als möglich, zur allgemeinen Kenntniß und unsere Parisienne bilden möge, während Arnts »Was ist des Deutschen Vaterland?« als deutsche Marseillaise ihr bisher genossenes Recht unverkümmert fortbehaupten soll.

Der deutsche Rhein.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien, deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser darnach schrei'n.

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend
In seine Wogen schlägt.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien, deutschen Rhein,
So lang sich herzen laben
An seinem Feuerwein,

So lang in seinem Strome
Noch fest die Felsen steh'n,
So lang sich hohe Dome
In seinem Spiegel seh'n.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien, deutschen Rhein,
So lange kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n,

So lang die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein,
Bis seine Fluth begraben
Des lezten Manns Gebein.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
VII. Jahrgang. Nro. 50. 14. Dezember 1840.

Inhalt: Wo die Noth am Größten, da ist Gottes Hülfe am Nächsten. — Chokolade, Kaffee, Thee. — Behandlung der Schafe zur Mast. — Durchwinterung des Blumenkohls. — Gedanken-Zunder.

Wo die Noth am Größten, da ist Gottes Hülfe am Nächsten.

(Eine wahre Begebenheit.)

„Buon viaggio!“

In dem Dorfe * * n, tief im Gebirge, lebte eine arme, christliche Familie, Krenstaf mit Namen; der Haupterwerb bestand im Figuren-Schneiden der Stöpsel auf Tabaksgläser, in Kinderspielmacherei und Strohgeflechten. Allein immerhin zu wenig, um ein Weib und sechs kleine Kinder hinlänglich zu nähren. Noch ging es gut, bis auf das Jahr 1825. Da erkrankte das Weib und der arme Mann erlag beinahe seinem Kummer über die Stokung seines kargen Gewerbes. Bader und Doktor, Nachbar und Bekannte, Niemand konnte helfen. Das arme Weib litt an ungewöhnlich starkem Magenkrampf. Von 10 bis 12 Tagen mit neuen Anfällen gepeinigt, von Kummer abgemattet, war das 36jährige Weib schon mehr einem Skelette, als einem lebenden Menschen ähnlich; Jedermann meinte, die arme Dulderin würde sehr bald dem Tode verfallen seyn. Die Kranke hatte von Jugend auf eine vernünftig-religiöse Erziehung genossen; in dieser Krankheit war das Vertrauen auf Gott in ihr unerschütterlich. Sie flehte oft so wehmüthig zum Vater Aller, sich doch der armen Kleinen zu erbarmen, und fing sie auch bei neuen Schmerz-Anfällen etwas an, an Erhörung ihres Gebetes zu zweifeln, sogleich ermannte sie sich wieder zu neuem Vertrauen. Eines Abends, es war Pfingst-Samstag, hatte Noth und Angst für das tägliche Brod sie so ergriffen, daß der Magenkrampf in nichterlebter Stärke sechs Stunden lang unaufhörlich die Bedauernswerthe quälte und peinigte. In dieser Lage griff der Mann, welcher im Leiden und Mitfühlen vergaß, daß er nicht lesen konnte, nach einem alten, geschriebenen Buche (1791), um darin um endliche Erlösung — sey es mit Besserung oder durch sanften Tod, seines geliebten Weibes — zu bitten. Er blätterte ein Weile, dann sprach er zum ältesten Sohne, welcher eilf Jahre zählte und von der Mutter etwas Lesen lernte, ein Gebet in schweren Nöthen vorzulesen. Das Buch lag früher stets unberührt unter einem Balken des Plafonds auf einem Brette, unberührt und dem Stubenrauche preisgegeben. Der Sohn Leopold war ein langweiliger Leser, fing zu lesen an, aber statt eines Gebetes, hieß der erste Artikel: „Mittel, für Magenkrampf.“ Wer war froher, als Vater und Sohn? Lies geschwind, Poldl, rief der kummerschwere Vater; und Leopold las langsam und buchstabirend: „Trink kein Bier und keine harten Speisen, sondern iß brav schwarzen Holler, alle Tage wenigstens ein Teller voll und ein Vierteljahr lang; und wenn dich der Schmerzen anfallt oder auch so, alle Abende trink eine Schale Fleisch-Suppen, in welche du einen halben Limonie sammt den Kernen gedrukt hast. Hilft gewiß, kannst es allen Leuten rekommandiren.“ *)

Der Rath war leicht und schwer; leicht, indem man gedörrten Hollunder von der Nachbarin, einer Hüterswittwe, erhielt; hart, indem man

*) Wir haben es mit Erfolg angewendet und angerathen
Der Erzähler.

eine Stunde in den nächsten Fleken und keinen Kreuzer Geld hatte. Doch Leopold hatte Liebe und Muth. Er lief eiligst in den Fleken, bettelte in einigen Häusern und seine weinerliche Bitte ward schnell erhört, er brachte vier Limonien, Brod und noch etliche Groschen. Kaum brauchte er anderthalb Stunden zum Hin- und Herlaufen. Die Mutter hatte indeß eben den gedachten Hollunder zu essen begonnen, als der ganz in Schweiß gedrängte Leopold frohlokend auf das Schmerzlager der Mutter hineilte und sagte: „Hier, liebe Mutter! hast du Alles. Limonien, Brod und einiges Geld," und der Mutter rollten Freudenthränen über die bleichen Wangen und sie mußte aussezen, zu essen. Man brachte auch bald darauf etwas Fleischsuppe, wozu der neunjährige Michel von einem Bauernhofe ein Stük Fleisch sich erbettelte. Kaum war die Schale geleert, so spürte die Mutter auch schon einige Besserung; aber die Kur sollte fortgesezt werden und zum Fleischkaufen sollte man Geld erwerben können.

Auch Geld kam von Zeit zu Zeit. Leopold ging täglich Morgens fort und jeden Abend brachte er einige Groschen und etwas Fleisch nach Hause, aber nicht als Bettelbube von Profession, sondern indem er rührend erzählte und in den Häusern der vermöglicheren Bauern und Bürger willige Hülfe erlangte. Wenn ihm dann die Leute Etwas schenkten, kniete er nieder und betete etliche Vaterunser so gefühlvoll, daß die Leute ihn ungern gehen sahen. So oft er ging, ersuchte er seine Wohlthäter, ja das Mittel nicht zu vergessen, sondern allen Leuten, welche auch so viel, wie seine Mutter, vom Magenkrampfe zu dulden hätten, zu empfehlen, indem es gewiß helfe.

Die Kur dauerte vier Wochen und die Mutter hatte keinen Anfall mehr und sie erholte sich zusehends von Woche zu Woche. Die Einkünfte mehrten sich wieder und das stille Glük kehrte wieder ein bei der armen Familie, die schon verzweifeln wollte.

So zeigte sich auch in dieser Geschichte wieder die Wahrheit, daß uns Gott immer nahe sey und keines seiner Kinder ganz hülflos lasse.

B. J. P.

Anmerkung. Möchten uns mehr solche Geschichten mit eingeflochtenen Gesundheitslehren und Hausmitteln geliefert werden. Denn, indem wir aller Quaksalberei abhold sind, können wir einfachen Hausmittelvorschlägen unsere Aufnahme nicht versagen, weil wir unsere Blätter an Gemeinnüzigkeit nicht übertreffen lassen wollen. Uebrigens haben wir im laufenden Jahrgange des Obstbaum-Freundes bereits vom Nuzen des Hollunderbaumes in allen seinen Theilen berichtet. Die Alten sagten: „Vor einer Hollunderstaude soll man den Hut abziehen." Die Redaktion.

Chokolade, Kaffee, Thee.

Herr v. Balzac erzählt in einem seiner neuesten Werke folgende Merkwürdigkeit:

Die englische Regirung hatte einst drei Verbrechern, die wegen 22 Pf. Strl. zum Galgen verurtheil waren, die großmüthige Wahl gelassen, gehangen zu werden oder am Leben zu bleiben unter folgenden Bedingungen: Der Eine sollte ausschließlich nichts Anderes als Thee, der Zweite nichts Anderes als Kaffee, der Dritte nichts Anderes als Chokolade trinken, aber gar nichts dazu essen dürfen. Die armen Teufel hatten diese Bedingungen natürlich angenommen. Aber was geschah? Der Eine, der nur von Chokolade gelebt, starb nach acht Monaten. Der Zweite, der nur von Kaffee gelebt, hielt sich zwei Jahre. Der Dritte, der nur von Thee gelebt, unterlag erst im dritten Jahre. Der Chokolademann starb in einem Zustande schreklicher Fäulniß und dergestalt von den Würmern zerfressen, daß ihm noch bei Lebzeiten ein Glied nach dem andern abgefallen war. Der Kaffeemann sah nach seinem Tode so verbrannt aus, als ob das Feuer von Gomorrha in seinen Eingeweiden gewühlet und ihn vom Scheitel bis zur Zehe calcinirt hätte. Es wäre leicht möglich gewesen, aus seinem Leichnam Kalk zu machen. Der Theemensch war so mager und durchsichtig geworden, daß man Abends, mit einem Lichte in der Hand, seinen Körper ganz bequem durchschauen und durch seine Rippen hindurch die kleinste Schrift der Times lesen konnte.

Herr v. Balzac kann nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit die Frage aufzuwerfen, ob es

nicht menschlicher seyn, mit einem zum Tode verurtheilten Verbrecher interessante, wissenschaftbefördernde Experimente anzustellen, als ihn unbenüzt köpfen oder baumeln zu lassen. Man sollte den Verbrecher lieber den Herren Gelehrten als den Herren Henkern überliefern.

Herr v. Balzac hat Recht. Nach Verlauf einiger Jahre könnten es die Herren Gelehrten vielleicht so weit bringen, aus dem Blut der Menschen Indigo, aus ihrem Marke Wachslichter, aus ihrem Gehirn Baumwolle und aus ihren Nerven seidene Taschentücher fabriziren zu können, denn Nichts ist unmöglich in der Welt.

Behandlung der Schafe zur Mast.

Beim Alter, in welchem Schafe für die Schlachbankt zugerichtet werden müssen, kommt es auf die Art und Lage derselben an, sowie auf ihre Anlage zum Fettwerden. Das Heideschaf muß nach allgemeiner Ansicht am Längsten in den Händen des Landmannes bleiben, und das Leicestersschaf dagegen die kürzeste Zeit. Hammel von der ersten Art müssen abgeschafft werden, wenn sie 3 bis 4 Jahre alt geworden sind, und Mutter-Schafe im vierten oder fünften Jahre; dagegen sind Hammel von lezter Art oft schon mit achtzehn Monaten marktrecht und Mutterschafe nach dem dritten Jahre.

Schafe sind besonders im Frühlinge und im Herbste innerlichen Krankheiten unterworfen, was ganz allein dem Wechsel der Nahrung zuzuschreiben ist, der in diesen Jahreszeiten allemal vorkommt. Viel ist dabei Schuld sorglose Behandlung bei der Fütterung auf der Weide, indem man sie sehr lange auf ein und dasselbe Futter beschränkt, Etwas, das jeder gute Züchter gerne vermeidet. Plözlicher Uebergang von einer magern Weide auf eine sehr nahrhafte und umgekehrt, taugt nichts und muß vermieden werden. Wechsel der Schafe aber mit den genannten Beschränkungen kann nicht genug empfohlen werden; dieß ist in der That die Seele der Schäfereien. Die offensten Pläze des Gutes müssen im Herbste beweidet werden und im Winter im Gegentheile die geschüztesten. Die Zuchtschafe können dann abgesondert auf eine saftigere Weide getrieben werden, bevor sie auf Turnips gebracht und eingepferchet werden.

Wenn Schafe auf Turnips *) (Brassica Rapa maxima, grosse Wasserrübe, Bauerrübe) gebracht werden, so sind sie gewöhnlich auf einen Theil des Feldes beschränkt, indem sie in Neze oder Hürden gejagt werden. Wenn die Hürden aus Tannen gemacht sind, so kosten sie gewöhnlich 1 Schilling (12 gGr.) à Stük. Aus Lärchen-Baum kostet das Stük aber 15 Pence (cc. 8 bis 10 Heller). Diese aus Lärchenbaum sind aber desto dauerhafter und bleiben drei Jahre gut, wenn sie im Sommer unter Dach gebracht werden. Zwei Mann sind erforderlich, sie aufzuschlagen und ausserdem ein Pferd und ein Karren, um sie aufs Feld zu bringen, weßhalb Neze den Vorzug verdienen, wegen des leichteren Transports und des geringen Raumes zur Aufbewahrung. Obgleich Neze gut sind auf windigen Pläzen, so können sie doch nicht gebraucht werden, Schafe mit Hörnern darin einzupferchen, weil die Schafe mit ihren Hörnern in die Neze gerathen. Sie dauern gewöhnlich nur drei Jahre, da sie nur drei Pence die Elle kosten, so sind sie als wohlfeiler zu betrachten, als Hürden.

Wenn der Turnips, der den Schafen gegeben ist, und woran sie selten eine Woche genug haben, verzehrt ist, so wird ein anderer Plaz des Feldes eingepferchet und die übrigen Schalen des Turnips werden mit einer zweizakigen Gabel ausgegraben und man läßt sie liegen und treibt die andere magere Heerde darauf, oder man führt sie nach einem andern Stük Aker und läßt sie von solchen Schafen verzehren, die nicht fett gemacht werden sollen. Die Fettschafe müssen immer eher auf ein frisches Turnipsstük gebracht werden, bevor sie das alte ganz rein abgefressen haben, sonst

*) Bekanntlich wird daselbst das Vieh auf dem mit Klee, Rüben ꝛc. bebauten Feldern in Hürden, wie bei uns dasselbe auf Weiden oder im Oldenburgschen ꝛc in Kämpen, genährt, ja auch fett gemacht. D. R.

geht das Fettwerden nur langsamer vor sich. Gewöhnlich gibt man ihnen zu gleicher Zeit reichlich Salz, das allenthalben auf dem Turnipsstük in Trögen oder Büchsen (Eimern) hingestellt ist und auf jedes Hundert Schafe etwa eine Tonne 20 Zt.) Heu auf 10 bis 14 Tage, obgleich hundert Schafe bei hinlänglichem Wasser und der Freiheit, herumgehen und zu laufen, diese Quantität wohl in einer Woche verzehren. Im Frühlinge wird jedem Schafe ein halbes und auch wohl ein ganzes Pf. Oelkuchen täglich gegeben neben Turnips.

An Stellen, wo die Kälte im Frühjahre jedenfalls strenge ist, ist die schwedische Turnips durchaus zum Schaffutter vorzuziehen, weil wegen der Bildung des obersten Theils der Knolle sich darin kein Wasser sammeln kann, was bei einfallendem Froste ihr grossen Schaden thut.

Die Turnips muß für solche Schafe geschnitten werden, die ihre Zähne wegwerfen. Man muß das Maul solcher, die nicht fressen wollen, untersuchen, und im Fall, daß sich etwa ein loser oder abgebrochener Zahn findet, muß man solchen ausbrechen. Mitunter ist ein Schaf nicht im Stande, die Turnips abzubeissen, weil die Freßwerkzeuge derselben dazu nicht gebildet sind, indem der Unterkinnladen so kurz ist, daß das Schaf fast ein Schweinsgesicht hat. Solche mißgestalteten Thiere werden hier zu Lande grundmäulig (grun, oder groundmoudhet) genannt, wie ich mir denke, deßhalb, weil ihre verlängerte Nase besser geeignet ist, in der Erde zu wühlen, als an der Erde auf entsprechende Weise zu weiden.

Das Fettwerden der Schafe auf Turnips wird sehr befördert, wenn sie auch auf Grasweide dabei gebracht werden, besonders wenn auf demselben Ginster und Heidekraut zufällig wächst. Es kommt vom Mangel an Aufmerksamkeit, wenn Schafe so leicht bei Turnips erkranken, denn abgesehen von dem Nuzen, den ihnen ein trokenes Lager gewährt, so verdauen sie besser und nehmen besser zu, wenn sie Bitterkräuter geniessen. Es kommt nicht selten vor, daß Fettschafe oder Fettrinder bei Turnipsfütterung ganz mager werden, so daß, wie der Landmann sagt, „man sie auf die Beine heben muß,“ und dieß aus keiner andern Ursache, als weil sie ganz und gar nur zu sehr auf einen einzigen Nahrungsartikel beschränkt werden. Man hat sie nicht zu solchen Pflanzen kommen lassen, die das Allernothwendigste zur Erhaltung ihrer Gesundheit enthalten, nemlich Bitterstoff, wie der Chemiker sagt, ohne welchen in gehörigem Verhältnisse die allernahrhaftesten Substanzen nicht zu Fleisch und Blut kommen. Ein Hauptmoment bei dem Futter grasfressender Thiere ist, meines Bedünkens die Thatsache, daß die Angemessenheit desselben sich im umgekehrten Verhältnisse zu seiner Nahrhaftigkeit verhält. Dieß zur Auskunft darüber, daß oft Schafe so lange Zeit gebrauchen, um bei Turnips allein zuzunehmen.

Bei allem Nuzen, welcher dem Schafe, das auf Turnips gesezt ist, aus diesem erwächst, fällt doch die Hoffnung des Landmannes auf guten Erfolg der Turnipsfütterung wegen der grossen Nahrhaftigkeit dieses Futters sehr schlecht aus, wenn die Schafe darauf allein und einzig beschränkt sind. In den meisten solchen Fällen sind die Landleute auch unfähig, sich über den schlechten Erfolg in dieser Hinsicht Rechenschaft zu geben, und ich finde deßhalb vielleicht Entschuldigung, wenn ich versuche, etwas umfänglicher die Ursachen solches Mißrathens hervorzuziehen.

Zur Sache. —

Das, worin unsere Landleute meistens fehlen, ist Turnipsfütterung, Etwas, was die Meisten gleichwohl ganz gut zu verstehen sich einbilden, und worauf sie sich was zu Gute thun, obgleich, das sage ich mit allem Bedachte, kaum Einer unter zwanzig die allerersten Grundsäze kennt, die bei Schaffütterung in Betracht kommen müssen. Sie sind unbekannt in der Lebensweise des Thieres im wilden Zustande, und, unähnlich anderen Klassen unter den Menschen, bekümmern sie sich wenig oder nichts um genaue Kenntniß ihres Berufes. Ein Schausteller von Thieren und ein Vogelabrichter kennt doch in Etwas die Eigenthümlichkeiten der Geschöpfe, womit er zu thun hat, und sucht,

so gut er kann, für sie solches Futter anzuschaffen, als ihr Instinkt begehrt. Das thut aber ein Landwirth, der mästet, keineswegs. Er macht sich keine Sorge, darum nachzufragen, ob seine Schafe dazu bestimmt seyn mögen, von einerlei Futter sich zu nähren, und wenn dieß auch der Fall wäre, ob das Schaf von Natur auf einen beschränkten Raum, wie unsere Akerfelder, angewiesen sey, oder ob es in seinem Naturzustande überall umherstreife, oder ob es, wenn es sich selbst überlassen wäre, durch seinen Instinkt zu Turnips geleitet würde. Und doch sind wir nur durch Nachforschungen dieser Art im Stande, die rechte Schaffütterung zu ermitteln, und diejenige Behandlung des Thiers zu bestimmen, die uns am Vortheilhaftesten ist, weil sie gewissermassen der Natur zu Hülfe kommt.

Durch Lektüre der Reisebeschreibungen und durch Kenntnißnahme von den anatomischen Eigenthümlichkeiten des Schafs, ist man zu der Erkenntniß gekommen, daß zum Aufenthalt desselben sich besonders Gegenden mit steilen Abhängen eignen, wo Gräser und Kräuter nur knapp sind. Folglich muß es seinen Unterhalt in weiterer Ausdehnung suchen und sein Futter muß also, in Folge des ungleich gearteten Bodens, nicht in einer oder ein Paar Pflanzenarten bestehen, sondern in mancherlei Gattungen von Gewächsen. Die Erfahrung lehrt auch, daß die Folgerungen aus diesen Beobachtungen richtig sind. Das Schaf frißt in der That viel mehr Arten von Pflanzen, als irgend ein anderes Hausthier.

Linné fand durch Versuche in dieser Hinsicht, indem er den genannten Hausthieren frische Pflanzen gab, daß Pferde 262 Pflanzenarten frassen und 212 nicht; Rindvieh 276 und 218 nicht; Schafe dagegen frassen 387 und nur 141 nicht. Wir bemerken ausserdem, daß es keine geringe Schwierigkeit hat, zu verhüten, daß Schafe nicht über Wassergräben und Heken springen, wodurch wir ihre herumschweifende Lebensweise zu beschränken suchen; aber wie selten geben wir auf die wahre Ursache Acht, warum sie solche Schranken überspringen. Man schreibt dieß vorzugsweise ihrer gleichen Beschaffenheit mit den Ziegen zu und ihrer Neigung, steile Abhänge zu beklettern; ich meine jedoch, daß solches Ueberspringen vielmehr das Verlangen andeute, die Weide, welche keine Mannigfaltigkeit von Pflanzen mehr darbietet, weil sie abgefressen ist, mit einer frischen zu vertauschen, und jene Mangelhaftigkeit an Kräutern in hinlänglicher Masse zu finden, welche der Instinkt ihnen als die für sie ersprießlichen bezeichnet. Schäfer geben dieß auch vollkommen zu, und würden sagen, daß häufiger Weidewechsel die Seele der Schäferei sey, obgleich sie es nicht begreifen, warum Schafe nicht mehrere Wochen lang auf einem und demselben Flek Turnips gehalten werden können. Sie geben die Nothwendigkeit des Wechsels in einem Falle zu und nehmen sie im andern in Abrede.

Magendie, ein berühmter, französischer Physiolog, hat durch Versuche nachgewiesen, daß es unmöglich sey, ein Thier länger, als sechs Wochen bei einem und demselben Futter im gesunden Zustande zu erhalten und daß oft der Tod sich noch vor Ablauf dieses Termins einstellte. Dessen ungeachtet aber halten unsere Landleute in ihrer glüklichen Unwissenheit ihre Schafe oft mehrere Monate auf Turnips allein. Und was kommt denn nun davon heraus? möchte ich fragen. Nun, es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß solche Schafeigner zum wenigsten Eins auf fünfzehn verlieren, und zwar, wie leicht zu erweisen ist, blos und allein durch solche verkehrte Behandlung. Zunächst ist Turnips ein Futter, das den Schafen seiner Natur nach ganz fremd ist, und wogegen sie sich zuerst sehr sträuben. Einige Arten von Schafen sind gänzlich unfähig, auf Turnips gebracht zu werden, wegen der Gestalt ihrer Freßwerkzeuge, indem die vorstehende obere Kinnlade über die untere hervorsteht und so die meisselartigen Zähne hindert, in die Wurzel einbeissen zu können. Von unseren brittischen Schafen hat eine Art besonders solche gestalteten Freßwerkzeuge, nichts destoweniger finden sie doch einige solche unter ihnen, und es gibt gewiß wenige Landleute, die nicht in ihrem Leben grundmäulige Schafe angetroffen hätten, wie man solche in Schottland nennt, weil ihre Schnauze der eines Schweines gleicht und sie ge-

eigneter macht, in der Erde zu wühlen, als nach Art der Schafe zu fressen. Ferner, wenn schon die Gestalt der Freßwerkzeuge beweiset, daß sie nicht zum Turnipsfressen geeignet sind, so zeigt auch der Gehalt der Turnips nicht weniger überzeugend, daß diese zum Schaffutter gar nicht bestimmt ist. Das Bittere ist ein nothwendiges Ingredienz des Futters für alle grasfressenden Thiere; ohne dieses Ingredienz werden sie früher oder später jedenfalls krank. Dieser Stoff ist nach Ermittelungen der Chemiker in den Pflanzenextrakten enthalten, und deßhalb wird dieser besondere Stoff Bitterextraktivstoff genannt. Man hat auch gefunden, daß die Quantität dieses Extraktes im umgekehrten Verhältnisse zur Nahrhaftigkeit einer Pflanze stehe, d. h., wenn eine viel Nahrungs-Stoff enthält, so hat sie nur wenig Bitterextraktiv-Stoff und dagegen ist Lezterer in grösserer Menge vorhanden in einer Pflanze, worin Ersterer sich in geringer Masse befindet. Turnips enthält nun eine grosse Masse Stoff, den Leib zu nähren, aber sie gibt wenig oder gar keinen Bitterextrakt. Folge davon ist, daß Schafe eine Zeit lang rasch zunehmen, wenn sie auf Turnips gebracht werden; wenn sie aber Mangel leiden an dem heilsamen Bittern, so verlieren sie auch eben so rasch, was sie nur erst kürzlich sich zugelegt hatten. Ihr Appetit nimmt ab, und weil sie von andern Aker-Stüken abgeschnitten sind, wo sie ihr Magenmittel, worauf sie durch die Natur angewiesen sind, finden könnten, so fangen sie an, Erde zu fressen oder irgend etwas Anderes, was ihnen etwa als Stellvertreter zu dienen fähig ist.

In Beziehung auf das eigentliche Wesen des Bitterextraktivstoffs kann man als ausgemacht annehmen, daß er den Magen anregt, unbekömmliche verwesene Nahrungsmittel bekömmlich macht, langsame Verdauung befördert, die Nahrhaftigkeit derjenigen Nahrungsmittel erhöhet, womit er sich vermischt und besonders ein natürliches Mittel gegen Unordnungen im Magen, und vermöge der sympathetischen Vermittelung dieses Organs, gegen die Atonie der entfernteren Organe hergibt. Jedermann stimmt ein in der That, daß dieser Pflanzen-Stoff von ungemeiner Wichtigkeit sey; Jedermann, sage ich, nur Diejenigen stimmen nicht ein, denen am Allermeisten daran gelegen seyn sollte, die Wichtigkeit derselben recht genau zu kennen. Die Land-Leute im Allgemeinen können nicht den Nuzen und die Nothwendigkeit einsehen, sich um Dinge zu bekümmern, die anscheinend so nichts bedeutend sind, obgleich doch von richtiger Benüzung derselben wesentlich der gute Erfolg abhängt. Ja, ich habe Männer gekannt, die entgegneten, daß in sechs Wochen ihre Schafe, die sie blos auf Turnips gehalten hätten, einen herrlichen fetten Wanst zugelegt hätten, obgleich sich doch bei genauer Nachfrage darüber allemal ergab, daß die Schafe, obgleich sie eingepfercht waren, auf einem bestimmten Akerstüke, auch noch zu anderen Nahrungs-Mitteln kommen konnten, und die Herren Land-Leute hatten nur absichtlich ihre Augen zugemacht, um nicht die wirkenden Nebenumstände zu sehen.

Man kann sich darauf verlassen, kein Schaf wird sechs Wochen hindurch bei Turnips allein gesund bleiben, vielweniger wird es die ganze Zeit hindurch zunehmen. Am Besten verhindert man das Uebel, das aus Mangel an dem nothwendigen Bittern hervorgeht, dadurch, daß man den Thieren Korn, Salz, Oelkuchen und Heu gibt, welches Alles, besonders Lezteres, das Bittere vertritt. Gutes Heu muß Schafen bei Turnips immer reichlich gegeben werden, weil wegen der Mannigfaltigkeit der Pflanzen, die sich in demselben finden, es Dasjenige enthält, was sich in der Turnips nicht findet. Schon eines der heilsamsten Bitter-Kräuter, die man kennt, (die Boksbohne — Buck-Bean — Menyanthes trifoliata — Biberklee) findet sich gewöhnlich im Wiesenheu, und diese Pflanze ist für sich schon hinreichend, das Thier gegen die üblen Folgen der Nachlässigkeit zu schüzen.

Wenn man jemals hört, und zwar aus glaublicher Quelle, daß Schafe bei Turnips allein fett geworden sind, so kann man nur immerhin glauben, daß sie irgend Freiheit gehabt haben, nebenher Dieß oder Jenes zu naschen. Sie haben entweder an Pfriemkraut (Broom) oder Ginster kommen

können, vielleicht nur am Busch, der zum Schuz der Wassergräben angelegt wird, oder sie haben auch nur rundum am Rande des Akerstüks die angrenzenden Stüke benagt; aber gewiß haben sie auf irgend eine Weise ihr Verlangen nach dem bittern Nahrungsstoff gestillt und so ihren Magen befähigt, die sonst unbekommliche Turnips desto besser zu verdauen. Pfriemkraut ist zu allen Zeiten eine herrliche Medizin für Schafe, wofür sie eine besondere Vorliebe haben und wozu sie, wenn es möglich ist, unter allen Umständen müssen kommen können.

(Aus der landwirthschaftlichen Zeitung für Kurhessen.)

Durchwinterung des Blumenkohls.

Eine Methode, den Blumenkohl zu durchwintern, dürfte noch nicht so allgemein bekannt seyn, und dürfte besonders für solche Familien von Vortheil seyn, die eine große Menge Grüngemüse von jeder Gattung sich aufbewahren und sich auf diese Weise den Herbst bis zum Frühjahr verlängern. Die erste Bedingung zur Reservirung des Blumenkohls ist, daß man die jungen Pflanzen erst um die Mitte des Juli verpflanzt, damit der Ansaz des Käses erst später eintritt, was dann in der Regel erst im Herbste geschieht. So wie sich der Käse gebildet hat, ziehe man ihn ja vor dem ersten Froste; denn so wie er einen Reif bekommen hat, hält er sich nicht mehr, sondern fängt an zu faulen im Winterquartiere. Wenn nun die Strünke gezogen werden, lasse man an den feinsten Wurzeln den Erdballen, schneide dann die äussern Blätter ab und die innern verkürze man etwas. Nun sticht man ein etwas im Schatten gelegenes Treibbeet aus und stellt den Blumen-Kohl reihenweise dicht an einander, bedekt die Wurzeln mit Erde, die man dann etwas angießt, und bringt darüber 4 bis 5 Zoll hoch troknen Mist, damit die Feuchtigkeit der Erde nicht so rasch verdunsten kann. Auf diese Art eingeschlagen, hält sich der Blumenkohl bis Februar und März. Bei eintretendem Froste bedekt man die Pflanzen noch mit Stroh, Farrenkräutern oder langer Streu.

Dr. Fr. Neumann.

Gedanken-Zunder.

Es gibt Tausende, die Arbeit suchen; aber unter diesen Tausenden sind kaum einige, die die Arbeit nehmen, wie sie sie finden; ein Beweis, daß ihnen nichts daran gelegen ist.

Wer dich im Zorne schmäht, aber bei ruhigem Gemüthe, wenn er es thun könnte, nicht thut, — der ist nicht dein Feind.

Wer sich an den Gedanken gewöhnt, daß Gott jeden einzelnen Menschen der Menschheit im Ganzen unterordnete, wird mit seinen Ansprüchen an die höchste Weltordnung nie in Verlegenheit gerathen.

Voltaire sagt: Wer nur gerecht ist, wird hart. Man kann hinzusezen: Wer nur natürlich ist, wird roh. Die wahre Höflichkeit ist weiter nichts, als das Wohlwollen bei Kleinigkeiten, und das kostet so wenig, fordert so wenig Opfer, daß man sich ihm nie entziehen sollte.

Um mit Erfolg zum Gemüthe zu sprechen, kommt es nicht auf den Glanz der Worte, sondern auf die Kunst an, daß der Hörer dabei gleichsam sein eigenes Inneres redend vernehme.

Wie ungerecht die Welt, und wie noch ungerechter die Geschichte sey, erhellt daraus, daß sie neben den grossen Männern, deren Namen sie feiern, nicht auch die Männer nennen, durch die Jene groß geworden sind.

Dadurch, daß in der Regel jeder Vater von der Strenge etwas nachläßt, mit der er von seinem Vater behandelt worden, dadurch verschlechtern sich endlich die Nationen.

Seitdem die Wahrheit zur Satyre geworden ist, darf Jedermann die Wahrheit sagen, aber keine Satyre.

Voltair sagt: Das „Vielleicht" sey das wahrste Wort in der menschlichen Sprache.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

** am 7. Nov. 1840. Seit einiger Zeit ist eine neue Schöpfung hier vor sich gegangen. Zweibeinige Bären gehen nächtlich, wenn längst die gefürchteten Augen der humanen Polizei sich in Wonne geschlossen, durch die Gasse Nro. 1., und brummen schlafstörend in zweierlei Tönen. Der Hauptbär brummt voran mit einer fensterzitternmachenden Stärke, und etliche Bärenfrischlinge suchen den holden Gesang ihres Ideals nachzuahmen — wortgetreu. Es ist nur Schade, daß diese nicht etwas früher ihren Durchzug hatten, wenn nemlich die Thürzuwerfer, Pfeifer, Hundeprügler, Steinestolperer et Cons., ihren allesverachtenden Heimweg begeben! — Wir werden — da wir jezt so gesund sind, daß wir Alles notiren können — jedoch bald eine deutlichere Fortsezung liefern.

Brief eines süddeutschen Rekruten.

R., am 7. Juli 1838.

Liebster Vater und Mutter!

Jezt haben Sie Hachtung, was ich Ihna alles Schöne schreiben muß. Ich bin jezt ein Teufelskerl, der kein so gewöhnlicher Bauernbursch mehr ist. Wenn ich mein Kwer so betrachte und Raus gerufen wird, so bin ich ein Dichter, dann schreie ich aus Leibsvermögen: „Schildwacht gib Obacht!" So was hätte ich sonst nicht reimen können. Aber doch ist mir auch zufriedentlich, wann ich abgelöset werde, oder wenn man mir Ruhe schafft (ruht!). — Sehes Vater! sehes Mutter! Soviel lernt man in kurzer Zeit. Kommet Sie doch herein zu mir; und wenn man in Garnison liegt, da kann man gar oft einen Besuch wünschen. Lebet recht wohl. Ich bin unverdrossen

Euer R. R.

Ein schöner Gruß an den Seplbauern.

Kuriosa.

Ein Herr Tatton in Schottland, ließ baumwollenes Nähgarn von zwei Mäusen auf einem ähnlichen Tretrad, wie die Züchtlinge in den Zuchthäusern treiben müssen, spinnen. Jedes dieser Thierchen brachte täglich 120 Faden zu Stande und durchlief dabei einen Raum von mehr als zwei deutschen Meilen. — Berechnet man die Garnmenge, welche diese Mäuse liefern können, und ihre Unterhaltungs-Kosten, die in fünf Wochen kaum ein Paar Kreuzer betragen, gegen einander, so zeigt sich, daß jede Maus jährlich 2 fl. CM. verdient. Würde man z. B. 10,000 Mäuse-Spinnmühlen auf einmal beschäftigen, so könnte man damit jährlich nach Abzug aller Unkosten bei 25,000 fl. gewinnen. — Statt den Mäusen könnte man auch Eichhörnchen nehmen, wovon jedes an Kraft für 100 Mäuse gelten kann; und wenn ein Fabrikant 100 Eichhörnchen zum Spinnen verwendet, so könnte er damit dieselbe Summe gewinnen. — Ist auch die Hälfte dieser Berechnung nur richtig, so wäre es noch immer der Mühe werth, Versuche zu machen.

Auch aus Hasenhaaren.

Seitdem die Seidenhüte aufkamen, sind die Hasen-Haare ausserordentlich im Preise gefallen. Man ist daher auf den Gedanken gekommen, Tuch aus denselben zu machen und der Leipziger Hutmacher Obermeister liefert dasselbe. Es ist sammtartig, weich, glänzend und dauerhafter, als Sammt. Bis jezt nahm man es besonders zu Westen, und ein dazu nöthiges Stük kostet in Leipzig drei Thaler.

Der deutsche Rhein.

Deutsch ist der Rhein, deutsch ist der Rhein,
Und wird es ewig bleiben!
Magst, Franke, Du auch immer schrei'n —
Auch immer schrei'n: nein, nein und nein!
In Deinem wilden Treiben! —

Ha, sieh der Berge starken Sohn
In seinem Jugenddrange!
Er rauscht herab vom mächt'gen Thron,
Und spricht der schnöden Knechtschaft Hohn
Auf seinem freien Gange!

Sieh, wie er treuem Hirtenland
Von seinem Segen spendet!
Sieh, wie sein Auge, zornentbrannt,
Sich dort von hoher Felsenwand
Gen Frankreichs Marken wendet!

Und horch, es ruft sein Donnermund
Durch alle Nachbar-Gauen:
Elsaß, Lothringen und Burgund,
Habt Acht, es winkt der alte Bund —
Der Tag fängt an zu grauen;

Sieh, wie er jezt so wohlgemuth
Sein schönes Land begrüßet!
Und wie jezt seine heil'ge Fluth
So herrlich in der Freiheit Gluth
Durch's Mutterherz sich gießet!

O Deutschland! — Seinen Herzstrom weiß
Das Volk fortan zu schirmen!
Und drohten Stürme schwer und heiß,
Und sollten Wetter tausendweis
Von Westen her sich thürmen! —

Magst, Franke, Du auch immer schrei'n,
In Deinem wilden Treiben,
Wir fragen nichts nach deinem Nein!
Deutsch ist der Rhein! deutsch ist der Rhein!
Und wird es ewig bleiben!

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Paßau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 51. 22. Dezember 1840.

Inhalt: Kartoffeln und Sauerkraut nach besserer Art zu bereiten. — Die deutschen Handwerker und Gewerbsleute. — Mittel, Schnupf- und Rauchtabak immer gut und milde zu erhalten. — Orientalischer Begriff von Gerechtigkeitspflege. — Eine historische Reminiszenz. — Der Frosch als Tischelputzer. — Mittel, den Rauch aus den Stuben zu vertreiben.

Kartoffeln und Sauerkraut nach besserer Art zu bereiten.

Durch das Kochen der Kartoffeln im Wasser, geht von dieser nützlichen Frucht nicht nur circa der vierte Theil ihrer natürlichen Kraft verloren, sondern sie sind auch kaum zur Hälfte so wohlschmekend, als jene, die unter Druk mittelst Dampf gekocht werden. Gastwirthe und alle bessern Haushaltungen, die bereits Sparherde und passende Oekonomieöfen haben, können sich der kleinen zerlegbaren Maschinen bedienen, welche nur 2½ fl. kosten werden. Sehr zu wünschen ist es einmal, daß man allenthalben in Haushaltungen gedämpfte Kartoffel auftischt, statt beim alten ruineusen Schlendrian noch länger zu beharren!!! —

Man schabt die Krauthäupter, wie man es bisher zu thun gewohnt ist, stampft die Masse in die Sauergefäße wie gewöhnlich ein, je dichter, desto besser. Zum Beschlusse schüttet man so viel Wasser darauf, daß es ein wenig über die Masse steht, etwa einen Zoll hoch; sollte sich in der Folge zeigen, daß sich dasselbe in das Kraut zöge, so gießt man mehr darauf. Die Tonne stellt man nun an ihren Ort zum Säuern. In einigen Tagen ist die Säuerung vollendet und damit ein herrliches, zartes, wohlschmekendes und lange dauerndes Sauerkraut gewonnen. Das Salz ist, nach Professor Pohls Erfahrung, bei Bereitung eines guten Sauerkrautes, ganz überflüssig. Das Kraut hat nemlich so viel Zukerstoff, daß man, wenn man den Saft auspreßt und abdampft, einen recht brauchbaren Süßstoff oder Syrup erhält. Wenn man nun Wasser auf das frisch geschabte Kraut gießt, so theilt sich diesem derselbe mit und es entsteht eine zukersüße Flüssigkeit, die alsbald, wie junger Most, in die Weingährung geräth und sich in eine milde Weinsäure oder Essig verwandelt. Dieser Essig gibt nun dem Kraute eine beachtungswerthe Dauer und zugleich einen höchst angenehmen, weinigen Geschmak, welcher Jeden überraschen wird, der das Herz hat, sich sein Sauerkraut ohne Salz zu bereiten. Das salzlose Kraut wird viel saurer, als das gesalzne; man mildert aber diese Säure, wenn man zuweilen frisches Wasser aufschüttet. Bei jeder Zubereitung des Krautes für den Tisch darf man freilich das Salzen nicht vergessen.

Die deutschen Handwerker und Gewerbsleute.

Eine zu beachtende Nachricht aus München.

Viele Jahre lang wurden vortreffliche Augengläser von Riggl in München gefertigt, kamen nach Paris und London und von da wieder um 11 bis 22 fl. zurük, während solche hier nur 1 bis 2 fl. kosteten. So wurden in München schon unzählige Stikereien gemacht, nach Paris und von da wieder nach München so anderswohin als vortreffliche, einzige, aber theure Pariserarbeit und Mode gesendet. — So sendet der vortreffliche Schuhmacher Karl Stöhr, seine Damenschuhe, die er hier das Paar zu 1 fl. 48 kr. verkauft, nach Paris und von dort werden solche wieder hieher

rc. rc. geschikt, wo sie dann 6 Francs (2 fl. 48 kr.) kosten und als das Non plus ultra der Pariser-Arbeiten bewundert werden u. s. w., was noch immer der Fall ist. Solche geschikte Gewerbs-Leute könnte man in München noch gar viele aufzählen. — Ausserdem kommen noch z. B. die besten Violinbögen von Paris um 10 bis 12 fl., während solche einzig und allein zu Neukirchen in Sachsen gemacht und dort um 1 bis 3 Kronenthaler zu haben sind. — Deutscher Fleiß und deutsches Genie vermag Alles, besonders, wenn es auch geehrt und bezahlt wird. Aber die Deutschen wollen den Deutschen nichts vergönnen. Einer sezt eher den Andern herunter. O, menschliches Vorurtheil!

Mittel, Schnupf- und Rauchtabak immer gut und milde zu erhalten.

Man drükt oder schneidet solchen nur loker in einen reinen gläsernen oder steinernen Topf, stellt diesen an einen schattigen Ort und sezt auf die Oeffnung eine Schüssel, die solche gut bedekt und gießt diese etwa halb voll frisches Wasser. So lange man nicht vergißt, das Wasser in der Schüssel zu erhalten, kann man gewiß versichert seyn, daß der Tabak sich vortrefflich conservirt, welches bei ungarischem Blättertabak und dergleichen Sorten so schwierig ist. Selbst dürrer Tabak zieht nach und nach so viel reines Duftwasser an, daß er gelinde wird, ohne einen unangenehmen Geruch oder Geschmak zu bekommen und nie verschimmelt er. Auch Speisen können auf diese Weise gut erhalten werden.

Orientalischer Begriff von Gerechtigkeits-Pflege.

Ist es wahr, fragte ein Egyptier einen Engländer, daß Ihr Euere Diebe und Taugenichtse nach weit entfernten Gegenden sendet? — Ja. — Und was kostet Euch die Deportation eines solchen Gesellen? — Vielleicht nahe an hundert Pf. oder zehntausend Piaster. — Und was kostet ein Säbel? — Wenn er sehr gut ist, höchstens 10 Pfund. — Was kostet ein aus Hanf gedrehter Strik? — Der kostet beinahe gar nichts. — Wie, und Ihr Engländer nennt Euch ein unterrichtetes und gesittetes Volk? Ihr könnt ein Schwert für tausend Piaster, einen Strik beinahe für gar nichts haben, und gebt zehntausend Piaster aus für einen Taugenichts, den Ihr los werden wollt! O, was das für eine Civilisation ist!

Wenn man die europäische Gerechtigkeits-Pflege in verschiedenen Ländern betrachtet, kommt man an allerlei seltsame Praxis. Vorzüglich waren die Geseze in frühern Jahrhunderten oft sehr wizig. In Darmstadt gab es in früheren Zeiten einen hölzernen Esel, den jene Frauen besteigen mußten, welche die uralte Mode mitgemacht, ihre Männer zu prügeln. In vielen Städten Englands gab es einen Lästerstuhl, (Ducking stool) worauf man streitsüchtige Xantippen festband und „zur Abkühlung ihres Zornes" in Wasser untertauchte. In Spanien und Portugal waren an den Thoren und Thürmen grosse Gitterkäfige angebracht, in die man die liederlichen Dirnen einsperrte. In einigen Städten Italiens existirte ein Lasterstein, auf den sich jeder Suitier, der seine Schulden nicht bezahlen konnte, mit entblößtem Hintertheile hinsezen und die Stachelreden der Zuschauer ertragen mußte. Die Menschen sind zwar nicht besser, aber unsere Geseze weit milder geworden. Frauen, die ihre Männer prügeln, und Männer, die ihre Schulden nicht bezahlen, werden tolerirt und nicht mit Unrecht, den Mephistopheles sagt: „Auch solche Käuze muß es geben." Schade, Jammerschade ist es aber, daß heut zu Tage nicht mehr die Cathedra stercoris existirt, worauf jene Bierwirthe ausgestellt wurden, die schlechtes Bier gebraut (malum cerevisiam faciens, ponatur in cathedram stercoris.) — Wenn Leute, welche schlechtes Bier brauen, Wirthe, welche guten Wein verfälschen, Bäker, welche Brode baken, die so klein sind, daß die Spazen sie wegtragen können, noch jezt dazu verurtheilt werden könnten,

auf der Cathedra stercoris zu erscheinen, so würde in manchen Städten kein Tag ohne Schauspiel dieser Art vorübergehen.

Eine historische Reminiszenz.

Jemand, der mich dieser Tage darauf aufmerksam machte, daß sämmtliche historische Vereine Bayerns ein allgemeines historisch-topographisches Lexikon herauszugeben gesinnt seyn sollen, war dabei auch zugleich der Meinung, daß Behufs dieses wichtigen Unternehmens folgendes, von diesem Jemand bezeichnete Werk zu empfehlen seyn dürfte:

„Anton Maria Kobolts, der W. W. Doktors rc., Bayerisches Gelehrtenlexikon, worin alle Gelehrten Bayerns und der obern Pfalz, ohne Unterschied der Stände und Religion, welche bis auf das XVIII. Jahrhundert, und zwar bis zum Ausgange des Jahres 1724 daselbst gelebt und geschrieben haben, mit ihren (NB.) sowohl gedrukten als noch ungedrukten (also noch in Manuskripten) vorliegenden Schriften, nach alphabetischer Ordnung beschrieben und enthalten sind. Landshut, in der Max Hage'schen Buchhandlung. 1785."

Dieser Jemand vermuthete auch zugleich bei dieser Gelegenheit, daß man in eben bezeichnetem Werke, dem es aber hie und da, wahrscheinlich aber nur als Drukfehler, an mancher Richtigkeit historischer Jahreszahlen rc. gebrechen soll, mitunter nicht unwichtige, historische Beiträge, manchmal selbst von den Händen unserer erlauchten und hochfürstlichen Stammväter herrührend, antreffen möchte.

Weiters und endlich bemerkte unser Freund noch, daß er 1829 folgendes Buch gelesen habe: „Vermischte Schriften von J. Sutner." (Bei Michaelis in München 1828 erschienen.)

In diesem Buche, das auch manchen schönen Charakterzug des bereits in Gott ruhenden J. Sutner, gewesenen königl. Revisors bei der k. b. Staatsschuldentilgungs-Kommission, aus dem Leben und Wirken des Verstorbenen nachweisen soll; in diesem Buche will unser Jemand auch historische Notizen und nicht werthlos, gefunden haben, und zwar unter den Noten zu den Gedichtestexten des sel. J. Sutner.

Dieser Jemand bemerkte auch, daß von diesem gelehrten Sutner noch ein vollständig drukfertiges Manuskript vorliege, unter dem Titel: „Mythologie der Deutschen", welches verdienen dürfte, von irgend einem historischen Vereine Bayerns angekauft und geeignet benüzt zu werden.

Der Frosch als Teichelpuzer.

Wenn eine Wasserleitungsröhre sich verstopft hat, bedient man sich zu ihrer Reinigung nicht selten folgenden einfachen Mittels. Man fängt einen Frosch, oder besser eine Kröte, befestiget an ihrem Fuß einen Bindfaden, läßt sie so an dem einen Ende der Röhrenleitung hinein, und treibt sie durch Nachgiessen von etwas Wasser vorwärts; sobald sie sich an dem andern Ende der Röhrenleitung zeigt, was gewöhnlich in sehr kurzer Zeit der Fall ist, wird sie ergriffen und von dem Bindfaden, den sie mit durchgezogen hat, befreit. An diesen Bindfaden wird dann ein Reisigbüschel befestigt, und durch Hin- und Herziehen desselben die Wasserröhre gereiniget.

Mittel, den Rauch aus den Stuben zu vertreiben.

Wenn durch das Rauchen eines Ofens oder durch Tabakrauchen ein sehr starker Dampf im Zimmer entstanden ist, so bringe man ein Gefäß mit kaltem Wasser, auch damit angefeuchtete Schwämme in dasselbe, und der Rauch wird bald verschwinden. Je kälter das Wasser, desto schneller ist die Wirkung.

Weihnachts = und Neujahrs = Einkauf.

Die winterlichen Abende beginnen immer langweiliger zu werden. — Wir Oekonomen haben unsere kleine Haus-Bibliothek schon durchgelesen und möchten den Winter über wohl noch einige Geistesnahrung, wenn wir nur wüßten, was wir aus der Buchhandlung uns bringen lassen sollten. Wir können allen Lesern

Zwei neue Schriften von W. A. Kreyssig

empfehlen:

1) **Wegweiser zum praktischen Studium der Landwirthschaft, so wie zum Kaufen und Pachten der Landgüter;**

2) **die Vertheilung des landwirthschaftlich nuzbaren Bodens** durch Separation, Aus- und Abbau der Höfe, Zerstükelung und Colonial-Anlagen 2c.

Der Name Kreyssig — ist allein Empfehlung genug, gilt auch die unsere Etwas, so ertheilen wir sie im vollsten Maße, mit der Versicherung, daß in genannten zwei Büchern wahre Schäze des Wissensnöthigen auf eine Art niedergelegt sind, wie sie gewiß Niemand noch gedacht hat. Verleger ist Georg Westermann in Braunschweig. Vorräthig in allen Buchhandlungen. — In selbem Verlage empfiehlt sich auch noch ganz besonders

Landwirthschaftliche Statistik der deutschen Bundes-Staaten von Dr. Alexander von Lengerke. Pr.: 1 Thlr., ein Buch, unzahlbar in seinem Werthe; es macht uns landwirthschaftlich einheimisch in allen deutschen Ländern.

„Das Land der Deutschen bildet das Herz von Europa, Niemanden gefährlich, Allen wohlthätig. Südliche Nationen nannten uns einst freilich den Bauch, das sind wir doch nicht mehr — wir sind das Herz."

Jeder deutsche Mann sollte dieses Buch in seiner Bibliothek haben.

Vier andere Werke:

1) **Innerösterreichisches Industrie- und Gewerbs-Blatt,**

2) **Gewerbs = Blatt für Sachsen,**

3) **Anwendung und Vortheil des Preyß'schen Wollwaschmittels. (Ein ganz neues Verfahren),**

4) **Torfbüchlein, oder Eigenschaften, Gewinnung und Benüzung des Torfs, mit Zeichnungen,**

werden jeden Käufer überraschend befriedigen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden. Will noch Jemand eine

Anweisung zum Baue der Dorn'schen Lehmdächer nach gemachten Erfahrungen faßlich beschrieben, lesen, so liefert sie die Expedition des Gewerbsblattes für Sachsen mit lithographirten Zeichnungen und Holzschnitten um neun Groschen.

Die Heilkräfte des kalten Wassers

in Beobachtungen und Erfahrungen, von vier und sechszig mehr oder minder berühmten Aerzten, nebst einem Sach-Register und einer Uebersicht der vorzüglichsten Literatur über Wasserheilkunde, weiset ein bei Beck in Nördlingen erschienenes kleinwinzig niedliches Büchelchen nach, daß sich jede Haushaltung von seiner nächsten Buchhandlung bestellen sollte. Es kostet wenig und enthält ausserordentlich Viel!

Zu einer kleinen Kinder = Bibliothek

empfehlen wir vor Allem:

1) **Nordamerikanische Schnellschreibmethode,**

wieder in der Expedition des Gewerbsblattes für Sachsen im Verlage. Eine schöne Hand empfiehlt sich in jedem Land! Hier hat man eine originelle Anleitung, sich eine solche anzueignen.

2) **Kleines Handbuch der sämmtlichen Realkenntnisse,**

nebst den wichtigsten Regeln der deutschen Sprache und 650 zwekmässige Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten, von Bernhard Weiß, Volksschullehrer, in eben demselben Verlage.

3) **Die Gemsschüzen, oder Kaiser Maximilians Gefahr auf der Martinswand.** Eine Erzählung aus der Vorzeit des Tyrolerlandes, für die reifere Jugend. Mit einem Stahlstich. Regensburg bei Pustet.

Diese Schrift, vom Verfasser von „Reinholds Schiksale", kann nicht genug empfohlen werden. Lieblich sind darin die Farben der Erzählung aufgetragen und malen der rosigen Jugend die niedlichsten Bilder. Der Verfasser stüzte den Faden der Geschichte auf hinterlassene schriftliche Notizen des Kaisers, und wünscht von ganzem Herzen, daß seine geneigten Leser an derselben abermals den freundlichen Antheil nehmen möchten, welchen sie seinen frühern Erzählungen schenkten. Das Büchlein kostet nur 36 Kreuzer.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

VII. Jahrgang. Nro. 52. 31. Dezember 1840.

Inhalt: Jahres-Schluß. — Ueber Anlage von Koppeln und Heken. — Das Geheimniß, Pelz und Federn vor Motten zu schüzen. — Ueber Hopfen. — Ein freundliches Wort mit dem Leser.

Jahres-Schluß.

Ein voller Jahrgang dieser Blätter liegt nun wieder vor uns, und damit wohl manches nüzliche Samenkorn selbst noch für spätere Nachkommen. Manchen guten Rath und Einschlag wird der Leser darin brauchen können; doch eben noch vor dem Thorschlusse verlangt ein Heirathslustiger Auskunft, wie er zu wählen habe, um in der Ehe glüklich zu seyn.

Da klopft aber der Bauernzeitungsschreiber selbst an sein armes Herz und bekennt: „Ich weiß es nicht!" Doch, man hat in der Welt Bekannte und Freunde. Es hat sonach der bayerische Eilbote (den ich gelegentlich als einen sehr erfahrenen Mann empfehle), es übernommen, die gestellte Frage zu beantworten. Quärirender Ehe-Standskandidat betrachte also folgenden Brief als an ihn geschrieben:

Geliebt'ster Bruder!

Zufällig vernahm ich, daß Du den Entschluß gefaßt, Dich zu verehelichen; hiezu kann ich Dir nur Glük und Segen wünschen: denn es thut Dir Beides noth. Besonders aber wünsche ich Dir, daß Du bei Deiner Ehehälfte so gerne wohnen mögest, wie der Olivenbaum beim Weinstoke. Dabei aber, Bruder! muß ich Dir zu Gemüthe führen, was Diogenes in der Materie vom Heirathen spricht:

Nimmt einer eine Schöne, so ladet er sich eine neue Sorge auf den Hals: denn böse ist Das zu hüten, worauf aller Menschen Augen gerichtet. Nimmt man eine Häßliche, so eifert sie mit dem Manne: denn sie argumentirt nicht falsch, wenn sie sich einbildet, er habe etwas Schönes lieber, denn etwas Ungestaltetes. Eine Junge versteht nicht viel vom Hauswesen; eine Alte ist verdrießlich und kalmäuserisch und paßt nicht zur Ehe. Bekömmt man eine Reiche, so hat man täglich den Bettelhund in der Schüssel liegen und muß ihr Sklave seyn. Nimmt man eine Arme, so muß man Tag und Nacht Arbeiten, um sie zu nähren. Eine Adelige ist hoffärtig und achtet den Mann ihrer nicht würdig. Ist sie unadelig, so schäzt man sie nicht, und ihrerwegen hintangesezt. Bei einer Wittwe hat man das tägliche Lob des Mannes auf dem Teller liegen. Ist sie eine Jungfrau, so ist sie unzahm, und kennt keine Wirthschaft. Ist sie eine Unverständige, so rekommandire der Mann nur sein Hauswesen seines Nachbars Frau. Nimmt man eine Verständige, so empfehle man sich Gott. Bekommt man eine Fruchtbare, so sehe man sich um einen vollen Beutel und verstopfe die Ohren vor dem verdrießlichen Nachtweinen der Kinder. Werden die Söhne in der Tugend erzogen, und sterben, so beweint man ihren Tod; sind sie lasterhaft, beweint man ihr Leben; denn die Kinder sind Schwerter, die das Elternherz durchbohren. Hat man eine hübsche Tochter, so ist sie schwer zu hüten; wenn eine häßliche, so ist sie schwer auszuheirathen. Ein unfruchtbares Weib ist dem Zweke des Ehestandes entgegen; ein tugendhaftes macht dem Manne Besorgniß, sie möge vor ihm sterben. Ist sie lasterhaft und närrisch, so hat er täglich einen Teufel um sich. Bei Tage quält sie eine Xantippe außer dem Hause, bei Nacht im Hause. Bei Tische sieht er saure Gesichter und muß statt des Essens unvernünftige Reden einschluken. Sucht er Ruhe, so muß er unter Zank und Streit einschlafen.

Und Du willst heirathen! — Ich zitt're bei Deinem Entschluß.

Ist Dir aber nicht zu rathen, so wünsche ich Dir die Augen des Argus, die Nase des Wolfs, des Fuchsens Zunge, des Straußens Magen, das Genike der jochbaren Ochsen, des Oels Stärke und die Reichthümer eines Krösus, damit Du in Allem wohl bestehest. Man versucht die meisten Sachen, ehe man sie kauft, nur bei den Weibern, die man doch Zeitlebens haben muß, läuft man so blind in's Nez und läßt sich fangen. Gebe man sie auf's Probiren, wie die Hühner zum Greifen, das Geld zum Wechseln, Pferde zum Reiten, so wollte ich sagen, heirathe immerhin, aber das Eheband währt bis zum Tod.

In der Welt sind vier Dinge, die vermögend sind, den Menschen aus einem Hause zu jagen: Der Rauch, das Feuer, ein zerrissenes Dach, ein böses Weib. Dreien davon läßt sich leicht abhelfen, dem Rauch mit Verdekung des Feuers, das Feuer kann man mit Wasser löschen, das Dach ausbessern; für ein böses Weib aber ist auf Gottes Erdboden kein Mittel zur Besserung vorhanden. Wenn Dich nun all Dieß nicht abschrekt, so wäre mein Wunsch der, Du nehmest eine Kleine Dir zum Weibe, damit Du unter so vielen Uebeln doch wenigstens das Kleinste habest. Gewiß mein Rath ist der beste, befolge ihn. Hast Du eine Weile gehaust, dann überlies dieses Brieflein und Du wirst meinen wohlgemeinten Rath gewiß nicht verkennen können. Hat es Dich aber gereut, so will ich Dein Herzensbruder nicht mehr seyn.

Ein Poet sagt:

> In den Ehestand sich begeben,
> Ist wohl eine schöne Sach',
> Aber öfter ist das Leben,
> Durchgelebt in Weh' und Ach.

Warnungsstadt am Sylvesterabend 1840.

Dein Freund Hansbedenkdichwohl.

Ueber Anlage von Koppeln und Heken.

Die Anlagen von Heken, Baumreihen u. s. w., in einigen Gegenden auch bepflanzte Koppeln genannt, welche von einigen landwirthschaftlichen Schriftstellern unbedingt anempfohlen werden, gewähren vorzüglich den Vortheil, daß dem Landwirthe die Möglichkeit gegeben ist, im Kleinen auf den Wärme- und Feuchtigkeitszustand der Luft durch Vermehrung oder Verminderung des Luftzuges und des Sonnenlichtes einzuwirken.

Er vermindert die Feuchtigkeit durch Hinwegräumung der Gegenstände, welche der freien Bewegung der Luft hinderlich sind, erhält sie aber, wenn den Winden der Zutritt dadurch benommen wird. Die Einfriedungen des Bodens mit lebenden Heken oder dichten Wänden, welche die herrschenden heftigen Winde abzuhalten vermögen, gründen sich hierauf. Je mehr ihrer auf einem gegebenen Raume sind, und je mehr dadurch die Wirkung der Winde gebrochen wird, desto grösser ist die Wirkung in Hinsicht auf Feuchtigkeitserhaltung. Bei ihrer Anlage ist die Seite, woher die heftigen und dabei mit troknem Wetter begleiteten Winde kommen, sehr zu berüksichtigen.

Heftige kalte Winde sind nicht so fast wegen der Austroknung des Bodens, als wegen des üblen Einflusses zu fürchten, den sie zur Zeit der schon wirklich begonnenen Vegetation durch schnellen Temperaturwechsel auf die Gewächse zu üben im Stande sind. Sie schaden hier mehr auf losem troknen, als auf kompaktem Boden, weil sie dort leicht die Krume durchdringen, und das Schädliche des Temperaturwechsels bis zu den Pflanzenwurzeln verbreiten können. Auch dieses Uebel wird durch hohe lebendige Einfriedungen abgehalten. Wo sie nicht bestehen, muß man selbst auf mehr thonhaltigen Boden den Zug der heftigen kalten Frühjahrswinde wohl beachten und sich hüten, Gegenstände, welche ihrer Wirkung hemmend entgegenstehen, z. B. Waldungen hinwegzuschaffen, weil man sich sonst bedeutenden Schaden zufügen kann.

Diese lebendigen Einfriedungen, welche künstlich angelegt werden, sind entweder Heken oder Baumreihen.

Die Heken, lebendige Einfriedungen aus Gesträuchen oder strauchartig gezogenen Bäumen bestehend, gewähren ausser den bereits erwähnten

Vortheilen noch verschiedene Nebennüzungen. Sie gewähren Schuz gegen Menschen und Thiere und haben vor Zäunen und Mauern den Vortheil der längern Dauer und geringeren Kostspieligkeit; sie geben Früchte zu mancherlei Anwendung, Blätter als Futter und Streu, ferner Holz zu mancherlei Zweken; sie gewähren dem Weidevieh Schuz gegen Stürme und die brennende Sonne und schliessen dasselbe auf einen bestimmten Raum ein, erschweren die Bearbeitungen des Bodens nicht nur durch ihre auslaufenden Wurzeln, sondern durch das öftere Umkehren mit Akerwerkzeugen; sie erschweren das Troknen des Bodens und der geernteten Früchte, verursachen grosse Anhäufungen von Schnee und dienen den Insekten und andern schädlichen Thieren zum Aufenthaltsorte.

Dr. Zierl, Universitäts-Professor.

Das Geheimniß,

Pelz und Federn vor den allgemein gehaßten Motten zu schüzen,

besassen Straßburger Naturalienhändler seit dreißig Jahren. Da das Mittel höchst billig, probat und der menschlichen Gesundheit ganz unschädlich ist, so halte ich es für meine Pflicht, dieses Arcanum zu veröffentlichen. Es ist pulverisirter Eisenvitriol. Von dem Zwekgemässen habe ich eine 12jährige Erfahrung; so lange stehen nemlich in einer Sammlung Vögel von Straßburg, die völlig von Motten und andern Insekten unangetastet geblieben sind, während andere Vögel, selbst solche mit Arsenik konservirt, mehr oder weniger angegriffen worden sind und ein beständiges Nachsehen erforderten. — Man wendet dieses Mittel an, indem man das Pulver zwischen die Haare und Federn auf den Grund der Haut streut. Der Eisenvitriol, wie man ihn bei Materialisten das Pfund zu 6 bis 8 Kr. kauft, muß jedoch etwas getroknet werden, damit er leichter zu pulverisiren ist. Es wird sich der Mühe lohnen, dieses Mittel auch bei Tüchern, Roßhaaren in Canapees, in Stühlen, wollenen Waaren rc. zu versuchen.

Ueber Hopfen.

Augenfällige Merkmale des guten Hopfens.

1) Die Hopfenzapfen müssen ganz und unzertrennt seyn;
2) die Dekblätter müssen weißlichgrün oder gelblich, nicht aber bräunlich aussehen;
3) wenn man mit dem gewöhnlichen Vergrösserungsglase die untern Theile der Dekblätter und den Fruchtknoten betrachtet, so muß man das Hopfenmehl in Menge und dicht aufgestreut erkennen;
4) die Körnchen dieses Mehles müssen hübsch voll, wie gewölbt oder kuglig erscheinen, nicht platt zusammengefallen oder wie zusammenhängend aussehen;
5) das wesentliche Kennzeichen dieses körnigen Mehles ist eine helle, zitrongelbe, nicht bräunliche Farbe;
6) die Hopfenzapfen müssen in dem Hopfen einen eigenthümlichen Geruch deutlich bemerken lassen.

Wer diese Kennzeichen genau wahrnimmt, wird sehr bald im Stande seyn, guten, frischen Hopfen vom schlechten, verlegenen zu unterscheiden, und die Verfälschungen zu entdeken, die sich die Hopfenhändler zu Schulden kommen lassen. Am Meisten ist das Untermengen schlechten, verlegenen Hopfens.

Man bedient sich jezt in Frankreich und England des Eisendrahts statt der kostspieligen Hopfenstangen. In dem Leztern werden in gewissen Entfernungen Bäume aufgerichtet, die ein an ihrem obern Theile befestigter wagerechter Eisendraht verbindet. An diesem starken Eisendrahte sind andere angebracht, die senkrecht zur Erde reichen, wo sie durch Pflöke festgehalten werden. Der Hopfen rankt sich um diese Eisendrähte und gedeihet viel besser, als an den Stangen, die ihm zu viel Schatten verursachen. Man bedient sich der Spizen des Eisendrahtes zu gleicher Zeit, um dadurch die Elektrizität anzuziehen, wodurch der Wachsthum des Hopfens sehr befördert werden soll. In Frankreich werden die Eisendrähte in einer gewissen Höhe über dem Boden wagerecht gezogen, was, wie mehrere Landwirthe behaupten, dem Erdreich mehr Wärme sichert und für die Pflanze äusserst vortheilhaft ist.

Ein freundliches Wort mit dem Leser.

Lieber wäre es mir freilich, wenn der Leser ein freundliches Wort zu mir spräche. Er hätte mir gewiß Mancherlei zu sagen und ich wünschte am Liebsten zu hören, was derselbe mir für guten Rath zu noch mehrerer Vervollkommnung meiner Zeitung ertheilen möchte.

Es war im Jahre 1818, als ich eine „Bauern-Zeitung aus Frauendorf" ankündigte. Wir hatten damals kein anderes Volksblatt im Lande. Mit Anfang 1819 trat dann diese Bauern-Zeitung zum ersten Male vor den ehrwürdigen Richterstuhl der Nation und fand einstimmigen Beifall und in allen Landes-Bezirken gute Aufnahme.

Zwei und zwanzig Jahre sind seitdem verflossen — und die alte Bäurin hat inzwischen viele Söhne und Töchter bekommen, alle gut und wohl versorgt in vornehmen Städten und der Mutter Ehre und Freude machend, besonders seit dieselben ihre anfängliche Unverträglichkeit unter sich sich abgewöhnt haben und nun des hohen Berufes, Organ der Belehrung und Bildung des Volkes zu seyn, sich immer mehr und mehr in friedlicher Eintracht bewußt werden.

Es freut die alte Bäuerin zugleich herzlich, daß Söhne und Töchter fortfahren, sich ihrer noch fromm zu erinnern, indem sie auf ihrem Wege durch's Land sich mit ihren schönen Siebensachen bei ihr einfinden, ohne sie nur je einmal dafür mit Ansprüchen auf ihre Sparpfenninge zu beschämen. Das thut der Mutter gar wohl und sie wünscht daher auch Allen, daß sie lange leben und es ihnen wohlergehe auf Erden. — Ihre größte Freude aber hat sie mit dem Kleinsten ihrer Kinder; 's ist aber auch gar ein niedliches geschäftiges Ding; — und Jahr aus Jahr ein stellt es sich tagtäglich ein und weiß sich immer beliebter zu machen. — Es nennt sich „Münchner Tagblatt." Man höre nur, wie naiv und dabei doch recht sinnig es sich in Nro. 338 für 1841 wieder angekündigt hat.

„Ich kleines, liebes, kurzweiliges Ding," sagt es, „bin nun bald fünfzehn Jahre alt! Ja — am nächsten Sylvester Abend schlägt die Stunde der Geburt meines — Blattes. Es hat viele Opfer gekostet, bis es zur guten Reife gelangte, denn „wer nicht säet, kann nicht ärnten," es war mit so manchem Verdruß verknüpfet, denn „keine Rosen ohne Dornen," man mußte sich mit kleinem Nuzen begnügen, aber „wer wenig nicht ehrt, ist viel nicht werth." Es sind inzwischen viele ähnliche Blätter entstanden, die bald wieder starben: „Heute roth, morgen todt." Man hat das brave Tagblatt häufig angefeindet, „besser Neider, als Mitleider." Nach und nach ist das Tagblatt grösser geworden, „aus Kinder werden auch Leut." Und zur grossen Freude gings immer besser, bis das Blatt endlich fest stand, „gut Ding braucht Weil." Die Abonnenten mehrten sich und lohnten der Arbeit „jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth." Diese Sprüchlein, lieber Leser, habe ich jüngst vom Badergesellen im „Dorfbarbier" erlernt, „was man nicht kann, steht das Lernen wohl." Ich wüßte noch viel mehr, wenn ich mehr gelernt hätte, „was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nicht mehr." Und nun wünsche ich Ihnen zum neuen Jahre recht viel Glük und Segen, denn „an Gottes Segen ist Alles gelegen."

Das hat die Kleine recht gut gemacht, und die Bauernzeitung weiß für sich selbst nichts Besseres zu sagen und zu wünschen. Sie tritt nun mit ihrem nächsten Blatte ihre drei und zwanzigjährige Laufbahn an, und wer sie bisher auf ihrem Wege begleitet und, was sie unterwegs gesammelt, sich wohl bewahret hat, wird in Anerkennung, daß sie nur für bleibend Nüzliches besorgt ist, sie auch wohl ferner willkommen heissen.

Fürst.

In Commission der Pustet'schen Buchhandlung in Passau. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Register

zur

neuen Bürger- und Bauern-Zeitung.

Siebenter Jahrgang 1840.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

Frauendorf.
In der Buchdrukerei der praktischen Gartenbau-Gesellschaft.

